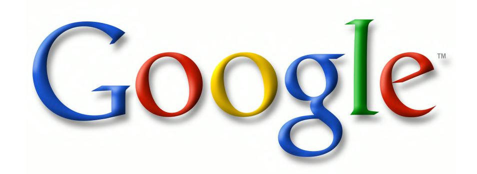
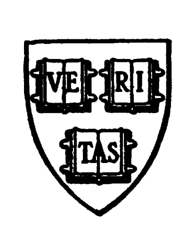





VE RI
TAS



Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Fünfter Jahrgang.

8

Achter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1851.

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Nibelungen und Gudrun.

(Schluß zu Band VII. S. 129—163.)

Der Geist, welcher die ganze Dichtung der Nibelungen durchdringt, ist ein grunddeutscher; jenes Streben nach individueller Selbständigkeit in Siegfried, die Treue in ihren verschiedensten Formen, die Heiligkeit des Familienlebens und der Pietät, die scharf einschneidende Reflexion, mit welcher Hagen der Träume spottet und sich über die Autorität jedes Schicksals erhebt, sind die hervorragenden Züge, in welchen das grunddeutsche Wesen der Nibelungen sich ausprägt. Aber sie sind nicht die einzigen. Es entspricht vielmehr ganz dem Wesen des deutschen Geistes, daß das Mythische und Wunderbare in dem Nibelungenliede bei Seite geschoben und das Menschliche in seiner Entwickelung in den Vordergrund gestellt ist, daß nicht die Macht des Fatums, sondern die Idee der Gerechtigkeit in der Welt dieser Gestalten herrscht. Man muß die nordische Sage vergleichen, um die deutsche Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Schönheit zu bewundern. In der Völsungasaga entspricht Sigurd dem deutschen Siegfried. Sigurd ist noch durchaus eine mythische, mit wunderbaren Kräften ausgestattete Gestalt. Der Gott Odin ist ihm behülflich, das wunderbare Roß Grani zu erlangen. Sein Erzieher Reigin fordert ihn auf, Fafnirs Schatz zu holen. Auf diesem Schatze ruht ein Fluch, der Jedem den Untergang bringt, der sich des Schatzes bemächtigt. An diesen vom Fluche getroffenen Schatz ist also der Untergang Sigurds geknüpft. Fafnir war zum giftigen Lindwurm geworden; Sigurd, welchem Odin mit seinem Rathe beisteht, tödtet Fafnir; sterbend warnt ihn dieser vor dem Schatze, der ihm den Tod bringen werde. Sigurd ist nun beschäftigt für Reigin das Herz Fafnirs zu braten; er berührt mit dem Finger dasselbe, bringt ihn auf die Zunge und versteht sofort die Sprache der Vögel, von denen einer ihn ermahnt, den Reigin zu tödten, welcher ihn hintergehen wolle, um den Schatz für sich zu nehmen. Sigurd folgt dem Rathe, tödtet Reigin und bemächtigt

sich des Schatzes. Gerade so wunderbar ist die Geschichte Brunhildens. Sigurd findet sie am Hindarberge schlafend, von Odin mit dem Schlafdorne ins Haupt gestochen; auf Odins Befehl soll sie nicht mehr kämpfen, sondern sich vermählen. Sigurd durchschneidet ihren Panzer mit dem Schwerte, worauf sie erwacht. Sigurd verlobt sich mit ihr und reitet hinweg. Er trifft sie wieder bei Heimir, der mit Brunhilds Schwester vermählt war. Er versichert sie seiner Treue und giebt ihr einen Ring. Er kommt darauf zum König Giuki, der im Süden am Rheine herrscht, dessen Söhne Gunnar, Hogni und Gudorm sind; seine Tochter Gudrun ist die schönste Maid; seine Gattin ist die zauberkundige Chriemhilde. Von ihr wird dem Sigurd ein Zaubertrank eingegeben, in Folge dessen er Brunhild vergißt und sich mit Gudrun vermählt. Ihr giebt er von Fafnirs Herzen zu essen; „von der Zeit an ward sie sehr grimmig.“ Nun folgen Heldenthaten der Giukunge und Sigurds. Sigurds Schwager Gunnar will sich dann um Brunhilden bewerben, die in Hylindal in der Nähe Heimirs in einem Saale wohnt, der mit „lohender Flamme“ umgeben ist; sie will nur denjenigen zum Gemahle wählen, der durch das Feuer reitet. Gunnar vermag dieß nicht; aber Sigurd reitet in Gunnars Gestalt durch die Lohe und wirbt um Brunhilden, welche nun ihrem Gelübde treu seine Gemahlin wird. Bei einem Bade im Rheinstrome entsteht ein Streit zwischen Gudrun und Brunhild. Die letztere will nicht gemeinschaftlich mit Gudrun baden, weil ihr Vater mächtiger sei als Gudruns, weil ihr Gemahl größere Thaten als Gudruns vollbracht habe und durch das Feuer geritten, dagegen Sigurd König Hialprecks Diener gewesen sei. Gudrun will ihren Gemahl nicht geschmäht wissen; Sigurd habe Fafnir getödtet, sei in Gunnars Gestalt durchs Feuer geritten, habe ihr in Gunnars Gestalt Andvaris Ring entzogen. Diesen Ring zeigt sie Brunhilden zum Beweise der Wahrheit ihrer Worte. Brunhild wird stumm und bleich. Sie wirft Gunnar Feigheit und Betrug vor. Dem Sigurd erklärt sie, wie sie sich an ihm zu rächen wünsche, wie sie Gunnar hasse. Brunhild fordert nun ihren Gemahl auf, den Sigurd zu tödten. Gunnars Brüder Gudorm, durch eine Speise von Schlangen- und Wolfsfleisch wild gemacht und von Brunhild angereizt, entschließt sich zur Ermordung Sigurds. Zweimal flieht er vor demselben, weil er den Blick Sigurds nicht ertragen kann; endlich tödtet er den Schlafenden. Brunhild freut

sich lachend der Rache, die sie erlangt hat und tödtet sich selbst, nachdem sie Gunnars Schicksal voraus gesagt hat. Gudrun, laut klagend über die Ermordung Sigurds, entflieht und kommt zum Könige Hialpreck. In Dänemark verweilt sie sieben Halbjahre; ihren Gram vergißt sie durch einen Zaubertrank, den ihr Gunnar eingiebt, welcher mit seiner Mutter Chriemhilde hierher gekommen ist. Mit Widerwillen vermählt sie sich mit dem König Atli, welcher bald durch Träume beunruhigt gegen seine Gemahlin mißtrauisch wird. Atli trachtet nach Sigurds Schatze, in dessen Besitze Gunnar und seine Brüder waren; und um sich des Schatzes zu bemächtigen, ladet er seine Schwäger zu Festlichkeiten ein. Gudrun warnt ihre Brüder durch geschnittene Runen und andere Zeichen; aber getäuscht durch den Boten Vingi beschließen sie die Fahrt zu Atli. Als sie bei ihm ankommen, fordert Atli den Schatz Sigurds als das Eigenthum Gudrunens; die Giukunge weigern sich, den Schatz herauszugeben und werden nun in hartem Kampfe angegriffen. Gudrun sucht Frieden zu stiften; es gelingt ihr nicht; da kämpft sie grimmig an der Seite ihrer Brüder, welche anfangs siegen; aber im weitern Kampfe stehen Gunnar und Hogni allein da und werden überwunden. Der gefesselte Gunnar soll angeben, wo der Schatz sich befinde, wofern er leben wolle. Aber Gunnar will erst das Herz seines Bruders bluten sehen. Da wird dem Hogni das Herz ausgeschnitten; Hogni beweist so großen Muth, daß er während der Marter singen kann. Gunnar aber verschweigt den Ort des Schatzes. Er wird in einen Schlangenhof gesetzt; durch eine von Gudrun ihm übersandte Harfe, die er mit den Zehen spielt, da ihm die Hände gebunden sind, schläfert er die Würmer ein, bis auf eine Natter, welche sich in sein Herz bohrt. Großen Heldenmuth beweist er bei seinem Tode. Atli sucht sich mit Gudrun zu versöhnen; diese brütet Rache und begegnet ihm mit verstellter Freundlichkeit, um sie desto sicherer zu erlangen; wie Medea tödtet sie ihre und Atlis beide Söhne; füllt ihre Schädel mit Wein und Blut, bratet ihre Herzen, Atli trinkt das Blut und ißt das Herz seiner Kinder und erfährt dann das Scheußliche. Gudrun tödtet den Atli mit Hülfe Niflungs, des Sohnes Hognis, welcher seinen Vater zu rächen sucht. Gudrun will nun ihrem Dasein ein Ende machen; mit Steinen im Busen stürzt sie sich in die See; die Fluthen tragen sie aber fort und sie kommt zur Burg des Königs Jrnakur, mit welchem sie sich vermählt. Sie gebiert ihm drei Söhne. Bei ihm war auch Suan-

hilde, Sigurds und Gudrunens Tochter, auferzogen. Suanhilde stirbt eines elenden Todes; die Brüder sollen sie rächen, finden aber dabei ihren Untergang.

Wie die kurze Uebersicht der Völsungasaga beweist, ist das Wunderbare und Zauberhafte in derselben vorwaltend; der unmittelbare Einfluß Odins, der Drachenkampf, die Folgen des Drachenblutes, die Zaubertränke, die ganze Erscheinung der Brunhild, namentlich aber der Schatz und die Folgen des Fluches, der auf demselben ruht, alle diese wunderbaren Verhältnisse beherrschen die Völsungasaga. In den Nibelungen ist dem Wunderbaren ein so bedeutender Einfluß nicht eingeräumt; zwar ist es noch vorhanden: Siegfried macht sich unsichtbar durch die Tarnkappe, hat eine undurchdringliche Hornhaut, Träume und Wasserweiber verkündigen die Zukunft, des todten Siegfried Wunden fließen, sobald Hagen an den Leichnam herantritt;— aber dieses Wunderbare ist in den Nibelungen in den Hintergrund gedrängt, ist Beiwerk geworden und keinesweges wie in der Völsungasaga der bestimmende Grund, aus dem die Handlungen und Schicksale der Menschen hervorgehen. In den Nibelungen steht Alles vielmehr im Lichte des Natürlichen und Menschlichen. Man vergleiche nur die Charaktere Siegfrieds und Brunhilds. In der Völsungasaga wird Sigurds Drachenkampf ausführlich erzählt mit allen begleitenden Umständen des Wunders; auch seine Gestalt ist in der nordischen Sage ins Wunderbare erhöht, seine Augen sind so leuchtend, daß wenige seinen Blick ertragen konnten; in der Vilkinasaga, obgleich sie deutsche Sagen enthält und daher dem Nibelungenliede näher steht, ist Sigurd schon als neunjähriger Knabe riesenstark und unbändig, reißt bei dem Schmied Mimer die starken Gesellen nieder, schlägt den Amboß in den Grund, tödtet den Lindwurm und bekommt durch das Blut desselben die Hornhaut und das Verständniß der Sprache der Vögel. In den Nibelungen begegnet uns Siegfried sogleich in natürlicher und menschlich schöner Weise; unter der Sorgfalt liebender Eltern wächst er heran; selten reitet er ohne Hüter, „die Weisen, denen Ehre bekannt war," pflegen sein und erziehen die hohen Tugenden, die sein eigner Sinn gebiert (Str. 24, 26.); er wird zum Ritter geschlagen; und sein hoher Sinn, von Minne bewegt, treibt ihn auszuziehen nach der schönen Chriemhild. Der ideale, ritterliche Geist beherrscht den Siegfried; der Hauch des Wunderbaren schwebt noch um seine Gestalt; aber jene seltsamen mythischen Züge

von Siegfrieds Jugend, wie sie die nordische Sage enthält, läßt der Dichter absichtlich fallen, er bemerkt ausdrücklich, daß er von den Wundern viel verschweige, die von Siegfried's Hand gethan seien (Avent. 2 init.). Wo er sich genöthigt sieht, von diesen Wundern zu berichten, drängt er sie in eine Episode oder behandelt sie kurz; wie Siegfried den Nibelungenhort erwarb, wie er den Drachen tödtet und in seinem Blute badend die Hornhaut empfing, erfahren wir aus dem Munde Hagens, welcher dadurch erst den Helden bei dessen Ankunft an dem Hofe der Burgunden aufmerksam macht (Str. 88—100.). Die Hornhaut paßt nicht zu dem Geiste der Nibelungen; die Klage und Biterlof wissen auch von ihr nichts; Wilh. Grimm hat sie mit Recht als eine Entstellung bezeichnet*). Aber der Dichter braucht diese Eigenthümlichkeit Siegfrieds offenbar zu einem höheren Zwecke. Er motivirt durch sie die Rachsucht Chriemhildens. Die Hornhaut macht den Siegfried unverwundbar, und nur die eine Stelle in der „Herte", wo beim Bade im Drachenblut ein Lindenblatt gelegen hatte, war zu durchbohren; nun sucht Hagen der Chriemhild dieses Geheimniß der Verwundbarkeit Siegfrieds zu entlocken und je mehr Chriemhild ihr Vertrauen getäuscht sieht, desto mehr wird ihre Rachsucht erklärlich. Mit der Fahrt zu den Nibelungen, welche das achte Abenteuer erzählt, hat Siegfried den Zweck, von den Nibelungen sich Mannen und Gefolge zu holen und dadurch das Ansehn Gunthers bei Brunhild zu erhöhen. Dieses Abenteuer ist also auch erzählt, um Siegfrieds Bemühungen für Gunther in stärkeres Licht zu setzen und dadurch die Undankbarkeit Gunthers gegen Siegfried und die Abneigung Chriemhilds gegen ihren treulosen Bruder desto sorgfältiger zu erklären. In der nordischen Sage ist das Wunderbare der ganze Charakter Siegfrieds; in den Nibelungen ist es nur das Piedestal, auf welchem die ritterliche Heldengestalt Siegfrieds in ihrer menschlichen Schönheit aufgerichtet ist. Ein ähnliches Verhältniß findet in Bezug auf Brunhild Statt. In der Völsungasaga ist sie die Valkyrie, die wunderbare Schlachtenjungfrau Odins, welche von dem strafenden Gotte in den Zauberschlaf versenkt und von Sigurd erweckt wird, der sich ihr verlobt; von der lohenden Flamme in ihrer Wohnung rings umgeben, kann sie nur von demjenigen als Gattin erworben werden, der den Muth

*) Deutsche Heldensage p. 370.

und das Geschick hat, durch die Flamme zu reiten. Wunderbare Gaben der Weisheit und Weissagung stehen ihr zu Gebote. In den Nibelungen ist von der Schlachtenjungfrau der nordischen Sage das Wunderbare genommen und nur die außerordentliche Kraft ist ihr geblieben. Der wichtigste Unterschied zwischen der nordischen und deutschen Dichtung beruht darauf, daß in der ersteren der Untergang der Personen abhängig gemacht ist von dem Fluche, welcher auf dem Schatze liegt; in den Nibelungen wird der Schatz öfter erwähnt, allein die Bedeutung hat er nicht, daß an seinen Besitz sich der Untergang der Besitzenden knüpfte. Während daher in der nordischen Sage die Helden einem von außen kommenden Schicksale zum Opfer fallen, ist in den Nibelungen dieses Schicksal überwunden und in die menschliche Brust verlegt. Es kommen zwar Stellen in den Nibelungen vor, welche auf einen Schicksalsglauben hindeuten; da sterbent wan die veigen (die vom Verhängniß Bestimmten), sagt Gernot (Str. 149, 2.), und bei Dietlindens Verlobung heißt es: swaz sich sol rüegen, wer mac daz understên? (Str. 1618.); aber solche Ideen haben auf den Gang der Handlung so wenig Einfluß, als Hagen in seinem Entschlusse durch die Wasserweiber oder Makbeth zu seinen Freveln durch die Hexen bestimmt wird. Vielmehr ist es die Idee der Gerechtigkeit, welche die ganze Dichtung der Nibelungen durchdringt. Nicht weil Siegfried der Besitzer des vom Fluche getroffenen Schatzes war, geht er tragisch in „leuchtender Heldenherrlichkeit" unter, sondern weil der sonst so offene, redliche Held der Theilnahme an Lüge und Trug in Bezug auf Brunhild sich nicht entzogen hatte; nicht als Besitzer des vom Fluche getroffenen Schatzes gehen die Burgundenkönige zu Grunde, sondern weil sie an der verrätherischen Ermordung Siegfrieds activen oder passiven Antheil haben; nicht ein blindes Schicksal, sondern die Idee der Gerechtigkeit schreitet in dem Nibelungenliede wie ein strafender Geist durch die Geschlechter und giebt unerbittlich dem Untergange alle Diejenigen Preis, die sich durch Schuld befleckt haben; und nur Diejenigen bleiben verschont, welche mitten in der Welt der sittlichen Entartung frei geblieben sind von Schuld und Fehle. Diese Idee der Gerechtigkeit erscheint in den Nibelungen in ächt tragischer Weise. Keine Person wird von außen durch ein Schicksal zu irgend einer Handlung gezwungen; der Wille bleibt ihr frei in der Brust und ihre Leidenschaft oder ihre Schwäche ist ihr Schicksal. Siegfried verstrickt sich um der Liebe

willen in das Gewebe der Lüge und geht unter; aber seine Mörder sind Frevler und ihr Frevel wird furchtbar gestraft durch die Rächerin Chriemhilde; aber weil sie leidenschaftlich alles Maaß und alle Menschlichkeit in ihrer Rachethat überschreitet, wird sie von dem schnellen Fuße der Strafe ereilt und stürzt selbst in den Abgrund, in welchen sie andere gestürzt.

Diese Idee der Gerechtigkeit tritt aber in den Nibelungen gleichsam verkörpert auf in der Person des Dietrich. In dem furchtbaren Vernichtungskampfe steht dieser mit großartiger Unpartheilichkeit da; er kennt seine Pflichten als Dienstmann Etzels und Chriemhildens; er verwirft schweigend die Ermordung Siegfrieds (Str. 1781); aber er warnt die Burgunden vor der Rache Chriemhildens, welche jeden Morgen um den ermordeten Gemahl klagt und weint (Str. 1779 fg.); unter seinem Schutze entfernt sich Chriemhild aus dem Getümmel des Kampfes, aber er verweigert beharrlich sein Schwert gegen die Burgunden; als er den Tod des theuren Rüdeger erfährt, kann er, überwältigt von Schmerz, das Ungeheure nicht glauben, sondern sendet den Hildebrand zur Erkundigung, den Dietrichs Mannen ohne sein Wissen begleiten; um den Leichnam Rüdegers bittend und von den Burgunden mit Hohn zurückgewiesen, greifen sie zum Schwerte, werden getödtet und der blutende Hildebrand bringt die Nachricht von den jammervollen Vorgängen. Da erhebt sich Dietrich im Sinne der strafenden Gerechtigkeit; denn die Manen des edeln Rüdeger und der theuren Kampfgenossen fordern Sühne. Je größer die Kraft und der Schmerz des Helden ist, desto bewundernswerther ist seine Mäßigung; Dietrich fordert nur, daß Gunther und Hagen, die allein noch übrigen Burgundenhelden sich ihm zu Geißeln ergeben; dann will er sie behüten. Als sie sich weigern, schreitet er gezwungen mit widerstrebendem Herzen zum Kampfe; er tödtet die Männer nicht, die ihm das bitterste Leid zufügten; er legt sie in Fesseln und bringt sie zu Chriemhild, er fordert von ihr, daß sie das Leben derselben schone. So hat er das Amt der Gerechtigkeit verwaltet; mit dem Blut der Burgunden befleckt er sich nicht; seine Heldenseele bleibt rein und untadelig. Eine Gestalt wie Dietrich hat die nordische Sage nicht aufzuweisen.

Wir haben gesehen, daß die Nibelungen, verglichen mit der Völsungasaga, aus dem dunkeln geheimnißvollen Zauber des Wunderbaren herausgetreten und durchdrungen sind von der Idee der Gerechtigkeit,

welche den Menschen mit dem Maaße mißt, das er selbst durch seine Thaten bezeichnet. Diese sittlichen Ideen aber, welche den Leib der Nibelungendichtung als lebendige Seele durchdringen, sind der Grund, daß in ihr alle Verhältnisse und Personen der Menschlichkeit näher gerückt sind. Schon der Charakter Rüdegers und alle Verhältnisse, die sich an seine Person knüpfen, sind Beweise einer schönen Milde, einer rührenden Menschlichkeit; aber die Vergleichung der Nibelungen mit der Völsunga- und Vilkinasaga bietet eine Menge Züge dar, die den mildern Geist der Nibelungen beurkunden. Ist auch in den letzteren die Ermordung Siegfried's eine empörende Gewalthat des Verrathes, so wird er doch nicht wie der Sigurd in der Völsungasaga im Schlafe ermordet; und haben in dem Nibelungenliede die burgundischen Könige an dem Morde Siegfrieds einen Antheil, indem sie ihn billigen oder nicht verhindern, so vollbringt ihn doch nicht der eigne Schwager Siegfrieds, wie in der Völsungasaga Gudorm den Sigurd tödtet, sondern der dem Siegfried ferner stehende Hagen ist der Mörder. Eine Vergleichung der Gudrun in der Völsungasaga mit der Chriemhild des Nibelungenliedes wird uns immer auf die Seite der Chriemhild stellen, welche, wie weit sie sich auch von der Weiblichkeit und Menschlichkeit verirrt, doch nur durch die unendliche Tiefe ihrer Liebe zu Siegfried zu diesen Verirrungen fortgerissen wurde. In der Vilkinasaga, obgleich sie den Nibelungen näher steht, schreitet Chriemhilde zu weit unmenschlicheren Thaten fort, als im Nibelungenliede; sie faßt in dem Saale einen Brand und stößt ihn ihrem Bruder Gernot in den Mund, um zu prüfen, ob er noch lebe; und auf diese scheußliche Weise tödtet sie ihren Bruder Gieselherr. In der Vilkinasaga wird Sigurd gerade so wie in der Völsungasaga von seinem Schwager getödtet; denn der Mörder Hogni ist der Bruder Chriemhildens, und man wirft der Chriemhild den todten Gemahl auf das Lager in die Arme. Indem Hogni der Bruder Chriemhildens ist, geht die Eigenschaft der Vasallentreue verloren, die dem Hagen der Nibelungen als ein tieferer Zug der Menschlichkeit inne wohnt. Auch in der äußern Gestalt ist Hogni schrecklicher als Hagen. „Hogni hatte ein langes Antlitz, bleich wie Asche und nur ein Auge." Es ist ein Zug von homerischer Milde, daß in den Nibelungen Gieselherr und Rüdeger durch die Pietät bestimmt einander im Kampfe vermeiden, wie in der Ilias die Gastfreunde Glaucus und Diomedes; in der Vilkinasaga dagegen fällt

Rodingeir (Rüdeger) durch Gieselherr, den Verlobten seiner Tochter. Ebenso ist in der Vilkinasaga Dietrich nicht der edle Held, als welchen er sich in den Nibelungen zeigt; Flammen sprühen aus seinem Munde, als er mit Hogni kämpft (ein Zug, den auch das deutsche Gedicht „der Rosengarten“ hat), und Chriemhild fällt durch sein Schwert. Zuletzt sei noch an den Umstand erinnert, daß der Sigurd der Völsunga- wie der Vilkinasaga ursprünglich sich mit Brunhild verlobt hatte, während in dem Nibelungenliede dieser Zug verwischt ist. Dadurch gewinnen Siegfried und Brunhild einen milderen und reineren Charakter. Von dem ersteren ist der Vorwurf der Untreue entfernt und bei der andern, indem sie Rache sucht wegen verletzter Ehre, mischt sich nicht die trübe Leidenschaft der Eifersucht ein.

Dieser überall hervortretende mildere und menschlichere Charakter, wie er in den Nibelungen, verglichen mit den nordischen Sagen, uns begegnet, ist begründet in den tiefsittlichen Ideen, welche die Nibelungendichtung durchdringen. Denn die Sonne jener oben angeführten Grundideen hat den dunkeln, heidnischen Naturgeist mit seinen unheimlichen Zaubern verdrängt und ihr Licht verbreitet sich in den mannigfaltigsten Strahlen. Wie ist die Lüge in ihrer furchtbaren Verderblichkeit dargestellt! Treue des Vasallen, Treue des Gatten und der Gattin, Gastfreundschaft und Freigebigkeit, der Muth im Kampfe und die ritterliche Ehre, die Freundschaft und die Treue der Kampfgenossenschaft — alle diese sittlichen Ideen sind in bedeutenden Zügen ausgeprägt. Der Geist der Ritterlichkeit und des Christenthums ist in den Nibelungen vernehmbar und die Zeit des 13. Jahrhunderts hat ihren mildernden Einfluß auf die Umbildung der alten Sage geäußert. Diese Milderung zeigt sich aber nicht allein in den Charakteren, sondern in der ganzen Composition. Das ganze Epos der Nibelungen wirkt wie eine Tragödie und die Eindrücke des Furchtbaren und Schrecklichen können uns nicht erspart werden. Aber die Dichtung unterläßt nicht uns vorzubereiten, daß wir das Furchtbare mit gefaßtem Gemüthe ertragen. Daher giebt sie uns Scenen, durch welche unser gespanntes Gemüth sich bis zur Heiterkeit erhebt: welchen freudigen Antheil nehmen wir an Siegfrieds Heiterkeit auf der Jagd; wie ergötzen wir uns an den kecken Scherzen des liebenswürdigen Helden; wie erfrischt sich unser Auge an dem wundervollen Grün des Waldes und der Wiese! je inniger wir uns mit unserer Empfindung in die schöne Waldgegend vertiefen, wo der

kühle Quell unter dem Schatten der geheimnißvollen Linde geschwätzig rauscht, desto reiner ist das Behagen, welches in unser Herz einziehet; und die Ruhe, welche über die ganze Gegend wie ein milder Genius sich verbreitet, wird die Stimmung unseres eigenen Gemüthes. — An dem Ende der Dichtung soll uns der Untergang so vieler Helden am furchtbarsten treffen; daher sammelt der Dichter unseren Geist von neuem zur Ertragung der furchtbaren Geschicke. Er führt uns zu der Burg des herrlichen Rüdeger; und eine liebliche Idylle voll schöner Anmuth, Heiterkeit und Sittlichkeit breitet sich vor unsern Blicken aus. Der edle Markgraf mit seinem heitern Wohlwollen, mit seiner herzlichen Freude, die Burgunden bewirthen zu können, seine edle noch durch Schönheit ausgezeichnete Gattin Götelinde und der schönen Mutter schönere Tochter Dietlinde, wie sollten in ihrer Umgebung die Burgunden nicht fröhliche Tage leben! Hier herrscht Zuneigung und Vertrauen; hier spendet die Gastfreundschaft in reicher Fülle, die Heiterkeit blüht auf und der Scherz spielt in bunten Farben und das fröhliche Herz strömt seine Fülle aus in den melodischen Tönen des Gesanges; und damit das schöne Bild stiller Glückseligkeit vollendet werde, vereinigen sich die schönsten Gestalten, Gieselherr und Dietlinde, zum Bunde der Liebe! Dieses Verhältniß scheint wie eine milde Sonne durch die tragischen Gewitterwolken, es giebt uns wenn auch nur für Augenblicke Beruhigung. Und damit auch in den furchtbaren Scenen des Untergangs der Burgunden unser Herz eine Stelle finde, wo es ausruhe von der Anstrengung, mit welcher wir das Ungeheure ertragen, begegnet und das Freundschaftsverhältniß zwischen Hagen und Volker. Volker erheiterte durch Scherz und witzige Rede: aber was mehr ist, er ist Meister der Töne: als Hagen und Valker treu vereint vor dem Schlafsaal der Burgunden Wache halten bei nächtlicher Weile, da läßt Volker die Töne seiner Saiten stark und voll, dann süß und sanft in die Nacht hinaus erklingen und weht dadurch denen die Ruhe des Schlummers zu, die bald in die ewige Ruhe eingehen sollten. — Durch solche Scenen stellt sich in unserem Gemüthe die Ruhe wieder her, die leicht bei dem Anblick des Furchtbaren uns verloren geht; durch solche Scenen werden wir in die ästhetische Stimmung versetzt, welche uns fähig macht, die Eindrücke des Tragischen unpartheilich zu empfangen. Aber die Dichtung besitzt noch andere Mittel, durch welche unsere ästhetische Fassung bewirkt wird. Sie bestehen in der Motivirung. Wir werden keinen Augenblick

unvorbereitet gelassen auf die Ereignisse, welche sich entwickeln; kein tragisches Geschick kann uns in dem Nibelungenliede überraschen. Daß Chriemhild in tiefes Leid werde gestürzt werden, ahnen wir gleich am Eingange des Epos: denn ihre Träume weisen auf ihre Liebe hin, und auf das Unglück, welches aus der Liebe für sie entspringt. Als später die Burgundischen Boten an den Hof Siegfrieds kommen, um ihn mit seiner Gattin nach Worms einzuladen, da sagt die Dichtung von Chriemhild, sie sei von einem Bette aufgesprungen, darauf sie ruhend lag. Durch diesen einzelnen Zug ist bei dem ahnungsvollen Gemüthe, das wir an Chriemhild kennen, wieder angedeutet, daß diese Ruhe die letzte für sie gewesen sei. Und so werden wir weiter auf die Ermordung Siegfrieds durch Chriemhilds Träume und Herzensunruhe vorbereitet. Als ferner die Burgunden von Etzel eingeladen, an seinen Hof ihrem Untergange entgegenziehen, ist in der Dichtung alles vorhanden, um uns das Verhängnißvolle dieses Zuges empfinden zu lassen und uns auf das letzte Schicksal der Burgunden vorzubereiten. Schon vorher sind sie gewarnt worden: es ist, als ob die Donau absichtlich ihnen Hindernisse entgegenwürfe, um sie zur Rückkehr zu bewegen; keine Brücke, kein Fahrzeug vorhanden; der Strom trüb und angeschwollen, in unruhiger Brandung: mit Mühe wird ein Fährmann aufgefunden, den Hagen erschlägt, um auf der Fähre die Ueberfahrt selbst zu unternehmen; und dazu die Weissagung des Untergangs der Burgunden durch die Wasserweiber, welche sogleich durch die Rettung des Kaplans als untrüglich sich bewährt. Und nun warnt Dietrich, als die Burgunden bei den Hunnen ankommen; und daß der furchtbare Kampf nicht ausbleiben werde, dafür bürgt der Charakter Chriemhilds, welche den Hagen keines Grußes würdigt, dafür bürgt der Trotz Hagens, der den Helm fester bindet, als er von der Begrüßung sich ausgeschlossen sieht. Und so wird Schritt für Schritt die furchtbare Katastrophe eingeleitet.

Durch diese Motivirung erreicht die Dichtung, daß wir auf die furchtbaren Geschicke vorbereitet werden und sie mit gefaßtem Gemüthe ertragen. Aber wir scheiden von der Dichtung mit gefaßtem Geiste noch aus einem andern Grunde. Der Eindruck, den das Nibelungenlied zuerst auf uns macht, ist ein gewaltig erschütternder; es versetzt uns in ein Zeitalter, wo die gewaltigsten Leidenschaften ihre ganze Kraft entladen, wo Hagen verrätherisch mordet und Chriemhild aus

Rachsucht ganze Geschlechter in das Verderben reißt; aber sie läßt uns auf den Trümmern dieses Geschlechts, das die Gesetze der Gastfreundschaft, der Pietät nicht heilig hält, Männer, wie Dietrich und Hildebrand, übrig, welche durch ihren Gerechtigkeitssinn auf eine bessere Zukunft hinweisen. Das Nibelungenlied macht in dieser Beziehung denselben Eindruck, wie Shakspeares Lear, der auch in anderer Beziehung mit Recht mit dem Nibelungenliede und der Ilias zusammengestellt worden ist*), in welchem das entartete Geschlecht sich selbst vernichtend untergeht, aber die rein gebliebenen Personen, wie Edgar und Albanien als Begründer eines neuen sittlichen Zustandes unser Herz mit Trost und Hoffnung erfüllen. Wie furchtbar aber auch in den Nibelungen die Leidenschaft wüthet, wir nehmen selbst mitten in diesen Leidenschaften eine sittliche Kraft und Tiefe wahr, die uns mit Bewunderung erfüllt, und die Nibelungen sind ein Gedicht, in welchem das Wesen der Liebe und Treue in seiner ganzen Tiefe sich tragisch entwickelt. Der deutsche Geist begnügte sich nicht, uns diese tragische Entwickelung der Liebe und Treue zu geben; er schilderte uns die Treue auch in einer mildern und versöhnenden Form und stellte neben die Nibelungen die Gudrun**), wie neben der Ilias die Odyssee, neben Shakspeares Lear sein Cymbeline steht.

Wenn wir in den Nibelungen vor dem gigantischen Schicksal erbleichen, das aus der Schuld des Menschen entspringend den Schuldigen zerschmettert, so schauen wir mit Befriedigung und Heiterkeit den wohlthätigen Wirkungen zu, welche die bewährte sittliche Schönheit über ganze Völker zu verbreiten fähig ist. Diese Heiterkeit, welche aus der Gudrundichtung in unser Gemüth einzieht, ist um so wohlthuender, je mehr wir wahrnehmen, daß das Glück die Frucht des sittlichen Muthes ist, der die Gegensätze des Unglücks und des Leidens mit der ausdauernden Tapferkeit der Geduld überwindet. Daher ist schon die Localität, in welche uns die Gudrundichtung versetzt, höchst bedeutsam. Unsere Blicke werden auf das düstere Nordmeer gerichtet, dessen Stürme an unser Ohr brausen, an dessen Küsten wilde Könige, wie Hagen, hausen, aber auf dem düstern Grunde der nordischen Küste blüht die schöne Blume des Gesanges und der Frauenschönheit.

*) Von Gervinus, Shakspeare, Bd. III.

**) Gudrun, herausgegeben von A. J. Vollmer, mit einer Einleitung von A. Schott. Leipz. 1848. Nach dieser Ausgabe citire ich; die trefflichen Abhandlungen von San-Marte und Schott sind im Folgenden benutzt worden.

Von den Personen der Dichtung werden viele harten Schicksalen überantwortet; Gefahren drohen überall; aber das Schicksal wird überwunden und das Glück sendet um so heiterere Strahlen aus. So wird Hagen von einem Greifen geraubt, aber später gerettet und den bekümmerten Eltern zurückgegeben; und sein Schicksal wird drei Jungfrauen zum Heile. So wird Hilde, Hagens Tochter, entführt, der blutige Kampf entbrennt um ihren Besitz; aber die Liebe schlichtet den Kampf und begründet ein Leben voll schöner Anmuth; so wird Gudrun der Heimath, dem Glücke der Liebe entführt; aber ihre Ausdauer und Treue entwaffnet das Schicksal und die herrliche Dulderin gewinnt endlich den verdienten Preis der Erlösung. Was von den einzelnen Personen gilt, findet auch Anwendung auf ganze Völker; die Normannen und Hegelingen befehden einander in bitterm Hasse; aber endlich steigt der Friedensbogen der Völkerversöhnung auf. Die Vermählung Ortweins mit Ortrun giebt eine Bürgschaft, daß hinfort die früher feindselig getrennten Nationen in friedlicher Einheit verbunden sein werden.

Der Geist der Milde und Versöhnung, der uns aus dem ganzen Epos entgegen weht, ist vorzugsweise das Erzeugniß des 13. Jahrhunderts, in dessen zweites Viertel die Gestaltung des Gedichtes fällt, wie wir es jetzt besitzen; dieses ritterliche Zeitalter wirkte schon auf die Gestalten der Nibelungen mildernd ein; aber in weit höherem Grade ist der Einfluß desselben in der Gudrun vernehmbar; um diesen milderen Geist in seiner ganzen Lebendigkeit zu fühlen, muß man des geschichtlichen Ganges der Gudrunsage gedenken. Die historische Grundlage der Gudrunsage ist gegeben in jenen Zügen und Raubfahrten wandernder Völker, wie sie an den Küsten der Nordsee vorkamen, wie sie im 5. Jahrhundert von den Sachsen und Angeln nach England, in dem 9. Jahrhundert von den Nordmännern unternommen wurden. Die wilde Streitbegier dieser scandinavischen Seefahrer ist auch in unserm Gedichte noch sichtbar, aber nur der Hintergrund des Gemäldes, während im Vordergrunde die Personen stehen, denen ein tieferes Gemüthsleben und eine reichere Geistesbildung eigen ist. In dieser letzten Beziehung unterscheidet sich das deutsche Gedicht von Gudrun auch sehr wesentlich von den nordischen Sagen. Der Raub Hildes, welcher den zweiten Theil des Gudrungedichts bildet, ist auch in der nordischen Sage erzählt. In der Edda des Isländers Snorro, der seine Erzählungen ältern Liedern und Sagen verdankte, wird König Hedhin genannt, welcher

das Land König Högnis in dessen Abwesenheit bekriegte und die Tochter des Königs, Hilde, als Kriegsbeute entführt. Högni, den Räuber verfolgend, findet ihn auf einer Orkadeninsel. Hilde bittet vergeblich in Hedhins Namen den Vater um Frieden, wird aber abgewiesen und fordert nun selbst den Hedhin zum Kampfe gegen ihren Vater auf. Die Könige kämpfen des Tages, während sie des Nachts auf ihren Schiffen verweilen. Hilde aber weckt in der Nacht durch Zauberkunst die am Tage gefallenen Todten auf. „Daher dauerte der Kampf von einem Tage zum andern und die Lieder sangen, er solle dauern bis an den jüngsten Tag.“ Wie in der Völsungasage, so herrscht auch in der Sage von Hedhin und Högni ein unheimlicher Zauber; der Charakter der Hilde in unserer Gudrundichtung ist heiterer, menschlicher; die dunkle Zaubermacht ist ihr nicht eigenthümlich, auch wird ihre Weiblichkeit nicht durch die Rohheit befleckt, mit welcher die Hilde der Sage den Hedhin zum Kampfe gegen ihren eigenen Vater treibt. Der mildere und gebildetere Geist Deutschlands im 13. Jahrhundert nahm auch andern Gestalten der Sage einen großen Theil ihrer nordischen Rauhheit. Man kann zwar an dem Wate in unserer Dichtung die altnordische Natur nicht verkennen; er ist ein Riese mit der Kraft von 26 Männern und wie Hilde besitzt er Zaubergaben; denn er hat die Arzneikunde, welche man im Norden für Zauberkunst ansah, von einem wilden Waldweibe gelernt, welches einem übermenschlichen Wesen gleich geachtet wurde; es ist der Charakter eines nordisch wilden Kämpfers', daß Wate selbst Frauen und Kinder nicht verschont; aber wie sehr ist doch in unserer Dichtung der nordische Barbar zum Träger von Ideen, wie der Vasallentreue und Gerechtigkeit, geworden, wie ist sein wilder Geist durch Humor gemildert; ja der feinere Sinn einer christlichen Empfindung ist ihm nicht fremd geblieben; denn Wate leitet das Unglück auf dem Wulpensande aus der Gewaltthat ab, daß er frommen Pilgern neun ihrer Schiffe genommen habe.

Wie Wate ist auch Horant eine Gestalt der nordischen Sage, welche aber in unserer Dichtung unter dem Einflusse der Minnedichtung sich verwandelt und vergeistigt hat. Die Erwähnung des Meerliedes, welches nach den Worten unserer Dichtung Christen nicht wieder lernen könnten, es sei denn, daß sie es auf den wilden Fluthen hörten, erinnert an die bei den Normännern gebräuchlichen Kriegslieder; aber die hinreißende Macht, welche Horant durch seinen Gesang

auf Natur und Menschen ausübt, ist in unserer Dichtung ganz im Tone des deutschen Minneliedes. Nur in einem Zeitalter, in welchem die Poesie eine so ausgebreitete Verehrung und einen so förderndern Schutz an den Höfen der Fürsten fand, konnte die Dichtung die tiefen Wirkungen des Gesanges so reizend schildern. Auch in den Nibelungen finden wir Sänger, namentlich Volcker; aber der strengere Geist dieser Dichtung ließ es nicht zu, daß dem Gesange in seiner milden, veredelnden Schönheit eine so tiefe Wirkung verstattet werde. Vor allem aber beweist der vorherrschende Zug williger Duldung, der den Charakter Gudruns auszeichnet, den Einfluß jener christlichen Hingebung und Demuth, welche während der Zeiten der Kreuzzüge im Abendlande sich entwickelte. Dieser tiefere Sinn, der die ganze Dichtung durchdringt, ist namentlich in dem religiösen Grundsatze vernehmbar, den Gudrun befolgt, daß Niemand fremdem Hasse mit Bösem lohnen solle (Str. 1595); er ist vernehmbar in der Anschauung, welche der Dichter von der menschlichen Sünde (Str. 914) und der göttlichen Gnade hat (Str. 1134,2. 74,2. 121,3.). Dieses Vorwalten des christlichen Sinnes drückt sich im ersten Theile der Dichtung, in der Geschichte Hagens, durch eine große Anzahl einzelner Züge aus; die drei Jungfrauen fürchten in Hagen einen wilden Zwerg oder ein Meerwunder heidnischer Art und beruhigen sich nicht eher, als bis sie erfahren haben, daß er von Christeneltern abstamme (Str. 75, 76); durch Gottes Gnade haben sie die Herberge auf der Insel (Str. 77); mit Gottes Hülfe besiegt Hagen die Greifen (Str. 94); die Jungfrauen, als sie von dem Grafen von Karadie und seinen Leuten am Meeresufer wahrgenommen werden, erscheinen der F u r c h t derselben als wilde Meerweiber und sie werden erst beruhigt, als Hagen bei Gottes Güte bat, sie aufzunehmen und Christi Namen kühnlich nannte (Str. 109 — 113). Daher ist das Zeichen des Kreuzes von großer Wichtigkeit; an einem goldenen Kreuze, welches er auf der Brust trägt, wird Hagen erkannt; (Str. 147); in Kreuzesgestalt fleht Gudrun zum Himmel, als der Engel in der Gestalt eines Vogels als Christi Bote sich ihr ankündigt (Str. 1170). Dieser christliche Geist konnte die heidnischen Gestalten und Vorstellungen, welche in der Sage gegeben waren, nicht mehr ertragen; er milderte sie, wie man an Wate sehen kann; oder er wandelte sie um. Es ist eine Eigenthümlichkeit des germanischen wie des antiken Heidenthumes, bestimmten Vögeln die Gabe der Sprache und Weis-

sagung zu verleihen: in der nordischen Sage versteht Sigurd die Sprache der Vögel; in unserer Dichtung sind diese Vorstellungen dem christlichen Sinne des Dichters dienstbar und von ihm umgewandelt worden. Der Vogel, welcher der Gudrun und Hildburg ihre nahe bevorstehende Rettung ankündigt, gehörte ursprünglich zu den Gestalten der heidnischen Sage *); in unserer Dichtung wird er zum Engel, ist er ein Bote Christi, ein „hehrer Gottesvogel" gehorcht er der Gudrun, als sie ihn in Christi Namen anredet (vgl. Str. 1167. 1171, 1. 1178, 3. 1179, 4). So setzt auch der heidnischen Erzählung von dem Berge Givers der Dichter eine christliche Gesinnung entgegen. Zu Givers in dem Berge, erzählt Wate (der Weise Str. 1131) eine Schiffermähre, die er von Jugend auf gehört habe, ist ein weites Königreich; da leben die Leute schön; der Sand auf des Wassers Grunde, mit dem sie ihre Burgen mauern, ist Silber, die Steine sind Gold; Armuth kennen die Bewohner dieses Reiches nicht (Str. 1128—1129). Diese Sage erinnert, wie bereits San-Marte bemerkt hat, an das unterirdische Reich des Alberich, Königs der Nibelungen, welche in hohlen Bergen die Schätze bewachen, und ist ein Erzeugniß des germanischen Heidenthumes und mit der andern vom Magnetberge verbunden, welche man vielleicht aus dem Herzog Ernst entlehnte. Vor dem heidnischen Geiste, welcher aus dieser Schiffermähre weht, mochte der Dichter erschrecken; er fährt daher in seiner Erzählung mit den bezeichnenden Worten fort: „die sich Christen nannten, sprachen ihr Gebet;" und erzählt, daß Gott ihrer Sünden nicht gedacht und sie nicht habe verkommen lassen (Str. 1133 und 1136). Daher wird in unserer Dichtung ganz im Geiste des mittelalterlichen Christenthums das klösterliche Leben sehr hoch geachtet; nach dem Kampfe auf dem Wulpensande wird ein Kloster gegründet und Geistliche müssen singen und Messe lesen für die Seelen der Gefallenen (Str. 915—917).

Jener oben erwähnte Geist der Milde und Versöhnung, der in unserer Dichtung herrscht, tritt ferner hervor in dem Verhältnisse, in welchem Christen und Heiden zu einander gestellt sind. Der grimme Fanatismus, welchen in den ersten Kreuzzügen die Christen gegen die Sarazenen bewiesen, war in dem 13. Jahrhundert schon einer mildern Stimmung gewichen und eine Persönlichkeit, wie Friedrich II., mochte

*) Vgl. San-Marte, Gudrun p. 267 und Grimm, deutsche Mythologie p. 386.

in dieser Beziehung nicht ohne Einfluß geblieben sein. Wolfram von Eschenbach ist in seinen Werken der Repräsentant dieser mildern Stimmung: und will man diese in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, so muß man das Ruolantsliet vom Pfaffen Konrad und Wolframs Willehalm mit einander vergleichen. Beide behandeln einen Kampf der Christen gegen die Ungläubigen. In der ersten Dichtung herrscht der ganze Ingrimm des religiösen Fanatismus. Die christlichen Kämpfer, Karl der Große mit seinen Paladinen, erscheinen als lautere Gotteshelden, ausgestattet mit allen Vorzügen, und Gott thut für sie viele Wunder. Die Heiden dagegen werden als übermüthig und vermessen, verrätherisch und gottlos geschildert, sie gehören in die Hölle und sind schon in ihrem Aeußern durch Häßlichkeit gezeichnet *). In einem Gespräche vor dem Kampfe kündigt Roland dem Heiden Adalrot an, er wolle seinen Leib den Vögeln des Himmels zur Speise geben **), während Turpin die Christen tröstet, daß ihre Leichname in geweihter Erde ruhen, und den Vögeln nicht werden zum Raube werden ***). Diese r a u h e Religiosität ist in Wolframs Willehalm nicht mehr vernehmbar; in dieser Dichtung herrscht schon ein so viel milderer Geist, daß, wie sehr auch der christliche Glaube als allgemeine Wahrheit dasteht, doch eine Unterredung zwischen Terramer und Kiburg über Christenthum und Muhamedanismus möglich ist; ja Kiburg empfiehlt in einem Fürstenrathe den versammelten Kriegern Schonung der Heiden an: der erste Mensch, Elias und Henoch, Noah und Hiob seien Heiden gewesen und von Gott nicht verstoßen worden; auch die drei Könige Melchior, Kaspar und Baltasar seien nicht verdammt, während der Dichter des Rolandsliedes die fallenden Heiden der Hölle anheimfallen läßt. ****). Das Rolandslied kennt keine Verzeihung von Seiten der Christen gegen die Heiden; dagegen sagt Kiburg zu den Helden im Willehalm, was auch die Heiden ihnen zugefügt hätten, sie möchten bedenken, daß Gott auch denen selbst verziehen, die seinen Leib getödtet hätten †). Der Dichter des Rolandsliedes weiß an den heidnischen Kämpfern

*) Die einen heißen swarz unt ubel getan; cf. Grimm, Ruolantslied p. 223, 15. Von andern heißt es p. 273, 29: an dem rucke tragent si börsten sam swin.

**) p. 143, 29. dinen botich gibe ich den himel vogelen.

***) p. 214, 25. wirne sculen den vogelen nicht zetaile werde.

****) p. 173, 24. da wuchs der helle ir gewin.

†) Wolfram von Eschenbach herausgegeb. von Lachmann: Willehalm 306, 12.

nichts zu rühmen außer der Tapferkeit; dagegen schildert uns Wolfram im Parcival in der Person des Feirefiß einen Helden, der nicht allein durch Tapferkeit unüberwindlich ist (Lachmann 739, 9. 10.), der als Heide auch durch edle, höfische Sitte und Bescheidenheit sich auszeichnet (Lachmann p. 735, 1. 744, 26. 744, 13.), der an Demuth ein Lamm ist (737, 20.) in dessen Herzen die zartesten Empfindungen ihren Sitz haben, um die ihn „ein Getaufter beneiden" könnte (vergl. die schöne Stelle p. 752, 13. fg.). Auch läßt Wolfram die christlichen Helden Gamuret von Anjou mit der heidnischen Königin Belakone sich vermählen und Walther von der Vogelweide kann in seinen Dichtungen den Saladin als Muster der Freigebigkeit dem Philipp von Schwaben aufstellen. Von dieser toleranteren Gesinnung gegen die Heiden finden wir auch in Gudrun Spuren, welche den Einfluß der Bildung des 13. Jahrhunderts auf die letzte Fassung dieses Gedichtes beweisen. Als die auf dem Wulpensande gefallenen Helden begraben werden sollen, gönnt man auch den Heiden das Begräbniß (Str. 913), welches ihnen im Rolandslied versagt wird. Hettal und Hagen herrschen über Heiden und Christen*). Siegfried, der sich mit Herwigs Schwester vermählt, ist ein heidnischer Herrscher (Str. 583 und 1664); unter seinen Rittern sind viele von dunkler Farbe (Str. 1663), die besten unter ihnen singen eine Araberweise (Str. 1588) und die Städte seines Landes Azzabe, Abakie, Albakine führen heidnische Namen. Es unterliegt nun zwar keinem Zweifel, daß der Dichter, wie San-Marte mit Recht bemerkt, aus Unkenntniß orientalisches Heidenthum hier einmischt und Moorland mit Mohrenland verwechselt; aber gerade dieser Irrthum beweist die tolerantere Stimmung der Zeit und des Dichters gegen das Heidenthum. Die Verbindung des heidnischen Siegfried mit der christlichen Schwester Herwigs ist mit der Vermählung Gamurets von Anjou mit der heidnischen Königin Belacone zu vergleichen. Wie aber das Christenthum jener Zeiten in die Dichtung eindrang, geben noch andere Eigenheiten zu erkennen: die Dichtung spricht von Pilgern und Kreuzfahrern. Aus diesen Zeiten der Kreuzzüge drangen auch viele Einzelheiten in die Sage ein. Es ist in unserm Gedichte von Kreuzfahrern und Pilgern die Rede. Von Horant und Frute wird erzählt, daß sie in Portugal gestritten hätten, wo ihnen

*) San-Marte, Gudrun p. 287. 228.

der edle König den Kampf habe nicht erlassen wollen. Diese Erwähnung eines Kampfes in Portugal war nur in Folge zweier historischer Ereignisse möglich, welche beide in das Zeitalter der Kreuzzüge fallen. Im Jahre 1147 segelten deutsche und andere Kreuzfahrer nach England, um von hier aus sich ins Morgenland zu begeben; widrige Winde veranlaßten sie, den Hafen von Lissabon zu suchen, als die Stadt von König Alphons belagert wurde, dem die Kreuzfahrer zur Eroberung derselben behülflich waren. Ein zweites Ereigniß ähnlicher Art war im Jahre 1217, wo Graf Wilhelm von Holland eine Flotte ins Morgenland führte, von welcher ein Theil bei Lissabon blieb. Graf Wilhelm war den Portugiesen bei der Eroberung der arabischen Festung Alcarez de la Sal behülflich. In das Zeitalter der Kreuzzüge fällt die Blüthe des ritterlichen Lebens. Dasselbe hat in unserer Dichtung einen weit breiteren Raum gefunden, als in den Nibelungen; denn die Bestimmungen des Lehenwesens gelten auch in unserm Gedichte, Turniere und Hoffeste finden Statt, bei welchem die Schwertleite vorkommt; auf den Bannern glänzen die Wappen; ritterliche Galanterie bestimmt das Leben und die Minne, welche dem ritterlichen Leben Zucht und Tiefe gewährt, verfehlt ihre veredelnde Wirkung nicht. Wie sehr die Minne in ihrer veredelnden Gewalt dargestellt wird, beweist der Charakter der Gudrun vor allem, aber nicht allein; es ist eine Eigenthümlichkeit der Dichtung, die aus dem Geiste des Minnegesanges zu erklären ist, daß sie eine größere Anzahl zart gebildeter Frauencharaktere aufstellt, als das Nibelungenlied; Hildes Charakter ist durch Poesie und Minne geweiht; Hildburg ist durch die aufopferungsfähige Freundschaft zu Gudrun ausgezeichnet; und von der Minne hat sie die edelsten Vorstellungen (vgl. Str. 1627). Eine reizende Erscheinung ist Ortrun, Hartmuts Schwester, um so anziehender, als sie die Tochter der hartherzigen Gerlinde und des rauhen Ludwig ist; edlen, tief und wahr fühlenden Herzens hat sie Thränen für Gudruns Leiden und diese Thränen sind die beredtesten Anklagen gegen die Härte Gerlindens; sie hat den Tod des Vaters zu beklagen, der durch Herwig fällt (Str. 1445); sie flehet zu Gudrun, diese möge nicht zulassen, daß sie durch den Verlust des Bruders ganz zur Waise werde (Str. 1479—1481). Daß Ortrun Ortweins Gemahlin wird, ist zwar ganz in dem Sinne der Ritterdichtung des 13. Jahrhunderts*).

*) Vgl. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung; zweite Aufl. 1. p. 258.

Aber mit viel zarterem Sinne sind dergleichen Verhältnisse in Gudrun behandelt! Ortwein selbst erhebt gegen Gudrun das Bedenken, daß Ortrun gegen eine Vermählung mit ihm Abneigung empfinden werde, da ihr Vater von den Hegelingen im Kampfe getödtet sei und Gudrun erwiedert, Ortwein möge es um die Gute verdienen, daß sie nicht um den Vater zu seufzen habe (Str. 1620—1621). Die Schwester Herwigs ist zwar nicht ausführlich gezeichnet; aber auch ihre schüchterne Schönheit ist von der Minne berührt (Str. 1665). Was die ganze Darstellung und Composition betrifft, so ist die Dichtung von den Nibelungen und von den berühmten ritterlichen Epen abhängig, welche der Anfang des 13. Jahrhunderts hervorbrachte. Aus den Nibelungen entlehnte der Dichter eine große Anzahl von Wendungen, welche in Hagens Ausgabe der Gudrun angezeigt sind und die auch Vollmer in seiner Ausgabe in den Anmerkungen bezeichnet hat. Unter den Vergleichen, die aus den Nibelungen in Gudrun übergingen, erinnere ich nur an einen: Siegfried und Hartmut werden in ihrer Schönheit so beschrieben, als ob sie auf einem Pergament von guten Meisters-Künsten entworfen wären *)! Nicht minder als die Nibelungen äußern die ritterlichen Epen eines Wirnt, Wolfram und Gottfried ihren Einfluß auf Gudrun. Wenn der Dichter der Gudrun unter den hegelingischen Helden einen Wigaleis nennt (Str. 582. 715. 759), so konnte er diesen Namen nur aus Wirnts von Grafenberg Rittergedicht Wigaleis in sein Epos aufnehmen. Wenn der Dichter Waleis erwähnt und dies Land mit einiger Verwirrung bald als Wates, bald als Morungs Mark bezeichnet**), so konnte er diesen Namen nur aus Wolframs Parciwal entlehnen.

Die Abhängigkeit der Gudrundichtung von den höfischen Dichtern wird ferner durch Sitten und Ausdrucksweise deutlich, welche uns in der Gudrun begegnen. Wie rauh auch der Held Wate ist, er kann sich der ritterlichen Etiquette, die gegen Frauen zu beobachten ist, nicht entziehen (vergl. oben); die Minne wird in veredelnder Kraft aufgefaßt (Str. 210); ritterliche Zucht und Sitten lernen die

*) Im Nibelungenlied ed. Vollmer Str. 285 heißt es: dô stuont sô minnecliche daz Sigelinde kint, sam er entworfen waere an ein permint von guotes meisters listen. Und von Hartmut heißt es Gudrun ed. Vollmer Str. 1601: mit allen sînen sorgen stuont er in der gebaere, als er mit einem pensel an ein permint wol entworfen waere. Vgl. Str. 660.

**) San-Marte, Gudrun p. 250.

Kinder von geeigneten Lehrern außerhalb des Hauses, wie im Tristan; das ritterliche Vergnügen der Falkenjagd wird erwähnt. Wie die höfischen Dichter des Zeitalters braucht der Dichter gern dem Französischen entlehnte, oder nachgebildete Worte, wie gabilot (gavelot, Jagdspieß), gabilun, (caval, cavalot, Roß), Campatille u. a.*).

Die witzige Darstellung, die Wolfram überhaupt, insbesondere bei Kampfbeschreibungen, anwendet, finden wir auch in der Gudrun (vergl. die Strophen 364. 448. 493. 511. 1411, 4. 1415, 4. 1419, 4. 1429, 1. 2. 1427,4.); witzige Wendungen anderer Art, die in Gudrun vorkommen (Str. 1524, 4. 1565, 3.), erinnern an Wolfram. Die Ausdrücke des Dichters „ich weiß nicht," „es ist mir nicht bekannt" (Str. 286, 1562, 1563, 1570, 1676), die in den Nibelungen aus derselben Quelle kamen, verrathen einen subjectiven Ton, den der Dichter aus Wolfram lernte. Ja wie Wolfram die Sage, welche er erzählt, kritisirt und mit der Frau Aventüre in einen förmlichen Streit sich einläßt, gerade so tadelt der Gudrundichter die ihm unwahrscheinliche Angabe der Sage, daß die Hegelingen tausend Meilen auf der See bis zu Hagens Burg zu fahren gehabt hätten**). Die Bekanntschaft mit dem Morgenlande, die Erwähnung der Producte desselben, der Ankerseile von Arabe, der Seide und Edelsteine von Azaby, der seidnen Hemden und Ringe von Abatie, der Polster von Arabien, der orientalischen Zeuge, sigelate, purpur, paltekin und phelle theilt der Dichter der Gudrun mit den höfischen Dichtern***). Was aber vorzugsweise die Abhängigkeit der Gudrun vom Parcival und Tristan beweist, das ist die Composition. Diese Dichtungen, die sich mit dem innern Leben, mit der Seelenentwicklung des Helden beschäftigen, lassen uns den Charakter desselben bereits in seinen Eltern erkennen; so werden Parcivals Eltern, Gamurt von Anjou und Herzeleide, Tristans Eltern, Riwalin und Blancheflur, in ihren Schicksalen geschildert. Zwischen den Schicksalen des Helden und seiner Eltern pflegt eine Aehnlichkeit stattzufinden: so sind in Gamurets Charakter einige Züge, die wir auch bei seinem Sohne Parcival finden: wie Gamuret die Königin Belakone von ihren Feinden befreit und sich ein Königreich mit der Hand der Belakone erwirbt, so befreiet Parcival die Conduiramur, gewinnt ihre Hand und ein

*) San-Marte, Gudrun p. 229.

**) Gudrun 288, 4. sî liegent tobeliche: ez est dem maere niht geliche.

***) Vgl. San-Marte, Gudrun p. 228.

Königreich. Tristan ist der Held der Minne; daher haben auch schon seine Eltern alles Glück und Leiden der Minne zu erfahren. Man sieht, diese Vorgeschichten dienen, den Charakter des Helden einzuleiten, seine Eigenthümlichkeit aus seiner Abstammung zu erklären, und diese Art der Motivirung finden wir auch in Gudrun in ihrer ganzen Ausdehnung. Gudrun wird geraubt; auch ihre Mutter Hilde war von Hettel geraubt; ja Hildes Eltern, Hagen und Hilde von Indien, waren von Greifen geraubt und entführt worden. Ja die Dichtung begnügt sich nicht damit, von den Eltern und Großeltern Gudruns zu erzählen, auch von den Eltern Hagens, des Großvaters Gudruns unterhält sie uns. — Alle diese Umstände, insbesondere die unzweifelhafte Abhängigkeit der Gudrundichtung von Parcival und andern höfischen Gedichten läßt einen sichern Schluß auf die Zeit der letzten Vollendung dieses Gedichtes zu.

Nach San-Martes sorgfältigen Untersuchungen*) fällt sie in das zweite Viertel des dreizehnten Jahrhunderts (1210—1240). Der letzte Dichter kann in formeller Beziehung vortrefflich genannt werden**); was aber die Behandlung einzelner Verhältnisse betrifft, so läßt er sich wesentliche Verstöße zu Schulden kommen: er macht ein und denselben Helden zum Besitzer bald dieses, bald jenes Landes; er wandelt Moorland in Mohrenland um und mischt orientalisches Heidenthum ein; er stellt den Verrath der Heregart lückenhaft dar; er läßt die Hildburg, die wir schon mit Hilde von Indien als von Greifen geraubt antreffen, wie eine Kalypso in unvergänglicher Jugend fortleben. Dieser Dichter gehörte offenbar der Klasse der „fahrenden, gehrenden" Sänger an; denn die Freigebigkeit der vier neuvermählten Könige rühmt er am Ende der Dichtung mit einer Vorliebe, welche auf den Werth schließen läßt, den die Freigebigkeit der Fürsten für ihn hat.***)

Betrachten wir die Charaktere und die Composition der Dichtung im Ganzen, so wird uns, wie im Nibelungenliede, eine große Vortrefflichkeit der Zeichnung begegnen, welche uns die schwachen Einzelnheiten vergessen läßt.

---

*) San-Marte, Gudrun p. 226—231.

**) Vergl. San-Marte p. 274.

***) Vergl. San-Marte p. 272 und A. Schott in Vollmers Ausgabe der Gudrun p. LXIII.

Der Charakter der Gudrun bildet den Mittelpunkt der ganzen Dichtung. In einer Umgebung wilder Kriegs- und Raubabenteuer entzückt die reine Blüthe ihrer sittlichen Schönheit um so mehr, je weniger sie erwartet wird. An Gudruns Charakter knüpft sich die Idee des ganzen Gedichtes; es ist dieses die unerschütterliche Treue, welche durch widrige Schicksale geprüft wird, durch Duldung sich bewährt und zuletzt die verdiente Krone empfängt. Daß die Treue, die unwandelbare Festigkeit des Sinnes, der unentweihte Adel der Seele Gudruns in das hellste Licht trete, hat die Dichtung in ihrem einfachen, aber treffenden Sinne durch die einfachen Gegensätze erreicht. Wir finden Gudrun als die Tochter eines Königs in der Blüthe der Schönheit, deren Ruf weithin gedrungen ist. Fürstliche Freier bewerben sich vergeblich um ihre Hand; Hartmut von der Normandie und Herwig von Seeland werden abgewiesen; aber des Letztern Liebe ist so leidenschaftlich, daß er zum Schwerte greift und sich das Kleinod seiner Liebe zu erkämpfen sucht; Gudrun beendigt den Kampf, indem sie sich für Herwig entscheidet. Aber wenn Herwigs Leidenschaft sich Gudrun erkämpfte, so ist Hartmut entschlossen, die Versagte zu rauben, was ihm auch gelingt. Und nun ist die schöne Jungfrau in der Normandie dem Elende Preis gegeben; von der Seite liebender Eltern fortgerissen, fern von dem Geliebten, eine Königstochter, zu deren Dienste viele Hände freudig bereit waren, jetzt zum gemeinen Dienste, zur Arbeit des Waschens am Seeufer erniedrigt. Aber ihre Treue besteht diese harte Probe; durch keine Erniedrigung, durch keine Härte, die ihr von der grausamen Gerlinde widerfährt, ist diese Treue zu brechen; ja sie besteht die noch empfindlicheren Proben, die ihrem schönen Gemüthe auferlegt werden. Die Geraubte sah von dem Schiffe aus, das sie der Heimath entführte, am Gestade die Zinnen der normannischen Königsburg glänzen; hier könnte sie herrschen an der Seite eines liebenden Gemahls; der Vater des Hartmut verheißt ihr Freude und königliche Ehre, wofern sie dem Sohne die Hand reiche, — aber treu ihrem Verlobten Herwig weist sie dieselbe zurück. Da schleudert der wilde Normanne die unglückliche Jungfrau voll Zorn über ihr Widerstreben in die See und der verschmähte Hartmut rettet die ihm theure Gudrun. So verdankt sie ihr Leben dem Manne, dessen Liebe sie nicht erwidern kann; diese Dankbarkeit könnte aber in Liebe übergehen, wenn Gudrun eine leicht bewegliche Natur wäre; aber in der

Festigkeit ihres Sinnes hat die Treue ihre unzerstörbare Wohnung. Und diese Pflicht der Dankbarkeit ist nicht das einzige Gefühl, welches ihrer Treue gefährlich werden könnte, sondern noch andere Empfindungen könnten sie wankend machen. Dieser Hartmut ist in seiner Liebe zu ihr so beharrlich, als sie selbst in ihrer Treue gegen Herwig; dieser Hartmut ist in ritterlichen Tugenden dem Herwig ebenbürtig und kein verächtlicher Bewerber, wie Cloten, der (in Shakspeares Cymbeline) in roher Zudringlichkeit um Imogen wirbt, deren Gemahl Leonnatus wie Herwig fern ist; dieser verschmähte Hartmut erleichtert der Gudrun das harte Schicksal, welches ihr von Gerlinde bereitet wird; von der Schwester Hartmuts erfährt Gudrun theilnehmende Freundschaft. Ihre Frauen, die mit ihr der Heimath entrissen gleich ihr ein unglückliches Loos haben, könnte sie retten und einer glücklichern Lebenslage zurückgeben; — alle diese Empfindungen müssen das Gemüth der tieffühlenden Jungfrau um so mehr bestürmen, je größer die Mühseligkeiten sind, die sie zu dulden hat, je geringer die Hoffnungen sind, die sie fassen darf, je zweifelhafter und unsicherer ihre Errettung ist. In einer solchen Lage würde sie auf Entschuldigung rechnen dürfen, wenn sie nachgäbe; ja ihr Bruder Ortwein, als er mit Herwig sie zu befreien kommt, hat nichts anderes erwartet, als daß sie die Gemahlin Hartmuts geworden sei. Aber die Kraft der Treue Gudruns ist größer als die Erniedrigung, die sie erfährt, ist stärker als alle Empfindungen, die ihre Seele noch bewegen; diese Treue ist so stark, daß sie auch die Zeit überwindet. Denn 14 Jahre dauert dieser Zustand der Erniedrigung; da erst wird sie errettet. Diese unbesiegbare Festigkeit der Gesinnung wäre bei Gudrun nicht denkbar, wenn sie eine selbstsüchtige Persönlichkeit wäre; aber durch die Seele ihrer schönen Weiblichkeit zieht kaum ein Schatten von Selbstsucht. Nicht daß sie selbstlos wäre aus Schwäche des Wollens oder Denkens; nein, sie fühlt vielmehr ihren Werth, und als ihr Bruder und Verlobter erscheinen, sie zu retten, wirft sie mit Stolz die Kleider in das Meer, die sie hat waschen müssen; ja die lange Gemißhandelte, da sie sich am Ende ihrer Leiden sieht, wendet eine List an, um dieses Ziel sicher zu erreichen und giebt vor, daß sie die Gemahlin Hartmuts werden wolle. Ihre Freiheit von Selbstsucht beweist sie aber vor allem in ihrer Pietät; als der Engel in der Gestalt eines Vogels auf dem Meere erscheint und ihr Auskunft von den Ihrigen zu geben verspricht, da erkun-

digt sich Gudrun mit rührender Selbstvergessenheit nach ihrer Mutter, nach ihrem Bruder, dann erst nach Herwig, ihrem Verlobten; sie frägt nach den Mannen ihres Vaters, Mornug, Wate und Frute; der Wunsch, gerettet zu werden, schimmert zwar durch ihre Fragen hindurch, ohne sich aber in den Vordergrund zu drängen. Diese Freiheit von Selbstsucht beruht bei Gudrun auf der religiösen Gesinnung, auf der Demuth, welche ihr in ihrem Leiden eine gewisse Heiterkeit verleiht, in welcher sich das Gemälde der schönen Weiblichkeit vollendet. Zwar fühlt sie die ganze Bitterkeit, die ganze Last der Entbehrungen und niedrigen Dienste, die ihr auferlegt werden; ja, sie kann sagen, sie sei von Gott vergessen, und ihre Thränen fließen; aber keine Verzweiflung bemächtigt sich ihres Herzens, und mit Willigkeit ordnet sie sich den Befehlen der bösen Gerlinde unter. Und so muß denn zuletzt die schöne Menschlichkeit der vollkommenste Ausdruck ihres Wesens sein. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn sie, die so viel Bitteres von den Normannen erfahren, nun auch sich zu rächen wünschte; auch steigt der Gedanke der Rache in ihrer Seele auf; allein sie giebt ihm nicht nach; sie rettet vielmehr durch ihre Fürbitte den Hartmut aus den Händen des grimmigen Wate; ja selbst die böse Gerlinde und die treulose Heregart, wie viel Grund sie auch hat ihnen zu zürnen, bezeichnet sie nicht als Opfer ihrer Rache, sondern sucht vielmehr sie zu schützen. Wie sie in dem Elende einer vierzehnjährigen Dienstbarkeit nicht kleinmüthig verzagte, so zeigt sie sich in den Tagen ihrer Rettung nicht übermüthig und rachsüchtig. In dieser Gleichmäßigkeit ihrer Gesinnung,*) in dieser Kraft, nie sich selbst zu verlieren,

*) Von dieser Gleichmäßigkeit der Gesinnung Gudruns giebt es in der Dichtung noch einige treffliche Züge. Gudrun kann durch Aeußerlichkeiten nicht bestochen werden. Der Reichthum des Hartmut kann sie nicht bestimmen, diesem ihr Herz zu schenken (Str. 991). Herwig, als er um Gudrun noch mit dem Schwerte warb, vermuthete, er werde verschmäht von dem Ahnenstolze Gudruns; allein sie widerlegt diese Meinung Herwigs sehr schön (Str. 656 fg.). Bei der Beschreibung des Kampfes zwischen den Hegelingen und Herwig macht der Dichter die Bemerkung, daß das Glück rund wie ein Ball sei (Str. 649). Diese Worte sind ganz im Geiste Gudruns gesprochen, deren menschlich schöner Sinn weder von dem Glücke zum Uebermuthe, noch von dem Unglücke zum Kleinmuthe getrieben wird. Das Bild, daß das Glück rund wie ein Ball sei, kommt ausgeführter in Lamprechts Alexander vor v. 3416 (Maßmann,

im Unglücke nicht unter ihre Würde zu sinken, im Glücke nicht der Menschlichkeit sich zu überheben, steht sie in der mittelalterlichen Poesie unvergleichlich da; sie ist eine Iphigenie des Mittelalters; wie die Iphigenie (Göthes) ist sie der Heimath lange Jahre entfremdet; wie Iphigenie steht sie am Ufer des Meeres, lange Tage das Land der Ihren mit der Seele suchend, und gegen ihre Seufzer bringt die Welle nur dumpfe Töne brausend herüber (Göthes Iphig. 1, 1); wie Iphigenie trägt sie ihr Schicksal mit Ergebung (Str. 1020. 1021); wie Iphigenie einen völkerverknüpfenden Bund zwischen Griechen und Barbaren stiftet, so löscht Gudrun den alten eingewurzelten Nationalhaß zwischen Normannen und Hegelingen aus durch den Bund zwischen Ortwein und Ortrun, den sie stiftet; sie vermittelt die Versöhnung Aller, getreu ihrem Grundsatze, daß „Niemand fremdem Hasse mit Bösem lohnen solle" (Str. 1095, 3); als Siegerin der Menschlichkeit über alles derselben Feindselige steht sie da, als Siegerin über die eignen Rachegefühle, die in ihr aufsteigen, als Siegerin über die Rachsucht ihrer Mutter Hilde, und keinen schönern Zug konnte die Dichtung von der siegreichen Gewalt der schönen Weiblichkeit anführen, als daß der rauhe Wate, der trotzige Kriegsheld, dem am wohlsten im wilden Kampfe ist, als er vom Blute des Kampfes beschmutzt in die Nähe der Frauen kommt, sich auf Gudruns Geheiß folgsam zurückzieht (Str. 1514). So ist denn Gudrun durch ihr Denken und Handeln der Krone des Glückes würdig, welche ihr zuletzt gereicht wird. Sie ist in ihrem Leben und Schicksalen von Chriemhild unendlich verschieden und doch in einer Gesinnung mit ihr verwandt. Der Grundzug Beider ist die Treue der Liebe. Aber in Chriemhild führt die Treue der Liebe zur furchtbaren That der Rache und zu eigenem Verderben, in Gudrun zur Ergebung in ein Schicksal, welches der Hoffnung Raum gestattet. In der Hoffnung und Hoffnungslosigkeit unterscheiden sich Beide. Beide zusammen lassen uns die Tiefe der germanischen Weiblichkeit erkennen. Chriemhild führt ein ganzes Geschlecht und mit ihm sich selbst zum Untergange und wird zur Verbrecherin aus Treue der

---

deutsche Gedichte des zwölften Jahrhunderts), wo Darius an Alexander schreibt: fortuna di ist so getan, ir schibe lazet si umbegan: si hilfit den armen so si wile, den richen hat si ze spile: umbeloufet ir rat, dicke vellet, der da uaste saz. Derselbe Gedanke ist im Alexander v. 6176 fg. ausgedrückt.

Liebe; Gudrun steht unter feindseligen Menschen und Geschlechtern aus Treue der Liebe mit sich versöhnt da und kann Versöhnung und Frieden über die feindseligen Geschlechter verbreiten. Ich meine, Frauengestalten von solcher Tiefe konnte außer Shakspeare nur der Genius der deutschen Dichtung erschaffen.

Der Charakterzug der Treue ist auch das innerste Leben Wates. Er ist der treue Vasall. Er verbindet mit dieser schönen Eigenschaft eine außerordentliche Tapferkeit; in der Schlacht brüllt er wie ein wilder Eber; seine geschwinden Schläge lassen ein Abendroth von den Helmen der Feinde schimmern. Diese Tapferkeit beruht auf seiner außerordentlichen Kraft; er hat die Stärke von 26 Männern. Daher ist der Kampf für ihn ein Spiel und eine Lust; als er in Hagens Burg bei der schönen Hilde und ihrer Tochter sitzt, der furchtbare Mann mit dem langen und breiten Barte, der das Haupt mit goldenen Borten umwunden hat, da sagt er offen, daß es ihm sanft dünke, bei schönen Frauen zu sitzen, aber wohler noch thue, in harten Stürmen zu fechten. Im Bewußtsein seiner siegreichen Ueberlegenheit nimmt er einen ironischen, ja humoristischen Ton an. Als er mit Wate und Frute an Hagens Hof als Kaufmann verkleidet ziehen und zur Entführung der Hilde beitragen soll, spottet er des seltsamen Handels; seine Habe sei gar selten müßig gelegen; er theile sie stets mit Helden. So stellt er sich an Hagens Hofe, als ob er von den Kampfspielen nichts verstehe, sie aber gern lernen möchte, und Hagen hat nie einen gelehrigeren Schüler gefunden. Mit grausamem Witze behandelt er Gerlinde und Heregart, die er für ihre Frevel und Treulosigkeit tödtet; er sei Kämmerer, er müsse es verstehen, Frauen zu ziehen. In dieser gewaltigen, bis zum Humor gesteigerten Kampfeslust ist er weichen Empfindungen wenig zugänglich; er kennt kein Mitleid, wie sein Verfahren gegen Gerlinde und Heregart beweist; er verschont bei den Normannen selbst die Kinder in der Wiege nicht; zarte Rücksichten kennt er auch nicht gegen die Gattin seines Lehnsherrn: als er aus dem Kampfe auf dem Wulpensande, wo sein König Hettel erschlagen ist, zurückkehrt, berichtet er der Hilde ihren schmerzlichen Verlust geradezu, verweist ihr das Klagen und tröstet sie mit der Aussicht auf Rache. In seiner Sittlichkeit ist er keineswegs scrupulös; er leiht seine Hand zu der listigen, räuberischen Entführung der Hilde. Durch diese Eigenschaften, wie durch seine gegen die Kinder der Normannen bewiesene Grausamkeit wird

er den sittlichen Sinn des Lesers abstoßen; aber er versöhnt durch die unerschütterliche Treue, die er seinem Herrn und dessen Familie beweis't. Diese Treue dictirt ihm, wie dem Hagen in den Nibelungen, alles Denken und Thun und schneidet ihm jede Reflexion über den sonstigen sittlichen Werth seiner Handlungen ab. Er raubt für seinen Herrn die schöne Hilde; er kämpft gegen die Normannen auf dem Wulpensande, um ihnen die geraubte Gudrun wieder abzugewinnen; in der Schlacht wird sein theurer Herr Hettel erschlagen, die schöne Gudrun kann den Normannen nicht entrissen werden: da kennt Wate kein anderes Gefühl, als den erschlagenen König an den Normannen zu rächen, als sie wegen des Raubes und der Mißhandlungen der Gudrun zu strafen. Daher die Unerbittlichkeit seines Kampfes gegen die Normannen; je treuer er seinem Herrn ist, desto furchtbarer ist die Strafe, die er an den Normannen vollzieht, und gegen Gerlinde und Heregart tritt er auf wie ein furchtbarer Geist der Gerechtigkeit, welcher die Schuldigen für ihre Frevelthaten schonungslos darniederschmettert.

Die Tiefe der Treue und Liebe, durch welche Gudrun und Wate sich auszeichnen, wiederholt sich in schwächerer Färbung auch in den übrigen Charakteren. Die Treue der Freundschaft ist das Wesen Hildburgs. Mit Gudrun in das Elend der Gefangenschaft gestoßen, theilt sie mit derselben alle Niedrigkeit des Dienstes; auch sie ist eine Königstochter; um so tiefer muß sie die Schmach empfinden, welche der königlichen Gudrun angethan wird; um das Schicksal der gemißhandelten Freundin zu erleichtern, bittet sie die böse Gerlinde, die Genossin der Leiden Gudruns sein zu dürfen, und nun stehen Beide am Meeresufer in dem Schnee und den kalten Lüften des Winters, um die Kleider für Hartmuts Helden zu waschen. — Die Treue der Liebe, welche Gudrun beweis't, ist auch der Grundzug des Charakters des Herwig. Wie die treue Sehnsucht nach der theuern Jungfrau die Seele des heldenmüthigen Mannes erfüllt, beweis't die herrliche Scene am Meere, wo Herwig und Ortwein die beiden Jungfrauen Hildburg und Gudrun treffen. Herwig vergleicht die Gudrun, die er in ihrer Erniedrigung nicht erkennt, mit dem Bilde, das er von der theuern Verlobten in seinem Herzen trägt; sie glich so sehr der einen, „an die er oft so inniglich gedachte". Seine Thränen fließen, als Gudrun ihn zu dem Glauben veranlaßt, daß die gestorben sei, die bis zu des Lebens Ende sein Weib sein sollte; aber der herbe Schmerz

über den vermeinten Verlust löſ't ſich in Entzücken auf, als er die Geliebte erkennt. Die Treue der Liebe läßt ihn alle übrigen Verhältnisse vergessen, und sogleich will er mit der theuern Gudrun von dannen ziehen. Dies verhindert Ortwein, Gudruns Bruder. Er verhindert es aus treuer Gesinnung. Ortwein bewahrt die Treue auch den Feinden. Er will die Schwester den Normannen nicht stehlen. In ehrlichem Kampfe will er sie ihnen abgewinnen. Und hätte er hundert Schwestern, eher ließ er sie sterben, als daß er den Feinden heimlich entzöge, was ihm im Sturme des Kampfes genommen ward. Aber Ortwein beweiſ't noch eine Treue anderer Art. Sind nicht die Jungfrauen Gudruns auch bei den Normannen, würden sie nicht in der trostlosen Gefangenschaft verschmachten? Mit Gudrun haben sie gelitten, und mit Gudrun sollen sie das Glück der Erlösung theilen. Wie Wate Alles aufopfert aus Treue gegen seine Herren, so würde Ortwein selbst die Schwester aufopfern aus Treue für Diener und Freunde. Herwig in der Treue der Liebe vergaß die Pflicht gegen die Jungfrauen Gudruns; Ortwein ergänzt diesen Mangel des Freundes, den die Leidenschaft seiner Liebe hervorrief.

Unter dem Gesichtspunkte dieser Idee der Treue ist selbst der Charakter Hartmuts zu betrachten. Hartmuts Liebe zu Gudrun ist die Quelle aller ihrer Leiden. Seine leidenschaftliche Liebe riß ihn fort, Gudrun zu rauben; seine Leidenschaft für Gudrun ist der Grund, daß die herrliche Jungfrau in so langer Gefangenschaft zurückgehalten wird. Wir müssen Hartmut zürnen, daß er das Wesen der Liebe so verkennt, daß er meint, eine freie Neigung könne erzwungen werden. Aber was uns mit ihm versöhnt, ist der Umstand, daß seine Leidenschaft ausdauernd ist, und daß er in dieser Ausdauer eine Treue liebender Gesinnung bewährt. Hartmut hat sich zur Gewaltthat fortreißen lassen, indem er Gudrun entführte; seine Leidenschaft wird sogar zur Härte gegen Gudrun; aber immer schimmert doch der Edelmuth seines Charakters durch den Egoismus der Leidenschaft hindurch, die sein Wesen trübt. Zwei Mal rettete er Gudrun das Leben; auf Kriegszügen abwesend, ist er nicht ganz bekannt mit der harten Behandlung, welche Gudrun von Gerlinde erfährt; er hat der Mutter die Schonung anempfohlen; er macht ihr Vorwürfe wegen ihrer gegen Gudrun bewiesenen Grausamkeit; denn er begreift den bittern Schmerz der Jungfrau, deren Herz tief gekränkt ist, da ihr Vater durch Hartmuts Vater fiel, da sie aus der theuern Heimath

in die rauhe Ferne gerissen, da sie aus dem Himmel des Glückes, den ihr Herwigs Liebe gewähren sollte, in die Hölle niedriger Entbehrungen und Sclavendienste gestürzt ist. In der Gluth seiner Leidenschaft, in dem Gefühle seiner Macht, in dem Unmuthe über Gudruns Widerstreben überwältigt ihn der Gedanke, daß er mit Gewalt die Gudrun zur Braut gewinnen könne; aber seine edlere Natur giebt den Vorstellungen Gudruns und der eigenen Ehre nach. Wie weit sich sein Herz auch verirrt, er bewahrt doch den Adel der ritterlichen Ehre, in deren Angesicht er ohnehin immer durch seine Tapferkeit und durch seinen Heldenmuth steht. Diese Eigenschaften der Tapferkeit und des Heldenmuthes beweis't er durchgängig, aber am Glänzendsten treten sie hervor in dem Kampfe mit den Hegelingen vor der Normannenburg. Mit Unwillen hat er die Zumuthung Gerlindes zurückgewiesen, sich in die Burg einzuschließen (Str. 1379); ehe er das thäte, will er lieber im offenen Kampfe sterben (Str. 1386). Vor diesem Kampfe, dessen Gefahren er klar übersieht, bewahrt er eine Ruhe, einen Gleichmuth, daß er seinem Vater die Banner der verschiedenen Kämpfer deuten kann, wie Helena auf Ilions Mauern sitzend die griechischen Helden nennt; seine herrliche Gestalt, sein hoher Muth („wenn er Kaiser wäre, könnte er sich nicht stattlicher gehaben" Str. 1403) imponiren seinen Feinden; wie er das Schwert schwingt, so erscheint er dem Ortwein, als wolle er ein Königreich von seinen Feinden erzwingen (Str. 1404); er verwundet den Ortwein und Horant und glänzender konnte er sich im Kampfe nicht bewähren, als daß er den furchtbaren Wate besteht. In der Leidenschaft des Kampfes stehend hat er Besonnenheit genug zu einem witzigen Ausdrucke (Str. 1457, 4. 1463); er gesteht es sich wohl, daß die Normannen verdient haben, was sie von den Hegelingen erfahren, und wie furchtbar auch diese sich rächen, gegen Gudrun bleibt er in seiner liebenden Gesinnung sich gleich und rettet ihr das Leben, das durch die Anschläge der bösen Gerlinde gefährdet wird. Sein edles Herz blutet, als die Hegelingen das Land und Gut der Normannen verwüsten. Die stolze Selbstständigkeit seines Charakters bewahrt er auch in dem Unglücke der Gefangenschaft und seine trotz seiner Sorgen edle Haltung konnte der Dichter nicht günstiger schildern als durch die Worte, „er habe bei den Recken gestanden, als ob er mit dem Pinsel auf Pergament kunstreich entworfen wäre" (Str. 1601). Dieser Vergleich wird in dem Nibelungenliede von Siegfried

gebraucht und der Dichter nöthigt uns fast, uns den Hartmut in einer Aehnlichkeit mit dem herrlichen Siegfried zu denken. Mit solchen Eigenschaften ausgestattet findet Hartmut für sein Schicksal Theilnahme bei den Hegelingen und das Vertrauen und die Liebe und Ehre, die er von ihnen erfährt, sind die besten Beweise seines Werthes (Str. 1598. 1602. 1631). Bei der Zeichnung seines Charakters hat die Dichtung noch eine andere Trefflichkeit bewiesen. Bei der großen Theilnahme, welche der Dichter für Gudrun durch ihre Leiden und sittliche Schönheit erweckt, lag es nahe, den ursprünglichen Urheber dieser Leiden als hassenswerth darzustellen; die Dichtung thut es nicht; sie erweckt vielmehr für Hartmut unsere Theilnahme; sie schildert uns den Feind der Hegelingen mit unparteiischer Achtung; und sie gewinnt dadurch mehr als wenn sie uns den Hartmut hassenswerth gezeichnet hätte; je tapferer Hartmut ist, desto höher steht in unsern Augen der Sieg der Hegelingen über die Normannen; je liebenswürdiger er ist, desto reiner glänzt der Edelstein der Treue Gudruns gegen Herwig. Und je mehr die Hegelingen den tapfern Feind ehren, je mehr Gudrun den Werth Hartmuts anerkennt, desto mehr ehren sie sich selbst. Dieser Zug der Achtung vor dem Feinde ist in dieser Bedeutung nur bei den antiken Völkern zu finden, wie Homer und Aeschylus beweisen, welche weder die Troer noch die Perser verächtlich erscheinen lassen, während selbst Shakspeare vom englischen Nationalstolze in Heinrich V. sich verleiten läßt, die Franzosen als ganz unwürdige Gegner dem englischen Könige gegenüber zu stellen *). So ist denn Hartmut ein Bild der Treue, wenngleich der Treue in ihrer Verirrung. Die Nothwendigkeit zwingt ihn zuletzt sich von jener Verirrung zu scheiden und er thut es mit freier Resignation; und so kann er Theil nehmen an der allgemeinen Versöhnung und Freude, in welche Zwiespalt und Leiden sich auflösen.

Dieselbe Unparteilichkeit, welche die Dichtung in der Zeichnung des Hartmut beweist, ist auch in Bezug auf die Charaktere Gerlindes und Ludwigs von der Normandie geübt worden. Gerlinde ist für Gudrun, was Cymbelines Gemahlin für ihre Stieftochter Imogen ist, beide wollen ihre Söhne an Frauen vermählen, von denen die eine dem Herwig, die andere dem Leonatus gehört; beide setzen dem Widerstande dieser Frauen Härte und Verfolgung entgegen, beide sind

*) Vergl. die schöne Auseinandersetzung bei Gervinus, Shakspeare 2, 265.

ehrgeizig und herrschsüchtig und üben über ihre Gatten eine bedeutende Gewalt aus. Der beleidigte Herrscherstolz ist es, was Gerlinden zur Quälerin Gudruns macht; hatte doch Hildes stolzes Selbstgefühl die Gudrun dem Hartmut versagt, weil sie die Tochter keinem Manne vermählt wissen wollte, dessen Vater von Hildes Vater mit Burgen belehnt war (Str. 610); mehr noch aber mochte Gerlinde in ihrem Mutterstolze gekränkt sein, daß ein ritterlicher Held, wie Hartmut, verschmäht worden war. Deshalb denkt sie auf Rache (Str. 737); und mit der Härte, welche Herrschsucht und Ehrgeiz in ihrem Gemüthe hervorbrachten, sucht sie die Vermählung Gudruns mit Hartmut zu erzwingen. Daß sie im Stande war, die Gudrun so schimpflich zu behandeln, ohne daß ihr Gemahl Einhalt that, läßt sich aus der Ueberlegenheit ihres Willens erklären, dem ihr schwächerer Gemahl sich unterordnet. Diese hartnäckig fortgesetzte und boshaft gesteigerte Grausamkeit bezeichnet die Dichtung vortrefflich, indem Gerlinde Teufelin (Str. 1282. 1320) oder die Wölfische (diu alte wülpinne Str. 1052. 1015. 1203. 1280) genannt wird *). Mit psychologischer Consequenz läßt die Dichtung den Uebermuth der im Glücke grausamen Gerlinde in den Zeiten der Noth zu Kleinmuth und Feigheit herabsinken, als die Hegelingen vor der Normannenburg stehen und Rache suchen; mit feiger Bosheit macht sie noch einen Anschlag auf Gudruns Leben (Str. 1471). Tiefer konnte sich daher die böse Gerlinde nicht beschämen, als indem sie zu Gudruns Füßen um Rettung und Leben bittet (Str. 1508). Sie fällt durch

*) Mit diesem Ausdrucke wird der boshafte Neid bezeichnet. So werden dem Ganelon im Rolandsliede wulfine blicke zugeschrieben. Vgl. Jacob Grimm, Reinhart Fuchs p. XXXVII. Den Charakter der boshaften und neidischen Goneril im König Lear bezeichnet es vortrefflich, wenn der eigne Vater ihr ein „Wolfsgesicht" vorwirft (Akt 1, 4). Von dem durch neidische Habsucht verhärteten Shylock im Kaufmann von Venedig sagt Gratiano: die Seele eines am Galgen aufgehengten Wolfes sei in ihn gefahren, als er im Mutterleibe lag (Akt IV. 1); und in derselben Scene sagt Antonio, um Shylocks aus Neid entsprungene Fühllosigkeit zu bezeichnen: „Ihr mögt so gut den Wolf zur Rede stellen, warum er nach dem Lamme das Schaf läßt blöcken." Die Grausamkeit der Töchter Lears, welche den alten Vater in Sturm und Wetter stießen, konnte nicht treffender bezeichnet werden, als wenn Gloster zu Regan sagt: „Wenn ein Wolf geheult in jener grausen Nacht an deinem Thor, du hätt'st gerufen: Pförtner, thu' doch auf." (Diese Stelle ist von Gervinus, Shakspeare 3, 369 unrichtig angeführt in den Worten: „wo Wölfe die Thür geöffnet hätten.")

das Schwert der Gerechtigkeit, welches in Wates Händen unerbittlich waltet. Wie hassenswerth aber auch ihre Gesinnung erscheint, die Dichtung hat ihren Charakter mit einem Zuge an die Menschlichkeit geknüpft. Was sie gegen Gudrun auch thut, die Liebe zu ihrem Sohne (der gleiche Zug macht den Ganelon im Rolandsliede erträglicher) veranlaßt sie dazu (Str. 1381). Eine so menschliche Eigenschaft ist auch an Ludwigs Charakter bemerkbar. Man sollte freilich von ihm erwarten, daß er die grausame Behandlung unterdrücke, welche Gudrun von Gerlinde erfährt; seine moralische Schwäche hindert ihn daran und er ist darin dem Gunther in den Nibelungen zu vergleichen; die Tapferkeit, die er in Schlachten beweist, kann uns nicht hindern, ihm diese Schwäche zuzuschreiben; denn die Tapferkeit ist der Zug, der ihm als allgemeine Eigenschaft der Zeit angehört; in dieser Schwäche des Charakters läßt er sich zum Jähzorn fortreißen; er wirft Gudrun ins Meer, als sie dem Hartmut Hand und Herz verweigert. Aber die boshafte Gesinnung Gerlindens theilt er nicht; für den rohen Ausbruch seines Jähzorns läßt er Gudrun um Verzeihung bitten: unbescholten sei er in sein Alter gekommen und wolle auch fernerhin in Ehren leben; darum möge Gudrun ihren Zorn nicht auf ihn wenden (Str. 965). Dieser rührende Zug, wie Gerlindens Liebe zu Hartmut, durch welche sie freilich wie Chriemhild in ihrer Liebe zu Siegfried zur Ungerechtigkeit und Härte fortgerissen wird, sind Beweise von der Unparteilichkeit, mit welcher die Dichtung die der Gudrun feindseligen Charaktere schildert; diese Unparteilichkeit ist um so höher zu schätzen, jemehr Gudrun verherrlicht wird.

Die Dichtung hat Alles gethan, um den großen Werth und die sittliche Schönheit Gudruns ins Licht zu setzen. So groß ist dieser Werth, daß zwei ritterliche Helden leidenschaftlich nach ihrer Liebe streben, mit Treue und Ausdauer in der Liebe zu ihr unter verschiedenen Verhältnissen verharren, daß die Freundschaft die Leiden gern mit ihr theilt, daß alle Anstrengungen aufgeboten werden, um die Geraubte wieder zu erlangen. Aber die Dichtung vergißt auch nicht, uns die seltene Erscheinung einer so herrlichen Gestalt wie Gudrun zu erklären. In den rauhen Zeiten kriegerischer, seeräuberischer Unternehmungen, in den Zeiten der Gewaltthätigkeit muß uns die schöne Milde, die dienstwillige Anspruchslosigkeit in Gudruns Charakter befremden; aber wir begreifen die Möglichkeit

eines solchen Charakters, wenn wir seine Umgebungen und die Voraussetzungen seiner Bildung kennen. Daher giebt uns die Dichtung eine Vorgeschichte der Heldin. Wir lernen Hilde kennen, die Mutter Gudruns in ihrer ganzen Schönheit und Tiefe. Aus ihrem Wesen läßt sich die ganze Schönheit des Charakters Gudruns erklären. Hilde ist eine kräftige, stark wollende, tiefe, poesiereiche Natur; der hinreißende Gesang Horants nahm ihre Seele gefangen und machte sie geneigt eines Königs Werbungen ihr Herz zu öffnen, in dessen Diensten ein so herrlicher Sänger stand. Ihr poesiereiches Gemüth wird von religiösen Empfindungen bewegt; sie erschrickt vor der Sünde, die Hettels Helden begangen, als sie frommen Pilgern die Schiffe nahmen und läßt ihnen allen den Schaden reichlich vergüten. Wo eine solche Königin herrscht, wie Hilde, da wird der Sinn der Menschlichkeit nicht fehlen; auch läßt die Dichtung nicht unerwähnt, welchen Einfluß Hilde auf ihren Gemahl Hettel äußerte. Es gehört zu den Verdiensten der Hilde, daß die Lehnsleute dem König Hettel so treulichen Dienst thun; Hettel leistet Alles, was einem Könige ziemt, er befestigte die Burgen, befriedete sein Land, und der Ruhm seines Namens verbreitete sich in ferne Reiche. Mit einer großen Liebe ist Hilde dem Gemahle zugethan; sein Tod auf dem Wulpensande schmerzt sie tief; sie beweint ihn lange Jahre (Str. 1585); an den frechen Räubern, die ihr die Tochter entführten und den Gemahl tödteten, wünscht sie sich zu rächen und mit der Ausdauer einer kräftigen Natur beherbergt sie in Chriemhilds Weise dieses Rachegefühl lange Jahre in ihrem Innern. Daher will sie Ortrun nicht den Versöhnungskuß reichen, will sie Hartmut nicht aus der Gefangenschaft befreien; sie meint den Manen ihres Gemahls diesen Haß schuldig zu sein, den sie gegen die Normannen richtet; aber die Liebe zu Gudrun besiegt in ihr diesen Haß und die schönern Empfindungen der Versöhnlichkeit gewinnen die Oberhand (Str. 1583. 1596). An Hettels und Hildes Hofe erscheint nun Horant und der Anwesenheit des herrlichen Sängers müssen wir eine große Wirkung beilegen. Die Poesie und der Gesang, wie die Schönheit überhaupt wirken veredelnd auf das Gemüth; so kann auch Horants Gesang seine bildende und veredelnde Kraft nicht verfehlt haben. Ja wir wissen ja aus der Dichtung, was Horant vermochte; er wird wie ein zweiter Orpheus geschildert und die Schönheit seines Gesanges thut Wunder. An einem Abende ließ er vor Hagens Burg an dem

Meeresufer seine herrliche Stimme erschallen: da schweigt der Gesang der Vögel, da eilt die Königin mit ihrer Tochter auf die Zinne der Burg, da wünscht die schöne Hilde, daß ihre Kämmerer solch Lied verständen! Wer diesen Gesang höret, dem verschwindet alle Sorge und Pein und sein Leiden wird gemindert. Horant singt wieder am Morgen; in den Bäumen und in dem Haine schweigen die Vögel, die Menschen erwachen aus dem Schlafe; selbst der wilde Hagen wünscht solch ein Sänger zu sein und die junge Fürstin bittet schmeichelnd den Vater, daß er mehr so schöne Lieder singen lassen möge. Und wieder singt der „weise" Horant am Abend; den Kranken wie den Gesunden ist durch seinen Gesang der Trost gefunden; die Thiere in dem Walde vergessen die Waide; das Gewürm im Grase, die Fische im Wasser unterlassen ihre Reise, die Glocken schienen nicht mehr so voll zu klingen wie sonst, und nur wer Horant singen hörte, glaubte, daß ihm wohl sei. — Der Einfluß solcher Persönlichkeiten, wie sie eben geschildert worden sind, kann nicht zweifelhaft sein; Hildes liebenswürdiges und für alles Schöne empfängliches Gemüth, Hettels Gerechtigkeit, Horants Sängergröße, verbunden mit einer ausdrücklich erwähnten sorgfältigen Erziehung, die außer dem Hause bei Horant vollendet wird (575. 666), müssen in Gudrun die Schönheit des Charakters hervorgebracht haben, die wir kennen und bewundern.

Wir brechen hier ab, gedenken aber das Thema später wieder aufzunehmen und eine Vergleichung der beiden besprochenen deutschen Epen mit den Homerischen Dichtungen wie mit Shakspeare's Lear und Cymbeline hinzuzufügen. — Was die Uebersetzungen und Bearbeitungen der Gudrun betrifft, so gewährt es ein großes Interesse, die alte Dichtung in der gewandten und gemüthvollen poetischen Bearbeitung San-Marte's zu lesen, der sich außerdem um die Erläuterung des Gedichts die wesentlichsten Verdienste erworben hat.

Halberstadt.

Dr. Hense.

Zur Englischen Wortbildungslehre.

Vom Standpunkte der geschichtlichen Sprachforschung.

1. Ueber die Vorsilbe be.

(Schluß zu Bd. VI. Seite 389.)

---

§. 7.

Alle die bisher besprochenen Formen entstanden durch Verschmelzung zweier nebeneinanderstehenden Adverbien; es giebt aber in allen germanischen Sprachen noch eine große Anzahl von Adverbien, welche eine Präposition und einen Nominalcasus enthalten. Es sind jedoch dieselben nicht auf gleiche Weise entstanden, und müssen unter 3 Classen gebracht werden.

1) Die erste derselben bilden adverbial gebrauchte Casus mit Partikeln zusammengesetzter Nomina. Hierhin gehören z. B. nhd. vormittags, nachmittags, welche auf ganz gleicher Stufe mit morgens, abends, mittags u. s. w. stehen. In denselben ist natürlich vor und nach nicht Präposition, sondern Adverbium. Die aus dem Engl. hierher gehörigen Beispiele sind nicht selten, z. B. agſ. fordhdäges, e. midships (von midship), midway (Acc. von midway) und außer vielen andern sämmtliche Adverbia auf ward und wards, wie z. B. toward, towards (agſ. tôveärdes), afterward, afterwards (agſ. afterveärd, afterveärdes) u. s. w. Eine hierher gehörige Bildung mit be scheint nicht vorhanden zu sein.

2) Die zweite Art besteht aus Präpositionen mit einem von denselben regierten Casus, z. B. insonderheit, zufolge, zuberge, beizeit, beizeiten, besage, beiseite u. s. f. Viele Beispiele im neueren Englisch. Außer dem größten Theil der mit der Vorsilbe a gebildeten Adverbia und Präpositionen gehören hierher z. B. aforehand, aforetime, beforehand u. s. f. Endlich

3) die letzte Abtheilung umfaßt solche Partikeln, welche aus einer Präposition und einem Casus bestehen, ohne daß derselbe von der Präposition regiert wird, oder das Wort als Casus eines zu-

sammengesetzten Nomens betrachtet werden könnte. Hierher fallen vorzugsweise die Partikeln, welche mit einem genitivischen s schließen, ohne daß die im Worte enthaltene Präposition einen Genitiv zu regieren fähig wäre. Beispiele dieser Bildung finden sich im Ahd. gar nicht, auch nicht im Altnordischen; häufiger aber im Agſ. und den jüngern hoch- und niederdeutschen, sowie scandinavischen Mundarten. Schon dieses beweist ihren verhältnißmäßig neueren Ursprung. Abgesehen von einigen zweifelhaften Fällen, entstehen sie jedoch sämmtlich durch Zusammensprechung zweier zu gegenseitiger genauerer Bestimmung nebeneinandergestellter Partikeln, von denen die erste eine Präposition, die letztere ein nominales Adverbium ist. Sie fallen daher ganz unter dieselbe Kategorie mit den in §. 5 und 6 behandelten zusammengesetzten Partikeln. Es ist daher z. B. im Agſ. tô ëfenes (tô ëmnes), tô middes, tô gëanes, tô aefenes das ëfenes, middes, gëanes, aefenes nicht etwa ein von tô abhängiger Genitiv, sondern sie sind genitivische Adverbia, welche durch die Präposition (hier jedoch Adverbium) tô eine nähere Bestimmung erhalten. Hierher gehören die nachher genauer zu besprechenden egl. Formen amidst, against, alongst, amongst u. s. f.; ferner auch besides, betimes, betwixt; vgl. §. 8. Allerdings ist der größte Theil dieser genitivischen Adverbia ohne die davortretende Präposition im Sprachgebrauche nicht vorhanden, doch finden sich manche Beispiele vom Gegentheil. Wir sagen z. B. abends, morgens, gebrauchen aber daneben auch die adverbiale Redeweise vor Abends, und im Schwedischen sagt man i morgons, i aftons (heute Morgen, gestern Abend). Wenn man daher sagt: er kommt noch vor Abends zurück, so wird der Zeitpunkt durch das vor genauer bestimmt. Ebenso sagt man vor Alters, ehemâls u. s. w. (s. Grimm 3, p. 143. 105). Ein ëfenes, ëmnes findet sich allerdings nicht unter den agſ. Adverbien, es kann aber recht gut neben dem Adv. ëfne, ëmne existirt haben; ähnlich verwendet ist es in dem holl. nevens und benevens (d. i. en evens und be-en-evens) woraus unser nhd. nebst, benebst entstand. Nun finden sich aber sehr oft neben diesen genitivischen Formen noch andere regelmäßige, in denen der Casus des Nomen von der vorausgehenden Präposition regiert wird. Später werden wir neben amongst ein among, neben alongst ein along, neben amidst ein amid, neben against ein again finden; eben so besteht im Schwed. neben i morgons, i aftons ein i morgon, i afton (hier mit deutlich unterschiedener Bedeutung: mor-

gen und heute Abend), und für viele nhd. (besonders den Volksmundarten angehörige) Bildungen durch genitivisches s finden sich theils neben denselben, theils in der älteren Sprache die regelrechten Bildungen; z. B. für unterwegs sagte man früher stets unterwegen, neben hinterrücks bestand ein hinterrücke, neben beiseits, abseits sagt man noch jetzt mit einem kleinen Unterschied in der Bedeutung beiseite, abseiten u. s. w. In vielen Fällen jedoch mag der Trieb, jene aus Verwachsung von Präposition und Casus entstandenen adverbialen Redeweisen noch adverbialer zu machen, die Anfügung eines genitivischen s bloß nach Analogie anderer adverbialer Bildungen verursacht haben. Sicher war dies z. B. in den erwähnten beiseits, abseits der Fall, da das Substantivum Seite seinen Genitiv gar nicht mit s bildet. Englische Beispiele werden im folgenden Abschnitt zur Sprache kommen. Zunächst betrachten wir die englischen mit be zusammengesetzten und zur 2. und 3. Abtheilung gehörigen Partikeln.

§. 8.

Zu der zweiten der namhaft gemachten Classen gehört between, zur dritten betwixt. Ersteres bildete sich aus dem agſ. be tvëonum, den dat. pl. des Zahlwortes, welcher von der Präposition be bi gefordert wird. Im Agſ. kommt es selbst noch getrennt vor, so daß das regierte Substantiv nicht bloß vorausgehen oder nachfolgen, sondern auch in der Mitte stehen kann (ſ. Grimm 3, 269), z. B. be saem tveonum, zwischen beiden Meeren Beow. 1710 (ed. Kemble) be verum tveonum, inter duos viros, d. i. inter nos Andr. 558. (Vgl. Grimm z. St. p. 111.) Eine spätere Form ist betveónan oder betvynan. Das engl. between entstand durch Abfall der Casusendung, welche im Engl. nicht bleiben durfte. Undeutlicher sind die Bestandtheile von betwixt. Im Agſ. finden sich mehrere Formen dieses Wortes, von denen die reinsten und ältesten betveoh (accusativisch) und betveohs (genitivisch) lauten, daneben und besonders später häufig finden sich betveox, betvyx, betvuxt, an welches letztere sich die englischen Formen betwyxt, betwixt unmittelbar anschließen. Der nominale Bestandtheil führt offenbar auf das Zahlwort tvâ, tvêgen zurück. Nach den bestehenden Lautgesetzen könnte tveoh auch tvih, tvîh, tvîg geschrieben werden, welches letztere Wort im Agſ. Zweig bedeutet und dem engl. tvig zu Grunde liegt. Unser Wort Zweig selbst ist identisch (ahd. zuîc, mhd. zwîc, nhd. zweig) und ist

durch Suffix goth. ah, ag, ahd. ac (s. Grimm 2, 288, cf. 316) von dem Zahlwort gebildet, wie das Adj. goth. aíneha, ahd. einac von der Einzahl. Der Zweig ist daher als der Theil des Baumes betrachtet, wo sich der Stamm in zwei Theile spaltet. Es würde daher durch betveoh das bezeichnet werden, was sich zwischen zwei zweig- oder gabelförmigen Umgebungen befindet, und somit sehr gut mit größerer Abstraction der Bedeutung unser zwischen, inzwischen vertreten können. Letzteres ist auch nur der dat. pl. ahd. zuiscêm, zuiscên, von einem mit einem andern Suffix von der Zweizahl gebildeten Adjectivum zuisc (bifidus), welches mit der Zeit zur Präposition geworden ist (vergl. Grimm 2, 375. 3, 94. 268). Die genitivisch auslautende Form betveohs entstand entweder durch Zusammentritt des genitivischen Adverb. treohs mit der Präposition be, oder betveohs bildete sich nach Analogie vieler anderer Adverbia, welchen ein genitivisches s mit Recht zukommt, aus betveoh. Das t endlich, welches in jüngerer Zeit den Auslaut bildet, ist unorganisch hinzugetreten, wie wir es noch später bei amidst, alongst, against, amongst u. a. sehen werden. Neben den Adverbien beside und betime finden sich auch die Nebenformen besides und betimes. Entweder sind sie nur unorganische Nebenformen oder die Präposition trat vor ein Adverbium sides oder times (welche jedoch einzeln nicht vorhanden gewesen zu sein brauchen) oder die Formen sind ganz regelrecht gebildet, insofern in sides und times nur die Plurale erkannt werden müssen. Vergl. engl. always. Von dem Subst. ahd. sîta, mhd. sîte, nhd. seite, an. sîda, ags. sîda, engl. side bilden sich (wie von dem lat. pars und rom. parte) viele Adverbia. Wir erinnern an das nhd. beiseits, beiseite, abseits, abseiten, jenseit, jenseits, diesseit, diesseits, meinerseits, allerseits, von Seiten (s. Grimm 3, 134), mhd. bisîten (ib. 3, 152) u. s. f., welche jedoch in dem ältern Hochdeutsch nicht gefunden werden. Auch das engl. beside (aengl. des 14. Jahrh. besyde Rell. Antt. 1, p. 60) scheint nicht bis in die ags. Periode hinaufzureichen. Die Nebenform besides würde sich genau zu beside verhalten, wie nhd. beiseite zu beiseits, falls das s nur aus dem Bestreben, die adverbiale Kraft hervorzuheben, sich nach Analogie vieler andern Fälle angefügt hat. Offenbar neuern Ursprungs sind die Adverbien betime (betimes) und because, da in letzterem das Nomen romanischen Ursprungs ist. Dem betime ging wahrscheinlich ein ags. betîde voraus, da fast alle verwandten Sprachen

dieselbe Verbindung aufweisen können, z. B. mhd. bizite, nhd. beizeit, beizeiten, mnl. betide u. s. f. Da jedoch allmählig seit dem Eindringen des romanischen time (aus lat. tempus) das germanische Wort für den Begriff Zeit (engl. tide) eine specielle Bedeutung erhielt, so vertauschte man auch in der adverbialen Ausdrucksweise den neuern romanischen Ausdruck mit dem jetzt etwas Anderes bedeutenden germanischen tide.

Ebenfalls der jüngeren Zeit gehören die Adverbia below und belike, belikely an. Diese Formen gehören eigentlich zu der in §. 5 und 6 behandelten Reihe; denn sie sind Zusammensetzungen zweier Partikeln, nämlich des präpositionalen be mit dem adjectivischen low, like, likely. Die Interjection be gone hat nichts mit unserer Wörterclasse zu schaffen, da be hier der Suffiv von to be ist, welcher mir dem Particip von to go zusammengesetzt wurde.

2. Ueber die Vorsilbe a im Englischen.

§. 1.

Die Vorsilbe a erscheint im Engl. theils vor Verben, theils vor Adjectiven, theils, und am häufigsten, vor Adverbien und andern Partikeln. Obgleich dieselbe in allen Fällen in Bezug auf Form und selbst auf Aussprache völlig gleich lautet, so ist doch seinem Ursprunge nach das a vor Verben aus einer ganz andern agſ. Wortform entstanden, als das a vor Adjectiven und Partikeln, so daß in demselben zwei noch im Agſ. ganz gesonderte Partikeln im Engl. zu einer einzigen verschmolzen und zusammengeflossen sind. Wir betrachten zunächst das a vor englischen Zeitwörtern.

Obgleich die Anzahl der Verba, vor denen die genannte Vorsilbe sich findet, verhältnißmäßig sehr gering ist, so müssen dennoch die Verba romanischen Ursprungs sorgfältig von denen germanischen Ursprungs unterschieden werden. Bekanntlich findet sich auch in den romanischen Sprachen häufig eine Vorsilbe a vor (= lat. ad u. ab) vor Verben und eine Anzahl dieser Compositionen sind aus dem Nordfranzösischen in das Engl. eingedrungen, z. B. to amass, to amend, to abase, abate u. a. Diese können jedoch fur unsere Untersuchung nicht weiter in Betracht kommen. Was aber die wenigen im Engl. befindlichen Compositionen mit a germanischen Ursprungs betrifft, so entstand hier das Präfix a durch eine in Folge der Tonlosigkeit her-

beigeführte Verkürzung der agſ. Partikel á. Dies á, welches nur den ſächſiſchen Sprachen angehört, correſpondirt in Form und Bedeutung mit dem goth. us, dem ahd. ar (ër, ir, bisweilen auch ur; ſ. Grimm Gr. 2, p. 818 ꝛc. Graff ahd. Präpp. p. 34 sqq. Diefenbach g. Wörterb. I, p. 116 u. ſ. f.), mhd. er, nhd. er, ſo daß im Allgemeinen den agſ. und engl. Bildungen mit á, a, neuhochdeutſche Verba mit er zur Seite ſtehen werden. In den älteren Mundarten iſt die Vorſilbe von außerordentlich häufigem Gebrauch; auch iſt ſie noch im Nhd. in hohem Grade lebendig, während ſie im Engl. bis auf wenige Fälle abgeſtorben iſt. Wie ſchon bemerkt wurde, findet ſich dieſe Partikel nur vor Zeitwörtern, während das goth. us nicht bloß Präpoſition iſt, ſondern auch als Präfix des Nomen und Verbum gilt. Das Ahd. zeigt zwar auch eine präfigirte Partikel á, welche mit jener ſächſiſchen Partikel formell identiſch iſt (ſ. Grimm 2, 704 ꝛc.); ſie erſcheint jedoch nebſt ur einer andern ebenfalls aus goth. us (ſ. Grimm 2, 787. 3, 253) durch regelrechte Lautverſtufung entwickelten, aber mit der Zeit dem á unähnlich gewordenen Form nur vor Nominibus. Letzteres ur, welches mit ſeiner urſprünglichen Form auch überall vor Subſtantiv und Adjectiv den Ton bewahrt, lautet im Mhd. ur, im Nhd. ur, ûr, im An. ör, or, ûr (Grimm 2, 789) und im Agſ. or (ſ. Grimm 2, 288 sqq.). Im Engliſchen ſind alle Zuſammenſetzungen mit or untergegangen, nur in einigen wenigen techniſchen Ausdrücken wie ordeal (agſ. ordâl), orlop-deck u. ſ. w. hat es ſich bis auf heutigen Tag vollſtändig abgetödtet erhalten.

Aber auch die Vorſilbe a iſt ihrem Untergange nahe; die zahlreichen agſ. Beiſpiele haben ſich ſchon im Altengl. bedeutend vermindert und ſind im Neuengl. bis auf wenige verſchwunden, und ſelbſt bei dieſen wenigen fängt man an die einfachen Formen der zuſammengeſetzten vorzuziehen, z. B. to rise iſt viel häufiger als to arise. Da ſie an Zahl gegen das Agſ. ſich ſo ſehr vermindert haben, ſo kann es nicht befremden, daß im Engl. das Präfix nicht auf ſo verſchiedene Weiſe verwendet erſcheint, als dies im Agſ. der Fall iſt. Nur folgende drei Fälle ſind im Engl. noch zu unterſcheiden.

1) Die Grundbedeutung der Partikel iſt „von innen nach außen“ zugleich mit dem Nebenbegriffe des „von unten nach oben;“ deshalb werden im Nhd. ſolche Verba häufig noch mit den Partikeln auf und aus decomponirt, z. B. erstehen, auferstehen; hierher gehören

die englischen Verba to arise, agſ. árisan aufstehen, aufsteigen, auferstehen, sich erheben; ferner to arose erwecken, aufwecken, erregen; to awake, to awaken, agſ. áwäccan, transit. aufwecken (unser erwecken wird anders gebraucht), intransit. erwachen, aufwachen.

2) Eine andere Nüance der Bedeutung bewirkt das Präfix im engl. to abet antreiben, erregen, aufhetzen, to abare entblößen, agſ. âbarjan; to abide bleiben, verharren, agſ. âbîdan (goth. us-beidan), exspectare. Dazu stellen sich aus der älteren Sprache (ſ. Nares.) to alegge hinwerfen, hinlegen (vergl. nhd. erlegen), to aslake ermildern; to akele, agſ. âcóljan erkühlen, erkälten, kühl werden; to aquelle, agſ. âcvëllan (nicht âcvëlan intranſ. sterben) = engl. to kill ertödten, tödten; to afelle, agſ. âfellan, âfyllan fallen machen, fällen; athroted (bei Chaucer) = throttled, choked erstickt; u. ſ. w. Hier dient das Präfix nur zur Hervorhebung der transitiven Bedeutung, welche sich meistentheils schon in den Primitiven zeigt. Endlich

3) tritt das Präfix mit unmerklicher Bedeutung vor intransitive Verba um den Beginn der Handlung leise anzuzeigen, z. B. nhd. erklingen, erschallen, erlöschen, erglühen u. ſ. w. (ſ. Grimm 2, 828). Aus der neueren englischen Sprache gehört hierher, wie es scheint, nur to alight absteigen, aussteigen (vergl. agſ. lihtan absteigen); veraltet ist to agrise erzittern, schaudern, erschrecken, agſ. âgrysan, âgrisan (ahd. irgrûisôn); von seinem Stamme lebt nur noch das Adject. grisly nebst dem Nomen grisliness. Vergl. agſ. grislic, ongrislic, schaudererregend.

Dasselbe â erscheint auch in dem Substantivum ado und in dem Adverbium ago. Letzteres ist aber nur der adverbial gebrauchte Accusativ eines Substantivs ago; beide Substantive ado und ago sind infinitivische Verbalnomina von den untergangenen und jetzt nicht mehr gebräuchlichen Zeitwörtern to ado und to ago. Können wir auch für jetzt ein agſ. âdôn nicht belegen, so sprechen doch für die Wahrscheinlichkeit seiner Existenz die Decompositia onâdôn, upâdôn u. a. Wie die meisten Zusammensetzungen mit der Partikel â im Engl. untergegangen sind, so auch das agſ. âgengan (= engl. to ago, ahd. argangan, irgangan, Grimm 2, 829, nhd. vergehen) welches evaniscere, vergehen bedeutet. Hieraus läßt sich die Bedeutung des ago ohne Schwierigkeit erklären.

§. 2.

Vor Nominibus und Partikeln entspricht die Vorsilbe â stets einem agſ. on, welches noch im engl. on ohne Veränderung erhalten ist. Es lautet goth. ana, ahd. ana, mhd. ane, an, nhd. an, altſ., mnl. an, isl. ân, afrſ. an und â, an. â, schw. und dän. â (hier jedoch nur als Präfix gebräuchlich). Das agſ. on ist aber theils Präposition, theils Präfix für Nomina und Verba. In dem präfigirten on fließen lautlich aber mehrere genau zu unterscheidende Partikeln zusammen. Nämlich abgesehen von den beiden bloß einer ungenauen, der Aussprache der späteren Zeit sich accommodirenden Orthographie anheimfallenden Fällen, wo es bisweilen für das Pronominaladjectiv ân (vergl. engl. one) und anstatt des privativen (s. Grimm 2, 775) Nominalpräfixes un geschrieben steht, ist ein dreifaches on im Agſ. zu unterscheiden. Nämlich

1) steht es organisch für goth. ana theils als trennbare Präposition, theils als Präfix vor Nomen (s. Grimm 2, 710 ꝛc.) und Verbum (ib. p. 905 ꝛc.). Die Beispiele sind zahlreich; aber das einzige im Englischen übrige componirte Nomen ist onset der Anfang, Angriff (vergl. unser Ansatz), denn in anvil, agſ. onfilt, ahd. anavalz ist es unkenntlich geworden. Anstatt on findet sich bisweilen auch noch die Schreibung an, weniger deßhalb, weil sie die ursprüngliche wäre, als vielmehr nur eben, weil a und o in den agſ. Handschriften beständig wechseln und verwechselt werden. Wie fast von allen localen Partikeln, findet sich auch von on ein Compositum mit ward, wards, nämlich onward adj. u. adv. und onwards adv. In Form und Bedeutung harmonirt das goth. anawairths, futurus (d. i. nach vorn gerichtet, nach einer Sache hingerichtet).

2) Das agſ. on steht aber auch für goth. and, anda (erstere Form gilt für die Präposition; beide Formen aber als Präfix vor dem Nomen; anda nur als Präfix vor Nomen). Im Ahd. entspricht vor dem Nomen ein stets untrennbares ant; vor dem Verbum lautet es ant, int, ent, häufig auch in; im Mhd. erscheint vor dem Nomen nur ant, bisweilen unbetontes ent; im Nhd. ist es bis auf einige Fälle vor dem Nomen untergegangen. Im An. ist es in der Form and, önd nur vor dem Nomen gebräuchlich. Vor Verben erscheint im Ahd. nur in den ältesten Quellen ant, meist int, in, worauf im Mhd. ent u. ën und un, nhd. fast nur ent. Im Holl. lautet das Präfix

stets ont. Im Agſ. erscheint and nur vor Substantiven und Adjectiven und den daraus abgeleiteten Verben; vor Verben hingegen wird and stets durch on vertreten, wodurch natürlich viele formelle Vermischungen mit on = goth. ana oder on = goth. in entstehen. Im Ahd. sahen wir in und im Mhd. ën statt int und ent auftreten, jedoch wurde diese schwächere Form nur durch den Anlaut des Verbum bedingt (s. Grimm 2, 713 rc. 808 rc. 905 rc.); im Agſ. hat sich jedoch der Abfall des Dentalen überall zur Regel gestaltet. Um daher im Agſ. unterscheiden zu können, ob in einem Verbum on = goth. ana oder = goth. and sei, so müssen die übrigen deutschen Sprachen zu Rathe gezogen werden; in den meisten Fällen jedoch wird das Englische den Ausschlag geben. Hier nämlich gehen die zahlreichen mit der Vorsilbe un gebildeten Verba meist privativen Sinnes auf agſ. Composita mit on = and zurück; während ein on oder in als trennbare Partikel bei dem Verbum auf ein Compositum mit on = goth. ana oder in schließen läßt. Demnach würde z. B. das agſ. ondôn nicht bloß einem engl. to undo, sondern auch einem engl. to do on entsprechen. Mit dieser aus agſ. on hervorgegangenen Partikel un vor Verben darf nicht das gleichlautende privative un vor Nominibus verwechselt werden. Es lautet (mit Ausnahme des an. ó, dän. u, schwed. o) in allen germanischen Sprachen un (Grimm 2, 775 rc.). In späteren Handschriften wird es wohl der späteren englischen Aussprache wegen bisweilen on geschrieben, ebenso wie sich umgekehrt in derselben Sprachperiode für agſ. on bisweilen die Orthographie un findet. Mit Rücksicht auf diese Verschiedenheiten sind also die in den agſ. Wörterbüchern aufgeführten Verba mit der Vorsilbe un entweder nur unrichtig geschrieben für agſ. on oder es sind Denominative von Nominibus, welche mit der privativen Partikel un zusammengesetzt waren (vergl. Grimm 2, 781).

Endlich 3) steht agſ. on für in. Die in allen germanischen Sprachen vorhandene, mit dem lat. in, gr. ἐν identische Präposition in lautet im Goth. in, im Ahd., Mhd., Nhd. ebenfalls in; ebenso auch im Altſ., Afrſ., Mnd., Mnl. Nnl.; nur im An. î, wie auch im Schwed. und Dän. Auch im Agſ. lautet die Partikel in, findet sich als Präposition jedoch nur in den ältesten Sprachdenkmälern, in späteren wird es zugleich durch on vertreten. Verwandtschaft in Form und Bedeutung machten dieses Zusammenfließen möglich. In allen Mundarten behält dieses in in Zusammensetzung mit Nomen und Verbum

(Grimm 2, 894 ꝛc. cf. 901) den Ton, weßhalb im Nhd. auch die Verlängerung zu ein stattfindet. Im Agſ. erſcheint es ebenfalls mit Zeitwörtern componirt (ſ. Grimm 2, 904) und gar nicht ſelten auch mit dem Nomen (Grimm 2, 760). Unter letztern jedoch ſind die in der Orthographie und auch in der Bedeutung nicht unterſchiedene Compoſita mit inn einbegriffen. Dieſelben waren jedenfalls auch im Agſ. vorhanden, da ſich 1) im Goth. die Zuſammenſetzungen mit in von denen mit inn, ſowie im An. die mit i von denen mit inn auch formell deutlich abſcheiden, und 2) bisweilen im Agſ. noch die Schreibung mit inn vorkommt, obſchon dieſes in der Regel nur vor vocaliſch anlautenden Worten ſtattzufinden ſcheint. Im Engl. hat ſich in wohl durch Einwirkung und Analogie der vielen romaniſchen Compoſita wiederhergeſtellt und das on faſt ganz aus der Compoſition mit Nomen und Verbum verdrängt. Das Genauere über das Vorkommen und die Verwendung von in im Engl. muß einer beſondern Erörterung überlaſſen werden.

§. 3.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß je weniger eine Sprache Caſusformen unterſcheidet, deſto häufiger die Präpoſitionen ihre Anwendung finden. Während z. B. viele Sprachen das Verhältniß der Ruhe an oder in einem Orte durch einen beſonderen Caſus, den Locativ, bezeichnen, müſſen ſich die germaniſchen Sprachen, welche in ihrer uns bekannten Geſtalt dieſes Caſus ermangeln, der Präpoſitionen goth. ana und in (wenigſtens in den meiſten Fällen) bedienen. Da nun jeder oblique Caſus eines jeden Nomen ſowohl an und für ſich, als auch mit einer Präpoſition adverbial gebraucht werden kann, ſo muß die Anzahl ſolcher aus Präpoſitionen mit Nominalcaſus beſtehenden Adverbien natürlich in caſusarmen Sprachen weit größer ſein, als in anderen, wie ſich z. B. ſchon aus einer Vergleichung der germaniſchen Sprachen mit dem Lat. und Griechiſchen ergiebt, obgleich dieſelben nur um einen einzigen Caſus (den Ablativ) reicher ſind. In vielen Fällen jedoch könnte auch ein bloßer Caſus genügen, ſo daß die Präpoſition bloß zur Hervorhebung des adverbialen Begriffs beigefügt wird. Vorzüglich häufig geſchieht dieſes in der hochdeutſchen und agſ. Mundart, während im Altn. ſolche präpoſitionale Adverbia weit ſeltener vorkommen. Da durch die agſ. Präpoſition on im Allgemeinen der Locativ anderer Sprachen umſchrieben wird

und dieses Casusverhältniß ganz besonders zur Bildung von Adverbien geeignet ist, so kann es nicht befremden, wenn gerade diese Präposition mit ihren correspondirenden Formen in anderen Mundarten so häufig in adverbialen Redeweisen gefunden wird. Es steht theils vor Adjectiven, z. B. agſ. on ëfn (on ëmn), on idel u. ſ. w. (vergl. Grimm 3, p. 107), theils und natürlich häufiger vor Substantiven, z. B. on däge, on rihte, on sódhe, on hlyte, on stäpe, on morgen, on aefen, on ühtan, on vëg, on bäc, on geflit, on gemang, on hvëol on mine gefraege u. ſ. f. (Wegen der anderen Mundarten vergl. Grimm 3, p. 143—46. 153—156.) Dieses sind nur wenige Beispiele aus der großen Anzahl der vorhandenen; auch sind es solche Fälle, wo kein Zweifel über die adverbialische Natur solcher Redeweisen aufkommen kann, da man z. B. nicht von allen im Englischen vorhandenen und nachher zu besprechenden Fällen wird behaupten können, daß sie schon im Agſ. wirkliche Adverbia waren. Denn wirkliche Adverbia wird man diese Formeln erst dann nennen dürfen, wenn bei der Häufigkeit des Gebrauchs zu gleicher Zeit auch die Bedeutung sich von dem Wortgehalte der Zusammensetzung entfernt und abstract geworden ist. Wenn wir z. B. im Nhd. sagen zurück, zuweilen, in der That, insonderheit u. ſ. w., so sind diese Worte vermöge ihres adverbialen Sinnes an und für sich verständlich, ohne daß man sich dabei an ihre Zusammensetzung der Präposition mit den Substantiven Rücke, Weile, That, Sonderheit zu erinnern braucht. Ebenso verhält es sich z. B. im agſ. on bäc, e. aback; on vëg, e. away; on rihte, e. aright, deren Bedeutung sich völlig abstrahirt hat. Ebenso ist es in andern Sprachen, z. B. im lat. extemplo, invicem, admodum, ex parte, im franz. à part, demain, en effet, surtout, à peine und unzähligen andern. Die äußerste Stufe in Bezug auf Abstraction des ursprünglichen Wortsinnes erreichen solche Formeln, wenn sie zu Präpositionen werden. So schon u. a. im agſ. on gemang, on gëan, âbraut; ihre Anzahl wird natürlich im Englischen, da die Abstraction immer fortschreitet und sich auch auf andere Worte ausdehnt, bei weitem größer. Aus demselben Grunde finden sich im Englischen eine Unzahl adverbialer Redeweisen, welche durch die Präposition on gebildet werden und aus der früheren Sprachperiode überkommen sind, ohne daß man gerade behaupten dürfte, als seien dieselben schon im Agſ. Adverbia gewesen. Da bei ihnen der Wortsinn ihrer Theile völlig erloschen ist und somit auch die Präposition als solche für sich

nicht mehr gefühlt und als ein Theil des Adverbiums betrachtet wurde, so wird es auch erklärlich, weßhalb sich die ursprüngliche Form der Präposition on nicht mehr aufrecht erhalten und zu einer bloßen unbetonten Vorsilbe erblassen konnte. Nämlich on, welches auch schon im Agſ. nicht gerade selten an geschrieben wird, nimmt in allen diesen adverbialen Redeweisen und einigen nach derselben Analogie sich verstufenden Formen, die Gestalt von a an, welches auch in der Aussprache ganz mit dem im §. 1. besprochenen Verbelpräfixe a und dem romanischen in das Englische verpflanzten Präfix und Präposition a zusammenfällt. Das auslautende n ging unter, wie im An. das privative un zu ó, im Schwed. zu o und im Dän. zu u wird; wie sich ferner in den skandinavischen Sprachen in zu í, i abstumpft; einen ganz gleichen Fall bietet der unbestimmte Artikel im Englischen dar, welcher sich in Folge der Tonlosigkeit (wie in mehreren nhd. Mundarten) aus den Pronomen und Zahlworte ân zu a (vor Vocalen noch an) abgeschwächt hat, indem die abstracter und allgemeiner werdende Bedeutung auch die Schwächung des Lautkörpers veranlaßte. Wie sich neben dem Artikel noch die vollere Form one für das Zahlwort erhielt, so besteht neben der Vorsilbe a auch noch die volle Partikelform on fort, wenn dasselbe auch im Engl. wegen der Erneuerung des in bei weitem nicht so häufig erscheint wie im Agſ. In mehreren Fällen, namentlich dann, wenn das Adverb aus mehr als einem Worte zusammengesetzt ist und wegen der mehrfachen Wortaccente nicht verschmolzen werden konnte, dauert das agſ. on auch im Engl. fort, z. B. agſ. on aenige wîsan, engl. in any wise; on odhre vîsan, engl. on other wise u. s. f. Bisweilen jedoch sind solche adverbiale Formeln erst in der neueren Sprache entstanden, um untergegangene agſ. zu ersetzen, wie z. B. in the morning für agſ. on morgen, in a wheel für agſ. on hvëol u. a. m.

§. 4.

Alle englischen Adverbien, welche durch Präfix a gebildet sind und somit im Agſ. aus on mit einem abhängigen Dativ oder Accusativ bestehen müssen, zerfallen, je nachdem das in denselben enthaltene Nomen ein Adjectivum oder ein Substantivum ist, in zwei Classen. Nämlich: 1) solche, welche einen Substantivcasus enthalten. Beispiele sind aback (agſ. on bäc), abed, aboard, abreast, agoing, abroach,

adrift, ablaze, afield, afire, afort, afront, agog, aground, ahead, ahull, aland, aloft, aloof, amain, apeak, areek, arow, ashelf, ashore, aside, aslant, asleep, astern, astraddle, aslope, astride, athirst, atilt, atiptoe, atop, atrip, away, agſ. onvëg (altengl. auch aweye Rell. 1, p. 9. = agſ. on vëge), aware (würde agſ. on vâre lauten; das einfache ware iſt im Engl. faſt ausgeſtorben; to ware, faſt verdrängt von to beware, agſ. verjan, varjan; engl. wareless = agſ. värlëas), aweather, aworking u. a. m. 2) Die zweite Claſſe bilden diejenigen, welche mit Adjectiven zuſammengeſetzt ſind. Wie im Agſ. bildet ſie ſich auch im Engl. Die minder zahlreicheren Beiſpiele ſind: aflat, afresh, along (alongst), alow, alout, amiss, around, asunder, athwart, askew, asquint u. ſ. f. Hierher gehören auch noch meiſt veraltete Formeln, wie atwain, atwinne bei Chaucer (wohl aus dem agſ. on tvëónum), ferner ebendaſelbſt atwo; bei Chaucer The Knight's Tale 1, 2935. p. 22 ed. Hery ſteht auch noch athre genau wie im Agſ. Elen. v. 1286 thonne en thréo daeledh u. ſ. w. u. ſ. w.

Faſt in allen Fällen exiſtrt noch jetzt das in den Adverbien enthaltene Nomen fort, wenn es auch bei Einzelnen, wie z. B. aware, etwas veraltet iſt. Eine Durchſicht des Verzeichniſſes beweiſt, daß auch romaniſche Worte mit on zu Adverbien geſtaltet werden konnten, wie z. B. afront, around, across; andere romaniſche Zuſammenſetzungen ſind bereits untergegangen oder wenigſtens veraltet, z. B. atour (geſchrieben attowre, ature u. ſ. w.), an deſſen Stelle jetzt around getreten iſt (gebildet nach dem franz. au tour); askaunce, ascance, (die Form askaunt ſcheint dialectiſche Nebenform zu asquint), welches mit dem romaniſchen chance, change zuſammenhängt u. ſ. ſ.

Was im Allgemeinen die Bedeutung betrifft, ſo laſſen ſich die meiſten derſelben durch die Präpoſitionen on oder in auflöſen. Erſteres weit häufiger als Letzteres. Für abed kann man z. B. auch ſagen in bed, in fire für afire, in a row für arow u. a. In einzelnen Fällen entſprechen jedoch dieſe präpoſitionalen Adverbia einer im Engl. faſt ganz untergegangenen Claſſe von Adverbien, nämlich den agſ. durch inga, unga gebildeten. Während ſich im Engl. nur etwa darkling hierher rechnen läßt, haben ſich im Schott. eine große Menge erhalten (ſ. überhaupt Gr. 3, p. 233 ꝛc.). Es laſſen ſich daher mehrere der angeführten Beiſpiele im Nhd. durch Adverbia auf -ings, -lings überſetzen; zu manchen läßt ſich auch eine angelſächſ. Bildung oder eine ſchottiſche Form ſtellen. Als Beiſpiele mögen dienen:

aback, agſ. bäclinga, ſchott. backlings, backlingis, nhd. rücklings; adrift, nhd. treiblings; abrood, nhd. brütlings; aside, nhd. seitlings, ſchott. sidlingis; ahead, nhd. häuptlings; astraddle, nhd. rittlings; astride, ſchott. stridelingis, nhd. rittlings, u. ſ. w.

Ganz daſſelbe, welches im Agſ. durch on, im Engl. durch die Vorſilbe a bezeichnet wird, bewerkſtelligen die Franzoſen durch die Präpoſition à. Daher kommt es, daß in einzelnen Fällen ſelbſt ſchwer zu entſcheiden ſein wird, ob ein engliſches Wort mit a = on zuſammengeſetzt iſt, oder ob eine ſchon im Romaniſchen adverbial gebrauchte Formel mit der Präpoſition à fertig in das Engliſche herüber genommen wurde. Erſteres könnte der Fall z. B. in across, around, askance ſein, während z. B. apart, amort, apiece ſicher ganz romaniſchen Urſprungs ſind.

In den beiden Worten awhit und awhile iſt die Vorſilbe a nicht aus on entſtanden, ſondern iſt der unbeſtimmte Artikel.

Außer dieſen Adverbien finden ſich noch mehrere Adjective, welche die Vorſilbe a enthalten. Es ſind dieſelben nicht aus angelſächſiſchen mit on zuſammengeſetzten Adjectiven entſtanden (das einzige alike ausgenommen, worüber ſpäter), ſondern es ſind urſprünglich Adverbia, welche wie alle oben beſprochenen Fälle durch Zuſammenſprechung der Präpoſition on mit ihrem dazugehörigen Caſus entſtanden ſind. Daher kommt es, daß die meiſten derſelben, wie z. B. amiss, aweigh, afloat, awry, alike u. a. auch als Adverbia gelten. Da die engliſche Sprache aber theoretiſch jedes Adverbium durch die Ertheilung der Declinationsfähigkeit zu einem Adjectiv erheben kann, ſo kann es nicht auffallen, wenn die angeführten Formen ſowohl für Adverbia als für Adjectiva gelten, und andere, wie adry, aghast, akin, ajar, alive u. ſ. w. im heutigen Sprachgebrauche bloß nominal gebraucht werden. Das participiale Adjectiv ashamed, welches in den neueſten Wörterbüchern als Reſt eines Verbums to ashame aufgeführt wird, gehört natürlich zu §. 1.

§. 5.

Wie ſchon oben in §. 3. erwähnt wurde, gelangen mehrere der behandelten Adverbia zum Theil ſchon im Agſ., mehr aber noch im Engl. in Bezug auf ihre Bedeutung zu dem höchſten Grade der Abſtraction, inſofern ſie zu Präpoſitionen und Conjunctionen werden. ongemang, ongëan waren ſchon im Agſ. Präpoſitionen; andere, wie

abroad, amid, amidst, aloft, across, around (atour), werden es im Englischen. Da sich somit ihre Bedeutung weit von dem ursprünglichen Wortsinne entfernt hat und bei einigen selbst ihre Zusammensetzung verdunkelt worden ist, so bedürfen besonders die letzteren einer genauern Besprechung.

1) Die englische Partikel again lautet im Agſ. ongegen, ongëan (auch ongean, ongên geschrieben) und ist eine Zusammensprechung der Präposition on mit einem dunklen Substantiv ahd. kagan, gagan, gegen (s. Graff ahd. Präposs. p. 198), welches schon hier wie auch noch im mhd. gegen, gên und im Nhd. als gegen und gen, im An. als gegn, gagn präpositional verwendet wird. Diese angeführten Formen sind accusativisch; im Agſ. findet sich nichts vollkommen Entsprechendes, wenn nicht die Partikel gêna, (auch gëana, giena geschrieben) mit der Bdg. von iterum, adhuc, insuper (vergl. Grimm 3, 120) hierher zu rechnen ist. Dagegen tritt noch der dat. pl. gegnum, sofort, sogleich, als Adverbium auf, welches formell dem an. gegnum entspricht, nur das dieses die Bedeutung von per, trans annimmt. Ferner gehört zu demselben Stamme das adv. gegnunga, gênunga (mit jener dem Agſ. eigenthümlichen Adverbialform, welche in §. 4. erwähnt wurde, gebildet), welches gewöhnlich die Bedtg. von sofort, sicherlich hat. Schwierig ist es, die Grundbedeutung dieses Substantivs, welches dem Goth. zu mangeln scheint, zu bestimmen; jedenfalls ist es synonym mit dem an. môt concursus (vergl. Grimm 3, 143) und steht im Zusammenhang mit dem Verbum agſ. gangan, nhd. gehen. (Anderes s. bei Grimm 2, 754. 3, 266.) Auf eine genauere Beweisführung müssen wir hier jedoch Verzicht leisten. Außer den soeben angeführten adverbial gebrauchten Casusformen dient dieses Nomen in Verbindung mit Präpositionen in allen obliquen Casus noch zur Bildung mehrerer anderen Adverbia, von denen wir hier nur folgende namhaft machen. 1) Mit der Präposition be erscheint es in der, so viel mir bekannt, nur im Mhd. vorkommenden dativischen Formel begegene, begagene, s. Grimm 3, 150. 2) Genitivisch erscheint die Verbindung agſ. tô gegenes, tô gëanes, altſ. te gegnes mit der Bedg. obviam, contra; im Hochdeutschen findet sich nur die der Construction der Präposition angemessenere dativische Form mhd. zegagene, nhd. zugegen. Ein engl. togain oder togainst, welches den agſ. Formen entspräche, findet sich nicht. Endlich 3) erscheint das Substantivum im Agſ. noch in Verbindung

mit on; nämlich in der accusativischen Formel ongegen, ongëan. Da das agſ. on, namentlich in der späteren Zeit, schon die Function des in mit übernommen hat, so muß das ahd. inkagan, ingegin (Graff, ahd. Präposſ. p. 200; ſ. Grimm 2, 895), mhd. engegen, engagen (ſ. Grimm 3, 154), nhd. entgegen die correspondirende Form sein. Schon in späteren agſ. Denkmälern findet sich neben ongëan die Form agëan, agen, woraus sich der Uebergang zu engl. again ganz von selbst ergiebt. In dem älteren Engl. finden sich neben dem auf das accusativische ongëan zurückgehenden agayn (ſ. z. B. Rell. Antt. 1 p., l. 26 agyn, ib. p. 62 u. ſ. w.) noch die Formen agayne z. B. Rell. Antt. 1, p. 54. he came ayene ib. 1, p. 5. u. ſ. f. und ageynes z. B. l. c. 1, p. 39. Die erstere der beiden Nebenformen ist offenbar dativisch und ein agſ. ongëane, ongëgne läßt sich eben so leicht denken, wie ein ahd. engegene (ſ. Grimm 3, 145) wirklich nachweisbar ist, welches aber im Nhd. wie dem neueren Englisch mit der accusativischen Form vereinigt wurde. Jenes ageynes aber deutet auf das Vorhandensein eines agſ. ongegnes, analog dem tógegnes; freilich harmonirt weder in ongegnes noch in tógegnes der Genitiv des Nomen zu der gewöhnlichen Construction der Präpositionen on und to. Man muß daher annehmen, daß die genannten Partikeln entweder durch Zusammenrücken zweier Adverbien, nämlich einer Präposition und eines genitivischen Adverbs erwachsen sind, oder daß das genitivische s, als das vorzugsweise adverbiale Bildungselement, unorganisch zur Hebung der adverbialen Kraft angefügt wurde. Da jedoch, um bei unserem Falle stehen zu bleiben (vergl. im vorigen Abschnitte §. 8.) der Accusativ gëan, gegen, und der Dativ gegnum adverbial gebraucht wird, so kann auch ein genitivisches gegnes, gëanes möglich gewesen sein, welches jedoch nur in der Zusammensetzung mit den Präpositionen on und to erhalten ist und dem Sprachgefühle angemessen schien. Aehnliche hierher gehörige Fälle, sind außer einigen noch im Folgenden genauer zu besprechenden, noch die englischen Redeweisen adays, arigths und adoors. Wie oben wegen altengl. agegnes ein agſ. ongegenes, ongëanes angenommen werden konnte, eben so würde adays (now adays) ein agſ. ondäges voraussetzen, dessen Existenz neben dem häufig vorkommenden aber in der Bedg. (es heißt interdiu) abweichenden ondäge möglich war. Agſ. ondäge würde (vergl. away: onvëg, onvëge) im Engl. aday lauten; eben so lautet agſ. on rihte (ahd. in rehte, mhd. en rihte) im Engl. regel-

recht aright. Neben aright existirt aber eine, um so zu sagen, noch adverbialere Nebenform arights, obschon ein agſ. on rihtes nicht nachweisbar ist. In adoors ist doors besser als acc. plur. zu fassen, wie es auch in always der Fall ist. Die Seltenheit der genitivischen Formen im Agſ. und deren Häufigkeit im Englischen (im Nhd. zeigt sich dasselbe Verhältniß gegen die früheren Mundarten) spricht allerdings auch für die Ansicht, daß das s erst zur Hebung der adverbialen Kraft (indem man aus dem einfachen Adverbium gleichsam nochmals ein genitivisches Adverbium abzog) an viele Worte angetreten ist. Am wahrscheinlichsten bleibt jedoch, daß ursprünglich, wie z. B. die Fälle im Agſ., diese Adverbia aus zwei Partikeln, einer präpositionalen und einer nominalen, entsprungen sind, daß später aber nach falscher Analogie viele andere Adverbia, welche aus Präposition nebst regiertem Casus bestehen, das genitivische s angenommen haben. (Vergl. oben §. 8.) Im neueren Englisch nun findet sich neben again auch eine Form against und beide haben sich im Sprachgebrauche so geschieden, daß erstere die Function eines Adverbs, letztere die einer Präposition übernommen hat. Dieses against nun, welches sich nicht weit zurückführen läßt, entstand aus dem oben angeführten agaynes durch Hinzutritt eines unorganischen t, gleich wie whilst für whiles, aus agſ. hvîles, bewixt für agſ. betvëohs, amidst, amongst, alongst u. ſ. w. Durch dieselbe unorganische Vermehrung sind vielleicht mit Anlehnung an die Form des Superlativs auch im neueren Deutschen mehrere vom Ahd. und Mhd. abweichende Formen entstanden. Beispielshalber erinnern wir hier nur an sonst, umsonst (schon im Mhd. sust neben sus), einst für mhd. eines, ebenso im Engl. dialektisch und gemein oncet (spr. wunst) ſt. once, nebst für nd. nel. nevens; längs neben längst (für mhd. langes) u. ſ. f. (Vergl. Grimm 2, 92.) Noch in mehreren deutschen Volksmundarten giebt sich diese Neigung kund, den auslautenden Sibilanten, wenn ein anderer Consonant vorhergeht, durch ein antretendes t zu verstärken und gleichsam zu befestigen. Man hört z. B. anderst für anders, öfterst für öfters, u. ſ. w.

2) Wie sich die beiden Formen again und against zu einander verhalten, ebenso auch amid und amidst. Die Etymologie des amid anlangend, so läßt sich dasselbe auf mehrfache Weise erklären. Nämlich es könnte 1) aus einem agſ. on midde, einem accusativischen Adverbium, wie on ëfn, on îdel u. a. entsprungen sein, in welchem

Falle die genitivische Nebenform amidst, welche im Agſ. etwa on middes (vergl. tó middes wie tó gëanes und engl. against) lauten würde, gerade so neben dem präpositionalen Adverbium stehen würde wie oben again, agſ. ongëan neben against (agſ. ongëanes), nachher among agſ. ongemang neben amongst (agſ. etwa ongemanges) u. a. 2) Es könnte aber amid auch für eine agſ. Formel on middum stehen (die Flexionsendung fällt bekanntlich stets ab; vergl. oben between aus agſ. betveonum) und obgleich wir dieselbe für jetzt im Sprachgebrauche als Adverbium nicht nachzuweisen vermögen, so so war sie doch sehr leicht möglich, da sich nicht allein schon der bloße Dativ middum als Adverbium findet (s. Grimm 3, 94.), sondern auch in den hochdeutschen Mundarten eine dem agſ. on middum genau entsprechende Redeweise enmitten, nhd. inmitten (welche ein ahd. in mittêm voraussetzten) im Gebrauche vorliegt (s. Grimm 3, 95. cf. 106). Endlich 3) konnte engl. amid durch Abfall der Endsilbe aus agſ. on middan entstehen, wie abaft aus onbäftan, above aus onbeovan und andere Beispiele im vorigen Abschnitte. Diese Erklärung ist die wahrscheinlichste, da nicht allein die meisten Partikeln und Präpositionen mit localer Bedeutung aus agſ. Ortsadverbien auf an (s. Grimm 3, 207., z. B. innan, ûtan, äftan ꝛc.) entspringen, sondern auch im Agſ. sowohl on middan, als das einfache middan wirklich gäng und gäbe sind. Es läßt sich doch annehmen, daß Worte, welche so häufig in Anwendung kommen, wie eben jene Adverbien für Localbegriffe, nicht völlig untergehen. Die genitivische Form amids-t würde dann neben amid = agſ. on middan nicht gut zu erklären sein. Da aber im Agſ. eine solche genitivische Form middes in der Zusammensetzung to middes vorkommt, auch im Mnl. eine ähnliche Verbindung overmids erscheint, so ist die einstige Existenz eines Adverbium on middes nicht unmöglich, auf welches sich dann mit unorganischem t das engl. amids-t anlehnen würde. Weil nun aber, wie wir schon bemerkten, solche genitivische Formen nur neben accusativischen auftreten, wie alle bereits angeführten und noch anzuführenden Fälle darthun, so wird es wahrscheinlich, daß in dem Engl. amid nicht bloß eine Fortführung des agſ. on middan, sondern zugleich auch eines agſ. on midde vorliegt. Das Engl. lehnt sich formell an den Superlativ midst an, wovon sich das Adverbium in the midst ableitet. Dieses in the midst würde etwa als jüngere englische Bildung dem aus dem Agſ. ererbten amids-t zur Seite stehen. Jenes midst selbst ist aber erst eine eng-

lische Superlativbildung, denn der agſ. Superlativ lautet mëdema, mëdemëst; vergl. dazu engl. midmost); deßhalb wird man, zumal da in andern Fällen t unorganisch angetreten ist, amidst nicht aus dem Superlativ midst herleiten können *).

3) Auf dieselbe Weise bildete sich neben among ein amongst aus. Among selbst aber entsprang aus der agſ. Verbindung on gemang, agſ. an gimang. Da überall die Vorsilbe ge im Englischen untergangen ist, mußte sie auch hier wegfallen. In den älteren agſ. Sprachdenkmälern ist die Formel nur Adverbium, wird aber schon frühzeitig Präposition, wie stets im Englischen, mit der Bedeutung von „unter, zwischen". Das Substantiv gemang bedeutet theils

*) Das englische Adjectivum mid, welches jedoch nur im ersten Gliede zusammengesetzter Wörter erscheint, antwortet dem agſ. Adjectivum midde, von welchem die oben angeführten Adverbia tô middes, middum stammen. Allein in dem englischen mid ist nicht bloß jenes agſ. Adj. midde, welches auch außerhalb der Composition erscheint, enthalten, sondern auch das agſ. Adverbium middan (von gleichem Stamme mit dem Adjectivum) und die Partikel mid. Es sind demnach die vorliegenden Fälle unter folgenden drei Rubriken zu ordnen.

1) Composita mit dem Adjectivum mid, agſ. midde (mid), goth. middis, ahd. mitti (nicht zu verwechseln mit der Pertikel miti), an. mids, z. B. agſ. middäg, engl. midday nhd. Mittag; agſ. midhrif, midrif, midriff; agſ. midlengten, engl. midlent; midnight engl. midnight; außerdem noch engl. midship, midland, (ahd. mittilant), midage (an die Stelle des agſ. midfëordh getreten) u. u. m.

2) Völlig gleichbedeutend mit dem Adjectivum ist die Partikel middan in den Compositis, z. B. middaneard, middangëard im Agſ.; in einigen Worten bestehen neben den Zusammensetzungen mit den Adjectiv auch die mit der Partikel, z. B. middeniht und midniht; middansumer, middanvinter neben midsumer, midvinter. Im Englischen steht überall nur mid, wie in midnight, midsummer, midwinter.

3) Die Präposition mid, welche im Engl. ausgestorben ist und durch with mit vertreten wird, findet sich nur in dem Compositum midwife und seine Ableitungen; die Hebamme ist das mithelfende Weib. Ob schon im Agſ. midvîf vorkommt?

Da das Engl. mid nur in Zusammensetzungen erscheint, während das agſ. Adj. midde auch isolirt vorkommt, so benutzte das Engl. eine durch fast alle Mundarten germanischen Stammes sich hindurch ziehende weitere Ableitung durch l, nämlich middle zum Ersatz. Es tritt dasselbe auch gleich dem Primitiv mid in Composition, z. B. middleage, middledeck u. ſ. ſ. So schon im Agſ., wie z. B. in middelhring, in middeltûn, n. pr. der Stadt Middleton u. ſ. ſ. (Vergl. Grimm 2, 469 ꝛc. 636 ꝛc. 762.)

die Menge, theils das Gemenge, das Gemisch, und steht im Zusammenhange mit den schwachen Verben mängnan (mencgan, mengjan), mischen, vermischen, und mangjan, tauschen, Handel treiben. Aus letzterem, im Engl. verlorenen Verbum entspringt das Nomen mangere, der Handelsmann, engl. monger. Synonym mit diesem Stamme ist ein anderer, nämlich das Verbum blëndan, engl. to blend, mischen. Hieraus bildet sich nach derselben Regel ein Substantiv gebland, an. bland, welches in Verbindung mit der Präposition î (= agſ. on, in) zur Bildung eines Adverbium dient. Es lautet dasselbe im An. îbland, schwed. ibland, dän. iblandt und steht mit ongemang, engl. among auf völlig gleicher Stufe. Im Obersächsischen und anderen Mundarten hört man auch das Subst. mang als Präposition c. gen., dat. und acc. im Sinne von inter gebrauchen. Ueber die Entstehung der Nebenform amongst ist schon vorhin gesprochen; ein agſ. on gemanges läßt sich im Sprachgebrauche nicht nachweisen.

§. 6.

Die im vorigen §. behandelten, mit der Präposition on zusammengesetzten Partikeln hatten alle den Umstand gemeinschaftlich, daß der 2. Theil der Composition aus einer Nominalform bestand. Nur amid war zu gleicher Zeit eine Zusammensetzung zweier Partikeln, nämlich der Präposition on und des Adverbs middan. Derartige Formen giebt es noch mehrere. Ueber about, above und abaft, welche ein agſ. onbûtan, onbeovan und onbäftan voraussetzen und schon oben im ersten Abschnitte behandelt worden sind, gehören hierher namentlich noch die Partikeln afar und afore. Von ihnen entspricht ersteres einem agſ. onfëorran, da engl. far sowohl das agſ. Adverb fëor, als das weitere Derivat fëorran in sich vereinigt, letzteres zunächst einem agſ. onforan. Zwar erscheinen in den agſ. Sprachdenkmälern unsers Wissens diese Formen nicht; ihre Bildung ist jedoch möglich, da 1) auch sonst on vor ähnliche durch das Ortssuffix an gebildete Adverbien zu treten pflegt, wie z. B. oninnan, onufan, onuppan u. s. w.; 2) namentlich das agſ. foran, engl. fore (welches jedoch nicht bloß agſ. foran, sondern auch fora, fore = goth. fonra umfaßt), auch sonst in ähnlichen Zusammensetzungen erscheint, z. B. in tôforan, engl. tofore, nnl. tevôren, nhd. zuvor, und 3) auch im Mhd. sich die gleiche Verbindung envor, hieenvor = nhd. bevor nachweisen läßt. Wie mehrere der im ersten Ab-

schnitte besprochenen Zusammensetzungen von Ortsadverbien mit der Partikel be zu Präpositionen geworden waren, z. B. before, ebenso ist es auch der Fall mit afore. Es ist Präposition und Präpositionspartikel, als welche es mehrfach, ähnlich dem nhd. zuvor in Composition auftritt. Aus der Präposition afore und dem davon abhängigen acc. time bildet sich von Neuem ein Adverbium aforetime mit der Bedeutung von: vor Zeiten, ehemals, vormals.

Wir versparen bis hierher die Partikel abroad, draußen, auswärts (s. d. Wörterb.). Schon die Bedeutung sträubt sich gegen eine Ableitung aus broad, breit. Am Wahrscheinlichsten bleibt daher Grimm's (3, 155) Vermuthung, nach welcher das Wort aus dem Nordischen in das Agś. (dialectisch) und in das Englische aufgenommen worden ist. Noch jetzt bedeutet im Isländ. braut (s. Biörn Haldurson s. v.), einen angelegten Weg, verwandt mit briota reuten, graben, urbar machen; im Altschwed. bedeutet bröt einen gemachten Weg, bröta den Boden zu Wegen oder zum Bebauen abräumen oder reuten (Dietrich, Runsprachsch. p. 348). Schon im An. dient der Acc. braut, im Schw. und Dän. bort als Adverbium mit der Bedeutung abhinc (Grimm 3, 141), und hier bildet sich ebenfalls mit Hülfe der Präposition â (= agś. on, goth. ana) die adverbiale Verbindung âbraut, woraus sich, vielleicht mit Anlehnung an broad, um so leichter das Adverb. abroad entwickeln konnte, als die Form selbst wegen der nordischen Präpositionsgestalt dem Englischen entgegenkam. Zwar wird dem âbraut im An. nur die Bedeutung von abhinc beigelegt, jedoch steht die englische Bedeutung weder der altnordischen noch der Grundbedeutung sehr fern. Sinnverwandt ist das agś. onvëg, Engl. away.

§. 7.

Nicht überall jedoch, wo on mit Nomen oder Partikeln zusammengesetzt und verschmolzen ist, hat es sich zu a abgeschwächt; in einigen wenigen Fällen ist theils die ursprüngliche Form on geblieben, theils hat sie Modificationen anderer Art unterlegen. Hierher gehören auch die Partikeln unto und until. Der Form nach gleichen sie dem engl. into neben schott. intil, mit welchem letzteren für den ersten Anblick im Dän. indtil, schwed. intill zu congruiren scheint. Offenbar nun ist intô, engl. into, wie selbst schon die Bedeutung bestätigt, eine Composition der Präpositionen in und tô. Im Engl. freilich wird die Composition schon seit langer Zeit nicht

mehr gefühlt, weil das Wort den Accent auf die erste Silbe genommen und somit auch den Auslaut verkürzt hat. Die Composition selbst gleicht der von hitherto, thitherto, thereto (früher therto, z. B. Rell. Antt. 1, p. 51) und den später anzuführenden scandinavischen mit til. Da, wie wir schon oben §. 2. bemerkten, für agſ. on bisweilen, namentlich in spätern Denkmälern un geschrieben wird, so ist unto, welches jetzt fast veraltet ist, sowie until nur orthographisch verschieden von einem onto oder ontil; die ungenaue Orthographie erhielt sich, weil man in unto und until die Zusammensetzung mit on nicht mehr fühlte. In älteren englischen Sprachdenkmälern findet sich sogar noch die Schreibung onto, wie z. B. in einem Text des 15. Jahrh. in den Rell. Antt. 1, p. 80. Auch die Bedeutung der Worte: bis an, bis auf, bis, entspricht vollkommen dem Sinne ihrer Grundbestandtheile on und to, til. Was jedoch, um dies hier beiläufig zu erwähnen, das til betrifft, so ist dieses völlig synonym mit to, und aus nordischem Einflusse zu erklären. Denn diese Partikel ist den scandinavischen Sprachen eigenthümlich und hat hier das goth. du, ahd. zi, za, zuo, mhd. zë, zuo, nhd. zu, altſ., agſ., afrſ. të, tô, mnl., nnl. te, toe vollständig verdrängt. Til erscheint in keiner andern germanischen Mundart als der nordischen, und muß daher im Agſ. aus derselben eingedrungen sein, zumal da es erst die späteren agſ. Sprachdenkmäler kennen; häufig erscheint es noch anstatt des tô im Altengl., z. B. tyll, Rell. Antt. p. 76. 77., til the tyme ib p. 14 u. ſ. w.; im heutigen Englisch findet sich till seltener. Die Etymologie dieser Partikel anlangend, so ist es ein bis zur Präposition erblaßter Accusativ des Substantiv til (vergl. Grimm 3, 265), welches als solches freilich im An. ausgestorben ist, aber noch im ahd. zil, nhd. ziel, agſ. til, till fortlebt. Wurzelverwandt ist das agſ. Adject. til (tëol, tël), passend, bequem (d. i. zum Ziel führend), wovon sich das Adverbium tëla, wohl, passend (vergl. goth. gatilaba, apte) ableitet (vergl. Grimm 3, 119. 257. 2, 54. 767). Es würde daher til ursprünglich den Sinn von ad finem, in finem haben. Für das verhältnißmäßig jüngere Alter dieser Partikel im Altnord. selbst, scheint zu sprechen, daß es nur in den späteren prosaischen Schriftwerken, nicht in den Edden, zur Composition mit Nomen und Verbum verwendet angetroffen wird (ſ. Grimm 2, 768. 913). Die Composition until findet sich noch nicht im Agſ., sondern erst im Altengl.; wel-

cher Umstand schon Grimm veranlaßt (2, 768), in dem Worte einen Danismus zu erkennen. Für das Letzte spricht auch das Schott. intil, da im Nordengl. und Schott. die Dänen einen größeren Einfluß übten. Auch in der Art der Anfügung entspricht til genau dem to; denn es fügte sich zu in und un genau so wie im An. innantil, dän. indentil, udentil u. v. a. (s. Grimm 3, 265).

In einigen anderen Partikelzusammensetzungen nimmt on nicht die erste, sondern die letzte Stelle ein. Es ist also hier nicht das bestimmende, sondern das bestimmte Wort, dessen allgemeinere Bedeutung durch eine vortretende Partikel auf angemessene Weise modificirt wird. Es gehören aus dem Agſ. und Engl. hierher etwa folgende Bildungen: 1) innon: hinein in, im Altfries. innâ: hinein an; 2) dessen Gegensatz ûton: hinaus an, im Ahd. uzzana, ûzana, und 3) agſ. uppon, welches noch im engl. upon bis auf heutigen Tag fortgeführt ist. Es entspricht dem ahd. ûfân (welches jedoch wohl zu unterscheiden ist a) von ahd. uffon, altſ. upp-fan, zusammengesetzt aus up, ûf und fon, fan, und b) von ahd. ufin, altnord. uppî, zusammengesetzt aus uf, upp und in, î; im Agſ. würde letzteres ebenfalls uppon lauten, ersteres hingegen entspricht dem agſ. up-of). Im Altſ. lautet es uppan, im Altfries. uppa, oppa, oppe, opa; im An. uppâ, woraus durch Aphärese das schwed. pa und dän. paa entstand. Man könnte versucht sein, innon, uppon, ûton für Localadverbien zu halten, welche mit Suffix an gebildet wären und eigentlich innan, uppon, ûtan geschrieben werden sollten. Allein theils spricht die Bedeutung der Partikeln für ihre Zusammensetzung mit on, theils giebt das jetzige upon mit der accentuirten Ultima und die altnordische Schreibung uppâ (das Ortsadverbium behält stets an, während die Präposition an zu â abgestumpft wird) den Ausschlag. Im Ahd. freilich, wo das Localsuffix ana öfter zu ân sich gestaltet, verschwimmen die Formen vollständig, und nur die sorgfältigste Betrachtung des Zusammenhanges, in welchem sie erscheinen, läßt erkennen, ob sie Ortsadverbien oder zusammengesetzte Präpositionen sind. Es sind also agſ. innan, ûtan (ſ. Grimm 3, 207), ahd. innana (innân), ûzana (ûzân), opana, an. innan, ûtan, ofan wohl zu unterscheiden von agſ. innon, ûton, uppon. (Vergl. noch Gr. 3, 262.)

Leipzig. **Oskar Piltz.**

Ist das Dutzen im Französischen Sitte oder nicht?

Ueber diese wichtige, das französische Volk in seiner Individualität berührende Frage sucht man selbst in den vollständigsten Wörterbüchern, grammaires raisonnées und sonstigen Gesetzbüchern der Sprache vergebens nach einem befriedigenden Aufschlusse. Kein Wunder daher, wenn der größte Theil der Französisch lernenden Fremden, welche selten mit Eingeborenen in vertrauten Umgang treten, die Meinung gewinnen, die Anrede in der zweiten Person sing. sei in Frankreich, wie in England, eine dem Geiste der Sprache zuwiderlaufende Seltenheit. Für Denjenigen dagegen, welcher Gelegenheit hatte, die Sitten der Nation nicht nur in den höheren Cirkeln der Hauptstadt, sondern auch in den Mittelclassen und den Provinzen, zu beobachten, oder der, in Ermangelung dieses Verkehrs, darauf gewiesen ist, seine Urtheile aus der einschlagenden Literatur zu schöpfen, öffnet sich in der Verfolgung dieser Frage ein weites Feld des Nachdenkens, welches ihm gleichsam das Gemüth der Nation aufschließt, und ihn in manche Situationen, selbst in die Culturgeschichte des Nachbarvolkes, einen tieferen Blick thun läßt.

Um hierin zu einem begründeten Endurtheile zu gelangen, und die Ursachen aufzudecken, welche das Volk zu einer oder der andern Weise der Anrede bestimmten, wird ein Rückblick in die Geschichte des Landes unumgänglich sein.

Aus den Forschungen eines J. Grimm im Gebiete der deutschen Sprache erfahren wir, daß der Gebrauch des pluralis majestaticus oder des Wirzens von den byzantinischen auf die fränkischen Kaiser überging und von den folgenden Fürsten nachgeahmt wurde, woraus sich die naturgemäße Entwicklung des „Ihrzens“ oder der zweiten Person plur. in der Anrede von selbst erklärt. In Bezug auf die romanischen Sprachen bemerkt der gelehrte Forscher, daß „diese gleich bei ihrem Auftreten das in dem Latein des Mittelalters übliche „vobisare“ besaßen.“ Dieser Gebrauch erscheint daher als ein Vermächtniß der fürstlichen Canzeleien, welches, durch die Rittersitte gepflegt, allmälig in die verschiedenen Schichten des Volkes

eindrang. Schon bei den ersten Anfängen der Poesie war die Anrede im sing. fast nur bei dem lyrischen Schwunge und nur zu Gott oder Gegenständen der Natur und der Phantasie üblich. Nie hätte ein Troubadour oder Trouvère, dessen Kunst sich vorzugsweise um Liebe und Frauenlob drehte, es gewagt, die Heldin seines Gesanges mit tu anzureden. Wohl durfte der ritterliche König zur Morgenröthe sagen:

Viens, Aurore,
Je t'implore, etc.

Von seiner Gabrielle sang er aber:

Si *votre* nom célèbre
Sur mes drapeaux brillait etc.

Daß jedoch das tu im Familienkreise sich auch in den höheren Classen erhielt, beweist folgende Anrede, welche Ludwig IX. auf dem Todesbette an seinen Sohn Philipp hielt:

Beau fils, la première chose, que je *t*'enseigne et commande à garder, si est que de tout mon cueur, et sur toute rien, *tu* aymes Dieu etc.

Als die ersten Chroniker auftraten, war jedoch der Gebrauch des vous gegen Höhere oder Fremde schon so allgemein geworden, daß es schwer fallen dürfte, ein Beispiel vom Gegentheile aufzufinden; doch redete ein hochstehender Herr den Bauer (manant) mit tu an. Bald ging man weiter: so wie die irdischen Herrschaften, so wurden Gott, Maria und sämmtliche Bewohner des Himmels mit vous angeredet; doch schlossen sich die Reformirten dem deutschen Gebrauche an, und behielten bis auf unsere Tage in ihren Psalmen und Gebeten das tu bei. Durch das eifrige Studium der Alten im 16ten Jahrhunderte erhielt sich zwar der Gebrauch des tu bei dichterischen Erzeugnissen höherer Gattung noch fort; sobald jedoch moderne Gegenstände oder Personen angeredet wurden, erscheint das höfische vous, welches im 17ten Jahrhunderte und später fast ausschließlich herrschte. Damals konnte Richelet mit Recht in seinem Dictionnaire universel sagen: „Il n'y a que les gens rustiques et incivils qui se tutoient. Les honnêtes gens ne se plaisent pas à être tutoyés." (Man sehe die verkleideten Bedienten in den Précieuses ridicules von Molière.) Von dem Gebrauche des Dutzens im Drama giebt aber Marmontel zu: „Soit dans le tragique, soit dans le comique, le tutoiement sera toujours décent de l'amant à l'amante, lorsque l'innocence, la simplicité, la franchise des moeurs l'autorisera."

Und wo konnte dieser Grundsatz eine angemessenere Anwendung finden, als bei der Nachahmung der Alten? In so weit muß also die Behauptung J. Grimm's „die romanischen Sprachen gaben das tu im Epischen und Dramatischen bald ganz auf" berichtigt werden. Einen peinlichen Eindruck macht es aber auf den Verehrer des Alterthums, wenn Fontenelle und Fénelon in ihren Todtengesprächen die griechischen und römischen Heroen in der Unterwelt wie Barone und Marquis mit einander reden lassen. Wenn man in den Horaus von Racine liest:

Si *vous* n'êtes Romain, soyez digne de l'être,
Et si *vous* m'égalez *faites* le mieux paraître.

so glaubt man zwei Duellanten in dem Bois de Boulogne zu hören. Ebenso auffallend ist in Racine's Iphigénie:

Vous, *Achille*, et vous, Grecs, qu'on m'écoute.

Einen ähnlichen Eindruck macht es, wenn De Fontanes das Juragebirge mit vous anredet:

Alpes, et vous, Jura, je reviens vous chercher.

Ueberhaupt vermochte die Selbstverehrung der von dem Glanze des Thrones geblendeten Koryphäen des 17ten Jahrhunderts nur selten, das unverfälschte Griechen- oder Römerthum anzustreben, wie es der der so verschrieene Ronsard vor ihnen gethan, weil man Gefahr lief, dem akademischen Banne zu verfallen.

Man würde indessen irren, wenn man dieses der ganzen Literatur jener Zeit aufgezwängte Gepräge höfischer Modernität der Neigung des Volkes zuschreiben wollte; denn man darf nicht übersehen, daß das Volk vor dem 18ten Jahrhunderte an der Literatur keinen Antheil nahm, die Beschäftigung mit dem Schönen und Erhabenen in der, einem andern Zeitalter angehörigen Poesie war nur das ausschließliche Privilegium Einzelner in der Hauptstadt und in wenigen Anstalten der größeren Städte des Reiches: so wie aber die Niederlande viele berühmte Maler erzeugten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, den Kunstsinn in das Volk zu pflanzen, der in ganz Italien herrscht, so fehlte es in Frankreich nicht an Literatoren, von einer Nationalliteratur dieser Zeit läßt sich aber kaum reden, und von dem innern Leben des Volkes entdecken wir fast keine Spur. Molière ist wohl als der Erste zu nennen, welcher durch die zeitweise Einschaltung moralischer Wahrheiten in seine Possenspiele italienischen Ursprungs für die unteren Classen der Hauptstadt that,

was seine höheren Stücke, und mit ihm Racine, Corneille und die Kanzelredner bei den höheren Ständen bewirkten; denn die Mystères und Sotties waren noch zu sehr in der Kindheit, als daß sie auf das ästhetische Gefühl hätten wirken können, und der Roman, das Epos der neueren Zeit, war zu langweilig und abgeschmackt, um die Lust zu literarischen Erzeugnissen zu verbreiten.

Erst mit dem 18ten Jahrhunderte wandte sich die Literatur zu dem Volke. Welch eine überreizende Nahrung aber dieser bisher als nicht vorhanden angesehenen, von dem Beispiele des Hofes geärgerten und infizirten Masse gereicht wurde, und welche Ausgeburten aus diesem Samen erwuchsen, ist allzu bekannt. Bei der ersten Revolution handelten nur die Extreme der Gesellschaft, der Mittelstand seufzte und schwieg und das Dekretiren des tu konnte bei einer politisch überspannten, moralisch untergrabenen und wissenschaftlich verwahrlosten Masse weder wahre politische Bildung noch republikanische Tugenden heraufbeschwören. Nachdem nun die Voltaire'schen Sarcasmen erschöpft und die Rousseau'sche Sentimentalität durch Erwärmung des Herzens die Bahn zu einem Bessern gebrochen, setzte Delille unter dem drohenden Beile der Guillotine in seiner Ode à l'Immortalité dieser verhängnißvollen Zeit das Denkmal der Rückkehr zu religiösen Ideen, worin das solchem Gefühle entsprungene tu einen wohlthuenden Eindruck macht.

Lorsqu'en mourant le sage cède
Au décret éternel dont tout subit la loi,
Un Dieu lui dit: J'ai réservé pour moi
L'éternité qui *te* précède;
L'éternité qui s'avance est à *toi*.

Steigen wir von den trostlosen Höhen des Hof- und Staatslebens in die stillen Gemächer des Familienlebens herab; hier tritt uns eine zahlreichere Masse von ganz verschiedener Natur entgegen, welche von den Literatoren höherer Art gar nicht berührt wird, und nur in einzelnen zerstreuten Producten ihre Schilderung findet. Ein lebhaftes und richtiges Gemälde des Pariser Mittelstandes giebt uns im Livre des Cent-et-un ein Aufsatz von Victorine Collin: „Deux Ménages parisiens." Darin heißt es:

„Dans la classe bourgeoise, quelle que soit la situation morale du ménage, il y a plus *d'intimité* que dans celle du Faubourg Saint-Germain, *on se tutoie*, on est souvent en tête à

tête“ etc. Hierauf beginnt eine Schilderung einer Familie des gebildeten Mittelstandes, welche in keiner Hinsicht von dem gemüthlich-häuslichen Familienleben in Deutschland abweicht. In weit höherm Grade gilt dies aber von dem Familienleben in den Provinzen, und es kann sogar versichert werden, daß das Dutzen von Eltern zu Kindern, oder auch gegenseitig, eine Auszeichnung der bessern Familien ist. Einen andern bekannten Beleg hierzu liefern die Briefe Napoleons an die Kaiserin. Endlich kann man in dem Prologe zu Raphael, dem neuesten Werke Lamartine's, lesen, daß zwei vertraute Freunde, so wie junge Studirende, sich ganz gewöhnlich dutzen, wie in Deutschland auch.

Dem aufmerksamen Leser kann es aber nicht entgehen, daß die Abwechselung mit den beiden Formen der Anrede im Familiendrama dem Dialoge einen um so eigenthümlichern Reiz verleiht, als hierdurch die Fähigkeit des Volkes, schnell von einem Gemüthszustande zu einem andern überzugehen, in allen möglichen Schattirungen geschildert wird. In dem dramatischen Gemälde: Avant, Pendant, Après kann man in tu und vous den schroffen Gegensatz republikanischer Derbheit und der steifen Höflichkeit des ancien régime deutlich wahrnehmen; in vielen Stücken von Picard und anderen der neuesten Zeit werden beide Formen mit einer zarten Kunst verflochten, welche nicht Jedermanns Sache ist; denn auf Viele paßt die ironische Anrede Chapelle's: „Bon jour, mes nièces, comment te portes *tu? Viens*, mes nièces, que je t'embrasse.“

Endlich giebt es eine dritte Art Anrede, nämlich in der dritten Person sing., welche zwar vorzugsweise bei Altadeligen unter sich im Gebrauche und bei deren Dienerschaft obligat ist, jedoch auch von Kaufleuten zu den Käufern als besondere Höflichkeit gilt. Nimmt man dazu das im Italienischen schon längst sehr verbreitete Voss ignocia mit eben dieser Person, so wird eine fernere Behauptung J. Grimm's, „daß keine romanische Sprache sich je die Bürde der Anrede in der dritten Person auflastete“, wesentlich berichtigt. Mit Recht eifert aber Grimm gegen das deutsche Sie mit dem plur. der dritten Person, welches die übertriebene Nachahmungssucht der Deutschen vollkommen charakterisirt.

In wie fern nun das tu oder vous in literarischen Erzeugnissen im Gebrauche sei, dürfte aus vorstehender Zusammenstellung ersehen werden. In Bezug auf das Alltagsleben im Volke entspricht das

vous dem deutschen Ihr und Sie. (Das Er, welches in verschiedenem Sinne gebraucht wird, ist französisch nicht denkbar.) Der einzige Unterschied möchte sich darauf beschränken, daß in französischen Schulen zwischen Lehrern und Schülern allgemein das vous üblich ist; ja in einzelnen Privatanstalten wird eine pedantische Höflichkeit unter Schülern zum Gesetze gemacht, und der anklagende Schüler genöthigt zu sagen: Monsieur N. m'a pris ma plume etc. Gelangt jedoch dieses vielbewegte Land je zu der nöthigen Ruhe, um die noch sehr im Argen liegenden Schulen so zu organisiren, daß das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler ein väterliches werde, wie es noch hier und da in Deutschland der Fall ist, so liegt sicherlich nach dem Sinne des Volkes nichts im Wege. Möge man noch so häufig den Franzosen als gemüthlos, als bloßen Verstandsmenschen schildern, so hat diese irrige Meinung nur darin ihren Grund, daß man allzu häufig die Weltstadt Paris mit Frankreich verwechselt. Selbst die zugegebene Neigung zum Spotte und Witzeln schlösse die Gemüthlichkeit nicht aus, wäre dieser nationale Hang von den Literatoren, mehr aber noch von den politischen Parteien, nicht zu ihren Zwecken mißbraucht worden. Mehr aber als in jedem andern Lande droht das Du in Deutschland zum Losungsworte der gar confessionell sich scheidenden Parteien zu werden, je mehr die politischen Bewegungen das Band der Freundschaft und des Familienglücks zu lockern sich bemühen.

Barbieux.

Zur

Grundlegung einer neuen Auffassung

des

Shakspeareschen Drama's Hamlet.

(Zweiter Artikel.)

In meinem ersten Aufsatz über Hamlet (S. Band VI. S. 1.) habe ich versucht, der äußern Handlung dieses Drama's, die offenbar nur wegen der gewaltigen Anziehungskraft des in dem Helden sich vollziehenden geistigen Prozesses so lange verkannt werden konnte und wohl aus demselben Grunde auch von dem neuesten Bearbeiter Shakspeare's, Gervinus, im kaum erschienenen dritten Bande seines Werkes nicht gehörig gewürdigt worden ist, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Zugleich habe ich die Entwickelung des gesammten Drama's, wie sie sich mir gestaltet hat, in einer Uebersicht gegeben. Ich gehe jetzt dazu über, den Organismus, den es bildet, darzulegen, zunächst indeß noch ganz absehend von der eigentlichen Composition, der Anordnung des Stoffes und seiner Vertheilung durch Acte und Scenen, kurz dem, was gemeiniglich allein als Sache des subjectiven künstlerischen Verstandes betrachtet wird. Vielmehr beschäftigt mich hier nur das objectiv Vorliegende, das Dargestellte selbst, das ich als ein vom Dichter Losgelöstes, als eine Welt für sich betrachte, der Stoff also, insofern er sich durch die Wechselwirkung aller handelnden Personen von der gegebenen Basis aus nach innerer Nothwendigkeit fortentwickelt. Das ist ja auch der einzig ächte Probirstein jedes Kunstwerks, daß es, wie sein Vorbild in der Wirklichkeit, von seinem Schöpfer losgelöst sei und, als eigne Welt, den eignen immanenten Gesetzen folge. Diese Probe also muß auch unser Hamlet bestehn, wenn er wirklich, um mich Shakspeare's eignen Ausdrucks zu bedienen, als „der Spiegel und die abgekürzte Chronik der Zeit," d. h. für uns des Lebens erscheinen soll, und sie anzustellen, ist die Aufgabe, die ich mir gesetzt habe.

Von diesem Standpunkt aus beginne ich meine Untersuchung, ausgehend von den einzelnen Personen, die in ihrer doppelten Eigenschaft als Individuen und als Glieder der Gesammtheit auch die Träger der wirklichen Welt sind. Denn als Individuen aufgefaßt mit ihren besondern Trieben, Neigungen, Leidenschaften, liegt in ihnen die treibende Kraft des Lebens, während sie als Glieder der Gesammtheit mit ihrem Streben die Rückwirkung des Strebens aller übrigen Individuen erfahren, die zusammen das Leben produziren, in das der Einzelne eingreift. Indem wir also von den handelnden Personen ausgehen, wird sowohl der Antheil jeder einzelnen an der Handlung, als ihr eignes Schicksal sich als in sich nothwendig vor uns enthüllen müssen, und zugleich wird sich auch die gesammte Handlung als eine nicht weniger in sich nothwendige erkennen lassen. Wir haben somit, da wir die Mächte des Lebens als die constituirenden Mächte unsers Drama's aufzuweisen haben, dieses active Eingreifen der Individuen in das Leben und die Reaction des Lebens und der äußern Welt überhaupt in's Auge zu fassen, die Abhängigkeit des Einzelnen, dessen Bestrebungen nicht bloß scheitern, sondern selbst in ihr Gegentheil umschlagen und sich gegen ihn wenden können. Das Letztere erscheint als Verspottung des Menschen durch eine höhere Macht, als Ironie des Schicksals, dessen Walten entweder außer der Berechnung liegt, insofern es das Product aller, jeden Augenblick thätigen Elemente der äußern Welt ist, oder von dem Menschen nur nicht in den Kreis seiner Berechnung gezogen ward, weil er der Leidenschaft verfallen war. Doch ist diese Verkehrung der menschlichen Pläne nur die Eine Seite der Ironie des Schicksals, die positive Erscheinungsform derselben, auch eine negative ist denkbar: eine Beförderung von Bestrebungen, um deren Leitung der Mensch selbst kein Verdienst hat, denen er sich unbewußt hingegeben hat; eine Gunsterweisung, die dieser bestimmte Mensch nach seinem ganzen Wesen nicht nutzen kann, während ein Andrer durch sie sein vorgestecktes Ziel erreichen muß u. s. w. In diesen Fällen erscheint der Mensch nicht weniger klein, nicht weniger ein Spielball des Geschicks, als wo dasselbe ihn durch sich selbst vernichtet, indem es seine eigenen Pläne gegen ihn wendet.

In unserm Hamlet nun, der dadurch für Shakspeare's Weltanschauung wenigstens in Einer Periode seines Lebens höchst belehrende Aufschlüsse bieten könnte, erscheint die Abhängigkeit des Men-

schen vom Schicksal durchweg in der Form, die die Uebermacht des Letztern im Verhältniß zu dem Streben des Ersteren als Ironie erscheinen läßt. Und zwar zeigen sich beide Formen derselben, und alle handelnden Personen müssen ihr erliegen. Denn eben jenes Ringen der Einzelnen mit der äußern Welt, der ewige Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit, der die Grundmacht des menschlichen Lebens bildet, ist auch die unsers Drama's, und treibt dasselbe von der ersten Scene, die schon von ihr getragen wird, bis zur letzten, die die Entscheidung bringt. Ich beginne mit dem Könige, weil sich an diesen die äußere Handlung knüpft. Damit sein endlicher Untergang als Werk der Ironie des Schicksals erkannt werden könne, ist es nöthig, uns sein Bild zu vergegenwärtigen. Denn als Ironie hat das Schicksal ja die Aufgabe, ihn durch seine, aus seinem eigenen Wesen fließenden Bestrebungen zu verderben. Dies sein Wesen aber prägt er selbst schon in der ersten Rede ab, mit der er sich vor seinem Hof an Hamlet wendet. Er stellt sich in derselben als einen plattverständigen Menschen dar, der das Gemüth nicht anerkennt und mit dem Verstande Alles beherrschen zu können meint. Auf die Ueberlegenheit, die ihm dieser giebt, stützt sich denn auch das Gefühl der Sicherheit, in dem er gewagt hat, so bald nach seines Bruders Tode dessen Witwe zur Frau zu nehmen, und in dem er in derselben Scene den Fortinbras als verächtlich hinstellt. Aber dies Gefühl der Sicherheit ist noch nicht lange in ihn eingezogen; vor Anfang unsers Drama's fürchtete er den jungen Fortinbras, der seines Vaters Länder von dem neuen Könige zurückforderte, und eben diese Furcht hat ihn zu mächtigen Rüstungen und zum Aufstellen der Wache getrieben, die uns in der ersten Scene entgegentritt. Nun aber erwecken ihm jene Rüstungen, die sich später überdies als gänzlich nutzlos erweisen, den Haß des Volkes, und der von ihm ausgestellten Wache erscheint der Geist, der sein Verbrechen verkündigen will: die erste Ironie des Schicksals! Horatio wird Hamlet jetzt die Erscheinung seines Vaters melden, und Hamlet findet in dem Haß des Volks das Mittel zum Sturze des Königs. Eben der Verstand, der die Stärke des Königs ausmacht, hat ihn betrogen. Aber von andrer Seite, wo er ohne Ueberlegung, ja gegen alle Klugheit handelte, kommt das Schicksal ihm zu Hülfe. Seine Heirath, die, wie er selber sagt, durch ihre Eile die Sitte verletzt, droht Hamlet, den berufenen Rächer, der ganz Gemüthsmensch ist und durch sie an seiner einst als das Vorbild des Weibes verehrten

Mutter irre wird, zu zerstören und zu der Rache unfähig zu machen. Ja schon daß Hamlet seinem Wesen nach zum kräftigen, überlegten Handeln nicht angethan ist, ist ein Zug jener negativen Ironie des Schicksals, das den König ohne sein Verdienst noch rettet. Indeß macht die Gereiztheit, mit der Hamlet zu seiner Mutter spricht und sie ziemlich unverhohlen der Heuchelei bezüchtigt,[1]) alsbald des Königs Aufmerksamkeit rege und wird Anlaß, daß derselbe sich wieder durch eignes Handeln sicher stellen will. Hamlet will fort vom Hofe, damit wäre die Gefahr, die aus dessen Begegnung mit dem Geiste für ihn erwachsen könnte, beseitigt — aber er hält ihn fest, zwingt ihn zu bleiben, zum zweiten Mal betrügt ihn sein Verstand. Laertes dagegen, den er wegen seines kecken, kräftigen Wesens fürchtet, freut er sich ziehen zu sehen und giebt ihm selbst seine Glückwünsche auf den Weg — wir werden später sehen, daß eben die Abwesenheit des Laertes allein das Mißverständniß möglich machte, das den König an den Rand des Abgrundes brachte. —

Erst nach der Erscheinung des Geistes, nach der Enthüllung des Mordes tritt der König wieder auf; während derselben — eine neue Form der Ironie, Ironie in Form des Contrastes, nur für das Auge des Zuschauers vorhanden — während derselben also jubelt er bei dem Gelage, durch das er Hamlets Nachgeben zu feiern verhieß. Aber ehe wir uns wieder zu ihm wenden, müssen wir noch eine von ihm nicht beabsichtigte Wirkung seiner Rede vor dem Hofe nachholen; diese Rede nämlich, in der er Hamlet wie einen Schulknaben zurechtwies und ihm fast geradezu verbot, nach Wittenberg zurückzukehren, wird von den stummen Zeugen derselben als ein Zeichen seiner Ungnade aufgefaßt und Hamlet demgemäß von ihnen aufgegeben. In Folge davon geht schon Laertes darauf aus, das frühere Verhältniß Hamlet's zu Ophelien zu brechen, und Polonius untersagt ihr ausdrücklich allen Verkehr mit ihm.[2]) Daß dann Ophelie

---

[1]) Das nämlich gilt mir als der Inhalt jener Worte, die mit dem:
Seems, Madam! nay, it is, I know no seems
beginnen, und eben dieses seems, das später in vielen Variationen wieder erscheint, beweist, daß sie so aufzufassen sind.

[2]) Daß diesem Verbot in der That die Furcht vor der Ungnade des Königs zu Grunde liegt, sagt er selbst ausdrücklich: Act 2, 1 Schluß:
This must be known, which, being kept close, might move
More grief to hide, than hate to utter love.
Er hatte also vorher gefürchtet, to move hate by uttering die Liebe Hamlet's zu Ophelien.

dem Verbote gehorchend, Hamlet wirklich abweist, untergräbt des Letztern Glauben an die Welt und hat die Folge, daß die Schilderung des Mordes aus dem Munde des Geistes keine andere Wirkung auf ihn übt, als ihn vollends zu brechen und ihn wenigstens für jetzt unfähig zu machen, der Mahnung seines Vaters zur Rache zu genügen. Wieder ist also das Schicksal thätig gewesen, die Gefahr, die er nur durch seine vermeintlich kluge Erwägung sich bereitet hat, von ihm abzuwenden. Nun erschrecken ihn aber die äußern Zeichen der Zerrüttung Hamlet's, und ahnend, dieser kenne sein Geheimniß, beschließt er, ihn auszuforschen. Auch durch dieses aus freiem Entschluß hervorgegangene Eingreifen in den Lauf der Dinge arbeitet er nur gegen sich selbst. Doch diesmal scheiterte sein Verstand an dem für diesen unfaßbaren Wesen des Gemüthes, das in Hamlet repräsentirt ist. Ros. und Guild. nämlich, durch die, als Hamlet's Jugendfreunde, der König zunächst sein Ziel zu erreichen sucht, werden von Jenem, dessen früheres unbefangenes Vertrauen sich jetzt in das allgemeinste und scharfblickendste Mißtrauen verwandelt hat, alsbald als Spione des Königs erkannt und werden so die Veranlassung, daß in Hamlet's Brust, die schon durch diese Enttäuschung über die Beiden mit Bitterkeit erfüllt ist,[1] der Haß gegen den König wieder auflebt, nachdem derselbe vorher in seiner allgemeinen Verzweiflung mit untergegangen war. Der König hatte ferner ihnen den Auftrag ertheilt, Hamlet zu Lustbarkeiten zu ziehen; sie erfüllen denselben, indem sie ihn von der Ankunft früher von ihm beschützter Schauspieler in Kenntniß setzen, die die Hauptstadt verlassen haben, weil der König durch Beförderung von Kindern die wahre Kunst erniedrigt und um ihre Anhänger gebracht hat. Hamlet erblickt darin ein Zeichen der Erniedrigung des Volkes, das solchem Herrscher sich beugen kann, und jetzt zuerst bricht sein Haß gegen den König in hellen Flammen aus seiner Brust hervor.[2] Damit ist aber auch das Bewußtsein seiner Pflicht erwacht, die ihm von seinem Vater auferlegte Rache

[1] Als Beweis dafür gilt mir seine ganze Unterredung mit den Beiden, vor Allem jene beredte Verspottung der Jugendfreundschaft, die ihn an sie bindet und die augenscheinliche Wuth, in die ihn das Lachen des Rosenkranz versetzt.

[2] Ich beziehe mich auf den Ausbruch Hamlet's kurz vor dem Eintritt des Polonius: It is not very strange; for my uncle is king of Denmark u. s. w. bis zu den Worten, die seine höhnische Freude ausdrücken: but my uncle-father and aunt-mother are deceived.

zu vollziehen, und obwohl der König jetzt noch durch Hamlet's innere Zerstörung vor jedem thatkräftigen Angriff geschützt ist: so schlägt dafür der Drang der Pflichterfüllung in Hamlet in Rachedurst um, den er nun zu befriedigen beschließt[1].

Dahin haben es die beiden Werkzeuge des Königs, die dieser selbst erlesen hat, gebracht: ein Schauspiel, das des Königs That darstellt, soll ihn Hamlet in die Hände liefern, daß dieser ihn nach Herzenslust martern könne. Ja die Gefahr nimmt noch ernstere Gestalt an. Hamlet schämt sich jenes Gedankens und zum ersten Male sinnt er über die Ausführung des Gebotes seines Vaters,[2] er ist fest entschlossen, das Volk gegen den König aufzurufen. Aber dazu versagt ihm die Kraft; das Schicksal, das dem König günstig ist, hat sich erst in Gestalt der edlen Scham Hamlets über seine niedrige Rachsucht, dann in der seiner Ohnmacht für ihn erhoben. Dennoch aber wird das Schauspiel stattfinden und der König ist so unvorbereitet auf diese wieder von ihm selbst heraufbeschworne Gefahr, daß er über Hamlet's Neigung zu solchem Zeitvertreib seine Freude ausspricht und von ganzem Herzen zu der Aufführung zu kommen verheißt. Indeß hat ihn der Bericht der Beiden überzeugt, daß ihre Bestrebungen schwerlich mit dem gewünschten Erfolg gekrönt sein werden, und auf die Kunde von Hamlet's Liebe zu Ophelien hat er beschlossen, durch die Letztere ihn auszuforschen. Dadurch wagt er es wieder, dem Gemüthe sich entgegenzustellen und wieder ist die Folge dieselbe. Er scheucht Hamlet aus der Verzweiflung, in der er sein Leben selbst hatte enden wollen, und also auch auf die Befriedigung seiner Rachsucht verzichtet hatte, wieder auf und steigert die Letztere bis zu wilder Wuth. Und auch damit sind die Folgen seines wohldurchdachten Planes nicht erschöpft, die Ironie des Schicksals nicht befriedigt. Er hat, um Hamlet sicher zu erforschen, selbst gehorcht und hat ihn Dinge sagen hören, die es ihm zur Gewißheit machen, daß derselbe sein Geheimniß kennt.[3] Durch diese Gewißheit

---

[1]) S. den Monolog am Schluß des zweiten Aktes, vergl. im ersten Artikel VI, 1, p. 11 und die demselben angehängte Uebersicht des ganzen Stückes, deren Kenntniß dieser zweite Artikel zur Voraussetzung hat.

[2]) S. den Monolog To be or not to be, und meine Erklärung desselben a. a. O., p. 23.

[3]) Vergl. Akt 3, 1

There's something in his soul,
O'er which his melancholy sits on brood,
And, I do doubt, the hatch and the disclose
Will be some danger etc.

aber ist die Sicherheit und Festigkeit seiner Haltung, die schon vorher durch das Bewußtsein seiner That beeinträchtigt war, nun ganz aufgehoben und doch bedurfte er der allergrößten Ruhe, schon um nur Hamlet gegenüberzutreten, geschweige um seiner durch das Schauspiel dargestellten That scheinbar unbefangen in's Auge zu sehen. Nun verfällt er mit Nothwendigkeit der überwältigenden Gewalt des Augenblicks. Die Ironie des Schicksals hat sich dahin fortgetrieben, daß eben sein Verstand, der einst seine einzige Stütze war und durch den er Alles zu beherrschen meinte, sich selbst aufgehoben hat; denn an die Stelle seiner früheren Besonnenheit und Klarheit ist jetzt fast völlige Bewußtlosigkeit[1]) getreten, die ihn indeß besser schützt, als früher jene, indem das Schicksal selbst wieder für ihn eintritt. Er ist zunächst bei einem früheren Plan, Hamlet durch die Königin ausforschen zu lassen, stehen geblieben, obgleich er jetzt doch sein Geheimniß kennt. Ros. und Guild. müssen sich deshalb zu Hamlet begeben, um ihn zu der Königin zu bescheiden. Diese aber, die noch des Königs Auftrag im Sinne haben und auch jetzt wieder in ihn dringen, ihnen sein Geheimniß zu gestehn, versetzen ihn in die äußerste Wuth, in der er sich selbst eines Mordes fähig fühlt. Das ist die erste Frucht der Bewußtlosigkeit des Königs. Die zweite ist, daß er, die Meldung des Polonius überhörend, Hamlet sei schon auf dem Wege zu der Königin, sich auf eben diesem Wege betend auf die Kniee wirft und sich dadurch seinem Feinde wehrlos Preis giebt. Doch eben durch das Uebermaß der Leidenschaft desselben rettet ihn das Schicksal. Nun aber hat der König endlich noch, obgleich er fürchtet, Hamlet werde seiner Gattin seinen Mord entdecken, ja eben weil er diese Furcht hegt und, falls sie sich bestätigt, von der Parteilichkeit der Mutter wenig hoffen zu dürfen glaubt[2]), ausdrücklich darauf bestanden, daß Polonius horche, der somit Zeuge werden würde, wenn Hamlet seiner Mutter nun des Königs Schuld enthüllt. Auch jetzt jedoch schützt ihn das Schicksal in der Gestalt seines eigenen Feindes, der den Zeugen aus dem Wege räumt und gar nicht daran

[1]) Ich habe hier Alles, was er in der Pause an Hamlet richtet, und sein plötzliches Aufbrechen vor Augen.

[2]) Worte des Polonius zum Könige, Act 3, 3.

And, as you said, and wisely was it said,
'T is meet that some more audience than a mother,
Since nature makes them partial, should o'erhear
The speech ...

denkt, der Königin den wahren Grund der Verwirrung ihres Gatten beim Schauspiel aufzudecken. Der König ist gerettet, ja Hamlet hat ihm durch die Ermordung des Polonius das Mittel in die Hand gegeben, ihn auf rechtmäßige Weise auf immer unschädlich zu machen.[1] Aber daran hindert ihn einmal die Liebe seiner Gattin zu ihrem Sohne und dann seine Furcht vor dem Unmuthe des Volkes, das Hamlet liebt, ihn aber schon seit jenen Rüstungen gegen Fortinbras als Tyrannen haßt und unter schwerem Drucke nach Befreiung seufzt. Er beschließt also, Hamlet lieber heimlich tödten zu lassen und zu dem Ende nach England zu senden, wo er mit Zuversicht auf die Befolgung eines dahin lautenden Befehls rechnen kann. Er weiß auch in der That der Königin Zustimmung zu der Wegsendung ihres Sohnes zu erschleichen; denn schon ist seine frühere Besonnenheit zurückgekehrt, wenn auch die Furcht noch hin und wieder seine Klarheit trübt. Aber nun beschleunigt er in seiner Vorsicht Hamlet's Abreise auf's Aeußerste, weil es ihn drängt, der drohenden Gefahr nicht länger ausgesetzt zu sein. Die Folge ist, daß er ihn dadurch dem Fortinbras in die Arme führt, mit dessen Hülfe Hamlet den König leicht entthronen könnte. Nie hatte Jener „solche Macht und Mittel,“ nie also war der König ernstlicher bedroht.[2] Doch wieder wird er ohne eigenes Verdienst, durch seines Feindes Unentschlossenheit gerettet.

Indessen ist er noch auf andre Weise zu seinem eignen Untergang thätig gewesen. Da er nämlich im Bewußtsein seines eignen Mordes fürchtet, man möge ihm die Schuld des Mordes des Polonius beimessen, so beschließt er, den Alten ganz in der Stille zu bestatten und seinen Tod geheim zu halten. Fast ist's, als fühlte sich das Schicksal recht eigentlich aufgefordert, bei jedem selbstständigen Verfahren ihm in den Weg zu treten. Die Kunde von dem Tode ihres Vaters dringt zu Ophelien, die schon vorher zerrüttet, durch dieselbe dem Wahnsinn verfällt und nun durch ihre Reden Argwohn in die unheilbrütenden Gemüther des unterdrückten Volkes streut.[3] Schon ist dieses in Gährung: da kehrt Laertes heim, den der König einst hatte mit Freuden ziehen lassen. Jetzt zeigt sich das Thörichte dieser Freude; denn eben daß er abwesend war, macht es den Wort-

---

[1]) Er sagt es selbst IV, 3 und 7.

[2]) Vgl. noch Abhandlung l. c. p. 21 ff.

[3]) Ebendaselbst p. 16.

führern unter dem Volke leicht, ihm einzureden, der König sei der Mörder seines Vaters. So ereilt diesen der Haß des Volkes, dem er durch die Entfernung Hamlet's und durch Geheimhaltung des Todes des Polonius zu entgehen hoffte. Doch dies Mal, wo ihm die Gefahr so nahe ist, daß er sie ganz übersehen kann, rettet ihn sein eignes entschlossenes Handeln, und er ist sogar bestrebt, Gewinn aus ihr zu ziehen. Er verbündet sich mit Laertes, der kaum erst sein Gegner war, um mit seiner Hülfe Hamlet sicher zu verderben. Denn dieser ist inzwischen den Schlingen des Königs entgangen, und seine Entfernung hat keine andre Frucht getragen, als daß er der ersten Wuth des Laertes entzogen ward. Wieder eine bittere Ironie des Schicksals! Jetzt ist jene Wuth verraucht,*) und Laertes gern erbötig, im Bunde mit dem Könige zur Hinterlist zu greifen, die dieser indeß vor seiner Gattin noch immer ängstlich verbirgt. Damit aber ist dem Spiel des Schicksals wieder freier Raum gegeben, den dieses alsbald benutzt. Der Becher mit Gift, der das Gelingen des Planes sichern sollte, wird der Anlaß des Untergangs des Königs; die Königin, der durch seine Sorgfalt der Plan wirklich verborgen geblieben ist und die deshalb sorglos aus dem Becher trinkt, dieselbe, die ihn auch vorher hinderte, Hamlet offen anzugreifen, weckt durch ihr letztes Wort, als dieser schon tödtlich verwundet ist, noch den Gedanken an die Rache in ihm, und Laertes, den der König sich zum Werkzeug seiner Rettung ausersehehen hatte, stürzt ihn vollends ins Verderben, indem er ihn als den Schuldigen nennt. So hat sich wieder seine eigene Veranstaltung gegen ihn gewandt: er fällt als Opfer seines ganzen Standtpunktes, demzufolge er die Welt durch eigne Thatkraft beherrschen zu können wähnte, und hat noch vor seinem Fall die Macht des Schicksals und seine eigene Ohnmacht ihm gegenüber ausdrücklich anerkennen müssen **).

---

*) Man vergleiche seine Wortkargheit in diesem Stadium der Entwickelung seines Rachestrebens mit dem früheren Wortstrom, besonders an der Stelle, wo er dem Könige schildern soll, wessen er fähig sei, um seinen Rachedurst zu kühlen: To cut his throat in the church. S. weiter unten, wo von Laertes selbst die Rede sein wird. Vor Allem dient der im Texte ausgesprochenen Behauptung zum Beweise, daß der eben noch so feurige Laertes willig verspricht, sich der Leitung des Königs fügen zu wollen.

**) Vgl. Act 4, 7. (Mitte):

That we would do
We should do, when we would; for this „would" changes

Wir sehen, die ganze vor uns liegende Entwicklung trägt den Stempel innerer Nothwendigkeit, die in unserm Drama durchweg als Ironie des Schicksals auftritt; kein Glied ist in der Kette, das nicht von ihr angehaucht wäre, überall verfehlt das thätige, wohldurchdachte Streben des Königs sein Ziel und wendet sich gegen ihn, während sein passives Verhalten oder halb unbewußtes Handeln zu seinem Besten ausschlägt; nirgend aber ist von außen durch bloße Willkür in den Gang der Entwicklung eingegriffen. Aehnlich ist's mit Hamlet, nur daß dieser nicht von der Sorge für sein äußres Wohl ausgeht, wie der König, nicht von dem Streben nach Beherrschung der Welt in seinem eignen Interesse, sondern für die Behauptung seiner geistigen Freiheit kämpft. Sein Ringen und damit die Gegenwirkung des Schicksals kann also erst beginnen, wenn jene Freiheit schon bedroht ist*). In einem weitern, allgemeineren Sinne jedoch, auf der Stufe, wo das Ironische in das einfach Tragische umschlägt, weil kein Streben der Menschen vorausgegangen ist, liegt schon in Hamlet's früherer Versöhnung mit sich und der Welt, in der Form also, in der seine Freiheit zur Erscheinung kam, eine bittere Ironie: das edelste Gemüth ist als das gläubigste der Täuschung wehrlos preisgegeben, ja sicher ihr zu unterliegen und sich dem Gemeinen hinzugeben; das ist der erste unmittelbare Eindruck, den wir von Hamlet empfangen; denn daß er in seiner Mutter die Verkörperung seiner sittlichen Ideale sieht und Ophelien, als dem

---

And hath abatements and delays so many,
As there are tongues, are hands, are accidents;
And then this „should“ is like a spendthrift sigh,
That hurts by easing....

Beziehender kann in der That die Anerkennung des Schicksals als einer die Pläne des Einzelnen durchkreuzenden Macht nicht ausgesprochen werden, als es hier geschieht durch den, der einst es beherrschen zu können wähnte.

*) Auf sein äußeres Schicksal freilich, das dann der Anlaß seiner geistigen Kämpfe wird, wirkte Hamlet auch früher schon ein. So durch die Gereiztheit, in der er zu seiner Mutter spricht, denn diese ist es, die den Ausbruch des Königs vor dem ganzen Hof hervorruft und eben dieser Ausbruch bestimmt dann, als das Zeugniß der königlichen Ungnade, den Polonius, seiner Tochter den Umgang mit Hamlet zu untersagen. Die Fügsamkeit ferner, mit der er dem Befehl des Königs sich unterwirft, während Laertes die Erlaubniß desselben fast ertrotzt, mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben, daß Pol. Hamlet so ohne Weiteres glaubte aufgeben zu müssen.

Abbild jener, seine Liebe schenkte, daß er also an diese Beiden, die sich über das Gemeine nicht erheben, den ganzen Inhalt seiner Welt abgab, was dann die Folge hatte, daß er, mit dem Schwinden des Glaubens an jene den Glauben an das Gute überhaupt verlor und dadurch dem Untergang zugeführt ward:*) war nur möglich vermöge seines gläubigen Vertrauens, das ihn überall den Adel seines eignen Wesens wiederfinden ließ. Es ist eine Ironie, die schon mit seinem Werden anhebt und über seine Selbstbestimmung hinausliegt. Nicht minder ist es Ironie in diesem Sinne, wenn er, der keine Spur von Thatkraft zeigt, wo ihm dieselbe nützen konnte, plötzlich die höchste Thatkraft entwickelt, als er Gewißheit über sein trauriges Schicksal erlangen will, an dem er selbst schon nicht mehr zweifelt — in der Geisterscene; denn eben diese so erlangte Gewißheit vernichtet seine frühere Anschauung der Welt, reißt ihn, der früher eins mit ihr war, von ihr los, da er jetzt nur Böses in ihr sieht und treibt ihn in den Kampf um seine Freiheit, die er diesem Bösen gegenüber wahren will. So hat dieser einzige Beweis von Thatkraft seinen Untergang bereits entschieden!

Doch wenden wir uns zu seinem Kampf selbst. Das Erste, wozu wir ihn nach dem Entweichen des Geistes, als er sein Schicksal kennt, schreiten sehen, ist die Sorge, sein Geheimniß zu sichern: er läßt die Freunde schwören und beschließt, sich wahnsinnig zu stellen. Dies Letztere hat zunächst den Zweck, den Argwohn, den die wirkliche Zerrüttung seines Gemüthes in dem schon aufmerksamen König erwecken müßte, durch den Schein einer Zerrütung des Verstandes im Keime zu ersticken; dann aber, wenn er sich dessen auch selbst nicht bewußt ist, soll er ihm dienen, zwischen sich und der Welt, von der er sich innerlich schon losgerissen fühlt, auch eine äußere Schranke aufzuführen, denn das eben ist das Wesen seines Ringens um seine Freiheit, wie es gleich nach dem Abschied von Ophelien sich gestaltet, daß er sich einer Anschauung der Welt, wie seine letzten Erlebnisse sie ihm aufzwingen wollen, nicht fügen will, weil er damit auf sein Selbstbewußtsein, auf das Bewußtsein der

*) Ich sehe mich genöthigt, da hier der Ort nicht ist, das im Text Gesagte näher zu erläutern und zu beweisen, mich auf eine ausführliche Abhandlung von mir über diese Seite unsres Drama's zu berufen, die in Rötscher's Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur, Jahrgang 1849 Heft V., erschienen ist.

Göttlichkeit des Menschen verzichten müßte, daß er es also vorzieht, eh' er sich mit dieser Welt, die ihm als böse gilt, versöhnt, allein zu stehn, sich auf sich selbst zu stellen, um das Gute, das er in der Welt jetzt nicht mehr sieht, in sich zu behaupten, daß er also im Gegensatz zur Welt sein Selbstbewußtsein wahren will. Sein angenommener Wahnsinn soll ihn also zu diesem Zwecke auch äußerlich von ihr sondern. Aber Beides schlägt fehl und führt ihn zu einem dem seinen entgegengesetzten Ziele. Denn einerseits wird er, wie wir sehen werden, eben dadurch gezwungen, sein Geheimniß selbst zu verrathen, und andrerseits verfällt er, wieder in Folge dieser Sonderung von der Welt, die nothwendig in den Gegensatz zu ihr umschlägt, selbst dem Bösen, das ihn zu jenem Entschluß trieb, und stirbt mit dem Bewußtsein der gänzlichen Nichtigkeit des Menschen. Ueber seine sittliche Pflicht aber, die mit der ihm von seinem Vater gestellten Aufgabe zusammen fällt, den Mörder desselben zu bestrafen, und über seinen ernst gemeinten Entschluß, sie zu erfüllen, entscheidet schon der erste Schritt, den er gleich nach dem Entschwinden des Geistes thut. Damals nämlich hatte er gelobt, from the table of his memory to wipe away all trivial fond records u. s. w., damit der Befehl seines Vaters ganz allein in seinem Gehirne leben möchte. Was er im Sinne hatte, als er dies Gelöbniß that, das war die Liebe zu Ophelien, in die für ihn alles Andre aufging. Nun ist sein erster Schritt, Ophelien Lebewohl zu sagen, um sein Gelübde zu erfüllen und dann ganz allein für seinen Vater zu leben. Aber eben dieser Abschied, der sich in Folge des Erlebten in eine Prüfung seiner Geliebten verwandelt, eine Prüfung, die ihn lehrt, daß sie seiner Mutter gleicht, und dadurch seinem Glauben an die Liebe selbst ein Ende macht, dieser Abschied verlöscht das Andenken seines Vaters in seiner Seele und führt ihn der Verzweiflung in die Arme, die nun sein „wunderliches Wesen“ für ihn zur Nothwendigkeit macht: Die erste Ironie! Jenes wunderliche Wesen aber läßt den König ahnen, daß er sein Verbrechen kenne, und veranlaßt ihn, ihn durch Polonius, seine beiden Jugendfreunde, Ophelien und endlich gar die Königin ausforschen zu lassen. Dadurch wird in Hamlet der Haß gegen den König erweckt, als dessen Spione er seine beiden Jugendfreunde bald erkannt hat, der Haß aber zeigt schon das Ueberwiegen des persönlichen Moments an, des schlecht Individuellen, das durch das Allgemeine, durch das Gute nicht geläutert ist; Hamlet steht

also, so wie der Haß in ihm erwacht ist, schon vor der Pforte des Bösen.

Mit diesem Hasse aber, der den Mörder seines Vaters trifft, erwacht natürlich auch zugleich das Bewußtsein seiner ihm von diesem auferlegten Pflicht, die ihm heilig ist und ihn also drücken muß, so lange er sie nicht erfüllt hat. Da nun sein angeborener Mangel an Thatkraft, der sich durch seine innere Zerrüttung zu absoluter Unfähigkeit zu handeln gesteigert hat, ihm die Erfüllung seiner Pflicht unmöglich macht, so muß er sich von jenem Drucke auf andre Weise zu befreien suchen. Er läßt sich von einem Schauspieler eine Rede recitiren, wie er selbst sie vor dem Volke halten sollte, um es gegen den König zu bewaffnen, eine Rede, deren unschöne Form ihm Anlaß geben soll, sie sammt ihrem Inhalt zu verspotten.*) Dieser Inhalt aber, die Sache, die sie vorträgt, ist seine eigne Sache. Somit würde er sich durch die Verspottung dieser Rede über das drückende Gefühl der eignen unerfüllten Pflicht hinweggehoben sehen. Aber statt dessen kehrt sich sein Spott gegen ihn, da er die Heiligkeit der Sache doch nicht läugnen kann, und treibt jenes Gefühl auf solche Höhe, daß er sich selbst der tiefsten Erniedrigung würdig spricht. Wieder die Ironie des Schicksals! Da nun aber in seinen Augen kein Andrer als der König der eigentliche Urheber seiner Ohnmacht ist, der Mahnung seines Vaters zu gehorchen: so schlägt seine Selbstanklage alsbald in die heftigste Anklage des Königs, in den glühendsten Haß gegen diesen um,**) und schon beschließt er, um sein Geheimniß unbekümmert, durch die Darstellung des Mordes seines Vaters vor den Blicken des Mörders diesen moralisch zu vernichten,

---

*) Selbst Gervinus hat das Lob, das Hamlet dieser Rede spendet, für Ernst genommen; ich verweise deshalb auf das p. 10. meiner ersten Abhandlung Gesagte.

**) Man beachte nur den plötzlichen Ausbruch, nachdem er eben sich seiner Ohnmacht bewußt geworden ist: to fat all the region kites with this slave's offal. (Monolog am Schluß des 2. Akts). „Bloody, bawdy villain," fährt er fort, „O, vengeance!" welche letztern Worte Schlegel unübersetzt gelassen hat, die aber für das richtige Verständniß unentbehrlich sind. Also Rache will er. Eben jetzt hat er sein Herz mit Worten entladen, geflucht like a very drab. Das soll jetzt anders werden. Er will Thaten. So kommt ihm der Gedanke an das Schauspiel, das also bloßes Mittel seiner Rache ist, in dem im Texte angegebenen Sinne.

und dadurch seine persönliche Rache an ihm zu kühlen, schon also ist er auch dem Bösen wirklich verfallen und seine Bestrebungen sind in ihr Gegentheil verkehrt: es fehlt nur noch, daß er zum Bewußtsein seiner Nichtigkeit geführt werde; aber auch das ist jetzt schon vorbereitet; denn das allein kann die Folge seines zur That gewordenen Planes sein.

Noch jedoch scheint das Schicksal ihn retten zu wollen: er hat erkannt, daß das Vorgeben, als wolle er durch das Schauspiel Bestätigung für die Offenbarung des Geistes erlangen, eine bloße Selbsttäuschung war, um seinen Rachevorsatz zu beschönigen. Damit hat er ihn auch aufgegeben und will nun wirklich im Namen seines Vaters den König durch das Volk entthronen, will also handeln. Mithin setzt er sich ein äußres Ziel und das Schicksal selbst hat ihm den Weg geebnet, es zu erreichen; denn der Beistand des Volks wär' ihm gewiß*). Aber eben das ist nur die Kehrseite der Ironie des Schicksals, jene negative Form derselben, die sich jetzt auch an Hamlet geltend macht, wie wir sie vorher in dem Entwicklungsprozeß des Königs fanden. Wie nämlich dieser, dessen Standpunkt der des bewußten Handelns war, überall wo er denselben verließ und gar nicht oder nicht mit Bewußtsein handelte, vom Schicksal getragen ward: so bietet es Hamlet, als wüßte es, daß er sie doch nicht nützen werde, die günstigsten Bedingungen zur Durchführung seines Planes; er dürfte nur einen Augenblick seinen Standpunkt verläugnen, um am Ziele angelangt zu sein. Dieser Standpunkt aber, der der Innerlichkeit, näher des in sich Befangenseins, hindert ihn, sich wie irgend einem äußern Plane, so seiner Aufgabe als Rächer seines Vaters hinzugeben. Er läßt also die Gunst des Schicksals ungenützt und beweist sich sogar, daß Handeln für den Menschen überhaupt unmöglich sei, da er Bewußtsein und somit die Erkenntniß habe, daß dasselbe von Zufällen abhängig sei, die er nicht zu beherrschen vermöge. Das ist der erste Abfall von seinem früheren Selbstbewußtsein, die erste ihm vom Schicksal abgezwungne Concession, die er seiner Schwäche macht; auch fällt für sein Bewußtsein jetzt die Scheidewand, die ihn bisher von den Menschen sonderte, er schließt sich ihnen wieder an und sagt: „Bewußtsein macht

*) Ist in meiner ersten Abhandlung nachgewiesen, p. 13. ff.

uns Alle feige." Von jetzt an hat das Schicksal ihm gegenüber eine doppelte Aufgabe: zuerst ihn, der behauptete, nicht handeln zu können, da wo es selbst ihn dazu aufforderte, dazu zu zwingen und damit seine Theorie practisch zu wiederlegen; dann aber sein erzwungenes Handeln wieder gegen ihn zu kehren, um die Richtigkeit seines Standpunkts vollends zu erweisen.

Es bedient sich zu dem Ende auch jetzt der eigenen Natur Hamlet's, der ihm auch dazu wieder vorgearbeitet hat — theils durch seinen angenommenen Wahnsinn, der den König noch immer ängstigt, theils durch seinen Abschied von Ophelien, der demselben seine Liebe zu ihr verrieth. Diese seine Geliebte ist es, die der König jetzt mit ihm zusammenführt und alsbald ist sein Bewußtsein aufgehoben, mit dem er eben noch seine Thatscheu bemäntelte, und er der Leidenschaft verfallen. Zugleich aber erwacht auch das Böse wieder in ihm, der Haß, der nun, als er dem König gegenübersteht, dieselbe Wirkung übt, wie eben noch die Liebe. Wieder ist das Bewußtsein aufgehoben, und nun kann er handeln: die Eine Ironie hat sich damit erfüllt. Aber ein Handeln ohne Bewußtsein sichert dem Schicksal auch den zweiten Sieg. Hamlet verräth jetzt nicht bloß sein Geheimniß wirklich, er wird auch den bösen Mächten*) ganz zum Raube, denselben, deren Anschaun ihn einst zum Bruche mit der Welt getrieben hatte. Aber damit sind die Folgen des von ihm veranstalteten Schauspiels nicht erschöpft. Die Königin, außer sich über ihren Sohn, wünscht dringend, ihn zu sprechen, sie sendet Boten über Boten, und diese, noch eingedenk des Auftrags des Königs, ihn auszuforschen, hetzen ihn, indem sie es auch jetzt noch versuchen, in die wildeste Wuth, in der er sich des Mordes seiner eignen Mutter fähig glaubt. Diese Wuth aber ist nach allen Seiten hin sein eignes Werk, denn auch den Gedanken, ihn auszuforschen, hatte er selbst ja dem Könige eingegeben. Nicht minder sind es also auch die Folgen derselben und diese sind es, die ihn der Vernichtung entgegen führen. Ein Opfer, scheint es, muß ihm fallen, dazu hat das Schicksal Alles eingeleitet. Abgesehen aber von dem Gräßlichen dieser Nothwendigkeit, in die

*) Der Rachsucht, dem Vernichtungsdrange, der sich in der Form des zermalmendsten Hohns gegen Alle wendet, die ihm nahe kommen, und das Gute selbst nicht schont, dessen Existenz und Macht er mit innerer Schadenfreude leugnet. Letzteres besonders mit Bezug auf den sittlichen Inhalt der Liebe in seinen Reden zu Ophelien.

es ihn versetzt, ist es ihm günstig: es läßt ihn seinen Feind in wehrloser Stellung treffen, den bietet es seinen Racheschwerte dar, das ihn somit von Einer Last befreien würde. Aber Hamlet's Wuth schießt über's Ziel hinaus, um sich nachher gegen das unschuldige Haupt des Polonius zu entladen. Jetzt ist er Mörder wie der König, ohne doch sein Ziel erreicht zu haben; sein Trotz dem Schicksal gegenüber ist gebrochen, dauernd schließt er sich für sein Bewußtsein der Menschheit wieder an; aber der Mensch, der ihm einst ein göttliches Wesen war, ist jetzt zur Speise für die Würmer herabgesunken: schon also hat sich durch seine eigne That des Bewußtsein der Richtigkeit des Menschen in ihm festgesetzt.

Das Schicksal hat seinen Uebermuth, sich auf sich selbst zu stellen, thatsächlich gezüchtigt. Aber nun durchschaut Hamlet auch das Walten desselben, das seinem Plan, sich wahnsinnig zu stellen, seinem „Versteckenspiel," wie er es nennt,*) diesen Ausgang bereitet hat: er spricht es aus, als er halb wahnsinnig über der Leiche des Erschlagenen brütet. Sollte er jetzt nicht der verhängnißvollen Macht entzogen sein! Er entsagt jetzt nochmals allem Handeln, aber nicht mehr allein, weil er Bewußtsein hat, er fürchtet jetzt, bei einem neuen Schritte neue Schuld auf sich zu laden; ja obgleich ein Seraph ihm des Königs Anschlag auf sein Leben enthüllt, obgleich seine Fähigkeit, „vorauszuschaun und rückwärts" es ihm bestätigt, daß er in England sterben werde:**) doch wagt er nicht zu handeln, doch verkehrt er wieder die neue günstige Gelegenheit, die ihm das Schicksal durch die Begegnung mit dem Heer des Fortinbras bietet, in eine neue Ironie desselben gegen seine Schwäche; er läßt auch sie entfliehen; denn seit seiner ersten blutigen That „bedenkt er zu genau den Ausgang." Aber dieser angemaßten Herrschaft des Denkens gegenüber, das das physische Dasein gar nicht zu Worte kommen läßt, regt sich dieses aus eigner Machtvollkommenheit, reagirt der Selbsterhaltungstrieb,

*) Man sehe Act 4 S. 2. Hide fox and all after. Ich nehme nämlich an, daß Hamlet in dieser Scene nach dem Morde des Polonius einen schmerzlichen Blick auf die ganze Entwicklungsreihe, die dieses traurige Resultat für ihn hervorgebracht hat, zurückthut, was seinem reflectirenden Wesen durchaus gemäß ist.

**) Eine Erklärung, die mir durch die immerhin auffallende Umschreibung der godly reason gerechtfertigt erscheint und der Seelenstimmung, in der er bei seiner Abreise sein muß, ganz entspricht.

der thierische Instinkt*), der das Bewußtsein aufhebt und, selbst die Herrschaft an sich reißend, ihn in neue Schuld stürzt, die er vermeiden wollte. So zwingt ihn das Schicksal, doch noch wieder zu handeln — und Ros. und Guild. fallen als Opfer. Ihr Tod lastet dann später so schwer auf ihm,**) daß er sie um ihr Loos beneidet. Nichtsdestoweniger kämpft er noch nach jener That um die Erhaltung seines Lebens und verdankt es wirklich nur sich selbst. Doppelte Ironie! Denn ein Mal war die Rettung möglich ohne den Mord der Beiden; dann aber war sie für ihn nur noch ein Uebel***), nachdem er Jene dem sichern Tod entgegengeschickt hatte. Dennoch

---

*) Hamlet selbst schildert das Walten dieses Triebes und das bewußtlose Handeln in Folge desselben, Act 5, 2

Sir, in my heart there was a kind of fighting u. s. w.

und weiter hin:

Ere I could make a prologue to my brains,
They had begun the play.

**) Gervinus übersieht sonderbarer Weise, daß die Freude Hamlets eine unter schwerem Kampf erheuchelte, daß sie nur darauf berechnet ist, Horatio über den wahren Zustand seiner Seele zu täuschen — er übersieht aber auch, daß Hamlet ganz bewußtlos handelte und macht ihn damit zum gemeinen Mörder.

***) Die ganze Kirchhofsscene, die erste nach dem Morde der Beiden, in der Hamlet wieder auftritt, beweist, wie tief er ihn empfindet. Seine ganze Stimmung in derselben ist durch das Bewußsein seiner That bedingt. Es gibt aber auch noch einen speziellen Beweis dafür. Man vergegenwärtige sich nur Hamlet's Stimmung nach jenem neuen Morde, den er noch dazu bald als ganz überflüssig erkennt. Man male sich das Gefühl der Richtigkeit, das sich seiner bemächtigen mußte, und nun lese man die Worte: this might be the pate of a politician, that would circumvent God. Eben hat er an den brudermörderischen König gedacht, den König, der troß seiner That noch singen konnte. Was ist natürlicher, als daß er jetzt auch seine Opfer sich vor Augen führt? Jene Worte deuten auf den Politiker Polonius, der einst Gott selber hinterging, als er Ophelien zwang, sich betend zu stellen und in dieser Stellung Hamlet zu erwarten. — Dann fährt er fort: Or of a courtier, which could say: „Good morrow, sweet lord! how dost thou, good lord?" This might be mylord such-a-one that praised mylord such-a-one's horse, when he meant to beg it. — Mit diesen Worten deutet Hamlet auf seine beiden andern Schlachtopfer, die einst (Act 2, 1) als sie kamen, ihm sein Geheimniß zu entlocken, ihn anredeten: mine honour'd lord, my most dear lord und nachher ihre Freundschaft ihm anpriesen (Act 3, 2) das ist's, was ihn auf dem Kirchhof beschäftigt, und centnerschwer auf seiner Seele lastet, daß er gern selbst an ihrer Stelle läge, wenn nur nicht

handelt er auch jetzt noch wieder — und lädt neue Schuld auf sich, indem er Laertes ungerechter Weise verletzt. Diese Schuld sühnt er und meint nun bereit zu sein, zu sterben: „In Bereitschaft sein, ist Alles!“ sagt er: da sieht er seine Mutter sinken und schon tödlich verwundet, wird er nochmals zum Handeln hingerissen, und nochmals ist seine That ein Mord, „ja schnöder Mord, wie er im besten Falle ist,“ dieser aber wahrhaft schnöde, da der Thäter sein Opfer eines zwiefachen Todes sterben läßt und noch durch seine Reden zeigt, daß er sein eigner Rächer ist. — So ist wie vorher des Königs, jetzt Hamlet's ganzer Standpunkt aufgehoben: ausgehend von der subjectiven Freiheit, dem abstracten Selbstbewußtsein, ist er durch seine eignen Schritte, die aus diesem Standpunkt flossen und sich alle gegen ihn kehren, endlich bei dem Bewußtsein der Richtigkeit des Menschen angelangt, das er zum Schlusse in mannigfachen Variationen ausspricht. Auch sein Prozeß ist ein in sich nothwendiger.

Ich wende mich jetzt zur Königin, auf die Hamlet's Wort von Ros. und Guild. nicht minder passend wie auf diese anzuwenden wäre:

's ist mißlich, wenn die schlechtere Natur
Sich zwischen die entbrannten Degenspitzen
Von mächt'gen Gegnern stellt.

Sie selbst ist eine „schlechtere Natur,“ ein ganz gewöhnliches Weib, das, keiner tieferen nachhaltigen Empfindung fähig, die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit und äußern Glanz als ihr Lebensziel verfolgt. Auch dieser Standpunkt findet durch das Schicksal seine Auflösung.— Er war es, der die Königin dahin führte, die zweite Heirath einzugehen, die ihres Sohnes Glauben an die Welt vernichtete. Damit schon ist das Glück, das sie an der Seite ihres zweiten Gatten zu finden gehofft haben mochte, zerstört; denn sie ist zugleich Mutter und ihre mütterliche Liebe ist es, deren das Schicksal sich vorzugsweise gegen sie bedient. Vermöge dieser thut sie, was sie vermag, Hamlet am Hofe zu behalten, vermöge dieser bewegt sie den König, Ros. und Guildenst. zu berufen, um Hamlet zu Lustbarkeiten zu ziehen; Schritte,

---

mit dem Menschen im Tode noch eine solche fine revolution vorginge, die ihm die Knochen schüttelt. — Es thut in der That weh, so erhabne Schönheiten der psychologischen Entwicklung, wie es von Gervinus geschieht, verkannt zu sehn.

deren Folgen wir schon kennen. Als nun aber Hamlet sie und ihren Gatten durch das Schauspiel schwer gekränkt hat und sie ein Recht zu haben meinend, „ihn zur Vernunft zu bringen," alle Mutterliebe ablegt und als strenge Richterin vor ihn tritt: da ist es eben dies, was seine Wuth, die sie durch ihre Boten selbst entzündet hat, in jenen schneidend kalten Hohn umwandelt, mit dem er den Polonius ersticht; was andrerseits aber auch, insofern sie sich als gänzlich unempfindlich für ihre eigne That zeigt,*) sein sittliches Gefühl er-

*) Ich habe schon in meinem ersten Artikel Hoffmann gegenüber behauptet, die That der Königin sei nicht der Ehebruch, sondern der Bruch der Liebe, der in der zweiten Heirath liegt. Da die Entscheidung dieses Punktes von großer Wichtigkeit sowohl für die Auffassung Hamlet's als der Königin ist, so will ich meine Meinung hier in Kurzem begründen. Was zunächst Hamlet betrifft, so ist die Bedeutung des Ehebruchs für ihn, auf die Hoffmann großes Gewicht legt, durchaus zu läugnen. Nicht nur erscheint Hamlet schon im ersten Monologe, wo er offenbar nur unter dem Einfluß der zweiten Ehe seiner Mutter steht, so ganz gebrochen, daß er an Selbstmord denkt; er sagt es in der Unterredung mit der Königin noch ganz ausdrücklich, daß allein der Bruch der Liebe ihn zerstört hat; die Worte, die ich meine, lauten:

O such a deed,
As from the body of contraction plucks
The very soul, and sweet religion makes
A rhapsody of words.

Die innere Seele des Vertrages ist doch aber ganz gewiß nicht die Treue während der Ehe, die ist vielmehr die ausgesprochne Forderung des Vertrags als solches, the very soul ist die Treue in alle Ewigkeit hinein. Das Schauspiel gibt dafür ähnliche Belege. Statt seiner Mutter den Ehebruch im Bilde vorzuführen, ist es überall nur die zweite Ehe, deren Verwerflichkeit er ihr zum Bewußtsein bringen will, z. B. als ihr erster Gatte sie über seinen baldigen Tod durch die Hoffnung einer zweiten Heirath trösten will, antwortet sie:

Such love must needs be treason in my breast:
In second husband let me be accurst;
None wed the second, but who kill'd the first.

Und Hamlet spricht für sich: wormwood, wormwood, meint also sie zu treffen, obschon doch hier von Ehebruch im eigentlichen Sinne nicht die Rede ist, und so im Folgenden, ja das ganze Schauspiel handelt bis zum Morde allein von der zweiten Ehe und läßt den Mörder nach der That mit der Witwe den Tod seines Opfers betrauern, darauf erst sie mit Geschenken umwerben, denen sie dann noch eine Zeitlang Widerstand entgegensetzt. Alles ebensoviel Beweise gegen die Annahme des Ehebruchs von Seiten Hamlet's, der doch, wie schon gesagt, seine Mutter zu treffen meinte. Dazu kommt ein innerlicher Grund. Hamlet konnte seinem Wesen nach als Idealist die Ehe wie die Liebe

weckt, so daß er ihr dieselbe schildern und sie den Dornen ihres leignen Busens überliefern kann. Zu jenem Schmerz um ihren Sohn sind nun die Qualen ihres Gewissens hinzugetreten, die sie jetzt nicht mehr verlassen.

Aber noch ehe sie die Folgen ihrer eignen Schritte vernichten, hat sie eine neue Schuld auf sich geladen. Eingeweiht in das Geheimniß der Liebe Hamlet's zu Ophelien und das Verhältniß der Beiden nach ihrer eignen sinnlichen Natur beurtheilend, hat sie Ophelien beschuldigt, ihre „gütigen Reize" seien der „beglückte Grund" von Hamlet's Wildheit, als hätte sich dieselbe ihrem Geiebten ganz hingegeben. Ophelia hat den Sinn ihrer Worte um

---

nur als ewig fassen. Daß sein Vater also sie Ehebrecherin nennt, hat keinen Einfluß auf ihn, da für ihn mit der zweiten Ehe, die er vorher kannte, die frühere Illusion doch schon zerstört war. Nur daß auch sein Vater sie anklagt und dadurch seinen eigenen Empfindungen das Siegel noch höherer Berechtigung aufprägt, hat hier Bedeutung. — Das Zweite ist die Frage, ob die Königin nicht dennoch des Ehebruches schuldig ist, dessen sie ihr erster Gatte doch anklagt. Auch diese Frage aber ist zu verneinen. Die Anklage des Geistes hat für sich noch kein Gewicht, da die Annahme übrig bleibt, daß er die Liebe faßt wie Hamlet, und diese wird bestätigt durch die spätere Aufforderung, die er an Letztern richtet:

Let not the royal bed of Denmark be
A couch for luxury and damned incest.

Hier ist von Ehebruch nicht mehr die Rede, vielmehr ist man berechtigt, aus diesen Worten zu schließen, daß er auch früher unter Ehebruch nur die Blutschande und den Sieg der Sinnlichkeit, der luxury über den geistigen Gehalt der Liebe verstanden habe. Und in der That fällt dies allein der Königin zur Last. Nicht nur zeigt das ihr eignes Wesen in seiner Entwicklung: ihre Haltung Hamlet gegenüber in der letzten Scene des 3. Acts, dann, daß sie wagt, Ophelie anzuklagen, sie habe sich von Hamlet verführen lassen (Act 3, Scene 1. Man beachte ihre Worte zu Ophelien: I do wish, that your good beauties be the happy cause of Hamlet's wildness; so shall I hope that your virtues will bring him to his wonted way again, to both your honours), was sie nach ihrer sonstigen Art nicht wagen würde, wenn sie sich eines andern Vergehns als der overhasty marriage (Act 2, Scene 1) schuldig wüßte; — es zeugt dafür auch ihr Verhältniß zu ihrem zweiten Gatten und die Behandlung, die ihr dieser angedeihn läßt. Wäre sie die Ehebrecherin, für die sie gilt, so würde dieser die Macht, die das Bewußtsein ihrer Schuld ihm nothwendig über sie gäbe, sicher zu benutzen wissen, um seinen Zweck zu erreichen, während er sie jetzt stets mit der zartesten Rücksicht, der feinsten Heuchelei behandeln muß, um z. B. nur die Entfernung ihres Sohnes von ihr zu erlangen.

so leichter verstanden, da sie hinzusetzte, sie hoffe, ihre „Tugenden" würden ihn zu Beider „Ehre" auf den gewohnten Weg zurückbringen. Auch das trägt seine Früchte, als Ophelia wahnsinnig geworden ist. Da drängt es sie nämlich, die Königin zu sprechen, und auf dem Wege zu ihr ist es, wo sie jenen Argwohn in unheilbrütende Gemüther streut, der den König vom Thron zu stürzen droht. Dann aber singt sie auch in ihrem Wahnsinn der „schönen" Majestät von Dänemark ihre Schuld ins Ohr, denn Ophelia wußte, daß die zweite Heirath seiner Mutter Hamlet zerrüttet habe; dieser hatte es ihr beim Schauspiel handgreiflich zu verstehen gegeben — Hamlet, sagt sie also, habe ihre, Opheliens, Liebe zu ihm nicht von der seiner Mutter zu ihrem ersten Gatten zu unterscheiden gewußt,*) das sei der wahre Grund seines Untergangs. Und weiter: die Königin hatte, als Horatio ihr die dringende Bitte Opheliens vortrug, sie vor sich zu lassen, nur nach langem Zögern nachgegeben und noch zuletzt die Furcht ausgesprochen:

So full of artless jealousy is guilt,
It spills itself, in fearing, to be spilt.

Wirklich zwingt sie das Schicksal noch, ihre Schuld selbst zu enthüllen. Sie thut es in der Schilderung des Todes der Ophelie, die zugleich die Schilderung des Unterganges ihres Sohnes ist. Denn jener Weidenbaum, an sich das Sinnbild der Untreue und die Zuflucht der verlassnen Liebe, ist jetzt auch ihr Ebenbild, die sie für Hamlet einst das Sinnbild der Treue und die Zuflucht, die Trägerin der wahren Liebe war. So stellt Ophelie mit ihren Kränzen, die sie sammt ihrem eignen Sein dem Weidenbaume anvertraut, zugleich Hamlet mit seinen Idealen dar, die er an ihre Liebe zu ihrem Vater geknüpft**) und zu einem Kranz gewunden hatte, mit dem er ihr altergraues Haupt schmückte. Wie Ophelie fiel, als der Ast brach, so fiel Hamlet sammt seinen Idealen, als die Treue seiner Mutter

*) Das ist der wahre Sinn der Worte Opheliens, die sie der Königin in's Ohr singt: (Act 4, 5),

How should I your true love know
From another one?

Schlegel hat freilich diesen Sinn ganz verwischt. Siehe weiter unten.

**) Vgl. in der Unterredung Hamlet's mit der Königin die herrliche Stelle: Such an act u. s. w.

brach. Das ist es, was sie jetzt schildert. Die Mutterliebe, die jetzt auch Ophelien umfängt,*) war es wieder, deren das Schicksal sich bediente, um sie zur Verrätherin an sich selbst zu machen. Die Mutterliebe ist es auch, die sie am Schlusse nach dem Becher greifen läßt, um ihres Sohnes Glück zu feiern. So fällt sie denn in Folge jenes Schrittes, der ihren Sohn zum Fall gebracht hat, ein Opfer ihres eignen Standpunkts, der sich wieder selbstständig entwickelt hat.

Es bleibt mir jetzt noch die Familie des Polonius sammt den beiden Jugendfreunden Hamlets. Polonius selbst ist trotz der goldnen Lehren der Weisheit und Tugend nichts als ein Philister, dessen Höchstes das Fortkommen, das äußere Glück ist. Um das zu begründen, hat er auf eine freie Stellung Verzicht gethan und ist zum Knecht geworden, dessen einziges Gesetz der Wille seines Herrn ist. Die Lehren, die er seinem Sohne gibt, sollen diesem den Weg zu demselben Ziele bahnen, das er bereits erreicht hat, und sind selbst Ausflüsse jenes Standpunkts, demzufolge der Einzelne der Unterstützung Anderer, sogenannter Freunde, der Achtung vor der Welt u. s. w. bedarf, Güter, die der selbstbewußte, freie Mensch nie zu seinem letzten Ziele macht. Der Standpunkt des Polonius ist also das Knechtsbewußtsein, und dessen Auflösung durch sich selbst nachzuweisen, ist unsre Aufgabe. Schon gleich sein erster Schritt, die Zerstörung des Verhältnisses der beiden Liebenden, ist ihm von der Furcht eingegeben, der Furcht, theils die Achtung der Welt aufs Spiel zu setzen durch Opheliens möglichen Fall, theils die Ungnade des Königs auf sich zu laden, dessen Ausbruch gegen Hamlet er soeben beigewohnt hat. Er handelt also seiner innersten Natur gemäß, indem er Ophelien den Verkehr mit Hamlet untersagt. Aber gleich diesen Schritt verfolgt die Ironie des Schicksals. Kaum ist es ihm gelungen, jenes Verhältniß zu brechen, so muß er auch schon dem König die Liebe Hamlet's zu seiner Tochter entdecken, weil die Gefahr des Schweigens jetzt die des Redens überwiegt, und muß erfahren, daß dem König wie der Königin die Liebe Hamlet's nur erwünscht wäre. Er ist es jetzt, der ihnen in seinem Diensteifer den Rath ertheilt, Hamlet mit Ophelien zusammenzuführen, der darauf selbst die Unterredung mit der Königin vorschlägt und sich erbietet, sie zu be-

*) Man denke der zärtlichen Worte, die sie in der Grabesscene ausspricht.

horchen, der endlich auch da noch in seiner Dienstbarkeit verharrt, als sein Herr nicht ein Mal mehr sich selbst zu beherrschen im Stande ist, und mit dessen eignen Gründen, die ihm die Schuld desselben hätten offenbaren können,*) seinen Entschluß zu horchen rechtfertigt. So trifft ihn Hamlet's Wuth, die er selbst mit erregt hat, im Dienst des Königs, dem er seine geistige Selbstständigkeit geopfert hatte.

Ihm schließen sich die Jugendfreunde Hamlet's, Rosenk. und Guild. auf's Engste an, indem sie auf demselben Boden stehen, wie Jener. Ihr Prozeß ist kurz. Nur des Königs Gunst im Auge, entzünden sie in Hamlet den Haß gegen diesen, der das Schauspiel zur Folge hat. Das Schauspiel aber, das dem Könige die Gewißheit gibt, daß Hamlet sein Verbrechen kennt, läßt ihn zuerst den Gedanken fassen, ihn unter der Aufsicht der Beiden nach England zu schicken. Auch sie beugen sich vor ihrem Herrn noch in den Staub, als dieser sich kaum noch selbst aufrecht erhalten kann. Der Mord des Polonius, zu dem sie durch ihr unverschämtes Drängen, das Hamlet's Wuth entzündete, mitgewirkt haben, treibt den König, ihre Abreise zu beschleunigen; dazu haben sie sich auch noch durch ihr eignes Thun Hamlet's Haß zugezogen; kurz, sie finden in England den Tod, den sie sich selbst bereitet haben. In ihr Schicksal sowenig, wie in das des Polonius hat der Dichter sich irgend einen Eingriff erlaubt.

Der Sohn des Polonius, Laertes, nimmmt einen andern Standpunkt ein, als dieser. Sein Panier ist die Ehre, was er selbst am Schlusse deutlich ausspricht, aber nur der Schein derselben, daher er falsch und feige ist. Dieses Haschen nach dem äußern Scheine ist es, was ihn nach Frankreich treibt. Dasselbe läßt ihn Ophelien bitten, den Umgang mit Hamlet abzubrechen, weil er die Schande ihres Falls nicht überdauern könnte. Er erreicht sein Ziel mit Hülfe seines Vaters; — aber als er heimkehrt, findet er diesen todt, wozu der Bruch Opheliens mit Hamlet der letzte Grund ist. Kindesliebe und gekränker Stolz, da sein Vater ohne allen Aufwand bestattet ist, treiben ihn dann zur Rache. Das Volk bereitet ihm leichten Sieg über den König — jene negative Form der Ironie des Schicksals,

*) Ich meine die Worte, mit denen er dem König ankündigt, er gehe jetzt zur Königin, um zu horchen, Worte, die der König früher selbst gebraucht hatte, in denen aber die Schuld desselben indirect ausgesprochen war.

das diesem feigen Menschen die größten Erfolge, sogar die Krone in den Schooß wirft: ohne alles eigene Verdienst; denn das Volk, das schon vor seiner Ankunft aufgestanden war, griff nach ihm nur, weil es eines Führers bedurfte. Nun aber, von seinem Irrthum überführt, soll er alleinstehn, soll, weil es seine Ehre fordert, auch nachdem die Leidenschaft verraucht ist, den Tod seines Vaters rächen. In zwiefacher Weise wendet sich jetzt sein eignes Prinzip gegen ihn. Nicht bloß glaubt er sich durch die Ehre gebunden, für seinen Vater aufzustehn, er bietet dem Könige auch durch den Schein des ritterlichen Wesens, mit dem er sich in Frankreich zu umgeben wußte, eine Handhabe, um ihn anzugreifen, die dieser nach seinem hinterlistigen Wesen wohl zu benutzen weiß. Sein ganzes früheres Leben also und insbesondre sein Aufenthalt in Frankreich muß dem Schicksal dienen, ihn zu verderben. Laertes wird zum bloßen Werkzeug der Zwecke des Königs herabgesetzt, er geht auf dessen feigen Plan ein, hält trotz der Mahnung seines Gewissens an demselben fest, weil er nicht wagt, vor dem Könige schwach zu erscheinen, und fällt endlich durch sein eignes Gift, das er aus Frankreich mitgebracht hat. Die Ironie des Schicksals, das hier wie überall sich nur in den Bestrebungen der Andern offenbart, hat auch sein Streben gegen ihn gewandt.

Jetzt ist außer Horatio nur Ophelie noch zu betrachten. Was zunächst Horatio betrifft, so greift derselbe nur Ein Mal thätig in die Handlung ein. Wie er aus Liebe zu Hamlet von Wittenberg nach Helsingör zurückgekehrt ist, so kommt er als sein Freund, ihm die Erscheinung des Geistes zu melden, die für Hamlet entscheidend war. Die Ironie des Schicksals, die auch hierin wieder sich offenbart, ist um so bitterer, da Horatio das Erfolglose jedes Strebens, dem hereinbrechenden Unheil vorzubeugen, vorher anerkannt hatte. Jener Meldung aber, die er seinem Freunde hinterbrachte, konnte doch nur ein solches Streben zu Grunde liegen, das ihm die Freundschaft eingab. Erst als er nicht mehr handelt, bleibt er vom Schicksal unberührt und eben daß er nicht mehr handelnd eingreift, rettet ihn. — Wir wenden uns jetzt zu Ophelien, die von vornherein als das Werkzeug ihres Vaters erscheint, wie dieser, Rosenkranz und Guildenstern und zuletzt Laertes Werkzeuge in der Hand des Königs waren. Auf Befehl ihres Vaters weis't sie Hamlet ab, gibt sie Briefe von ihm aus der Hand, tritt sie ihm, Gebete lesend, in den Weg, und thut Alles, um

sein und damit auch ihr eigenes Verderben herbeizuführen. Bei ihr ist es ihr kindlicher Gehorsam gegen ihren Vater, die Gewohnheit, sich von ihm leiten zu lassen — oder vielmehr ihre Schwäche, die aber freilich mit ihrem ganzen Wesen im innigsten Zusammenhange steht, was dem Schicksal das willkommne Mittel wird, sie zu vernichten. Aber weit mehr als in ihren einzelnen unfreiwilligen Handlungen liegt in ihrem Verhältnisse zu Hamlet selbst schon bittre Ironie, wie in dem der Königin zu ihrem Sohne. Es ist dies die Ironie, die schon bei Hamlet uns entgegentrat, die von der menschlichen Selbstbestimmung unabhängig ist. So wenig wie die Königin, trägt auch Ophelie die Schuld, daß Hamlet alle seine Ideale an sie abgab; es war das eine Manifestation seines Wesens als Idealisten, demzufolge er mit der äußeren Schönheit Opheliens auch die innere unmittelbar gegeben glaubte, eine Manifestation aber, die in ihren Folgen den Untergang Opheliens nach sich zog. Opheliens Schicksal war entschieden, eh' sie gehandelt hatte, durch Hamlet's Liebe, deren sie ihrem Wesen und Entwicklungsgange nach nicht würdig war. Denn auch für sie wie für die Königin war der wesentliche Inhalt der Liebe das sinnliche Moment. Aber dafür wird sie schwer gestraft. Nicht nur, daß sie durch ihre eigne Mitwirkung Hamlet in eine Stimmung treibt, in der er ihr — beim Schauspiel — seine geistige Zerstörung unzweideutig kundthut, daß sie dadurch, durch die Ermordung ihres Vaters ferner von Hamlet's Hand und — nach Goethe's feiner Bemerkung — eben durch die sinnliche Natur ihrer Liebe wahnsinnig wird — sie muß in diesem Wahnsinn auch noch Zeugniß ablegen von ihren sinnlichen Wünschen und zur Verrätherin an sich selber werden. Und als sie sich nun wegen des ihr schuldgegebenen Vergehens vor der Königin zu rechtfertigen sucht, versteht sie diese nicht. Ihr Tod ferner, ein Tod im Schlamme, entweiht das schöne Mädchen, ohne doch das Schicksal zu versöhnen; denn nicht nur wird sie als Selbstmörderin ohne Requiem bestattet, ihr eigener Geliebter stört auch noch ihre Ruhe im Grabe. Das lebendige Denkmal aber, das ihr der König setzen will, verwandelt sich in ein „Fest des Todes," das dieser in „seiner ewigen Zelle" feiert.

So hat das Wort Mephisto's:

> Denn Alles, was besteht,
> Ist werth, daß es zu Grunde geht,

von Jenem über die wirkliche Welt ausgesprochen, an unserm Hamlet

seinen Commentar gefunden, und Hamlet hat die Probe, die wir mit ihm angestellt haben, bestanden. Er hat sich ausgewiesen als ein Organismus, der in allen seinen Theilen seinen eignen Gesetzen folgt, als eine Welt für sich, in die des Dichters Hand sich keinen willkürlichen Eingriff gestattet hat. Indessen ein kleiner Rest bleibt doch, der in jene auf innerer Nothwendigkeit beruhende Entwicklung nicht mit aufgeht und mit dem Prädicate: „möglich" sich begnügen muß, der also in gewissem Grade der Willkür unsers Dichters preisgegeben war. Dahin gehört die Ankunft der Schauspieler, die für die Entwicklung unsers Drama's so ungemeine Wichtigkeit erlangen — aber wie fein ist diese wiederum als Wirkung des der wahren Kunst feindlichen Wesens des Königs motivirt, wie fein der Umstand, daß sie zu Hamlet ihre Zuflucht nehmen, durch dessen wieder aus seinem innersten Wesen fließende Kunstliebe. Die Ankunft des Fortinbras ferner sowohl auf seinem Marsch nach Polen als bei seiner Rückkehr. Aber was jenem ersten Durchzug des jungen Helden Wichtigkeit verleiht, daß nämlich Hamlet gerade mit ihm zusammentrifft, ist noch von einer andern Seite her motivirt, durch die Furcht des Königs nämlich, der sich Hamlet schnell vom Halse schaffen will. Dadurch sinkt die zufällige Ankunft des Fortinbras zu etwas Unwesentlichem herab und hört auf als absichtlich zu erscheinen, da sie ja ohne des Königs Furcht spurlos vorübergegangen sein würde. Ein Andres ist Fortinbras' Rückkehr, die nur als möglich erscheint, das aber umsomehr, da Shaksp. selbst offenbar die Zeit der Handlung seines Drama's weiter ausgedehnt hat — auf drei Jahre — scheint es, wie ich in meiner ersten Abhandlung schon hervorhob.*) Was dann seine Wahl zum König angeht, so ist auch diese schon durch die früheren Ansprüche des Fortinbras auf seines Vaters Erbtheil und Hamlets hohe Achtung für ihn vorbereitet. Doch wird dem Schlusse um so mehr stets das Gepräge einer gewissen Willkür, dem Fortinbras der Character eines deus ex machina bleiben, da der Eindruck des kaum Miterlebten den Zuschauer für die durch Fortin-

*) Vgl. Act 5, 1, these three years I have taken note of it, the age is grown so picked cet. Seit der Regierung dieses Königs, glaube ich die Worte these three years erklären zu dürfen, denn nur unter ihrem Einflusse konnte eine solche Veränderung in dem Sinne Hamlets mit dem Volke vorgehn, vgl. meine erste Abhandlung p. 20. Die erste Redaction unsres Drama's gibt statt 3, 7 Jahre.

bras herbeigeführte, doch immer äußerliche Versöhnung, nicht eben zugänglich macht. Ein Drittes, das nicht innerlich motivirt ist, ist das plötzliche Wiedererscheinen des Laertes; denn es ist ein Irthum, daß er, wie Gervinus meint, auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters zurückgekehrt sei, darauf weis't keine Spur hin — vielmehr trifft seine Rückkehr mit dem Tode seines Vaters und dem Wahnsinn seiner Schwester zusammen. Auch hier müssen wir uns an der bloßen Möglichkeit des Dargestellten genügen lassen. Dasselbe gilt von den Seeräubern, deren rasche Umkehr indeß, um Hamlet an's Land zu setzen, doch vielleicht motivirt ist. Ich glaube nämlich daraus, daß sie Hamlet aussetzen,*) ehe sie das Lösegeld empfangen haben, während sie doch „wußten, was sie thaten", aus der Eile ferner, zu der Hamlet Horatio spornt — er solle, schreibt er ihm, sich zu ihm begeben with as much haste as he would fly death — aus dem Geheimnißvollen in dem Ton des Briefes und endlich psychologisch aus dem belebenden Einfluß, den der günstige Erfolg seiner Tapferkeit so lange auf seine Stimmung und seinen Unternehmungsgeist üben mußte, als der Mord der Beiden durch denselben in ihm verwischt ward — aus alle dem glaube ich schließen zu dürfen, daß Hamlet, als er den Brief an Horatio schrieb, die Absicht oder besser den Gedanken hatte, sich dieser Menschen gegen den König zu bedienen, dessen Anschlag auf sein Leben er überdies auch jetzt erst genau kannte. Freilich wäre anzunehmen, da er bei seinem nächsten Auftreten, statt unternehmend, vielmehr ganz gebrochen erscheint, daß der Gedanke eben nur ein letztes Auflodern seiner Lebenskraft gewesen, aber ein solches scheint mir auch gefordert nach dem ersten Erfolge, den er durch eignes Handeln errungen hat. Indessen weiß ich wohl, daß diese Erklärung, die den Seeräubern eine noch tiefere Bedeutung für unser Drama geben würde, nicht streng zu erweisen ist.**)

*) Daß Hamlet schon am Lande ist, als er Horatio schreibt, ergibt sich aus dem Briefe an den König, in dem er es ausdrücklich sagt. Auch scheint es gar nicht, als ob er Horatio etwa des Lösegeldes wegen zur Eile antreibt, denn dessen erwähnt er mit keiner Silbe. Dann aber hat Schlegel die Worte I am to do a good turn for them gewiß richtig übersetzt: Ich muß einen guten Streich für sie thun, Worte, die ich dann dahin auslege, daß er ihnen angedeutet hatte, er werde ihnen Arbeit geben.

**) Man könnte auch die Erscheinung des Geistes als eine nicht genügend motivirte Thatsache hinstellen wollen, indessen abgesehen von diesem Glauben an Geister überhaupt, den uns der Dichter zumuthet, der aber seinen Zeitgenossen doch ein Mal noch eine Wahrheit war und ja auch noch in uns selber wurzelt, (man denke an Lessing's schöne Worte in der Dramaturgie), abgesehen davon also ist die Erscheinung durch den Frevel, der an dem alten König geschehen war, und dessen Leiden im Tode durchaus motivirt.

(Schluß folgt.)

Gotha. Dr. Sievers,
Oberlehrer am Realgymnasium daselbst.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache von Eduard Fiedler. Ersten Bandes erste Hälfte. (Geschichte der englischen Sprache, Lautlehre). Zerbst, Druck und Verlag der Kummer'schen Buchhandlung. — Ersten Bandes zweite Hälfte. (Wortbildung und Formenlehre). 1850. XIX u. 313 S. 8.

Eine höchst bedeutende Erscheinung am literarischen Horizonte, die kein vorübergehendes Meteor bleiben, sondern ein Aldebaran werden wird, dem ohne Zweifel das System tieferer und gründlicherer Sprachforschung noch viele Decennien entlang durch die unermeßlichen Räume dessen, was noch zu enthüllen und zu enträthseln ist, folgen kann! Wissenschaftlich nennt der Verfasser seine Grammatik, und darüber zuerst eine Bemerkung, damit der Titel Niemanden irre führe! Im Allgemeinen versteht man doch bekanntlich unter diesem Epitheton eine planmäßige, in passender Gliederung des Stoffes wohlgeordnete, aus rationellen Principien mit logischer Schärfe und Strenge durchgeführte, nicht ein Aggregat äußerlicher Zufälligkeiten, sondern ein Ganzes innerlich verbundener aus den nothwendigen Gesetzen der Sprachdenklehre sowohl als dem eigenthümlichen Genius des zu behandelnden Idiomes entwickelter, sich gegenseitig erklärender und ergänzender Belehrungen enthaltende Darstellung der Grammatik. Wollte sich das hier vorliegende, bis jetzt nur den sogenannten etymologischen Theil der Englischen Grammatik darbietende Werk mit dieser Bezeichnung den bereits vorhandenen bessern Sprachlehren, z. B. denen von Wagner und Heussi, die Sache wie oben gefaßt, als Fortschritt gegenüberstellen, so wäre das eine offenbare Ungerechtigkeit, und man müßte sich wenigstens über die damit gemachten Ansprüche bis zur Erscheinung der syntaktischen Hälfte das Urtheil vorbehalten, und es läßt sich nicht wohl annehmen, daß der Verf., ob er gleich in seinem Vorworte von einem Schlendrian der Englischen Grammatik spricht, und das in seiner Künstlichkeit allerdings das übersichtliche Erfassen des gesammten Inhalts erschwerende Verfahren Heussi's ziemlich keck ein unsinniges nennt, auch überhaupt die Zweckmäßigkeit der Becker'schen Theorie in Behandlung moderner Sprachlehren stark in Zweifel stellt, wirklich so Etwas beabsichtigt habe. Was er Originelles liefert, ist nämlich der von ihm systematisch zu Stande gebrachte Bau eines historischen Fundamentes der Englischen Sprachlehre, deren sämmtliche Momente er aus ihren verschiedenen Quellen, den germanischen und romanischen, in allen ihren Verzweigungen ableitet, und selbst auf den Urborn der ganzen Indogermanischen Sprachmasse, das Sanskrit, hin und wieder zurückzuführen bemüht ist. Er klagt über die gänzliche Vernachlässigung dieser Vorstudien bei der bei Weitem größten Mehrzahl Derer, die das Englische bisher mündlich und schriftlich gelehrt haben, und hat nicht allein Recht, wenn er behauptet, daß nur der zwanzigste Theil derselben zu solchen Epopten zu rechnen sei, sondern hat gewiß damit noch viel zu viel angenommen, da wol unter Hunderten nur Einer sein dürfte, dem wenigstens das Sanskrit zugänglich ist. Wollte man aber so strenge Anforderungen stellen, so würde über alle unsre noch so ausgezeichneten Griechischen und Lateinischen Sprachlehren der Stab zu brechen sein, in denen doch bisher nur der Zweck verfolgt wurde, die Entwickelung ihres Materials aus ihren eignen, nicht aber aus andern, ältern, darüber hinausliegenden Quellen zu Tage zu fördern; und Niemand wird diesen doch das Prädicat der Wissenschaftlichkeit absprechen können. Es bleibt so wohl nichts Andres übrig, als daß der Verf. mit dem charakteristischen Beiworte sein

Werk als ein rein theoretisches, der Praxis fern liegendes hat bezeichnen wollen. Dagegen kann man natürlich Nichts haben: nur muß sich Niemand einfallen lassen, ein so angelegtes Werk als Lehrbuch beim Schulunterrichte gebrauchen zu wollen. Es ist vielmehr eine historische Beleuchtung des ganzen Sprachschatzes nach innerem Gehalte sowohl, als nach äußerer Form, eine detaillirte Anatomie und Naturgeschichte oder Physiologie des Englischen Idioms, von hohem Interesse für Den, dem es um klare Einsicht in Entstehung und genetische Entwickelung des wunderbar zusammengeschmolzenen Sprachgemisches zu thun ist, welches die jetzigen Britten reden. So wie der Verf. in allen seinen Auseinandersetzungen eine ausgebreitete Sprachgelehrsamkeit, namentlich in Beziehung auf alle, der Entstehung des Englischen vorausgegangenen Idiome aufgeboten hat, so ist die Kenntniß der letztern auch Allen, die sein Werk studiren wollen, unerläßlich, und schon daraus ergiebt sich wiederum, daß wir hier wohl ein lexikologisches Lehrgebäude, aber keine eigentliche Grammatik der Englischen Sprache vor uns haben, die dem Unterrichte selbst zu Gute käme.

Eine kurze Angabe des Inhalts wird von der Tiefe und Reichhaltigkeit der Untersuchungen zeugen, und zugleich die gegebene Charakteristik rechtfertigen. Eine Einleitung spricht gründlich über die Indo-germanischen oder Indo-europäischen Sprachen überhaupt, und ihre, in Wurzelgemeinschaft und Flexionsähnlichkeit zu suchende Verwandtschaft, wobei für das eigentliche Germanische der Gothisch-niederdeutsche, der Hochdeutsche und der Scandinavische Zweig unterschieden werden. Darauf folgt der erste, die Geschichte der Englischen Sprache mit großer Ausführlichkeit und genauer Berücksichtigung aller Hauptmomente entwickelnde, und in alle Einzelheiten der Formenlehre mit scharfsinniger Beobachtungs- und genialer Combinationsgabe eingehende, und besonders das Verhältniß des Französischen und Deutschen Bestandtheils im Englischen gründlich ausmittelnde Abschnitt. Der zweite Abschnitt enthält die Lautlehre 1. des Deutschen, und 2. des Französischen Bestandtheils, der dritte die Wortbildung in beiden, auf Ableitung und Zusammensetzung zurückgeführt, der vierte die Formenlehre, eingetheilt in die Capitel von der Declination, Steigerung und Conjugation, und in einem Anhange endlich werden die unbiegsamen Redetheile, Umstandswort, Bindewort und Empfindungswort behandelt. Alles, was hierbei zur Sprache kommen müßte, ist in eine Menge richtig schematisirter Unterabtheilungen repartirt, in großer Vollständigkeit erschöpft, und das Princip strenger Nachweisung des historischen Ursprungs überall festgehalten; eine der höchsten Anerkennung werthe Belesenheit in allen Quellenschriften, und die vertrauteste Bekanntschaft selbst mit allen Mundarten der Englischen Sprache leuchtet aus dem Ganzen, wie aus dem Einzelnen hervor, und wer auch den abstrusern Forschungen wegen Mangels genügender Vorkenntnisse nicht folgen kann, wird doch in einer großen Anzahl oft überraschender etymologischer Bemerkungen seine Rechnung finden.

Die großen Verdienste der ganzen höchst ausgezeichneten Arbeit in ihren Einzelheiten darzulegen, würde, wollte Ref. nicht das Werk von Abschnitt zu Abschnitt ausschreiben, bei dem strengen Zusammenhange tief geschöpfter Deductionen zu weit führen, und er begnügt sich daher, diejenigen Bemerkungen nach der Folge der abgehandelten Materien aneinanderzureihen, die ihm zur Berichtigung oder wenigstens genauern Prüfung einzelner anzuzweifelnder Behauptungen, oder zur Vervollständigung des hin und wieder einer ausführlichern Begründung durch Beispiele Fähigen zweckdienlich schienen.

Zur Ausmittelung des Verhältnisses zwischen dem Deutschen und Französischen Theile der Englischen Sprache hinsichtlich der Bedeutung der Wörter giebt §. 34 viel Treffendes; indessen möchten sich gegen Eins oder das Andere erhebliche Ausstellungen machen lassen.

So sollen forest, sparrow grass und cabbage aus dem Französischen entsprungen sein, obgleich das erste mit gleich gutem Grunde auf das Deutsche Forst zurückgeführt werden kann, das zweite schon von asparagus, wie man ja auch eigentlich schreiben muß, abzuleiten und also wohl schon vor der Französischen Invasion im Angelsächsischen als Rest des frühern Lateinischen da gewesen ist, und

über den ersten Theil wollen wir nicht eingehen, sonst würden wir uns über die Aufstellungen der antiken Odenformen, denen wir mehr Raum gewidmet hätten, weil wir sie für die beste Arena halten, Berichtigungen erlauben müssen, und auch über den Hexameter Bemerkungen hinzufügen. Eigentliche Irrthümer sind uns weniger aufgestoßen, als Ungleichmäßigkeiten, die auch im letzten Abschnitt vorkommen, da z. B. die Nibelungenstrophe wie der ältere und neuere Nibelungenvers gründlicher hätte behandelt werden können, um so mehr, als den verschiedenen ausländischen Dichtformen eine vollständige Erklärung geworden ist.

Was die Poetik anbelangt, so halten wir, obschon wir an den geistvollen Ansichten der neuern Aesthetiker und Literaten uns belehren und erfreuen, und ihre Forschungen (wenn wir auch Gervinus nicht grade mit dem Verf. den „Heros der deutschen Literaturgeschichte" nennen möchten) in ihrem ganzen Werthe schätzen, dennoch die Bouterwek'sche Theorie der Dichtungsarten bisher noch für die zweckmäßigste, wenn auch die Ergänzungsklasse nur eine Aushülfe ist, um alles das hineinzubringen was sich der Systematik nicht fügt. Aber der Anhang beweist, daß dies dem Verf. auch nicht hat gelingen wollen, ja daß nicht nur die Dichtungsarten, sondern die Lehren von den Formen und Arten im Sonnet, der Canzone u. s. w. in einanderfallen. Vor Allem aber können wir nach keiner Seite hin durch das Ausscheiden der didactischen Poesie als einer besondern Gattung, irgend einen Vortheil erblicken, finden vielmehr, daß man dadurch in manche Widersprüche und Unbequemlichkeiten geräth. In diese Consequenz scheinen neuere Poetiker durch eine einseitige Auffassung des Wortes Poesie getrieben zu sein. Ob dies bei Hr. K. der Fall ist, kann zwar nicht gradezu behauptet werden, da er zwar Erzeugnisse als „poetische" oder „nicht poetische" bezeichnet, aber keine Definition des Begriffs gibt. Derselbe ist aber so weit, daß die ganze didactische Dichtungsart darin Platz hat, denn nicht das Object, sondern das Subject macht die Poesie, und wir führen die gewichtigen Worte Grillparzer's an: In Versen denken ist eben dichten! Mit dem Verse entstand die Dichtkunst! Sie ist der unmittelbare, versinnlichende und idealisirende Ausdruck des geistigen Lebens, des Schaffenden und Geschaffenen. Während der Verstand denkt, dichtet die Phantasie; ersterer verbindet Vorstellungen, letztere Bilder; die Producte des Verstandes haben in sich Grund und Folge, so wie einen außer ihnen liegenden Zweck, die Poesie aber ist sich selbst Zweck. Sie kann also eben so wohl Gedanken, als auch Handlungen durch unmittelbare Thätigkeit des Gemüths versinnlichend und idealisirend darstellen; ist namentlich jede Schilderung an sich schon poetisch. Alle beschreibenden Gedichte, an denen die Literaturen aller Völker so reich sind, und die der didactischen Gattung angehören, müssen entweder über Bord geworfen oder in eine Classe gestellt werden, wohin sie nicht gehören. Und doch kann man selbst dem weitschweifigsten und langweiligsten dieser Gattung, dem „irdischen Vergnügen in Gott" von Brokes, die poetische Conception nicht absprechen, auch abgesehen von den vielen schönen Einzelheiten. Wir räumen gern ein, daß alle Systematik hinkt, aber wir glauben, daß sie auf vier Füßen besser fortkommt, als auf dreien, und finden daß die Distribution unsers Verf. die Ordnung erschwert und ihn selbst oft in Verlegenheit setzt. Unter den Partien sind einzelne mehr gelungen, als andere; wir heben als eine der besten den Abschnitt über die Elegie heraus, der auch in der Darstellung sich auszeichnet. Diese konnte übrigens im Ganzen noch kürzer oder, richtiger gesagt, für ein Lehrbuch conciser und klarer sein. So heißt es z. B. von der Ode: „die Sprache wird sich namentlich durch Bilderreichthum und durch das Gewählte,(!) ja oft Gesuchte(!) des Ausdrucks sehr von der Sprache des gewöhnlichen Lebens unterscheiden". Doch wir wollen solche Kleinigkeiten nur anführen, um dem Verf. zu zeigen, daß wir sein Buch mit Aufmerksamkeit durchgenommen haben, und wir werden uns freuen, wenn neben „dem sehr vortheilhaft bekannten Dichter, welchem auch diese Auflage wesentliche Verbesserungen verdankt" auch das Urtheil von Schulmännern, die diesen Unterricht lange und mit Vorliebe ertheilt haben, bei der hoffentlich bald nöthig werdenden dritten Auflage, berücksichtigt werden könnte.

Elberfeld. **Dr. C. A. W. Kruse.**

Die Hochzeit des Kutrulis, aristophanisches Lustspiel von Alexandros Rhisos Rhangawis, aus dem Neugriechischen übersetzt von Dr. D. H. Sanders. Berlin, 1848. Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Der alte Herodot hat Recht, wenn er behauptet, Homer habe den Hellenen ihre Götter octroyirt, d. h. jene olympischen Gestalten, angethan mit hoher Schönheit und Würde, in die er die alten, in rohen Bildwerken später auch noch sichtbaren Verkörperungen gewissermaßen übersetzte; nur mit den mystischen Gottheiten, in denen das Geheimniß der Natur in unergründlicher Tiefe sich darstellte, Dionysos und Demeter, konnte er nicht fertig werden; sie waren unbrauchbare Wesen für seinen Schönheitssinn. Daher auch jener Dualismus der plastischen homerischen Religion und des unbestimmten geheimnißvollen Cultus der Mysterien, der durch das hellenische Leben geht; daher auf der einen Seite die reiche Fülle plastischer Kunstideale, auf der anderen die vom Naturleben ausgehende Richtung auf das Innere. Und doch ging auch von der letzteren ein reiches Leben für Geist und Kunst aus, die dramatische Poesie, die nach ihren beiden Hauptrichtungen, in der Tragödie und Komödie, verschiedene Entwickelungsgänge einschlug. Wir haben es hier mit der Komödie zu thun. Das der Natur näher stehende Landvolk nahm vorzugsweise thätigen Antheil an der Feier der Feste jener mystischen Natur-Gottheiten; das Fest des Weingottes aber war es besonders, das die Feiernden heraustrieb aus dem Gange des gewöhnlichen Lebens und Treibens, namentlich die sogenannten kleinen oder ländlichen Dionysien: Freude, Scherz und Witz waren die natürlichen Geschenke des Lyäus, die beim Komos oder Fest-Trinkgelage besonders hervortraten; hier erblühte der Komosgesang, hier die Komödie. Geistige Lebendigkeit und Fähigkeit äußert sich beim Volke vorzugsweise als Witz, und dieser ist das Grundelement der Komödie; er zeigt sich als überraschende Aufdeckung des Verkehrten, als eine blitzähnliche Beleuchtung des Schlechten und Thörichten durch ein hinstreifendes Licht des Geistes, wie K. A. Müller treffend sagt. Am wirklich Heiligen, Erhabenen, Schönen haftet kein Witz: der Gegenstand des Witzes wird in gewissem Sinne immer durch ihn schlecht gemacht: aber eben so wenig kann der Witz dies Geschäft vollbringen, wenn er nicht sich selbst auf einem höheren, vollkommneren Standpunkt befindet, von dem er seine Geschosse schleudert; und dadurch eben wird in der Komödie das komödirte Schlechte, Verkehrte Gegenstand der Kunst (was es an und für sich nicht sein könnte), daß es in die Vorstellungen eines vom Guten und Schönen erfüllten Geistes aufgenommen wird.

Die ältere Komödie faßt das wirkliche Leben nach allen seinen Richtungen als ihren Gegenstand: das Leben und seine verschiedenartigsten Aeußerungen schaute der antike Mensch als eine lebendige Totalität an, deren Gesammtthätigkeit auf den einen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens im Staate gerichtet war. Richtungen, Zustände, ganze Klassen von Menschen mit ihren Bestrebungen, Individuen je nach ihrer Bedeutung nimmt sich der komische Dichter jedesmal als ein Ganzes heraus, ohne bei dem Komödiren anderes danebenliegendes auszuschließen. Die Träger von Zuständen u. s. w. sind immer einzelne Figuren, die, wenn auch erfunden, doch immer wirkliche stadtbekannte Erscheinungen zu bedeuten haben; dabei kommt es dem Komiker durchaus nicht auf eine gehaltene Durchführung der Charaktere an, er hat nur Gestalten nöthig zur Repräsentation des zu komödirenden Gedankens und alle Mittel, selbst nach unseren Begriffen verwerfliche, sind ihm recht zur Erreichung seines Zweckes. Es klingt lächerlich, studirstubenmäßig pedantisch, wenn man von einer Eintheilung der aristophanischen Komödien in politische und nicht politische, etwa literarische, spricht, und zeugt von einem gründlichen Mißverständnisse des antiken Lebens und der komischen Dichtung; sie sind alle, mit einem Worte, Leben und zwar travestirtes, oder bezeichnender gesagt, komödirtes Leben. Es gehört daher vor allen Dingen zur Hervorbringung ähnlicher Werke Kenntniß des Lebens und seiner Zustände; denn wie sollte man im Stande sein, nicht klar erfaßte Zustände zu komödiren?

Daß in fishery, shrubbery, rookery u. s. w. eine falsche Analogie von buttery, befolgt sei, ist nicht wohl glaublich, da es ja auch Franz. Wörter mit solchen Endigungen, ohne daß r zum Stamme gehörte, giebt, z. B. pruderie, cochonerie, fourberie. Lither, soll „verdrossen, bitter" bedeuten. Dies ist aber seltner der Fall, und es wird auch von Manchen in solchem Sinne luther geschrieben; in ersterer Form heißt es so viel als supple, pliant, flexible. Zu webster und baxter, als Beispielen der aus dem Angls. ere entstandenen und durch eingeschobenes st verstärkten Endigung ster hätte barrister hinzugefügt werden sollen, besonders wegen des obenein hinzugekommenen ri. Daß sich die gehäufte Ableitung inger doch nicht bloß, wie hier gesagt wird, in mundartlichen Wörtern findet, zeigt harbinger, welches zu erwähnen war. Uebrigens möchte muckinger, Schnupftuch, nicht leicht von muck, Mist, abzuleiten, auch nicht aus muchoir verderbt, sondern besser auf mucus, Nasenschleim, oder munctorium zurückzuführen sein. In slattern, welches auch nicht, wie hier angegeben, einen Schwätzer bedeutet, sondern a woman negligent, und von to slatter = to spill carelessly abzuleiten ist nicht ern, sondern bloß n angehängt. Unhaltbar ist die Meinung, die Endung lf sei ursprünglich Zusammensetzung mit wolf, wenn man auch nachher nicht mehr an einen Wolf gedacht habe. Wie soll das auf half, calf, self, pilf, shelf u. s. w. Anwendung finden? Zu coward, abgeleitet von cauda, war codardo zu bemerken; goosling falsch statt gosling. In den Angaben über die Endsylbe ing finden sich Unrichtigkeiten. In farthing gehört th nicht zur Wurzel, sondern zu dem hier mit dem umgelauteten Zahlworte four verbundenen Substantive thing; denn in gemeiner Niedersächsischer Mundart hört man ja auch z. B. „Sechspfennigding." In nestling ist l aber organisch, und zu Grunde liegt to nestle. Unbegreiflich Folgendes: Die Feminina auf ing haben kein l angenommen; sind denn meeting, blessing u. s. w. Feminina? — Eine doppelte französische Verkleinerung vermag Ref. weder in oiselet noch oeillet zu erkennen. Oisel ist ja eins mit oiseau, ital. uccello, also nur das einfache et wie in livret, angehängt, eben so aus occhio, wie aus macchia maille, oeil entstanden, das l natürlich mouillirt, daher mit der Diminutivendung oeillet. Als Beispiel doppelter Verkleinerung müßte etwa roitelet gebraucht werden. Daß unter den Verkleinerungen ling nicht mit aufgenommen, sondern das dahin Gehörende unter die Endung ng ohne Erwähnung dieser besondern Beziehung gestellt ist, erscheint als eine, sonst fast gar nicht zu bemerkende Ungefügigkeit der so planmäßig durchdachten Anordnung. Wenn hier eine principielle Ansicht des Verf. obwaltet, so muß sich diese doch durch Wörter, wie duckling, gosling, die eigentliche Diminutiva, und foundling, darling, die es figürlich sind, widerlegen. Sehr gut ist die Verkl. mit k ausgeführt, wobei auch zweckmäßig das Persische, die Sache schlagend zu beweisen, hätte angeführt werden können, z. B. dochtarak, Töchterchen, kitabak, Buhldirne. Zu kin war auch monikin (Meerkatze), und zu der Verkl. ie oder y, hussy (von housewife) zu berühren. Threshold ist richtig erklärt; es mußte aber, den Ursprung aus to thresh und wold zu erhärten, das Angls. threscwalth von tharscan und walth angeführt und die Bedeutung von wold oder wald = Ebene, offener Platz, hinzugefügt werden.

Die Zusammensetzungen betreffend ist zu erinnern, daß die hier gegebene Etymologie von lord, wonach es so viel als Angls. hlâf-ord, Brodherr, sein soll, durch die vor Kurzem in diesen Blättern gegebene, law-wart, Burg- oder Höhenwärter, zweifelhaft gemacht ist, und daß in den deutschen Formationen „Reisekleid" und „Schweinefleisch," keineswegs ein Bindevocal e anzunehmen, sondern letzteres im erstern Falle zum Stamme gehört, und im zweiten Pluralendung ist, wie in „Hühnersuppe." Das im ältern Englischen öfter angehängte rife erklärt Verf. nicht deuten zu können, und giebt nur an, daß es mit some in der Bedeutung einerlei sei. Ref. wagt jedoch zu behaupten, daß es vollkommen der Endung ful entspreche, da rife ja eben = full, abundant, prevalent ist, und man statt playrife z. B. jetzt playful sagt. Daß dem also, erhellt besonders aus Milton;

> This is the place
> Whence even now the tumult of loud mirth
> Was rife and perfect in my listening ear.

Verfehlt ist die Uebersetzung von to crossbite, „über's Kreuz tragen;" es heißt ja „über's Ohr hauen."

Das vor dem Deutschen „niesen" im Engl. vorgesetzte s (sneeze), auch in scratch (kratzen), squeeze (quetschen), squench statt quench u. s. w. erkennbar, wagt Verf. nur wahrscheinlich für das lat. ex zu erklären; allein die Sache ist ganz gewiß, und braucht man ja nur das Ital. zu vergleichen, stendere, smoccolare, sticare, sfogare u. dgl. m. Die privative Bedeutung der Vorsylbe be, wozu sich nur das einzige Beispiel to behead findet, konnte am besten durch ἐπιορκεῖν erläutert werden. Das deutsche „benehmen" paßt nicht, da hier Nichts weiter als die transitive Wirkung des Be in die Augen springt. Daß aber von Substantiven stammende Transitiva einen privativen Sinn bekommen können, lehrt die Vergleichung anderer Idiome, z. B. des Griechischen (ῥαχίζειν, Einem das Rückgrad, ῥαχίς, entzweischlagen). Zu den Compositionen ganzer Redensarten zu einem Begriffe konnten außer den hier gegebenen seltnern Beispielen auch die ganz gewöhnlichen, Jack with a lanthorn, Bill with a whisp (Irrwisch) und Jack o' legs (ein Messer, das man einschlagen kann) angeführt werden.

Warum sich unter dem Abschnitte über die Partikel mit dem Zeitworte als trennbar auch fore und with findet, ist nicht wohl abzusehen. Denn fore kann ja eben so wenig allein gebraucht werden, als with in der Bedeutung von wither in den Zusammensetzungen withdraw, withstand u. s. w. (den Ursprung aus wither hätte Verf. in Beziehung auf das früher richtig Angegebene auch hier bemerken sollen, um dann diese Composition begreiflich zu machen).

Beim natürlichen Geschlechte fehlt das sonderbare und deswegen allerdings der Erwähnung werthe man midwife (Accoucheur).

Falsch ist die Behauptung, daß nur beeves eine Ausnahme von der betreffenden Regel bilde; man sagt ja reeves von reef, welches um so mehr zu bemerken war, da unter den vorher angeführten, im Plural das f in v verwandelnden Wörtern keines auf eef steht. Wenn zu den in der Mehrheit unverändert bleibenden Substantiven auch pound gezählt wird, so gehörte eben dahin auch yoke, ship, tun u. s. w.

Der unregelmäßige Plural shoon ist nicht, wie Verf. behauptet, bloß mundartlich, sondern findet sich auch bei Shakspeare.

Wie gründlich auch die hier über das reflexive Fürwort angestellten Untersuchungen sind, so reichen sie doch, wie Verf. selbst zugiebt, nicht aus, die Abnormität von himself und themselves zu erklären. Ref. ist der Meinung, daß man zuerst den zischenden Laut zu vermeiden, himself statt hisself gesagt, und danach ebenfalls dann den Plural formirt habe. Die Sprache gewöhnte sich, self sowohl als Subst. wie als Adjectiv zu gebrauchen; denn daß self nicht bloß, wie Grimm will, Adjectiv, sondern auch Substantiv im Englischen ist, zeigt ja der Gebrauch desselben für „ich" als Personification des Egoismus.

Gegen den Satz, daß allen Ordnungszahlen, mit Ausnahme der zweiten, die in allen Indogermanischen Sprachen ursprünglich durch den Comparativ gebildet wird, der Superlativ zukommt, muß der Kenner des Persischen in Beziehung auf diese angebliche Ausnahme Einsprache erheben. Denn Persisch ist auch hier nur der Superlativ vorhanden, nemlich dovom, der 2te, wie schoschom, der 6te, haphtom, der 7te u. s. w. (Dagegen pir, alt, Compar. pirter, schirin, süß, Compar. schirenter u. s. w.) So auch unrichtig, daß der Pronominalstamm m in der ersten Person der Einheit beim Zeitworte sonst (d. h. doch in allen Indogermanischen Sprachen) überall abgefallen sei, denn „ich bin" heißt Persisch man-am, und eben so churam, „ich esse." Bei dem Mittelworte der Gegenwart würde es auch zweckmäßig gewesen sein, zur historischen Erklärung der Gothischen und Angelsächsischen Termination die Persische Grammatik zu vergleichen, z. B. churandah, essend, sasandah, machend. Bei den Hülfszeitwörtern vermißt man das in allen übrigen Sprachlehren gleichfalls fehlende, als einziger Anklang an das Deutsche „werden" aber bemerkenswerthe worth, (z. B. bei Spencer: woe worth the man!) Es ist dies das Anglſ. veorthan, von welchem also hier mit Unrecht behauptet wird, daß es im Englischen ganz aufgegeben sei. Erst unter den Interjectionen,

Wohin nur auf seiner Wanderung kömmt der Schaum des Oceans,
Bringet er auf seinem Rücken mit die Furcht vor unsrer Macht. — —
Schwimmende Städte, Burgen tragend, künden laut mit ehernem Mund
Hin bis an der Erde Grenzen mein Protektoratgesetz,
Und das Pantherthier der Inder schmiegt sich unter meinem Fuß
Und, daß er vom Himmel abstammt, das vergißt der Sere (Chinese) ganz. —
Als der Nachbar-Aar*) bekränzet sich geschwungen auf zur Höh',
Einen Haufen Diademe schleppend fort in seiner Klau',
War der Horizont zu enge seinem mächt'gen Flügelpaar;
Diesen hab' ich aus des Himmels Wolken tief herabgestürzt
Und im ringsumwogten Käfig ihn gebunden eingesperrt. — —

Dann weiter:

Ich, der ich die Freiheit sitzen habe bei mir auf dem Thron,
Bringe mein Protektorjoch Dir, Du beglückter Sterblicher. —
Zwar Du wirst ein Sclave sein dann, aber frei sein werde ich,
Du ein Bettler, geh'nd in Lumpen, aber ich ein reicher Lord; —
Du ein Zwerg und ich ein Riese, Du ein Nichts und Alles ich.
Doch wenn Du in meinen Schutz Dich etwa nicht begeben willst,
Werd' ich lehren Dich mit Boxen, ja mit Zähnen und der Faust,
Wie in Indien ein Nabob zu verehren mich, Goddamn!

Auf Kutrulis Frage, was Strowilis von dieser Rede halte, antwortet dieser:

Mein Herr, wo Du von vielen Kirschen etwas hörst,
Nimm Dir ein kleines Körbchen mit; doch, wo Du hörst
Von vielem Ich, da nimm Dir lieber gar nichts mit;
Denn gar zu selten liefert Früchte dieser Baum.

Der dritte Halbchor erfaßt das Wesen Frankreichs weniger glücklich unter einem anschaulich komödirten Bilde. Dennoch aber ist diese ganze Wendung, die Application und Ausführung im Einzelnen in diesen Halbchören ganz vortrefflich und eines Aristophanes vollkommen würdig.

Wir geben den weiteren Inhalt in Kürze an. Die Wirkungen von Strowilis Thätigkeit in der Stadt treten nach und nach immer mehr hervor; zunächst in einer Scene zwischen Anthusa und ihrem Geliebten Xanthulis, der schon von dem Gerüchte gehört, daß Kutrulis Minister wird, und darob verzweifeln will. Nach Xanthulis Entfernung kommt Strowilis selbst, dem Anthusa jetzt schon ganz anders entgegenkommt und um dessen Vertrauen sie wirbt, damit er günstig für sie wirke bei dem vermeintlichen Emporkömmling, seinem Herrn, der nun, nach Anthusa's Abtritt, erscheint und seine Ministerhoffnungen durch ebenfalls vernommene Gerüchte schon realisirt sieht. Auch kommen bald huldigende Gestalten vor ihn: zuerst der „Gehaltfraß," der die neue Excellenz durch Geschenke gewinnt; dann Wespling, ein Journalist, der Kutrulis in einer bombastischen Anrede begrüßt. Kutrulis schenkt ihm, da der Journalist nach Strowilis' richtiger Bemerkung auf sein Aussehen hin, „nicht — aus Schenkendorf gebürtig, wie es ihn bedünkt, sondern

von Habsburg und von Greifenberg herkomme,

ein Thalerstück. Dies Alles ist höchst komisch gehalten, und es ist nur Schade, daß man nicht Alles hier mittheilen kann. Auch ist der Übersetzer glücklich in stellvertretenden Ausdrücken, wie diese Zeilen nachweisen können. Herr Wespling ist aber damit nicht zufrieden, deutet auf die Macht der Presse hin, und lies't dem Kutrulis, da er mit seinem Drohen nichts erreicht, einen eben so erniedrigenden Schmähartikel vor, als der erste erhebend war. Nach Wespling erscheint Phöbiskus, ein armer Poet, dessen Bekleidung von Kopf bis zu den Füßen in so kläglichem Zustande ist, daß Kutrulis sich bewogen fühlt, ihm seinen alten Paletot für das pomphafte Begrüßungsgedicht zu geben; letzteres ist aber schon zu wiederholten Malen zu Ministerbegrüßungen angewandt, so daß der lose Strowilis, der es deshalb auswendig kann, bei jeder abgebrochenen Stelle den Poeten fortsetzt und deshalb von demselben für einen Plagiarius erklärt wird.

Nun eilt Spyros auf die Bühne und will, was das Gerücht ihm gemeldet,

*) Napoleon.

die Ernennung des Kutrulis zum Minister, verkünden: Anthusa kommt ebenfalls, und der Chor feiert das Ereigniß durch einen Gesang, der zugleich Hellas' Erstaunen darüber ausdrückt. Jetzt geht endlich die Verlobung zwischen Kutrulis und Anthusa, die doch lieber einen Minister als einen Schreiber zum Mann nimmt, vor sich, und gleich darauf die Hochzeit. Von dieser zurückkehrend erscheinen im letzten Akte Spyros, Anthusa, Kutrulis und Andere; der Chor gibt in einem Gesange die Geneigtheit seiner Gesinnung kund; zu ihm herablassend Kutrulis also:

Ich danke Euch, o gute Unterthänige
Und Eure Treue nehm' ich, Eure Wünsche an.
Und nehmet Ihr dagegen die feste Versicherung
Von meiner hoh'n ministeriellen Gewandtheit an.
Ich hab' in meiner flachen Hand hier Ehrenstell'n,
Gehalte, Würden, Diplome und Besoldungen,
Die Euch gehören, nämlich Denen, welche gut,
Treu hingegeben, welche rechtgesinnet und
Ministerielle Lober und gehorsam sind.

Doch genug Derartiges; man könnte sonst glauben, wir wollten anzüglich sein.

Jetzt erscheinen in zwei Halbchören die Parteien, die Einen, von Kutrulis mit Ehrenstellen und mit Pensionen belohnt, schlagen sich um so mehr auf seine Seite, die Anderen, Undank ihm vorwerfend, da er ihnen für ihre Bemühungen nichts geben kann und will, schmähen; es kommt zwischen den Parteien zu Streit und Handgemenge, welches Spyros mit Hilfe der Polizei beseitigen will; er kommt zurück mit dem inzwischen zum Polizeibeamten avancirten Xanthulis, der nun im Namen des Gesetzes den Schneider Kutrulis verhaften will, weil er fälschlich sich die Stellung eines Ministers angemaßt und Unruhe gestiftet in der Stadt. Das Ganze des Ministertraumes löst sich in ein Nichts auf, Anthusa ist Frau Schneiderin, und Kutrulis froh, daß er auf die Bürgschaft seines Schwiegervaters hin die Freiheit behält. Niemand hat Vortheil von der Sache, wie der schlaue Strowilis, der die Mitgift für seine Braut in Sicherheit hat.

Es ist unmöglich, die Kraft des komischen Witzes im Einzelnen in einer solchen Anzeige hervorzuheben; wir können nur versichern, daß die Ausstattung des Stückes in dieser Beziehung reichlich ist, und müssen es den Lesern überlassen, sich davon selbst zu überzeugen. Die beiden Hauptgedanken des Stückes, das Komödiren des durch westeuropäische Einflüsse durchdrungenen und verdorbenen geselligen Lebens (besonders in dem Wesen der Anthusa veranschaulicht) und der Erbärmlichkeit und Abhängigkeit der politischen Verhältnisse, treten schlagend hervor; der poetische Gehalt der Dichtung im Einzelnen, besonders in den Chören, ist bedeutend, der Reichthum rhythmischer Formen ebenfalls, so daß das Stück in jeder Weise anzuerkennen ist. Auch wird bei aller Freiheit des Witzes das ästhetische und sittliche Gefühl nirgends verletzt.

Was den Werth der Uebersetzung als solcher betrifft, so steht uns, da wir das Original nicht vor uns hatten, kein Urtheil zu; doch ist sie fließend und besonders auch in den schwierigeren Rhythmen gewandt gehalten. Die öfter vorkommenden Inversionen in der Construction sind durch die Versmaße des Originals und dadurch, daß es eine Uebersetzung ist, die also an ein Gegebenes sich anzuschließen hat, veranlaßt; die Sprache ist bis auf Weniges rein; denn wie Conjunctive wie „du fäßt es nicht?“ für „du fassest es nicht?“ zu rechtfertigen sind, wissen wir nicht. Jedenfalls kommt dem Uebersetzer unser lebhaftester Dank dafür zu, daß er ein so treffliches Produkt der neugriechischen Muße mit so vieler Liebe auf deutschen Boden verpflanzt hat.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Der Dichter schreibt (s. p. 167 in den Anmerkungen) an den Uebersetzer, seinen Freund, und giebt ihm Nachricht über seine geistigen Beschäftigungen. Er macht es in dem Schreiben zweifelhaft, ob er so bald sich wieder zur Komödie wenden werde. — „Lassen Sie mich gestehen, ich glaube nicht, daß das Satirische, das Komische für den jetzigen Zustand meines Vaterlandes paßt. Ich begreife, daß man die Glücklichen verspottet; es kann tapfer und edel sein, über die Mächtigen zu lachen, um sie zu bessern: — über Griechen-

Verzeichniß am Ende vielleicht nur den zwanzigsten Theil der wirklichen Versehen enthält, indem ihre Zahl wirklich sehr groß ist.

Hannover, Callin.

Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Von Ernst Kleinpaul, Lehrer an der Realschule in Barmen. Zweite Auflage. Barmen bei W. Langewiesche, 1850.

Es ist für Referenten sehr angenehm gewesen wahrzunehmen, daß schon seit mehreren Jahren ähnliche Werke, wie vorliegendes, Verbreitung fanden, weil er darin bestätigt gesehen hat, daß Metrik und Poetik immer mehr Eingang in höhere Schulen gefunden haben, indem anzunehmen ist, daß nicht bloß wissenschaftliche Forschungen, sondern das Bedürfniß der Lehranstalten Schriften, wie die von Dillschneider, Minckwitz, Rückert u. A. hervorgerufen haben. Sehr richtig faßte Herr Kleinpaul seine Aufgabe auf, indem er nicht bloß die Dichtformen, sondern auch die Dichtarten zum Gegenstande eines Schulbuches machte; die schnell erfolgte zweite Auflage hat auch ihm und den Lehrern den Beweis gegeben, daß sein Buch zeitgemäßen Umfang und Inhalt hat, und daß der deutsche Unterricht allgemein eine Erweiterung findet. Wir freuen uns darüber, daß es nach dieser Seite hin geschieht, trotz dem daß noch viele grammatische und pädagogische Bedenken gegen die Nützlichkeit des metrisch-poetischen Unterrichts verlauten, und noch viele Lehrer denselben entweder verbannen oder doch sehr gering anschlagen. Wir halten die Kenntniß der Poetik und namentlich der Dichtformen nicht nur für ein Erforderniß jedes Studirten und für einen Schmuck jedes Gebildeten, sondern den Unterricht in der Metrik, Poetik, und wir setzen hinzu der Rhetorik, für ein wirksames Bildungsmittel, das keine Schule entbehren kann, welche ihren Schülern Gewandtheit und Sicherheit des Ausdrucks geben will, und bekennen uns völlig zu den Ansichten, die der Verfasser an mehreren Stellen über die Bedeutung dieses Unterrichts niederlegt, dehnen die Wichtigkeit desselben aber so weit aus, daß wir eigne Uebungen für ein unerläßliches Mittel halten, die in der Theorie durch verschiedene Auffassungen und Systeme vage Lehre durch die Praxis zu befestigen. Wir halten die Wirkung dieser metrischen Uebungen für Sprach-, Geschmacks- und Gedankenbildung für so groß, daß wir in denselben den eigentlichen Werth des ganzen Unterrichts finden und ihn den übrigen eignen Arbeiten nicht nach, sondern den deutschen Aufsätzen ganz gleich setzen. Auf diese Uebungen nimmt, wie es scheint, der Verf. weniger Bedacht, sonst hätte er noch mehr Beispiele, und zwar der Anschaulichkeit wegen gleich hinter der Lehre, die eigentlich nur eine Erklärung des dichterischen Gewandes ist, angeführt, auch wohl Anleitung zu eignen Uebungen in ähnlicher Weise gegeben, wie u. A. Götzinger in seiner Grammatik.

Wir stellen uns bei Beurtheilung des zeitgemäßen Werkchens auf den praktischen Standpunkt und zwar nicht bloß deshalb, weil der Verf. selbst auf demselben steht, sein Buch aus dem Unterricht hervorgehen läßt und keineswegs beabsichtigt, eigne wissenschaftliche Forschungen zu geben, sondern vornehmlich, weil überhaupt zur Begründung irgend eines wissenschaftlichen Systems mehr Raum in Anspruch genommen werden müßte, als das ganze Buch einnimmt, und wir weisen nur darauf hin, daß der Verf. aus dem Archiv für deutsche Sprache von Viehoff, aus Gervinus und andern neuern Aesthetikern und Literaten geschöpft hat.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, davon erster die Dichtungsformen, der zweite die Dichtungsarten behandelt; der erste handelt in fünf Abschnitten von den Sylben (Prosodik), von den Versgliedern (Metrik), von den Versarten, vom Reime und von den Strophen. Der Begriff der Metrik ist hier im engern Sinne genommen, da bekanntlich im weitern Prosodie und Metrik den ganzen Umfang der Lehre von den Dichtungsformen bezeichnen. Wenn wir auch eine Sonderung in anderer Weise vorschlagen möchten, so daß der letzte Abschnitt von der Verbindung

des Reims mit dem Metrum hieße, die Strophen ohne Reim aber besonders aufträten, so entspricht die von Hrn. K. befolgte ganz gut dem Zwecke der deutlichen Uebersicht. Der zweite Theil beginnt mit einer kurzen Einleitung, behandelt dann im sechsten, siebenten und achten Abschnitt, die lyrische, epische und dramatische Poesie, in einem Anhang einige besondere Formen, die bisher noch keinen Platz gefunden, und schließt mit 78 Beispielen zu allen Lehren und einem sorgfältig entworfenen alphabethischen Register. Dieser ganze Stoff ist in 257 Paragraphen vertheilt, denen einige Erläuterungen als Anmerkungen, andere als Noten beigefügt sind.

Ueber die Dichtungsformen ist hinsichtlich des Systems noch ein unentschiedener Kampf. Während einige Gelehrte das musikalische, andre das prosodische Element für allein maßgebend halten, und unter den Letztern Einzelne bloß die antiken, dagegen Verschiedene die romanischen Gesetze für die allein gültigen ausgeben und in ihren Theorien durchführen, müssen wir gestehen, daß die Wissenschaft mehr durch einzelne Abhandlungen und Monographien, wie z. B. die von Poggel „über den Reim" gefördert wird, als durch Durchführung der Principe. Schulen müssen jedenfalls auch dem Eklekticismus darin huldigen, daß sie bloß die Resultate der Forschungen nützen, und dies hat Hr. K. im Ganzen auch gethan, jedoch mit dem Bestreben, den neuern Ansichten Eingang zu verschaffen, ohne die alten ganz zu beseitigen, so daß es uns oft vorkommen will, als könne den Schülern die Sache nicht recht klar werden, besonders in der Prosodie, in welcher der Verf. zwischen Zeitmessung und Raummessung und Ton oder, wie er richtiger sagt, Tonkraft-Wägung schwankt. Wir möchten die scharfsinnigen Urtheile und feinen Beobachtungen über die Vocale u. s. w. nicht entbehren, aber im Ganzen doch zur alten, von Heyse u. A. in die Schule gebrachten, Theorie zurückkehren, da wir sie für practischer halten, und die Irrthümer aus derselben längst beseitigt sind, Die Richtigkeit an sich lassen wir dahingestellt, denn jeder Theoretiker hält sich für unfehlbar. Praktisch nennen wir sie aber, weil sie zur Beurtheilung der Dichter und zu eignem freien Gebrauch völlig ausreicht und sich an den grammatischen Unterricht im Deutschen anschließt. Die Poesie des Deutschen nähert sich unter allen neuern Sprachen am meisten den Gesetzen der alten, aber dennoch waltet eine Verschiedenheit ob, die mehr principiell als wirklich ist. Stellt man an die Spitze der Lehre von der Prosodie den Satz: die Prosodie lehrt uns, welche Silben lang und kurz sind, aber nicht, wie lang und kurz sie sind, so erleichtert man die Deduction der ganzen Theorie, und begegnet vielen Einwürfen. Nach diesem Satze finden wir eine Prosodie in allen neuern Sprachen, aber nirgend, auch im Deutschen nicht, ist sie durchgreifend. In der französischen Sprache z. B. gibt es absolut lange Silben, wie pâte, und absolut kurze, wie patte, aber die Mehrzahl der Silben hat keinen prosodischen Werth. Derselbe Charakter äußert sich auch im Englischen und Deutschen, nur in verschiedenem Verhältniß. Fürs Deutsche lassen sich bestimmte Gesetze und Regeln über die Länge und Kürze der Silben aufstellen, deren erste heißt: lang sind alle Stammsilben, kurz alle Biegungssilben. Da nun auch in jedem zweisilbigen Wort, wenigstens der Geltung nach, eine Stammsilbe ist, so ist eine Basis gegeben und bleiben nur die einsilbigen Formwörter und die Vor- und Nachsilben übrig, die nicht der Flexion dienen, sondern eine Begriffsveränderung bezwecken. Diese wurden der Handhabung wegen Mittelzeiter genannt, zwar nicht sehr bezeichnend, aber sehr practisch, denn es sind Silben, die bald lang und bald kurz gebraucht werden, weil sie an sich prosodisch neutral sind. Bei der Analyse ergeben sich dann noch nähere Regeln über den Gebrauch dieser Mittelzeiter, die von Dichtern selten verletzt werden. Der Charakter der deutschen Sprache als einer qualitirenden tritt unverkennbar heraus, aber er verträgt sich recht gut mit dem Grundsatze aller modernen accentuirenden Sprachen, daß jede Silbe als Länge gilt, welche den Redeton hat. Nach diesen Grundzügen lassen sich die prosodischen Uebungen in der Analyse und in eignen Versuchen viel nützlicher und zweckmäßiger anstellen, als nach den in dem Buche mitgetheilten, da sie sich streng an die Form der Wörter und ihre grammatische Bedeutung anschließen und eine fortgesetzte Repetition der Formenlehre nöthig machen. Auf einzelne Regeln

über den ersten Theil wollen wir nicht eingehen, sonst würden wir uns über die Aufstellungen der antiken Odenformen, denen wir mehr Raum gewidmet hätten, weil wir sie für die beste Arena halten, Berichtigungen erlauben müssen, und auch über den Hexameter Bemerkungen hinzufügen. Eigentliche Irrthümer sind uns weniger aufgestoßen, als Ungleichmäßigkeiten, die auch im letzten Abschnitt vorkommen, da z. B. die Nibelungenstrophe wie der ältere und neuere Nibelungenvers gründlicher hätte behandelt werden können, um so mehr, als den verschiedenen ausländischen Dichtformen eine vollständige Erklärung geworden ist.

Was die Poetik anbelangt, so halten wir, obschon wir an den geistvollen Ansichten der neuern Aesthetiker und Literaten uns belehren und erfreuen, und ihre Forschungen (wenn wir auch Gervinus nicht grade mit dem Verf. den „Heros der deutschen Literaturgeschichte" nennen möchten) in ihrem ganzen Werthe schätzen, dennoch die Bouterwek'sche Theorie der Dichtungsarten bisher noch für die zweckmäßigste, wenn auch die Ergänzungsklasse nur eine Aushülfe ist, um alles das hineinzubringen was sich der Systematik nicht fügt. Aber der Anhang beweist, daß dies dem Verf. auch nicht hat gelingen wollen, ja daß nicht nur die Dichtungsarten, sondern die Lehren von den Formen und Arten im Sonnet, der Canzone u. s. w. in einanderfallen. Vor Allem aber können wir nach keiner Seite hin durch das Ausscheiden der didactischen Poesie als einer besondern Gattung, irgend einen Vortheil erblicken, finden vielmehr, daß man dadurch in manche Widersprüche und Unbequemlichkeiten geräth. In diese Consequenz scheinen neuere Poetiker durch eine einseitige Auffassung des Wortes Poesie getrieben zu sein. Ob dies bei Hr. K. der Fall ist, kann zwar nicht gradezu behauptet werden, da er zwar Erzeugnisse als „poetische" oder „nicht poetische" bezeichnet, aber keine Definition des Begriffs gibt. Derselbe ist aber so weit, daß die ganze didactische Dichtungsart darin Platz hat, denn nicht das Object, sondern das Subject macht die Poesie, und wir führen die gewichtigen Worte Grillparzer's an: In Versen denken ist eben dichten! Mit dem Verse entstand die Dichtkunst! Sie ist der unmittelbare, versinnlichende und idealisirende Ausdruck des geistigen Lebens, des Schaffenden und Geschaffenen. Während der Verstand denkt, dichtet die Phantasie; ersterer verbindet Vorstellungen, letztere Bilder; die Producte des Verstandes haben in sich Grund und Folge, so wie einen außer ihnen liegenden Zweck, die Poesie aber ist sich selbst Zweck. Sie kann also eben so wohl Gedanken, als auch Handlungen durch unmittelbare Thätigkeit des Gemüths versinnlichend und idealisirend darstellen; ist namentlich jede Schilderung an sich schon poetisch. Alle beschreibenden Gedichte, an denen die Literaturen aller Völker so reich sind, und die der didactischen Gattung angehören, müssen entweder über Bord geworfen oder in eine Classe gestellt werden, wohin sie nicht gehören. Und doch kann man selbst dem weitschweifigsten und langweiligsten dieser Gattung, dem „irdischen Vergnügen in Gott" von Brokes, die poetische Conception nicht absprechen, auch abgesehen von den vielen schönen Einzelheiten. Wir räumen gern ein, daß alle Systematik hinkt, aber wir glauben, daß sie auf vier Füßen besser fortkommt, als auf dreien, und finden daß die Distribution unsers Verf. die Ordnung erschwert und ihn selbst oft in Verlegenheit setzt. Unter den Partien sind einzelne mehr gelungen, als andere; wir heben als eine der besten den Abschnitt über die Elegie heraus, der auch in der Darstellung sich auszeichnet. Diese konnte übrigens im Ganzen noch kürzer oder, richtiger gesagt, für ein Lehrbuch conciser und klarer sein. So heißt es z. B. von der Ode: „die Sprache wird sich namentlich durch Bilderreichthum und durch das Gewählte,(!) ja oft Gesuchte(!) des Ausdrucks sehr von der Sprache des gewöhnlichen Lebens unterscheiden". Doch wir wollen solche Kleinigkeiten nur anführen, um dem Verf. zu zeigen, daß wir sein Buch mit Aufmerksamkeit durchgenommen haben, und wir werden uns freuen, wenn neben „dem sehr vortheilhaft bekannten Dichter, welchem auch diese Auflage wesentliche Verbesserungen verdankt" auch das Urtheil von Schulmännern, die diesen Unterricht lange und mit Vorliebe ertheilt haben, bei der hoffentlich bald nöthig werdenden dritten Auflage, berücksichtigt werden könnte.

Elberfeld. **Dr. C. A. W. Kruse.**

Die Hochzeit des Kutrulis, aristophanisches Lustspiel von Alexandros Rhisos Rhangawis, aus dem Neugriechischen übersetzt von Dr. D. H. Sanders. Berlin, 1848. Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Der alte Herodot hat Recht, wenn er behauptet, Homer habe den Hellenen ihre Götter octroyirt, d. h. jene olympischen Gestalten, angethan mit hoher Schönheit und Würde, in die er die alten, in rohen Bildwerken später auch noch sichtbaren Verkörperungen gewissermaßen übersetzte; nur mit den mystischen Gottheiten, in denen das Geheimniß der Natur in unergründlicher Tiefe sich darstellte, Dionysos und Demeter, konnte er nicht fertig werden; sie waren unbrauchbare Wesen für seinen Schönheitssinn. Daher auch jener Dualismus der plastischen homerischen Religion und des unbestimmten geheimnißvollen Cultus der Mysterien, der durch das hellenische Leben geht; daher auf der einen Seite die reiche Fülle plastischer Kunstideale, auf der anderen die vom Naturleben ausgehende Richtung auf das Innere. Und doch ging auch von der letzteren ein reiches Leben für Geist und Kunst aus, die dramatische Poesie, die nach ihren beiden Hauptrichtungen, in der Tragödie und Komödie, verschiedene Entwickelungsgänge einschlug. Wir haben es hier mit der Komödie zu thun. Das der Natur näher stehende Landvolk nahm vorzugsweise thätigen Antheil an der Feier der Feste jener mystischen Natur-Gottheiten; das Fest des Weingottes aber war es besonders, das die Feiernden heraustrieb aus dem Gange des gewöhnlichen Lebens und Treibens, namentlich die sogenannten kleinen oder ländlichen Dionysien: Freude, Scherz und Witz waren die natürlichen Geschenke des Lyäus, die beim Komos oder Fest-Trinkgelage besonders hervortraten; hier erblühte der Komosgesang, hier die Komödie. Geistige Lebendigkeit und Fähigkeit äußert sich beim Volke vorzugsweise als Witz, und dieser ist das Grundelement der Komödie; er zeigt sich als überraschende Aufdeckung des Verkehrten, als eine blitzähnliche Beleuchtung des Schlechten und Thörichten durch ein hinstreifendes Licht des Geistes, wie K. A. Müller treffend sagt. Am wirklich Heiligen, Erhabenen, Schönen haftet kein Witz: der Gegenstand des Witzes wird in gewissem Sinne immer durch ihn schlecht gemacht: aber eben so wenig kann der Witz dies Geschäft vollbringen, wenn er nicht sich selbst auf einem höheren, vollkommneren Standpunkt befindet, von dem er seine Geschosse schleudert; und dadurch eben wird in der Komödie das komödirte Schlechte, Verkehrte Gegenstand der Kunst (was es an und für sich nicht sein könnte), daß es in die Vorstellungen eines vom Guten und Schönen erfüllten Geistes aufgenommen wird.

Die ältere Komödie faßt das wirkliche Leben nach allen seinen Richtungen als ihren Gegenstand: das Leben und seine verschiedenartigsten Aeußerungen schaute der antike Mensch als eine lebendige Totalität an, deren Gesammtthätigkeit auf den einen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens im Staate gerichtet war. Richtungen, Zustände, ganze Klassen von Menschen mit ihren Bestrebungen, Individuen je nach ihrer Bedeutung nimmt sich der komische Dichter jedesmal als ein Ganzes heraus, ohne bei dem Komödiren anderes danebenliegendes auszuschließen. Die Träger von Zuständen u. s. w. sind immer einzelne Figuren, die, wenn auch erfunden, doch immer wirkliche stadtbekannte Erscheinungen zu bedeuten haben; dabei kommt es dem Komiker durchaus nicht auf eine gehaltene Durchführung der Charaktere an, er hat nur Gestalten nöthig zur Repräsentation des zu komödirenden Gedankens und alle Mittel, selbst nach unseren Begriffen verwerfliche, sind ihm recht zur Erreichung seines Zweckes. Es klingt lächerlich, studirstubenmäßig pedantisch, wenn man von einer Eintheilung der aristophanischen Komödien in politische und nicht politische, etwa literarische, spricht, und zeugt von einem gründlichen Mißverständnisse des antiken Lebens und der komischen Dichtung; sie sind alle, mit einem Worte, Leben und zwar travestirtes, oder bezeichnender gesagt, komödirtes Leben. Es gehört daher vor allen Dingen zur Hervorbringung ähnlicher Werke Kenntniß des Lebens und seiner Zustände; denn wie sollte man im Stande sein, nicht klar erfaßte Zustände zu komödiren?

auszurupfen; über dem Streben nach Eleganz der Form, Richtigkeit des Ausdrucks, Reinheit des Geschmacks und in dem Eifer für die gesellige Ausbildung sei die wahre Begeisterung verloren gegangen. Daher komme es denn auch, daß sich gerade das Beste in der Franz. Poesie in den mittleren und unteren Regionen des Parnasses finde, in denjenigen Dichtungsarten, wo die Poesie an das Gebiet der Prosa streift z. B. im Lustspiel, Epigramme, der Satire und Chanson, wo sich alle Seiten des franz. Nationalcharakters in ihrem vollen Glanze entfalten. Hier zeigt sich ihre scharfe Beobachtungsgabe, Durchdringung und Darstellung menschlicher Verhältnisse, ihre fröhliche Laune, ihr schneidender Witz, die brennenden Pfeile ihres Spottes, ihre Feinheit, das Lächerliche an Menschen, Sitten, Gewohnheiten, Lagen und Zuständen herauszufinden und meisterhaft darzustellen. Die Chanson ist nun am fleißigsten und glücklichsten von unsern westlichen Nachbaren bearbeitet, sie ist wahrhaft populär und reflectirt den Nationalcharakter. Vom 13. bis zum 16. Jahrh. war die Chanson fröhlich und heiter, erst später erhielt sie mit dem Vaudeville einen historischen und satirischen Charakter, und diese Dichtungsart ward so häufig angewendet, daß man aus den vorhandenen Chansons fast eine Geschichte Frankreichs zusammenstellen könnte, welche zugleich ein treues Sittengemälde liefern würde.

In dem Haupttheile der Abhandlung wird nun gezeigt, daß B. volksthümliche, dem wirklichen Leben der Gegenwart angehörende Stoffe warm auffaßt und behandelt, daß er sich nicht in den herkömmlichen Kreis bannen läßt, sondern ihn kühn durchbricht und zu seiner Zeit und seinem Volke die Sprache redet, für die es empfänglich ist und von der es erwärmt wird, und daß dem Dichter die subjective Wahrheit der Empfindung höher gilt, als herkömmliche Phrasen; — wir sehen, durch welch ausgezeichnetes Talent die Chanson fortgebildet ward. Hr. R. vertheidigt hierbei zugleich seinen Dichter gegen den mehrfach gemachten Vorwurf der Frivolität, rühmt die unvergleichliche Harmonie seiner Verse und charakterisirt B.'s Werth schließlich durch Anführung und ausführliche Besprechung mehrerer seiner Lieder. Ref. kann es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf eine bereits im Jahre 1839, 40 und 41 in Frankreich erschienene Charakteristik des Dichters aufmerksam zu machen, welche leider in Deutschland nur wenig bekannt geworden ist: Es ist dies die zehnte Lieferung der Gallerie populaire des Contemporains illustres par un Homme de rien (Paris, au bureau central. Rue des beaux Arts. 13 a Lfrg. 5 sous) und man darf versichern, daß diese große Gallerie den Freunden der franz. Literatur manche treffliche Schilderung bietet. H.

Miscellen.

Zu Grimm's Geschichte der deutschen Sprache.

1.

Für den Begriff porcus wird S. 37 das baskische Wort Cherria, charria angeführt. Dabei fällt mir eine Stelle ein im Vocabularius S. Galli, Wackern. 1b 30, 21: porci suuin; carrulat cirrit. Das kërran ist also ahd die Bezeichnung des Geschreis der Schweine. So sagt der Dichter der Graserin (Altdeutsche Gedichte 9, 14):

> Wan mich weckent alle morgen
> fô es an mîner zît ist,
> des wirtes fwîn in dem mist,
> fwenne se gein dem tage erkerren.

Hadloup singt S. 35 Ettm.:

> Minnær herze vicht ze ganzer Stæte
> als in einem Sacke ein fwîn:
> das vert unde kirret.

2.

Das Wort Habicht wird S. 49 richtig mit haban, wie accipiter mit capere zusammengestellt. Dem Vfr. scheint aber entgangen zu sein, worauf mich M. Rapp aufmerksam gemacht hat, daß haban und capere dasselbe Wort ist. Wer das Gesetz der Lautverschiebung kennt, wird daran keinen Augenblick zweifeln. Habere ist nach Rapp gothisch giban.

3.

S. 83 sagt Grimm: „Hornung bedeutet spurius filius, adulterinus, illegitimus und muß aus irgend einer symbolischen Anwendung des Worts Horn auf diesen Begriff fließen, also Cornutus aussagen." Könnte nicht das n auch ableitend und die Wurzel horo lutum oder trotz der Länge des ô hôr fornicatio sein? Die Länge des ô dürfte bei der Position weniger Anstoß erregen.

A. Keller in Tübingen.

Zur Sage vom Tanhäuser, treuen Eckart und wüthenden Heer.

In dieser Zeitschrift (VI. 2, 119 f.) hat jüngst A. Rodnagel, der fleißige Sammler und geschickte Bearbeiter deutscher Sagen, die „Tanhäusersage und ihre Bearbeitungen" besprochen. Johann Agricola (geb. 1492, gest. 1566), ein Kenner des Heldenbuchs, des Renner u. A., aus denen er in seinen „teutschen Sprichwörtern" oft Stellen anführt, thut auch des Tanhäuser, des treuen Eckart, des wüthenden Heeres in einer Weise Erwähnung, die es verdient, hier den

Wohin nur auf seiner Wanderung kommt der Schaum des Oceans,
Bringet er auf seinem Rücken mit die Furcht vor unsrer Macht. ——
Schwimmende Städte, Burgen tragend, künden laut mit ehernem Mund
Hin bis an der Erde Grenzen mein Protektoratgesetz,
Und das Pantherthier der Inder schmiegt sich unter meinem Fuß
Und, daß er vom Himmel abstammt, das vergißt der Sere (Chinese) ganz. —
Als der Nachbar-Aar*) bekränzet sich geschwungen auf zur Höh',
Einen Haufen Diademe schleppend fort in seiner Klau',
War der Horizont zu enge seinem mächt'gen Flügelpaar;
Diesen hab' ich aus des Himmels Wolken tief herabgestürzt
Und im ringsumwogten Käfig ihn gebunden eingesperrt. — —

Dann weiter:

Ich, der ich die Freiheit sitzen habe bei mir auf dem Thron,
Bringe mein Protektorjoch Dir, Du beglückter Sterblicher. —
Zwar Du wirst ein Sclave sein dann, aber frei sein werde ich,
Du ein Bettler, geh'nd in Lumpen, aber ich ein reicher Lord; — -
Du ein Zwerg und ich ein Riese, Du ein Nichts und Alles ich.
Doch wenn Du in meinen Schutz Dich etwa nicht begeben willst,
Werd' ich lehren Dich mit Boxen, ja mit Zähnen und der Faust,
Wie in Indien ein Nabob zu verehren mich, Goddamn!

Auf Kutrulis Frage, was Strowilis von dieser Rede halte, antwortet dieser:

Mein Herr, wo Du von vielen Kirschen etwas hörst,
Nimm Dir ein kleines Körbchen mit; doch, wo Du hörst
Von vielem Ich, da nimm Dir lieber gar nichts mit;
Denn gar zu selten liefert Früchte dieser Baum.

Der dritte Halbchor erfaßt das Wesen Frankreichs weniger glücklich unter einem anschaulich komödirten Bilde. Dennoch aber ist diese ganze Wendung, die Application und Ausführung im Einzelnen in diesen Halbchören ganz vortrefflich und eines Aristophanes vollkommen würdig.

Wir geben den weiteren Inhalt in Kürze an. Die Wirkungen von Strowilis Thätigkeit in der Stadt treten nach und nach immer mehr hervor; zunächst in einer Scene zwischen Anthusa und ihrem Geliebten Xanthulis, der schon von dem Gerüchte gehört, daß Kutrulis Minister wird, und darob verzweifeln will. Nach Xanthulis Entfernung kommt Strowilis selbst, dem Anthusa jetzt schon ganz anders entgegenkommt und um dessen Vertrauen sie wirbt, damit er günstig für sie wirke bei dem vermeintlichen Emporkömmling, seinem Herrn, der nun, nach Anthusa's Abtritt, erscheint und seine Ministerhoffnungen durch ebenfalls vernommene Gerüchte schon realisirt sieht. Auch kommen bald huldigende Gestalten vor ihn: zuerst der „Gehaltfraß," der die neue Excellenz durch Geschenke gewinnt; dann Wespling, ein Journalist, der Kutrulis in einer bombastischen Anrede begrüßt. Kutrulis schenkt ihm, da der Journalist nach Strowilis' richtiger Bemerkung auf sein Aussehen hin, „nicht — aus Schenkendorf gebürtig, wie es ihn bedünkt, sondern

von Habsburg und von Greifenberg herkomme,

ein Thalerstück. Dies Alles ist höchst komisch gehalten, und es ist nur Schade, daß man nicht Alles hier mittheilen kann. Auch ist der Übersetzer glücklich in stellvertretenden Ausdrücken, wie diese Zeilen nachweisen können. Herr Wespling ist aber damit nicht zufrieden, deutet auf die Macht der Presse hin, und lies't dem Kutrulis, da er mit seinem Drohen nichts erreicht, einen eben so erniedrigenden Schmähartikel vor, als der erste erhebend war. Nach Wespling erscheint Phöbiskus, ein armer Poet, dessen Bekleidung von Kopf bis zu den Füßen in so kläglichem Zustande ist, daß Kutrulis sich bewogen fühlt, ihm seinen alten Paletot für das pomphafte Begrüßungsgedicht zu geben; letzteres ist aber schon zu wiederholten Malen zu Ministerbegrüßungen angewandt, so daß der lose Strowilis, der es deshalb auswendig kann, bei jeder abgebrochenen Stelle den Poeten fortsetzt und deshalb von demselben für einen Plagiarius erklärt wird.

Nun eilt Spyros auf die Bühne und will, was das Gerücht ihm gemeldet,

*) Napoleon.

die Ernennung des Kutrulis zum Minister, verkünden: Anthusa kommt ebenfalls, und der Chor feiert das Ereigniß durch einen Gesang, der zugleich Hellas' Erstaunen darüber ausdrückt. Jetzt geht endlich die Verlobung zwischen Kutrulis und Anthusa, die doch lieber einen Minister als einen Schreiber zum Mann nimmt, vor sich, und gleich darauf die Hochzeit. Von dieser zurückkehrend erscheinen im letzten Akte Spyros, Anthusa, Kutrulis und Andere; der Chor gibt in einem Gesange die Geneigtheit seiner Gesinnung kund; zu ihm herablassend Kutrulis also:

> Ich danke Euch, o gute Unterthänige
> Und Eure Treue nehm' ich, Eure Wünsche an.
> Und nehmet Ihr dagegen die feste Versicherung
> Von meiner hoh'n ministeriellen Gewandtheit an.
> Ich hab' in meiner flachen Hand hier Ehrenstell'n,
> Gehalte, Würden, Diplome und Besoldungen,
> Die Euch gehören, nämlich Denen, welche gut,
> Treu hingegeben, welche rechtgesinnet und
> Ministerielle Lober und gehorsam sind.

Doch genug Derartiges; man könnte sonst glauben, wir wollten anzüglich sein.

Jetzt erscheinen in zwei Halbchören die Parteien, die Einen, von Kutrulis mit Ehrenstellen und mit Pensionen belohnt, schlagen sich um so mehr auf seine Seite, die Anderen, Undank ihm vorwerfend, da er ihnen für ihre Bemühungen nichts geben kann und will, schmähen; es kommt zwischen den Parteien zu Streit und Handgemenge, welches Spyros mit Hilfe der Polizei beseitigen will; er kommt zurück mit dem inzwischen zum Polizeibeamten avancirten Xanthulis, der nun im Namen des Gesetzes den Schneider Kutrulis verhaften will, weil er fälschlich sich die Stellung eines Ministers angemaßt und Unruhe gestiftet in der Stadt. Das Ganze des Ministertraumes löſ't sich in ein Nichts auf, Anthusa ist Frau Schneiderin, und Kutrulis froh, daß er auf die Bürgschaft seines Schwiegervaters hin die Freiheit behält. Niemand hat Vortheil von der Sache, wie der schlaue Strowilis, der die Mitgift für seine Braut in Sicherheit hat.

Es ist unmöglich, die Kraft des komischen Witzes im Einzelnen in einer solchen Anzeige hervorzuheben; wir können nur versichern, daß die Ausstattung des Stückes in dieser Beziehung reichlich ist, und müssen es den Lesern überlassen, sich davon selbst zu überzeugen. Die beiden Hauptgedanken des Stückes, das Komödiren des durch westeuropäische Einflüsse durchdrungenen und verdorbenen geselligen Lebens (besonders in dem Wesen der Anthusa veranschaulicht) und der Erbärmlichkeit und Abhängigkeit der politischen Verhältnisse, treten schlagend hervor; der poetische Gehalt der Dichtung im Einzelnen, besonders in den Chören, ist bedeutend, der Reichthum rhythmischer Formen ebenfalls, so daß das Stück in jeder Weise anzuerkennen ist. Auch wird bei aller Freiheit des Witzes das ästhetische und sittliche Gefühl nirgends verletzt.

Was den Werth der Uebersetzung als solcher betrifft, so steht uns, da wir das Original nicht vor uns hatten, kein Urtheil zu; doch ist sie fließend und besonders auch in den schwierigeren Rhythmen gewandt gehalten. Die öfter vorkommenden Inversionen in der Construction sind durch die Versmaße des Originals und dadurch, daß es eine Uebersetzung ist, die also an ein Gegebenes sich anzuschließen hat, veranlaßt; die Sprache ist bis auf Weniges rein; denn wie Conjunctive wie „du fäßt es nicht?" für „du fassest es nicht?" zu rechtfertigen sind, wissen wir nicht. Jedenfalls kommt dem Uebersetzer unser lebhaftester Dank dafür zu, daß er ein so treffliches Produkt der neugriechischen Muße mit so vieler Liebe auf deutschen Boden verpflanzt hat.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Der Dichter schreibt (s. p. 167 in den Anmerkungen) an den Uebersetzer, seinen Freund, und giebt ihm Nachricht über seine geistigen Beschäftigungen. Er macht es in dem Schreiben zweifelhaft, ob er so bald sich wieder zur Komödie wenden werde. — „Lassen Sie mich gestehen, ich glaube nicht, daß das Satirische, das Komische für den jetzigen Zustand meines Vaterlandes paßt. Ich begreife, daß man die Glücklichen verspottet; es kann tapfer und edel sein, über die Mächtigen zu lachen, um sie zu bessern: — über Griechen-

land muß man weinen, man muß ihm rathen, ihm helfen, seine Schande muß man bedecken." Patriotisch und edel gedacht! Gehen wir Deutsche hin, und thun desgleichen der schmachvollen Zertrümmerung unserer letzten Hoffnungen gegenüber (Erfurt und Späteres).

Dr. Beltz.

---

1. Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der spanischen Sprache von Dr. A. Th. Peucker. I. Curs. 106 S. Breslau bei J. Max & Comp.

2. Vollständiges praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für den ersten Unterricht von C. F. Franceson. 140 S. Leipzig bei F. Fleischer.

Bei dem großen Interesse, welches gegenwärtig die spanische Sprache für Handel und Industrie hat, ist es erklärlich, daß sich das Verlangen nach praktischen Hilfsmitteln für den Unterricht dieser Sprache in der letzteren Zeit vielfach kundgegeben hat. Die älteren spanischen Grammatiken sind dem Industriellen zu gelehrt und die meisten unter ihnen bieten wenig oder gar keinen Stoff zu praktischen Uebungen. Die obigen Bücher suchen diesem Bedürfnisse abzuhelfen.

Nr. 1 ist ganz nach der durch Ahn verbesserten Seidenstücker'schen Methode gearbeitet und macht den Schüler mit den zum Erlernen des Spanischen unentbehrlichsten Sprachformen genau bekannt. Für einen gewissen Kreis von Lernenden wird das Buch äußerst zweckmäßig sein, und die Freunde dieser Methode werden es als sehr praktisch, concis und doch in seiner Weise recht vollständig halten müssen. Es giebt außerdem über die Aussprache kurze und gut gefaßte Regeln und enthält am Schlusse zwei Kapitel aus Don Quixote nebst Wörterbuch.

Nr. 2 ist ein gut gefaßter Auszug aus der größeren Grammatik des Verfassers, welcher sich durch Uebersichtlichkeit des Ganzen wie auch durch Einfachheit und Deutlichkeit der einzelnen Regeln auszeichnet. Hr. F. hat sich auf das Wichtigste und Nothwendigste beschränkt; die Uebungsstücke sind vorzugsweise zum Uebersetzen aus dem Deutschen, und wir müssen es nur bedauern, daß hier der Verf. seinen Schülern etwas sparsam spanische Muster vorführt. Am Schlusse des Werkchens finden sich 14 Seiten Lesestoff, dessen Umfang wohl etwas mehr ausgedehnt sein sollte. Schließlich noch die Bemerkung, daß beide Bücher zum Selbstunterrichte gut geeignet sind.

H.

Ueber die Behandlung des öffentlichen Unterrichts von Fried. Otto. Erfurt und Leipzig bei Körner.

Das vorliegende Buch giebt eine Reihe von Bemerkungen, welche der Verf. auf den unter dem Vorsitze des Regierungsrathes Graffunder gehaltenen Conferenzen im Reg.-Bezirke Erfurt gesammelt hat; sie bilden gleichsam die Fortsetzung der von dem Verf. früher herausgegebenen „Randbemerkungen," über welche sich die Critik seiner Zeit lobend ausgesprochen hat. Ein gleiches Lob können wir auch über das vorliegende anziehende Schriftchen niederschreiben, und wenn gleich es uns nicht verstattet ist, auf Einzelnes an diesem Orte weitläuftig einzugehen, da die behandelten Gegenstände großentheils allgemein pädagogischer Natur sind, so halten wir es doch für unsere Pflicht, die Lehrer des Deutschen Sprachunterrichts auf die dritte Abtheilung des Buches aufmerksam zu machen, welche sich über die Behandlung einzelner Unterrichtsgegenstände ausläßt und gerade für die Methodik des Elementar-Unterrichts in der Sprache einen beachtungswerthen Beitrag liefert.

H.

Programmenschau.

Ueber den Entwickelungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur Italienischen Reise. Von Dr. Breitenbach. Progr. des Gymn. zu Wittenberg, 1849.

Nach der Annahme dreier Perioden in dem Wirken Göthe's durch Rosenkranz: der Periode des genialen Naturalismus (bis 1779), des klassischen Idealismus (bis 1810) und des eklektischen Idealismus — weis't der Vf. obiger Schrift dies specielle Verhältniß der einzelnen Werke zu dem allgemeinen Standpunkte, den der Dichter in den verschiedenen Perioden einnimmt, in ethischer und künstlerischer Beziehung nach, beschränkt sich aber dabei auf die beiden ersten Perioden und zwar auf die Zeit bis zu Göthe's Rückkehr aus Italien, die 1. Periode, die des zweiten Naturalismus, scheidet er in mehrere Abschnitte; dem ersten schreibt er den naiven, urkräftigen Götz und den sentimentalen charakterlosen Werther zu, dem zweiten Clavigo, Stella und die Geschwister, in denen die Natürlichkeit der Empfindung ohne die Energie sittlichen Bewußtseins erscheint und in Sentimentalität ausschlägt. Der dritte Abschnitt läßt das Moment moralischer Selbstbestimmung hervortreten in den humoristischen Produkten Hanswursts Hochzeit, Pater Brey, Triumph der Empfindsamkeit, Götter, Helden und Wieland, und in dem positiven Zeugniß des Prometheus und Faust; hier ist der selbstgewisse titanische Naturalismus. Gegen das Extreme dieser Richtung treten im vierten Abschnitt auf Satyros, Jahrmarktfest, Anti-Bahrdt, bis im fünften Abschnitt in Egmont eine reife Frucht der naturalistischen Entwicklung erscheint. Die 2. Periode, die des klassischen Idealismus, charakterisirt sich in zwei Abschnitten an Iphigenia und an Tasso. Die eindringende Betrachtung der Dichtungen von diesem Standpunkte aus und die klare Auseinandersetzung der stufenmäßigen Entwicklung des dichterischen Geistes machen diese Schrift zu einem sehr werthvollen anziehenden Beitrag zur Göthe-Literatur. —

Warum hat Shakspeare seinem Lear keinen glücklichen Ausgang gegeben? Von Dr. Gerth. Progr. des Pädagogiums zu Putbus, 1849.

Der Vf. verfolgt Schritt vor Schritt die wachsende physische und geistige Vernichtung des Königs und beweist daraus, daß es unmöglich war, daß ein Leben, ein Herz wie Lear's, nachdem es so grenzenlos gelitten und geliebt, aufs Neue in die gemeine schale Alltäglichkeit des Lebens verschleppt werden durfte; das Opfer eines übergrausamen Verhängnisses hat die Gestalt der armen, durch Thorheit und Leidenschaft untergehenden, durch Leiden zum Bewußtsein kommenden und sich läuternden Menschlichkeit gewonnen, an welcher wir uns versöhnt aufrichten zur Geduld in der Demuth und zur Hoffnung über die Nichtigkeit des Lebens hinaus. Durch die Niederlage Cordelia's wird dieser Tod tiefsinnig herbeigeführt. Auch die Strafe Gloster's motivirt der Verf. auf eine verständige Weise. Nur die Frage, warum Cordelia sterbe, scheint nicht hinlänglich durch die Antwort gelöst, daß sie berechtigt war zur Rettung ihres Vaters, nicht zur Wiedereroberung seines freiwillig verschenkten Thrones; Cordelia's Leben beruht in der Liebe zu ihrem Vater, es ist so tief von dem Dichter gefaßt, daß es nicht das Leben des Vaters überdauern kann; dadurch aber, daß es vor diesem endet, will Shaks. auch ihr eine Schuld beimessen, diese aber tritt nicht erst am Schlusse ein und ist nicht allein gegen die dem Vater feindlichen Personen gerichtet, sondern schon im Anfang, und besteht darin, daß die sittliche Idee, in der sie lebt, sie so beherrscht, daß sie für alles Andere keinen

Wirth überbringt. Dadurch daß Alceſt nun erſt nach dem Durchleſen des Briefes dem Wirthe die Rechnung abverlangt, wird bewirkt, daß dieſer die Abreiſe nicht auffallend finden kann, Sophie aber glauben muß, daß Alceſt, durch den angekommenen Brief beſtärkt, ſeinen ausgeſprochenen Vorſatz um ſo eher ausführen wird. Dadurch wird alſo einerſeits die Standhaftigkeit Sophiens zum Weichen gebracht. Auf der andern Seite wird aber der Wirth auf den Inhalt eines Briefes neugierig, der ganz allein, wie er meint, einen ſo plötzlichen Entſchluß habe hervorbringen können. Schon vorher hat Söller ſeinen erzürnten Schwiegervater dadurch beſänftigt, daß er ihn auf ſein Lieblingsthema, Zeitungsnachrichten ꝛc. brachte. Da er nun an dieſem Briefe das Siegel ſehr groß und das Papier ſehr fein findet, vermuthet er, daß er von „jemand Hohes" ſein, und alſo wohl wichtige Neuigkeiten enthalten müſſe. Dies treibt ihn zu dem Entſchluß, ſich in Beſitz deſſelben zu ſetzen, um zu erfahren, was er enthält. Er ſowohl, wie Söller, glauben dies wagen zu können, weil ſie Alceſt ebenfalls auf einer Faſtnachtsfeſtlichkeit vermuthen; denn daß er nun nicht abreiſen, ſondern bleiben wollte, hatte er dem Wirth erklärt, ſobald er die Einwilligung Sophiens zu einem Stelldichein auf ſeinem Zimmer erlangt hatte.

So finden wir denn im folgenden Akt zuerſt Söller auf Alceſt's Zimmer, der deſſen Schatulle mit Dietrichen öffnet und ſich die Taſchen füllt. Kaum iſt das geſchehen, als er von ſeinem Schwiegervater, den die Neugierde den Brief zu leſen hergetrieben hat, verſtört wird. Aber der Wirth findet den Brief nicht und wird im beſten Suchen von ſeiner Tochter hinweggejagt, die zum Rendezvous kömmt. Sie findet Alceſt noch nicht vor und ſo hat der verſteckte Söller (der Wirth iſt, als er nur von fern einen Tritt hörte, fortgelaufen) Gelegenheit, in einem Monolog ſeiner Frau ſich Vieh, unverſtändig, grob, falſch, Scheuſal, Teufel nennen zu hören. Auch entgeht ihm das Vergnügen, dem darauf folgenden Geſpräch zwiſchen Alceſt und ſeiner Frau beizuwohnen, nicht, wobei er die „Freundſchaft" beider Liebenden zu bewundern Gelegenheit hat. Nachdem Sophie das Zimmer verlaſſen hat, faßt Alceſt den zarten Gedanken, ihr, weil Söller „ihr Mann, der Lumpenhund" ihr das Leben ſo ſchwer macht, etwas baares Geld zu ſchenken. Bei Unterſuchung der Schatulle entdeckt er den Diebſtahl, und ſein Verdacht fällt, obgleich er ſich bei ſich ſelbſt dagegen wehrt, auf ſeine geliebte Sophie.

Der dritte Akt enthält die Katastrophe, wie der zweite die Verwicklung; doch ist auch in den dritten etwas von der Verwicklung übergegangen. Der Wirth nämlich, der gemerkt hat, daß seine Tochter in Alcest's Zimmer war, und Sophie, die ihres Vaters Wachsstock in demselben gefunden hatte, haben sich gegenseitig im Verdacht des Diebstahls. Obgleich nun Sophie so sehr wie der Wirth selbst ihre Unschuld betheuert, läßt sich doch dieser durch das Versprechen Alcest's, daß er ihm den Brief zeigen wolle, wenn er den Dieb nenne, verlocken, seine eigene Tochter anzugeben. Der Wirth findet zu seinem Aerger, daß die wichtige diplomatische Depesche ein gewöhnlicher Gevatterbrief ist. Als Alcest Sophien ihre Schuld vorhält, denuncirt diese ihren Vater. Alcest wird von Söller wegen des Rendezvous aufgezogen und erpreßt von diesem das Geständniß:

Ich stahl dem Herrn sein Geld und er mir meine Frau.

Gleich nach diesem Geständniß erscheinen der Wirth und Sophie zusammen wieder und verklagen sich gegenseitig als Diebe bei Alcest. Dieser macht ihnen die Entdeckung des wahren Thäters bekannt und es erfolgt eine allgemeine Versöhnung; auch dem Söller wird verziehen: Alcest hofft, er werde fein höflich, still und treu werden, und Söller selbst freut sich: diesmal bleiben wir wohl alle ungehangen.

Wir haben absichtlich bis jetzt nur referirt, damit man erst den objectiven Thatbestand kennen lerne, an den wir nun mit der Kritik herangehen wollen. Zunächst werden wir anerkennen müssen, daß die Vertheilung des Stoffs auf die drei Akte eine recht geschickte ist. Es will uns nämlich überhaupt scheinen, als ob die Theilung des Drama's, gleichviel ob Komödie oder Tragödie, in drei Akte von der Natur der Sache selbst geboten sei. Denn drei Theile unterscheiden wir bekanntlich im Drama: die Exposition, die uns den Grund und Boden kennen lehrt, auf dem das Gebäude sich erheben wird, die Verwicklung, die die Handlung zu einem scheinbar unlösbaren Knoten schnürt, und die Katastrophe endlich, welche diesen unlösbaren Knoten dennoch löst. Diese drei Theile*) werden nun, so scheint es, auch

*) Einen vierten Theil, die Peripetie, wird man nicht als selbstständig, sondern als Anfang der Katastrophe zu fassen haben. Daß übrigens in der Regel 5 Akte gewählt werden, hat bei der Tragödie seinen Grund in dem Stoff, der über 3 Akte hinausdrängt, wobei natürlich die Theile dieselben bleiben. Für das Lustspiel läßt sich kein rechter Grund auffinden, da der geringere Vorwurf wohl in drei Ak-

Sinn hat und dadurch sich selbst und ihren Vater ins Unglück bringen hilft; es ist dies ihre Kindesliebe, welche in den Gemüthszustand des Vaters nicht eingehend aus Wahrhaftigkeit herbe wird (s. Vischer's Aesthetik §. 134.).

Hölscher.

Zur Erklärung deutscher, vorzüglich Uhland'ischer Gedichte. Von Dr. Foß. Progr. des Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, 1849.

Zuerst handelt der Vf. über vier Elfenlieder: Harald und die Elfen von Uhland, Göthe's Erlkönig, Elfenliebe von Anast. Grün. Er giebt zuerst die Elfenmythologie, wobei die ausführliche Mittheilung in den Irischen Elfenmärchen von Grimm übergangen ist, und charakterisirt dann das Verhältniß der Gedichte zu den Sagen; hierauf betrachtet er mit Zugrundelegung der Echtermeierschen Definition der Ballade die äußere Gestaltung der Gedichte und weist an der Oekonomie derselben wie an dem einzelnen Ausdruck klar und deutlich nach, wie dieselben dem zu Grunde gelegten Begriffe entsprechen. Zweitens wird das „Märchen" von Uhland erklärt; zuerst die nordische Sage von Brynhild und Sigurdh und die später mildere Form mitgetheilt und dann ausführlich die historische Grundlage der Allegorie erläutert; der Königssohn ist Göthe, die drei Genossen Klopstock, Lessing und Herder. —

Hölscher.

Ueber einige Forderungen der Zeit an eine tüchtige Gymnasialbildung. Von Fr. Schulz. Progr. des Gymnasiums zu Weilburg, 1847.

Da diese Zeitschrift nicht blos neuere Sprachen und Literaturen an sich berücksichtigt, sondern auch und besonders im Hinblick auf den davon zu machenden Gebrauch für allerlei Bildungszwecke in verschiedenen Unterrichtsanstalten, so möchte den Lesern die Hinweisung auf die obige Abhandlung von manchem Nutzen sein, weil sie die Stellung der Gymnasien in der Gegenwart nach vielen neu gewonnenen Gesichtspunkten auffaßt, welche gerade mit den besonderen Zwecken der Zeitschrift in unmittelbarer Berührung stehen. Es ist dies zunächst das vereinte Studium alter und neuer Classiker, eine Durchdringung antiker und moderner Bildungselemente, welche gefordert wird nach dem Verlaufe und gegenwärtigen Stande des Prozesses der europäischen Geistesgeschichte, zunächst in Deutschland, wodurch eine Vermittelung der antiken und der mittelalterlichen Weltanschauung angestrebt wird.

Unter folgenden Rubriken wird Alles betrachtet: 1. Ziel der Erziehung, 2. Natur des Zöglings, 3. Beschaffenheit des Lehrers und 4. der Schüler. Zum Ziele des Unterrichtes und der Erziehung nimmt der Vf. die Cultur, den Geist des Volkes, das Bildungsideal der Nation, worin die allgemeine, ewige Idee der Menschheit nach der besonderen Natur des Volkes und seiner jeweiligen Entwickelungsstufe bestimmt erscheint. Sonach wird von dem antiken Geiste des Hellenismus, vom Christenthume und dem deutschen Volksthume gehandelt. Der Vf. hat sich schon durch mehrere Aufsätze über Geschichtliches aller Art in mehreren namhaften Zeitschriften rühmlich bekannt gemacht, und so wird man auch hier in seinen Entwickelungen alle Befriedigung finden. Durchwebt ist das Ganze von einzelnen Aussprüchen der neuesten und bewährtesten Schriftsteller aller Art, sowohl für das Historisch-Philosophische, wie für das Pädagogisch-Praktische.

Zu bedauern ist, daß mehrere Gutachten, welche der Vf. von Liebig, Carus, Ideler und Gervinus über allerlei wichtige Fragen privatim sich hatte geben lassen, hier ausfallen müssen, um die durch äußere Verhältnisse gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten, wie überhaupt das Ganze nur der Auszug einer

Miscellen.

Zu Grimm's Geschichte der deutschen Sprache.

1.

Für den Begriff porcus wird S. 37 das baskische Wort Cherria, charria angeführt. Dabei fällt mir eine Stelle ein im Vocabularius S. Galli, Wackern. 1b 30, 21: porci suuin; carrulat cirrit. Das kërran ist also ahd die Bezeichnung des Geschreis der Schweine. So sagt der Dichter der Graserin (Altdeutsche Gedichte 9, 14):

Wan mich weckent alle morgen
fô es an miner zit ist,
des wirtes ſwîn in dem mist,
ſwenne se gein dem tage erkerren.

Hadloup singt S. 35 Ettm.:

Minnær herze vicht ze ganzer Stæte
als in einem Sacke ein ſwîn:
das vert unde kirret.

2.

Das Wort Habicht wird S. 49 richtig mit haban, wie accipiter mit capere zusammengestellt. Dem Vfr. scheint aber entgangen zu sein, worauf mich M. Rapp aufmerksam gemacht hat, daß haban und capere dasselbe Wort ist. Wer das Gesetz der Lautverschiebung kennt, wird daran keinen Augenblick zweifeln. Habere ist nach Rapp gothisch giban.

3.

S. 83 sagt Grimm: „Hornung bedeutet spurius filius, adulterinus, illegitimus und muß aus irgend einer symbolischen Anwendung des Worts Horn auf diesen Begriff fließen, also Cornutus aussagen.“ Könnte nicht das n auch ableitend und die Wurzel horo lutum oder troß der Länge des ô hôr fornicatio sein? Die Länge des ô dürfte bei der Position weniger Anstoß erregen.

A. Keller in Tübingen.

Zur Sage vom Tanhäuser, treuen Eckart und wüthenden Heer.

In dieser Zeitschrift (VI. 2, 119 f.) hat jüngst A. Rodnagel, der fleißige Sammler und geschickte Bearbeiter deutscher Sagen, die „Tanhäusersage und ihre Bearbeitungen“ besprochen. Johann Agricola (geb. 1492, gest. 1566), ein Kenner des Heldenbuchs, des Renner u. A., aus denen er in seinen „teutschen Sprichwörtern“ oft Stellen anführt, thut auch des Tanhäuser, des treuen Eckart, des wüthenden Heeres in einer Weise Erwähnung, die es verdient, hier den

auszurupfen; über dem Streben nach Eleganz der Form, Richtigkeit des Ausdrucks, Reinheit des Geschmacks und in dem Eifer für die gesellige Ausbildung sei die wahre Begeisterung verloren gegangen. Daher komme es denn auch, daß sich gerade das Beste in der Franz. Poesie in den mittleren und unteren Regionen des Parnasses finde, in denjenigen Dichtungsarten, wo die Poesie an das Gebiet der Prosa streift z. B. im Lustspiel, Epigramme, der Satire und Chanson, wo sich alle Seiten des franz. Nationalcharakters in ihrem vollen Glanze entfalten. Hier zeigt sich ihre scharfe Beobachtungsgabe, Durchdringung und Darstellung menschlicher Verhältnisse, ihre fröhliche Laune, ihr schneidender Witz, die brennenden Pfeile ihres Spottes, ihre Feinheit, das Lächerliche an Menschen, Sitten, Gewohnheiten, Lagen und Zuständen herauszufinden und meisterhaft darzustellen. Die Chanson ist nun am fleißigsten und glücklichsten von unsern westlichen Nachbaren bearbeitet, sie ist wahrhaft populär und reflectirt den Nationalcharakter. Vom 13. bis zum 16. Jahrh. war die Chanson fröhlich und heiter, erst später erhielt sie mit dem Vaudeville einen historischen und satirischen Charakter, und diese Dichtungsart ward so häufig angewendet, daß man aus den vorhandenen Chansons fast eine Geschichte Frankreichs zusammenstellen könnte, welche zugleich ein treues Sittengemälde liefern würde.

In dem Haupttheile der Abhandlung wird nun gezeigt, daß B. volksthümliche, dem wirklichen Leben der Gegenwart angehörende Stoffe warm auffaßt und behandelt, daß er sich nicht in den herkömmlichen Kreis bannen läßt, sondern ihn kühn durchbricht und zu seiner Zeit und seinem Volke die Sprache redet, für die es empfänglich ist und von der es erwärmt wird, und daß dem Dichter die subjective Wahrheit der Empfindung höher gilt, als herkömmliche Phrasen; — wir sehen, durch welch ausgezeichnetes Talent die Chanson fortgebildet ward. Hr. R. vertheidigt hierbei zugleich seinen Dichter gegen den mehrfach gemachten Vorwurf der Frivolität, rühmt die unvergleichliche Harmonie seiner Verse und charakterisirt B.'s Werth schließlich durch Anführung und ausführliche Besprechung mehrerer seiner Lieder. Ref. kann es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf eine bereits im Jahre 1839, 40 und 41 in Frankreich erschienene Charakteristik des Dichters aufmerksam zu machen, welche leider in Deutschland nur wenig bekannt geworden ist: Es ist dies die zehnte Lieferung der Gallerie populaire des Contemporains illustres par un Homme de rien (Paris, au bureau central. Rue des beaux Arts. 13 a Lfrg. 5 sous) und man darf versichern, daß diese große Gallerie den Freunden der franz. Literatur manche treffliche Schilderung bietet. H.

auff den Fasenacht Donnrstag, vnd die leutte sind zu gelauffen, und haben darauff gewartet, nicht anderst, als solt ein grosser mechtiger Keyser oder König fürüber ziehen. Vor dem hauffen ist ein alter man hergaugen, mit einem weissen stabe, der hat sich selbs den trewen Eckart geheissen. Diser alte man hat die leutte heyssen auß dem wege weichen, hat auch etliche leutte heyssen gar heym gehen, sie wurden sonst schaden nemen. Nach disem manne haben etliche geritten, etliche gangen, Vnnd sind leutte gesehen worden, die newlich an den ortten gestorben waren, auch der eins teyls noch lebten. Einer hat geritten auff einem pferde mit zweyen fuessen, der ander ist auf einem rade gebunden gelegen, vnd das rad ist von jhm selbs vmb gelauffen, der dritte hat einen schenckel vber die achsel genommen, vnd hat gleych heer gelaufen. Ein ander hat keinen kopf gehabt, und der stuck on massen. In Francken ist es noch newlich geschehen. Zu Heydelberg am Neckar hat man es offt jhm jar gesehen, wie man mich bericht hat.

Das von A. Rodnagel besprochene selten starke Participium emborn (unser entbehrt von ahd. inbëran, vollständiger int—, antpëran, mhd. enbërn, nach starker Form) findet sich auch bei Agricola, Sprichw. 113. 488: Wirt er aber das zuuil begeren, so mus er grosses und kleines emperen... Er hette jr (ihrer) gedacht, sie solten es aber lieber entporen haben.

Hadamar. J. Kehrein.

Grammatik und Lexicon der neugriechischen Sprache.

In einer neugriechischen Zeitschrift vom J. 1842 fanden wir kürzlich folgende Bemerkungen, welche wir hier unverändert mittheilen, weil sie zur Darlegung des allein richtigen Gesichtspunktes dienen, von dem aus die neugriechische Sprache, ihrer geschichtlichen Entstehung und ihrer Ausbildung und Verbesserung nach, betrachtet werden muß.

„Derjenige befindet sich in einem großen Irrthume, der der Meinung ist, daß die Sprache der Neugriechen (ἡ νεωτέρα τῶν Ἑλλήνων διάλεκτος) eine andere Grammatik und ein anderes Lexikon habe oder haben könne, als die Grammatik und das Lexikon der alten Sprache nach einem genaueren Zusammenhange. Zur Zeit des Xenophon und Plutarch schrieben und redeten die Griechen anders, als zu den Zeiten des Homer, Orpheus, Hesiod und Theognis. Warum also haben wir nicht eine besondere Grammatik und ein besonderes Lexikon einer jeden Epoche? Wenn die Herrschaft der Türken, dem Anscheine nach, den äußern, gleichsam physischen Zusammenhang der Sprache vernichtete: geschah nicht ein Gleiches unter den Römern und im Mittelalter? Die griechische Sprache ist eine ewige (ἀΐδιος) Sprache und die Griechen haben sie sich bewahrt, wenn auch mit einigen Veränderungen. Wenn im Laufe der Zeiten einige nothwendige Formen und Bildungen der Sprache, wie der Dativ, das Futurum, der Infinitiv und Imperativ, und manches Andere für eine gewisse Zeit (προσωρινῶς) verloren gegangen, so nimmt die Zeit und der Volkswille sie schnell wieder auf und an. Es ist Zeit, daß, nach diesem Grundsatze, die Sprache an sich und zur Anwendung durch die Schriftsteller vervollkommnet werde. Bereits ist unvermerkt und auf gewandte Weise theils der Dativ, theils das Futurum vielfältig wieder in Gebrauch gekommen. Zur Zeit bleibt nur noch der Infinitiv und vielleicht manches Andere, später wohl auch der Optativ übrig, so daß wir ohne große Mühe und wie durch ein Wunder die Sprache des Evangeliums wiedererlangen. Welche Aenderung! welch' ein Ruhm! und wie leicht irrt sich der Mensch, gleichwie auch unser Lehrer in diesen Dingen, der göttliche Korais, sich geirrt hat."

K.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

H. Steinthal, die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee. (Dümmler, Berlin.) $^1/_2$ Thlr.

J. Price. Remarks on the study of language: with hints on comparative translation and philological construing. (Longman, London.) 2 s. 6 d.

A. Schleicher, linguistische Untersuchungen. II. Bd: Die Sprachen Europa's in system. Uebersicht. (König, Bonn.) $1^1/_2$ Thlr.

Grammatik.

A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik für die obersten Classen der Gymnasien. (Elwert, Marburg.) $12^1/_2$ Ngr.

G. A. Kloppe, Wortbildung der franz. Sprache in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen. (Baensch, Magdeburg.) 10 Ngr.

M. A. Lesaint, Traité complet et méthodique de la prononciation française. (Perthes & Besser, Hambourg.) 1 Thlr. 6 Ngr.

J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache nach J. Grimm's deutscher Gramm. 1. Thl. 1. Abth. (O. Wigand, Leipzig.) 18 Ngr.

F. Ahn, Grundzüge der englischen Aussprache. (Dumont, Köln.) $7^1/_2$ Ngr.

L. Reignier, Ausführliche Grammatik der franz. Sprache. (Lotzbeck, Nürnberg.) 1 Thlr.

Ausführliche Abhandlung über den Subjonctif und die Participes von J. O. Thomas. (Lindow, Berlin.) 10 Ngr.

L. Burgin, Tableau général de la conjugaison des verbes français. (Auffarth, Frankfurt a. M.) $^1/_6$ Thlr.

Lexicographie.

F. A. Weber, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 5. Aufl. (Tauchnitz, Leipzig.) 2 Thlr.

Sleeckx, Nouveau dictionnaire français-flamand. (C. Muquardt, Bruxelles.) 2 Thlr. 14 Ngr.

Literatur.

Schillers Anthologie auf d. J. 1782, herausg. von E. v. Bülow. (Hoffmeister, Heidelberg.) 1 Thlr. 10 Ngr.

K. Schwenck, Schiller's Werke. Erklärungen. (Sauerländer, Frankfurt.) 26 Ngr.

Lives of eminent Anglo-Saxons; illustrating the dawn of christianity and civilization in Great Britain. (Longmann, London.) I P. 6 d.

J. G. Th. Graeße, Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. (Kuntze, Dresden.) 24 Ngr.

Les chansonniers de Champagne au XIIe. et XIIIe. siècle. (Régnier, Reims.) 20 fr.

Goethe's Leben von Dr. J. W. Schaefer. 1. Bd. (Schünemann, Bremen.) $1^1/_2$ Thlr.

Ueber Göthe's Lustspiele*).

1. Die Mitschuldigen.

Die Mitschuldigen sind das älteste Göthesche Stück, das er selbst als ein Lustspiel (in Versen und drei Aufzügen) bezeichnet. Der erste Aufzug bringt die Exposition. Sophia, die Tochter des Wirths, hat sich mit Söller vermählt, einem leichtfertigen Spieler und Thunichtgut, der alle Vergnügungen aufsucht, seiner Frau und seines Schwiegervaters Geld verschwendet und dabei seine Frau, die zu Hause bleiben muß, vernachlässigt. Diesen Zustand des Hauses benutzt Alcest, der ehemalige geliebte Liebhaber Sophiens, indem er sich in dem Hause des Wirths einmiethet und von neuem um die Gunst der früher leichtsinnig verlassenen Geliebten wirbt. Das Stück beginnt damit, daß Söller den Entschluß ausspricht, einen Fastnachtsball zu besuchen. Allein eine Spielschuld, an die er plötzlich gemahnt wird, verleidet ihm diese Lust und bringt ihn zu dem Gedanken, durch einen Diebstahl aus Alcest's Kasse sich die Mittel zu verschaffen, seine Verbindlichkeiten zu decken. Sophie hat, wie sie selbst sagt, Söller geheirathet, weil ihr bei 24 Jahren wenig Wahl übrig blieb; sie weiß, daß er ein schlechter Mensch ist, und nur die oberflächliche Betrachtung, daß er doch nun einmal ihr Mann sei, hält sie von augenblicklicher Verletzung ihrer Pflicht ab. Als aber Alcest mit seiner Liebe in sie dringt und ihr mit seiner Abreise droht, willigt sie in ein Stelldichein auf seiner Stube, was sie mit um so mehr Sicherheit bewilligen zu können glaubt, als sie ihren Mann, von dessen Abhaltung sie nichts weiß, auf dem Ball vermuthet. Alcest hat es um so leichter gehabt, die gedrohte Abreise ihr wahrscheinlich zu machen und dadurch ihre Sprödigkeit zu überwinden, als gerade in dem Augenblick, wo er ihr damit droht, ein Brief ankommt, den der

*) Die folgenden Aufsätze waren meist schon geschrieben, bevor deren Verfasser die auf der entgegengesetzten Ansicht beruhenden Abhandlungen Viehoff's im Archiv zu Gesichte bekam. Dennoch veröffentlicht er dieselben, damit das Publikum beide Ansichten vergleichen und dann urtheilen möge.

Wirth überbringt. Dadurch daß Alceſt nun erſt nach dem Durchleſen des Briefes dem Wirthe die Rechnung abverlangt, wird bewirkt, daß dieſer die Abreiſe nicht auffallend finden kann, Sophie aber glauben muß, daß Alceſt, durch den angekommenen Brief beſtärkt, ſeinen ausgeſprochenen Vorſatz um ſo eher ausführen wird. Dadurch wird alſo einerſeits die Standhaftigkeit Sophiens zum Weichen gebracht. Auf der andern Seite wird aber der Wirth auf den Inhalt eines Briefes neugierig, der ganz allein, wie er meint, einen ſo plötzlichen Entſchluß habe hervorbringen können. Schon vorher hat Söller ſeinen erzürnten Schwiegervater dadurch beſänftigt, daß er ihn auf ſein Lieblingsthema, Zeitungsnachrichten ꝛc. brachte. Da er nun an dieſem Briefe das Siegel ſehr groß und das Papier ſehr fein findet, vermuthet er, daß er von „jemand Hohes“ ſein, und alſo wohl wichtige Neuigkeiten enthalten müſſe. Dies treibt ihn zu dem Entſchluß, ſich in Beſitz deſſelben zu ſetzen, um zu erfahren, was er enthält. Er ſowohl, wie Söller, glauben dies wagen zu können, weil ſie Alceſt ebenfalls auf einer Faſtnachtsfeſtlichkeit vermuthen; denn daß er nun nicht abreiſen, ſondern bleiben wollte, hatte er dem Wirth erklärt, ſobald er die Einwilligung Sophiens zu einem Stelldichein auf ſeinem Zimmer erlangt hatte.

So finden wir denn im folgenden Akt zuerſt Söller auf Alceſt's Zimmer, der deſſen Schatulle mit Dietrichen öffnet und ſich die Taſchen füllt. Kaum iſt das geſchehen, als er von ſeinem Schwiegervater, den die Neugierde den Brief zu leſen hergetrieben hat, verſtört wird. Aber der Wirth findet den Brief nicht und wird im beſten Suchen von ſeiner Tochter hinweggejagt, die zum Rendezvous kommt. Sie findet Alceſt noch nicht vor und ſo hat der verſteckte Söller (der Wirth iſt, als er nur von fern einen Tritt hörte, fortgelaufen) Gelegenheit, in einem Monolog ſeiner Frau ſich Vieh, unverſtändig, grob, falſch, Scheuſal, Teufel nennen zu hören. Auch entgeht ihm das Vergnügen, dem darauf folgenden Geſpräch zwiſchen Alceſt und ſeiner Frau beizuwohnen, nicht, wobei er die „Freundſchaft“ beider Liebenden zu bewundern Gelegenheit hat. Nachdem Sophie das Zimmer verlaſſen hat, faßt Alceſt den zarten Gedanken, ihr, weil Söller „ihr Mann, der Lumpenhund“ ihr das Leben ſo ſchwer macht, etwas baares Geld zu ſchenken. Bei Unterſuchung der Schatulle entdeckt er den Diebſtahl, und ſein Verdacht fällt, obgleich er ſich bei ſich ſelbſt dagegen wehrt, auf ſeine geliebte Sophie.

Der dritte Akt enthält die Katastrophe, wie der zweite die Verwicklung; doch ist auch in den dritten etwas von der Verwicklung übergegangen. Der Wirth nämlich, der gemerkt hat, daß seine Tochter in Alcest's Zimmer war, und Sophie, die ihres Vaters Wachsstock in demselben gefunden hatte, haben sich gegenseitig im Verdacht des Diebstahls. Obgleich nun Sophie so sehr wie der Wirth selbst ihre Unschuld betheuert, läßt sich doch dieser durch das Versprechen Alcest's, daß er ihm den Brief zeigen wolle, wenn er den Dieb nenne, verlocken, seine eigene Tochter anzugeben. Der Wirth findet zu seinem Aerger, daß die wichtige diplomatische Depesche ein gewöhnlicher Gevatterbrief ist. Als Alcest Sophien ihre Schuld vorhält, denuncirt diese ihren Vater. Alcest wird von Söller wegen des Rendezvous aufgezogen und erpreßt von diesem das Geständniß:

Ich stahl dem Herrn sein Geld und er mir meine Frau.

Gleich nach diesem Geständniß erscheinen der Wirth und Sophie zusammen wieder und verklagen sich gegenseitig als Diebe bei Alcest. Dieser macht ihnen die Entdeckung des wahren Thäters bekannt und es erfolgt eine allgemeine Versöhnung; auch dem Söller wird verziehen: Alcest hofft, er werde fein höflich, still und treu werden, und Söller selbst freut sich: diesmal bleiben wir wohl alle ungehangen.

Wir haben absichtlich bis jetzt nur referirt, damit man erst den objectiven Thatbestand kennen lerne, an den wir nun mit der Kritik herangehen wollen. Zunächst werden wir anerkennen müssen, daß die Vertheilung des Stoffs auf die drei Akte eine recht geschickte ist. Es will uns nämlich überhaupt scheinen, als ob die Theilung des Drama's, gleichviel ob Komödie oder Tragödie, in drei Akte von der Natur der Sache selbst geboten sei. Denn drei Theile unterscheiden wir bekanntlich im Drama: die Exposition, die uns den Grund und Boden kennen lehrt, auf dem das Gebäude sich erheben wird, die Verwicklung, die die Handlung zu einem scheinbar unlösbaren Knoten schnürt, und die Katastrophe endlich, welche diesen unlösbaren Knoten dennoch löst. Diese drei Theile*) werden nun, so scheint es, auch

*) Einen vierten Theil, die Peripetie, wird man nicht als selbstständig, sondern als Anfang der Katastrophe zu fassen haben. Daß übrigens in der Regel 5 Akte gewählt werden, hat bei der Tragödie seinen Grund in dem Stoff, der über 3 Akte hinausdrängt, wobei natürlich die Theile dieselben bleiben. Für das Lustspiel läßt sich kein rechter Grund auffinden, da der geringere Vorwurf wohl in drei Ak-

am besten in je einem Akte Platz greifen. Dies ist in dem vorliegenden Lustspiel vollkommen erfüllt: denn wie wir oben sahen, füllt den ersten Akt die Exposition, den zweiten die Verwicklung, den dritten die Katastrophe: denn was man im dritten Akte etwa noch zur Verwicklung rechnen möchte, z. B. die aus einem Mißverständniß entstehenden gegenseitigen Anklagen des Wirths und seiner Tochter, ist vielmehr der Anfang der Katastrophe, die Peripetie. Daß diese Verhältnisse von Göthe selbst nicht mehr zur Verwicklung gerechnet wurden, kann man sehr deutlich daran sehen, daß er es gar nicht für der Mühe werth hält, das Mißverständniß aufzuklären, was er doch bei einer zur Verwicklung gehörigen Sache hätte thun müssen, wenn die Entwicklung vollständig sein sollte. Uebrigens gesteht Göthe selbst, daß er an diesem Stücke mit besonderer Liebe gearbeitet und, da das Stück schon fertig war, die Exposition nochmals durchgearbeitet habe, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen (S. G. Werke Bd. 21, S. 165, 166). Abgesehen von dieser äußerlich tadellosen Composition ist aber an dem Lustspiel auch nichts mehr zu loben. Betrachten wir zunächst die Charaktere. Söller ist ein Säufer und Dieb, dem alle komische Beimischung abgeht. Denn da er nebenbei als dumm dargestellt wird, so fehlt seinem liederlichen Treiben der geniale Anstrich, der allein im Stande wäre, unser Interesse zu wecken. Es ist die gewöhnlichste und hohlste Art von einem gemeinen Faulenzer, dessen einziges Ziel eben Faulenzen und Schlemmen ist. Alcest lebt in dem Hause seiner ehemaligen Geliebten und spinnt von neuem ein Verhältniß mit ihr an, auf welches diese eingeht. Diese beiden Figuren, vom Dichter überall nicht zu komischen bestimmt, können um so weniger einen freundlich erheiternden Eindruck machen, als dieses ganze Verhältniß etwas Peinliches hat. So sehr sich nämlich Göthe Mühe gegeben hat, die Sache so unverfänglich wie möglich hinzustellen, so wird sich doch nie der Zweifel und die Frage zurückweisen lassen, wozu das führen solle. Der alte Wirth endlich könnte komisch sein, wenn er nicht ein completter Schuft wäre. Niemand wird leugnen, daß es psychologisch möglich, selbst wahrscheinlich sei, daß die Neugierde den

---

ten erschöpft werden kann. Uebrigens darf man nur genauer zusehen, um zu bemerken, wie oft die letzten Akte das Interesse sinken lassen, weil der Dichter vorgezogen hat, die herkömmlichen 5 statt der vernünftigen 3 Akte zu geben.

Alten soweit treiben könne, seine eigene Tochter zu verrathen; zugleich aber muß es Jedem klar sein, daß mit diesem Schritt das Komische aufhöre. Man könnte einwenden, der Zuschauer werde auch diesen Schritt lächerlich finden, weil er das Unwahre der Beschuldigung kenne. Allein erstens kann der Zuschauer noch nicht wissen, ob nicht der Verdacht auf der Unschuldigen ruhen bleiben wird. Aber auch zugegeben, daß durch diese Unsicherheit keine unangenehme Spannung entstehe, so wird doch die Person des Wirths dadurch verächtlich und hört also auf komisch zu sein. Denn (und diesen Satz möchten wir auf alle 4 Personen anwenden) über das Verächtliche und Unsittliche kann und darf man nicht lachen.

Betrachten wir nun die Situationen des Stücks, so sind diese den Personen angemessen, d. h. nicht komisch. Nehmen wir als Beispiel den zweiten Akt, wo die Einzelnen nach einander auf Alcest's Stube erscheinen. Der Einzige, der hier als Figur eines Lustspiels gelten kann und eine komische Situation herbeiführen könnte, wäre der Wirth, den seine Neugierde herbeigetrieben. Aber diese heitere Stimmung geht sogleich verloren, weil die Anwesenheit der anderen Personen nicht lächerlich, sondern unsittlich ist. Söller wohnt dem Rendezvous bei und darf nicht einschreiten, weil er sonst gehangen würde: denn er hat gestohlen. Ist das komisch? Gewiß nicht, aber peinlich. Die Scene zwischen Söller und Alcest ist auf das widerwärtigste gedehnt und verliert dadurch allen Reiz, den sie etwa noch haben könnte. An diesem Fehler leidet überhaupt das ganze Stück, und die langwierigen Alexandriner, freilich nicht Göthe's, sondern der Zeit Schuld, tragen das Ihrige redlich bei.

Und welcher Gedanke geht nun durch das ganze Stück? In der That, ich würde in Verlegenheit sein, diese Frage zu beantworten, wenn es nicht Göthe selbst gethan hätte. Indem er nämlich uns die Entstehung der Mitschuldigen erzählen will, erklärt sich zugleich, was er damit wollte. „Mich", sagt er in Wahrheit und Dichtung (Bd. 35, S. 85 ff.), „hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt schon früher angesprochen. Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welcher die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Staat, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herr-

lichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt sich da anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und nur desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Banquerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten: denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Exposition von den meisten. Da aber die Verwicklungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern fallen. Die Mitschuldigen sind das einzige fertig gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstiget, während es im Einzelnen ergötzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen werden."

Wir sehen also hier eine wohlbekannte Gewohnheit Göthe's sich wiederholen. Wenn ihn irgend Etwas ängstigte oder beunruhigte, in Fällen, wo der gewöhnliche Mensch sich abquälen oder bereuen würde: da war des großen Dichters einziges Bestreben, das auf ihn Eindringende, welches er los sein wollte, in seinem Verhältnisse zu ihm selbst sich gegenständlich zu machen, d. h. es dahin zu bringen, daß er die ihn beengenden Zustände als fremde anschauen und mit dem kalten Auge des unbetheiligten Zuschauers fixiren könne. Wie

alles auf ihn Einwirkende, so gestalteten sich auch solche innere Kämpfe bei ihm zu poetischen Productionen. So vertrieb er später, als er die Sesenheimer Friderike wie ein zweiter Clavigo verlassen, die innere Unruhe, indem er sie einem dichterischen Werke einhauchte: so entstanden die beiden Marien im Götz und Clavigo (Vergl. G. Werke 22, S. 90.). Der junge Göthe hatte, wie er uns selbst erzählt, in seinen frühsten Jahren schon Erfahrungen gemacht und geistige Kämpfe gekämpft, die sonst nur das spätere Alter heimzusuchen pflegen. Wir finden es daher ganz natürlich, wenn er diese beunruhigenden Einsichten in die Irrgänge, mit welchen die gesellschaftlichen Zustände untergraben sind, ebenfalls in einer poetischen Schöpfung abstreifen wollte. Daß er aber dazu die Lustspielform wählte, war eben das Unpassende. Hätte er aus dem Stoff der Mitschuldigen ein bürgerliches Trauerspiel mit Veränderung der Katastrophe schreiben mögen, so hätte dies immerhin in seiner Sphäre ein Kunstwerk werden können. Jetzt aber erregt das Bewußtsein, daß man erheitert werden soll und statt dessen gepeinigt wird, Mißvergnügen. Wir stimmen daher mit Göthe's Meinung, daß dieses Stück als das ästhetische und moralische Gefühl verletzend kein Glück habe machen können, vollkommen überein: denn, wie wir schon oben zeigten, spricht diese Vermischung des Komischen und Aengstigenden allem Schönheitssinn, die versuchte Komik im Unsittlichen aber der Moral Hohn.

Göthe fährt fort: „Beide genannten Stücke (die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten) jedoch sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf."

Hier hätten wir also die Idee des Stücks, und gestehn wir es nur, eine so hohe und bedeutende Idee, daß sie fast zu groß erscheint für ein Lustspiel. Aber liegt diese Idee denn wirklich in den Mitschuldigen ausgeprägt? Alcest verzeiht dem Söller den Diebstahl, dieser ihm sein Attentat auf seine ehelichen Rechte und seiner Frau die Untreue — alle beide, wie das geradezu ausgesprochen wird, weil sie bei gegenseitiger Anklage beide gehangen würden. Nirgends tritt das Bewußtsein hervor, daß wir als Theilhaber menschlicher Schwäche uns gegenseitig liebend verzeihen müssen. Die alleräußerlichsten

und niedrigsten Motive bringen diese Versöhnung hervor und der christliche Spruch findet hier durchaus keine Anwendung.

Nachdem wir nun nachgewiesen haben, daß an diesem Lustspiel außer der Oekonomie nichts Lobenswerthes, daß Idee, Situationen und Charaktere gleich wenig stichhaltig: finden wir es nicht unwahrscheinlich, daß Herder nur deshalb bei Mittheilung dieser Arbeit dem jungen Dichter weder Zurechtweisung noch Aufmunterung zu Theil werden ließ, weil er von vornherein sich abgestoßen fühlte (Vergl. G. Werke Bd. 21, S. 246). Auch verhehlen wir nicht, daß wir es nicht für ein unersetzliches Unglück ansehen würden, wenn der junge Göthe bei dem großen Autodafé, welches er vor seiner Abreise nach Straßburg über seine Leipziger Productionen verhängte, auch die Mitschuldigen geopfert hätte (Vergl. G. Werke Bd. 21, S. 165). Denn wie einem Lustspiele, dem nicht viel weniger als Alles abgeht, „einiges theatralische Verdienst“ (S. G. Werke Bd. 35, S. 360.) zukommen könne, wenn dies nicht blos in der äußerlichen Disposition des Stoffs bestehen soll, vermögen wir in der That nicht zu begreifen. Wenn Göthe endlich meint (G. Werke Bd. 27, S. 4), man werde diesem Werke bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molière'schen Welt nicht absprechen, so gestehen wir aufrichtig, in vorliegendem Lustspiel ein solches Studium nicht aufzufinden. Es war wohl nicht sehr vorsichtig, zu einer derartigen Vergleichung herauszufordern.

Dr. August Henneberger.

Antwort

auf die in den Berichtigungen der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung des Shakspeare (S. 73 des Archivs, 1849) aufgeworfenen Fragen.

Die in der Ueberschrift bezeichneten Fragen betreffen zwei Stellen in „Was Ihr wollt." Die erste derselben lesen wir Act. 3., Sc. 1., wo sie in der Uebersetzung so lautet:

Viola. Nun daß Ihr denkt, Ihr seid nicht, was Ihr seid.

Die Worte im Original sind: That you do think you are not, what you are.

„So viel ich auch über diese Stelle nachgedacht habe," sagt der Verfasser der gründlichen und scharfsinnigen Berichtigungen, „habe ich doch keinen Sinn herausbringen können." Dieses Bekenntniß eines so tüchtigen Kenners des Shakespeare darf von einem Versuche, die schwere Stelle zu enträthseln, nicht abschrecken, da ja selbst der irrende Versuch auf die eine oder andere Weise dazu beitragen kann, den richtigen Weg zur Erklärung aufzufinden. —

Olivia ist bereits ihrer fehlgreifenden Leidenschaft ganz preisgegeben, sie kennt nicht Maß und Ziel mehr und will in dieser zweiten Zusammenkunft den ausweichenden Pagen zum Geständniß bringen. Sie mag wohl wähnen, daß Pflichttreue und Flucht vor der Macht des Herrn ihm den Mund verschließe, jene aber stellt sich ihr, da sie so entschieden Orsino's Werbung zurückweis't, als unnütz dar, und diese erkennt ihr energischer Charakter nicht für begründet und berechtigt an. Die arme Viola, von ihrer ungestümen Drängerin bestürmt, muß, da sie einmal die Lüge des Geschlechts zu enthüllen nicht über sich gewinnen kann, zu jener zweideutelnden Redekunst flüchten, die, um hier sich nicht bloß zu stellen und dort einen Schein von Wahrheit zu erhalten, stets den fraglichen Punkt umgehen und in doppelsinnigen Worten verkehren lehrt. Olivia's Dolmetscherin

der schwankenden unbestimmten Reden Cäsario's, zu deren innerstem Verständniß ihr der Schlüssel fehlt, ist einzig die blinde, zu einem eiteln Ziele rennende, alle Rücksichten beseitigende Leidenschaft. Wenn Viola sagt: I pity you und damit ausdrücken will, daß sie nur und weiter nichts als Mitleid für sie hat, so freut sich Olivia, daß sie aus ihrem Munde für die shameful cunning kein sittliches Verdammungsurtheil gehört hat, und will in der zugestandenen Empfindung des weichen Mitgefühls eine Staffel zur Liebe erblicken. Die nächste, diese Hoffnung abzuweisen beabsichtigende Antwort Viola's, in deren Seele der Gedanke liegen mag, daß die bemitleidete Olivia — freilich absichtslos und unbewußt — das feindliche Element ist, welches ihr zunächst den Weg zum Herzen des so zärtlich geliebten Orsino vertritt, faßt die reizbare Leidenschaft der Gräfin als den Ausdruck der Abneigung, des Widerwillens und Hasses, als rücksichtslose, verachtende, entschiedene Zurückweisung auf. Das empört ihren Stolz. Sie will die Fesseln einer unwürdigen Liebe für einen Armen, der so stolz ist, für ein Bürschlein, dessen Verstand und Jahre erst reifen müssen, mit einem Male abschütteln. Sie bedauert die bei ihm verlorenen Minuten und weis't dem bitter Geschmähten die Thür. Daß alle ihre Schmähungen für Viola des Stachels entbehren müssen, ahnt sie nicht. Diese, froh, der beängstigenden, peinigenden Lage zu entkommen, stimmt freudig in die Verweisung ein und rüstet sich zum Abgang. Aber in der edelsten Selbstverleugnung und Pflichttreue vergißt sie nicht, den, wie sie glaubt, für Orsino's Wünsche jetzt so günstigen Moment in Olivia's Stimmung zu benutzen (If one should be a prey, how much the better, To fall before the lion, than the wolf?) und bittet um eine Botschaft für ihn. Sie hat sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Olivia's aufbrausender Zorn ist verraucht und Viola's Frage gibt der wieder obwaltenden Liebe ein Mittel an die Hand, den Verwiesenen festzuhalten, die harten Worte wieder gut zu machen, ja vielleicht erweckt eben die Frage den alten Glauben, daß der Dienst die Junge fessele, und die Liebende heißt den Pagen bleiben und richtet in zärtlichem Tone — man darf das hier zum ersten Male gebrauchte vertrauliche thou nicht übersehen — die früher so zweideutig beantwortete Frage wiederum an ihn: I pr'y thee tell me, what thou thinkst of me. Was aber kann bei diesem plötzlichen Umschlagen der Stimmung, bei diesem raschen Wechsel der entgegengesetztesten Empfindungen, bei diesem Uebergange von

einem Aeußerſten in das andere die, wie es ſcheint, durch ihre Täuſchung ſchon ein wenig verſtimmte Viola anders über Olivia denken und wie anders ſich ausſprechen, als daß ſie in ihrem Denken und Sein mit ſich auseinandergehn, daß ſie ihrem eigenen Weſen entfremdet, ihr eigenes Selbſt nicht mehr ſei, daß ſie, wozu freilich allein für ein volles Verſtändniß Viola den Schlüſſel hat, in einer fehlgreifenden, weſen- und hoffnungsloſen Leidenſchaft ſich ſelbſt verloren habe? Dieſes ſcheint mir der Sinn der dunkeln Worte zu ſein, die in dieſer Auffaſſung in allen Situationen und Charakteren dieſes wunderbaren Kunſtwerks, wie ich leicht, wenn ich nicht beſorgen dürfte, ſchon zu weitläufig geweſen zu ſein, nachweiſen könnte, eine bedeutende Rolle ſpielen. In Olivia's Bewußtſein entwickelte ſie ſich als eine Mahnung, daß ſie im Sturme ihrer Leidenſchaft die Grenzen weiblicher Verſchloſſenheit und Verſchämtheit, die Gebiete der Standesverhältniſſe übertreten habe, daß ſie das Weib vergeſſend dem Manne gleich vorſchreite und werbe, daß ſie die Herrin vergeſſend ſich faſt dem Diener unterordne. Die Logik der Liebe entkräftet das Gewicht des Vorwurfs, indem er empfindlich dem Tadler zurückgegeben wird. Auch er ſei ſich nicht treu, indem er wider Mann- und Ritterſitte — ſie weiß ja, daß er ein gentleman iſt I., 5 — die frei dargebotene Gabe der Liebe — als ungeſuchte um ſo werthvoller — gefühllos und unmanierlich zurückweiſe. Und wenn nun Viola zweideutelnd aus ihrem Wiſſen hervor ihr Recht gibt, benutzt Olivia, ihr Ziel leidenſchaftlich verfolgend, das ſchwankende Wort und meint, näher tretend, wenn Cäſario nicht wirklich wäre, was er ſei, ſo bekenne er ſich ja noch für ein beliebiges Sein vacant, und gern möge ſie dieſes für ihn nach ihrem Willen beſtimmen.

Die zweite Stelle in Twelfthnight, über welche der Verfaſſer der Berichtigungen ſich an Kundige um Auskunft wendet, ſteht Act. 3. Sc. 2. Sir Toby giebt daſelbſt dem Sir Andrew Anweiſung, wie er den Herausforderungsbrief an Cäſario abfaſſen ſoll und ſagt unter Anderm: and as many lies as will lie in thy sheet of paper, although the sheet were big enough for the bed of Ware in England, set'em down. Man erkennt gar leicht das alte Spiel von Lügen und liegen und die witzige Benutzung des Doppelſinns

sheet, Bogen Papier und Bettlaken. Was aber ist das bed of Ware? Hierüber belehrt Nares in seinem Glossary s. v. Ware. This curious piece of furniture, sagt er, celebrated by Shakespeare and Jonson, is said to be still in being, and visible at the Crown inn, or at the Bull, in that town. It is reported to be twelve feet square, and to be capable of holding twenty or twenty-four persons; but in order to accommodate that number, it is evident that they must lie at top and bottom, with their feet meeting in the middle. Of the origin of this bed I know not the account.

> D. Why we have been — La F. In the great bed at Ware together in our time.
>
> B. Jons. Epicoene, V. I.

In a much later comedy, Serjeant Kite describes the bed of honour, as a mighty large bed, bigger by half than the great bed of Ware. Ten thousand people may lie in it together, and never feel one another.

> Farq. Recruiting Officer.

In Chauncy's Hertfordshire, there is an account of its receiving at once twelve men and their wives, who lay at top and bottom, in this mode of arrangement: first, two men, then two women, and so on alternately, so that no man was near to any woman but his wife. For the ridiculous conclusion of the story, I refer to that book.

Bernburg. K. Francke.

Zur

Grundlegung einer neuen Auffassung

des

Shakspeareschen Drama's Hamlet.

(Zweiter Artikel.)
(Schluß zu Seite 91.)

Wir haben bis hieher Ereignisse nachgetragen, die von Außen in die Handlung eingreifen und eben deßhalb schon nicht als vollständig innerlich motivirt erscheinen können; denn in diesem Falle sehen wir natürlich nur das Geworbne, nicht das Werden. Es fragt sich jetzt, ob nicht vorher im Fortschreiten des Entwickelungsganges der gesammten Handlung wie der Schicksale der Einzelnen hie und da eine einzelne Lebensäußerung Dieses oder Jenes, Eine Thatsache am Wege liegen geblieben ist, die wir jetzt aufzulesen hätten. Von dieser würden wir dann behaupten dürfen, da jener Entwicklungsgang sich als ein in sich nothwendiger erwiesen hat, daß sie in das Ganze des Kunstwerks nicht aufgehe, sie würde also als irgend einem äußern Zwecke dienend, mithin als Mangel zu betrachten sein, so groß auch ihre individuelle Schönheit wäre. Und solcher Stellen gibt es allerdings in unserm Hamlet, durch die der Dichter irgend eine bestimmte Absicht zu erreichen suchte, in denen er also, statt seine Selbstständigkeit an sein Werk hinzugeben, sich als Subject geltend machte. Doch um diese Stellen klar herauszuheben, bedarf es der eingehendsten Zerlegung des ganzen Werkes vom Standpunkt der Composition desselben, der Anordnung des Stoffes durch Acte und Scenen, bedarf es also des Nachweises der subjectiven Thätigkeit des Dichters überhaupt, den wir uns für einen dritten Artikel vorbehalten. So z. B. ließe sich nach dem, was über Polonius und Laertes im Vorhergehenden gesagt ist, jetzt allerdings beweisen, daß die erste Scene des 2. Acts, in der der Alte seinen Diener instruirt, wie er es anzufangen habe, um seinen Sohn auszuspioniren, daß diese Scene,

sag' ich, die vorher übergangen werden mußte, so Vortreffliches sie auch zur Characteristik des Vaters wie des Sohnes beibringt, da sie eben nur diesem Zwecke dient und dabei außerhalb des Entwicklungsganges sowohl der Handlung im Ganzen, als des Schicksals der Beiden steht, eine Schwäche unsres Werks ist. Sobald wir aber in die Composition des Ganzen blicken, bietet sich noch eine andre Auffassung der fraglichen Scene dar, die ihr noch größere Wichtigkeit ertheilt, obwohl sie auch dadurch nicht mehr zum harmonischen Gliede des Ganzen werden kann. Sie ist nämlich als Einleitung zu den beiden folgenden Acten zu betrachten, die ihrem rein stofflichen Inhalte nach, gerade wie die Sage des Saxo Grammaticus, vom Prinzen Hamlet, nichts weiter als die gegenseitige Ausforschung aller handelnden Personen darstellen. Der König sendet Ros. und Guild., Pol. und Ophelie gegen Hamlet aus, um sein Geheimniß zu erforschen, ja er selbst behorcht ihn und zieht endlich auch die Königin hinein. Hamlet dagegen bringt Ros. und Guild. zum Geständniß ihres Auftrags, neckt Polonius, dessen Absicht, ihn zu erforschen, er vom ersten Augenblick an durchschaut hat, erforscht Opheliens geheime sinnliche Wünsche, und läßt die Schauspieler die Geheimnisse des Königs und der Königin ausplaudern, um auch sie zum Geständnisse zu bringen, ja er hat, wie vorher angedeutet, klares Bewußtsein darüber, daß sie sämmtlich Versteckens mit einander gespielt haben. Zu diesem Spiele nun soll die erste Scene des 2. Acts die Einleitung bilden — gewiß höchst fein ersonnen, aber doch ersonnen und nicht in's Centrum des Lebenskeims unsrer Tragödie hineingearbeitet, daß es von da aus als lebendiges Glied des Ganzen sich untrennbar mit demselben verwoben hätte — eine Aufgabe, die dem Verstande, der hier als schöpferischer Genius wirken sollte, überhaupt nie gelingen wird.

Es bleibt jetzt nur noch Eins. Ich habe in meiner Darstellung des Verlaufs der Handlung außer den bereits in meiner ersten Abhandlung gerechtfertigten Thatsachen noch zwei aufgenommen, die man bis jetzt in Hamlet nicht gefunden hat, für die man also eine Rechtfertigung zu fordern berechtigt ist. Mir selbst ist die daraus für mich fließende Pflicht eine willkommne, da ihre Erfüllung es mir möglich macht, schon jetzt meine eigne in dem Vorhergehenden in kurzen Zügen vorgetragene Auffassung Hamlet's in Etwas zu stützen. Die beiden Thatsachen, von denen ich rede, sind der Selbstverrath der Königin und die Anklage, die Ophelie in ihrem Wahnsinn gegen diese erhebt.

Ich beginne mit der Letzteren. Man hat die Reden, die Ophelie in ihrem Wahnsinn führte, bisjetzt entweder wie Tieck auf eine von Willkür nicht ganz freie Weise, ohne einen festen Anhaltspunkt zu haben, ausgelegt und dann zu ihrem Nachtheil ausgebeutet, oder, als Ausflüsse des Wahnsinns, keiner näheren Prüfung gewürdigt. Aber man hätte einerseits den Wink des Dichters selbst, der den Horatio sagen läßt, ihre Reden tragen but half sense, der ihnen also ausdrücklich noch Sinn, wenn auch nur unvollkommnen, zuspricht, nicht so ohne Weitres unbeachtet lassen, und andrerseits vom psychologischen Gesichtspunkt aus sie mit dem ganzen innern Leben Opheliens in Zusammenhang bringen sollen. Das Letztere namentlich liegt so sehr nah, sobald man überhaupt nur erst erkannt hat, daß um ein Drama zu verstehn, es nöthig ist, sich in die Menschen, die es tragen, ernstlich einzuleben. Wir werden sehen, daß dieser Eine Gesichtspunkt genügt, den ganzen Gedankenkreis Opheliens in ihrem Wahnsinn bloßzulegen. Der Grundgedanke meiner Auffassung Hamlet's ist, daß er zu Grunde ging, nicht an dem Werke, das ihm sein Vater auferlegt, sondern weil mit der Kunde von der Ermordung seines Vaters die letzte Stütze seines Glaubens an die sittlichen Mächte, die die Welt tragen, zusammenbrach, eines Glaubens aber, der schon vorher durch die zweite Heirath seiner Mutter, an deren treue Liebe für ihren Gatten er alle seine sittlichen Ideale geknüpft hatte, und durch die Abweisung seiner Geliebten, die noch vor der Begegnung mit dem Geiste erfolgt,*) in seinen Grundvesten erschüttert war. Hamlet's Mutter trägt also, obwohl ihrem Wesen nach, das die Liebe nie so tief erfaßte, unschuldig, die Schuld seines Unterganges; denn nur nachdem er an ihr, seinem Ideal des liebenden Weibes, irre geworden war, konnte ihn Opheliens Abweisung an der Liebe dieser Letzteren verzweifeln lassen, da aber mußte sie es auch, weil er Ophelien stets nur als das Abbild seiner Mutter geliebt hatte. So ward sie ihm nach seiner Mutter Fall auch wieder, was ihm

*) Hamlet geht unmittelbar nach dem Entschwinden des Geistes zu Ophelien, wie ihre Schilderung seines Aeußeren beweis't; unmittelbar nachdem er sie verlassen, stürzt sie voll Schrecken zu ihrem Vater in's Zimmer, und da erzählt sie, daß sie ihn bis jetzt seinem Verbote gemäß stets abgewiesen habe. Dies Verbot erfolgte aber erst nach Hamlet's erstem Monolog. Wir haben uns also zwischen dem Verbote und der Geisterscene einen Zwischenraum von einiger Zeit zu denken, was bei Shaksp. ja nicht auffallend ist.

diese jetzt geworden war, ein rein sinnliches Wesen, das von dem geistigen Gehalt der Liebe keine Ahnung habe. Und das ist's, was er ihr beim Schauspiel, wo er dahin gediehen ist, daß er an den sittlichen Mächten nicht mehr bloß zweifelt und darüber der Verzweiflung preisgegeben ist, sondern daß er sie leugnet und verspottet — das ist es, sag' ich, was er ihr beim Schauspiel mit dem schneidendsten Hohne in den unzweideutigsten Worten sagt. Dadurch giebt er sie, die ihn liebt und sich gestehn muß, daß seine Vorwürfe eine Berechtigung in sich haben, der Selbstverachtung Preis, die der tiefste Grund ihres Wahnsinns ist, obschon der Anlaß freilich die Ermordung ihres Vaters durch den Geliebten ist.

Gehen wir jetzt zu der fraglichen Scene zurück. Ich habe meine Erklärung jenes ersten Liedes, mit dem sie vor die Königin tritt:

How should I your true love know
From another one?

schon oben gegeben. Sie setzt sich in demselben an die Stelle Hamlets und spricht aus, was dieser sagen würde, daß er, da Ophelia für ihn mit seiner Mutter unauflöslich verknüpft war, die Liebe jener von der dieser nicht unterscheiden konnte, daß er also mit der Letzteren auch seine eigene Geliebte verlieren mußte. Das Folgende stützt diese meine Auslegung, die ohne dies vielleicht verwegen scheinen könnte, denn auch das Folgende hat noch Sinn. Als der König eintritt, wendet sie sich zu diesem mit den Worten: Well, God 'ield you! They say, the owl was a baker's daughter. Lord! we know what we are, but know not, what we may be. God be at your table! Die Legende von der Bäckerstochter, auf die Ophelie hier anspielt, ist bekannt: der Heiland kam einst vor einen Bäckerladen, wo man eben backte, und forderte Brot. Die Bäckerstochter verkleinerte den Teig, den ihre Mutter für ihn in den Ofen geschoben hatte, wofür sie in eine Eule verwandelt wurde. — Man denke sich das Mädchen, das die Kraft verloren hat, was in ihr lebt, in selbstgefügter Rede auszudrücken und nun zu alten Liedern, Sagen und Legenden ihre Zuflucht nimmt, die mit ihr aufgewachsen sind und jetzt der einzige Ausdruck ihres Innern werden. Ganz der Liebe hingegeben, wie selbst das Grablied noch beweist, das sie ihrem Vater singen will, das aber unvermerkt sich von ihm ab auf den Geliebten wendet*) —

---

*) Ich meine nämlich, daß in allen ihren Trauerliedern Hamlet und ihr Vater

was ist natürlicher, als daß auch ihr Vergehen an Hamlet ihr wieder vor die Seele tritt? Die Bäckerstochter ist sie selbst, sie hat, wie diese den flehenden Heiland, so ihren Geliebten abgewiesen, als dieser nach der Vermählung seiner Mutter zu ihr seine Zuflucht nahm. Und weiter! jenes Liedchen, das Tieck ausbeutete, um sie zu beschuldigen, sie sei ein Opfer ihrer Leidenschaft geworden, eine Beschuldigung, die, wenn nicht Hamlet allen Adel der Gesinnung und alle Zartheit der Empfindung einbüßen soll, schon dadurch widerlegt wird, daß dieser nie, in keiner seiner doch nicht seltenen Selbstbetrachtungen, sich des Verbrechens der Verführung Opheliens bewußt wird — jenes Liedchen, das ich hier nur erwähne, um zu zeigen, daß ihr Geist in der That in ihr vergangenes Leben versenkt ist und sie sich abmüht auszusprechen, wie sich dasselbe jetzt in ihr wiederspiegelt, mit diesem Liedchen knüpft sie an das Schauspiel an, wo Hamlet ihre geheimen Wünsche vor ihr aufgeschlossen hatte. „Pray you," fängt sie an, als wollte sie den Zweck des Liedes recht ausdrücklich hervorheben, „let 's have no words of this;" das sind Worte, die sie im Geiste zu Hamlet spricht, zu dem sie sich versetzt glaubt; sie bittet ihn, die schlimmen Reden abzubrechen, mit denen er sie einst folterte. Aber was sie damals so verletzte, daß sie ihn "naught" nannte, das war seine Antwort auf ihre Frage: „Will he (Prologue) tell us what this show meant?" „Be not you ashamed to show, lautete die Antwort, he'll not shame to tell you what it means." Jetzt sagt sie selbst, was ihre Vorstellungen bedeuteten. „But when they ask you," fährt sie fort, „what it means, say you this": Sie hätte selbst sich ihm gern ganz hingegeben, das ist der Sinn des Liedchens, nur die Furcht, er möge, wenn er „gescherzt" mit ihr, sie nicht mehr „frei'n", dieselbe Furcht, die ihren Bruder gleich zu Anfang treibt, ihr Vorsicht anzurathen, hat sie davor bewahrt. Noch andere ihrer Reden haben jenen halben Sinn, den Horatio ihnen beilegt; so jene Anrede an Laertes, der eben im Begriff ist, den König zu stürzen: You must sing, Down-a-down an you call him a-Down-a. O how the wheel becomes it! It is the false steward, that stole his master's daugh-

---

für sie verschwimmen, wie denn z. B. der Schluß des hier berührten: which bewept to the grave did not go with true love showers sich nicht auf ihren Vater, sondern nur auf Hamlet beziehen kann.

ter. Die Worte sind gegen den König gerichtet, gegen den sie Laertes' Wuth schüren will. Die letzten Worte stellen die wahre Thatsache wieder im Spiegel einer Sage dar, die ihr von Jugend auf geläufig war. „Es ist der falsche Hausfreund, der seines Bruders Weib stahl," will sie sagen, ganz offenbar durch das Schauspiel selbst, so wie durch Hamlet's ausdrückliche Hinweisungen auf seiner Mutter Treulosigkeit in das wahre Sachverhältniß eingeführt. Ist das aber, bezeichnet sie mit jenen Worten wirklich den König, der seinem Bruder sein Weib stahl, — und die gegebene Auslegung scheint sich mir von selbst zu bieten — so haben auch die ersten Worte down-a-down u. s. w. den prägnanten Sinn: Nieder mit ihm! nieder mit ihm! so wie der Ausruf O, how the wheel becomes it! für sie in diesem Augenblicke den Sinn hat: „wie würde dem das Rad gut stehen!" Die Blumen endlich, die sie austheilt, hat Tieck zum Theil schon ganz richtig gedeutet, nur glaube ich, muß auch hier wieder eine Verwechslung der Personen statuirt werden, so daß wieder Hamlet vor ihr steht, indem sie dem Laertes Rosmarin und Stiefmütterchen giebt, denn für diesen haben die Symbole des Andenkens und des schwermüthigen Gedächtnisses keinen Werth; Maßlieb ist für ihn, den heilvergessenen Prediger, wie sie ihn früher nannte, der selbst den Blumenpfad der Lust wandelt. Auch in der Deutung der Rauten kann ich Tieck, der hier auf Opheliens Fall angespielt glaubt, natürlich nicht beistimmen. Sie nimmt Rauten für sich, weil sie sich allerdings auch vergangen hat — wir sahen eben, wie — aber die Königin, sagt sie, solle dieselben mit einem Abzeichen tragen, denn diese hat sich noch ganz anders gegen ihren Sohn versündigt.

Die erste Thatsache, die ich in die Darstellung der Handlung aufzunehmen wagte, ist hiermit, denke ich, gerechtfertigt, und ich könnte jetzt zu der zweiten, dem Selbstverrath der Königin, übergehen. Ich muß indeß noch einen Augenblick bei Ophelien verweilen, um ein Paar Worte über den oben aufgezeichneten Entwicklungsgang, den sie durchmacht, hinzuzufügen. Es ist nämlich höchst bemerkenswerth, wie massenhaft das Unglück gerade über sie zusammenbricht, und ist auch alles Einzelne motivirt — ihr Wahnsinn, ihr Tod im Schlamm, ihre unvollständige Bestattung, der widerwärtige Zank endlich, der zwischen Hamlet und Laertes ausbricht: doch ließe sich mit dem Dichter über die Nothwendigkeit, die Bestattung

überhaupt darzustellen, rechten. Sie ist es aber eben, auf deren Veranlassung wir auch noch hören, daß sie im Volke als Selbstmörderin gilt und die den Streit Hamlet's mit Laertes hervorruft. Freilich könnte man für den Dichter noch anführen, der König habe dem durch das Prunklose der Bestattung seines Vaters beleidigten Laertes eine Genugthuung geben müssen — aber warum diese uns vor Augen stellen? Die Frage bliebe unerledigt; denn auch die Antwort wäre ungenügend, das es dem Dichter vorzugsweise darauf angekommen sei, Hamlet auf der Schädelstätte zu zeigen, wodurch dann sein minder wichtiges Zusammentreffen mit Laertes an Opheliens Grabe schon vorbereitet wäre. Das aber ist eben zu beweisen, was nicht so leicht sein dürfte. Vielmehr liegt es näher, dem Letzteren oder besser dem Zusammentreffen Hamlet's mit der Leiche seiner früheren Geliebten, das dem gänzlich Unvorbereiteten zum ersten Male das volle unumwundene Geständniß seiner Liebe abzwingt, größere Wichtigkeit beizulegen. Damit aber ist dann zugleich die Störung ihrer Ruhe noch im Grab gesetzt. Obgleich nun also allerdings selbst diese immer noch vortrefflich motivirt ist, so möchte man doch fast dem Gedanken Raum geben, daß nicht das Schicksal allein so schwere Verfolgungen gegen das arme Mädchen verhängt habe, sondern daß der Dichter als Person dabei betheiligt sei, und in ihr das weibliche Geschlecht überhaupt, das er durch seinen Hamlet schon so scharf geißelt, für die Unbilden, die es ihm selber angethan, habe bestrafen wollen. Der Tod im Schlamm, den dieses schöne Mädchen findet, der bitterste Hohn auf ihre Schönheit, ich meine, auch dieser zeugt von der Bitterkeit des Dichters. Und die Erfahrungen, die eine solche Bitterkeit in ihm hätte erzeugen können, liegen ja vor, Hoffmann hat sie noch vor Kurzem den Lesern dieses Archivs wieder vorgeführt. Wer aber auf Hamlet's eigene Liebesverzweiflung näher eingeht, wer sie auch da zu verfolgen vermag, wo sie nur noch in halb bewußtlosen Lauten redet oder in teuflischen Hohn verkehrt Freude über das Unglück der eigenen Geliebten athmet: der kann dem Gedanken nicht wehren, daß wir hier nicht ein Geschöpf Shakspeare's, sondern den Dichter selber vor uns haben, der, noch ein Raub der Leidenschaft oder ihr aufs Neu verfallend, sobald er sich ihrem Zauberkreise wieder nähert, seine eigenen Schmerzen vor uns aushaucht, unbewußt, in den Lauten, die die Natur ihm auspreßt. Und dieser Ansicht würde dann die ganze Färbung unseres Drama's, die schmerz-

lich düstre Weltanschauung, die dasselbe nach allen Enden hin durchströmt und deren Grundton die Nichtigkeit des Menschen ist, zu einem Fundamente dienen, auf dem sie, ausgebaut nach allen Seiten, sicher ruhen könnte. Doch lassen wir den Ausbau Anderen und kehren zu der Königin zurück.

Nur wenige Worte hab' ich über diese noch hinzuzufügen, nachdem ich eben schon die doppelte Bedeutung ihrer Schilderung des Todes der Ophelie dargelegt habe. Leugnen wird sie Niemand, der sich überzeugt hat, daß die bisherige Auffassung Hamlet's, die ein wenn auch an sich bedeutendes, doch immer untergeordnetes Moment seines Wesens zum leitenden Gedanken des ganzen Drama's machte, eine irrige ist, bei der nur spärliche Goldkörner des in ihn versenkten unendlichen Reichthums gehoben werden können; leugnen wird sie Niemand, der mit mir Hamlet's Untergang aus der Verzweiflung an der Liebe seiner Mutter zu ihrem Gatten ableitet; vielmehr ist diese Stelle eine neue Stütze meiner Ansicht. Es fragt sich nur, wie kam Shakspeare der Gedanke einer solchen Allegorie? wozu die Künstelei, die, wenn sie äußeren Beifall erstrebte, ihren Zweck verfehlte, da ja doch nicht zu erwarten war, daß je ein Zuschauer das Spiegelbild zugleich mit dem eigentlichen Bilde sehen werde? Mir fehlt die Antwort — wenn nicht d i e genügt, daß Shakspeare selber, hingerissen von seiner göttergleichen Schöpfung, die zugleich das Abbild seiner eigenen Leiden war, den Drang empfunden habe, noch ein Mal sich sein eigenes Wesen und seinen Fall im Bilde vorzuführen und zwar im Gegensatz zu dem seiner Geliebten, deren ganzes Streben durch die Blumen, die sie zum Kranze windet, hinlänglich bezeichnet war. So aber erkannt, war sie für ihn, der einst seine Ideale an sie weggeworfen hatte, nur noch verächtlich: er warf sie in den Schlamm, während er selbst in Gestalt seines Hamlet sich in dem Gespräche mit der Königin noch wieder zur höchsten sittlichen Höhe emporschwingt. — Uebrigens hat mein erster Artikel ja schon in den beiden größten Monologen unseres Hamlet's eine solche Doppeldeutigkeit nachgewiesen, die sich freilich von der dieser Schilderung dadurch unterscheidet, daß sie ein der Handlung Wesentliches in sich schließt, während hier die Allegorie neben dem wirklichen Bilde sehr wohl entbehrt werden konnte. Es gibt aber noch eine Stelle, die von dieser Seite Shakspeare'scher Kunst Zeugniß ablegt und daher hier zum Schlusse noch besprochen werden mag. Es ist die Rede Hamlet's über Schau-

spielkunst und Drama (im 3ten Akt), die man bisher wie jene Rede des Aeneas und die Schilderung der Bühne in der Hauptstadt (Akt 2, 1.) als unserm Stücke eigentlich ganz fremd betrachtet und von der man angenommen hat, Shakspeare habe sie nur eingefügt, um seine eigenen Gedanken über ihm so nahe liegende Gegenstände gelegentlich zu Markte zu bringen, ganz willkürlich also und zum wesentlichen Nachtheil seines Werkes. Aber wenn es auch wahr ist, daß die hier gegebene Definition des Dramas Shakspeare's eigene, dann im großartigsten Stil practisch angewandte Anschauung desselben ausspricht — denn das ist ja das Wesentliche seiner Kunst, daß er das Leben, wie es ist, abspiegelt und die Aristotelische Idealisirung bei ihm sich darauf reduzirt, daß er den geistigen Gehalt des Lebens in klarer, durchsichtiger Gestalt vor uns hinstellt — wenn also das auch nicht geleugnet werden soll, so ist doch damit noch nicht zugegeben, daß der Zweck der Rede sei, diese Betrachtungen vor dem Zuschauer auszusprechen. Vielmehr steht die Rede mitten in der Entwicklung der Handlung und bildet sogar ein nothwendiges Glied derselben.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Dinge. Hamlet steht eben im Begriff, dasselbe Geheimniß, dessen Bewahrung ihm einst so wichtig schien, daß er sich mit dem bloßen Worte seiner Freunde nicht begnügte, sondern sie feierlich bei seinem Schwerte schwören ließ, vor seinem Oheim, dem allein es ein Geheimniß bleiben sollte, offen darzulegen. Mag man nun dem Schauspiel den Zweck, den Hamlet selber angiebt, sich durch das eigene Geständniß des Thäters größere Gewißheit über das Verbrechen zu verschaffen, zuschreiben — eine Annahme, die fast allgemein verbreitet ist — oder mag man, was ich für das allein Richtige halte, der Meinung sein, Hamlet habe nur das Eine Ziel im Auge, die ihm von dem Geiste auferlegte Rache, die zugleich seine sittliche Pflicht war, in seinem eigenen Namen an dem Mörder zu vollziehen und ihn dadurch, daß er ihm sein Verbrechen zeigt, durch dessen Kenntniß Hamlet ihn beherrscht, moralisch zu vernichten, eine Rache, die durchaus unsittlich ist; mag man dieser oder jener Ansicht huldigen: immer wird man einerseits zugeben müssen, daß Hamlet an der Schwelle der Ausführung seines Planes doch wohl die Pflicht hat, das Gelingen desselben möglichst zu sichern, und anderseits, daß ihm doch auch der Gedanke kommen muß, daß die Möglichkeit der Erfüllung des Gebotes

seines Vaters durch die Enthüllung des Geheimnisses wenigstens in Frage gestellt, ja aufgehoben wird. Das Letztere betreffend, so habe ich in meiner vorigen Abhandlung schon angedeutet, daß ihm dieser Gedanke wirklich kommt; er beginnt die Rede, die er an den Schauspieler richtet, mit den Worten (ich bin genöthigt, sie ganz auszuschreiben): Speak the speech, I pray you, as I pronounced it to you, trippingly on the tongue; but if you mouth it, as many of your players do, I had as lief the towncrier spoke my lines. Ich habe a. a. O. schon angemerkt, daß hier offenbar unter the speech, womit doch eine bestimmte Rede bezeichnet sein muß, und my lines die Rede, die im Schauspiel dem Lucianus zugetheilt ist, verstanden ist; diese Rede aber ist eine Apostrophe an das Gift, das der Mörder eben im Begriff steht, seinem Opfer in's Ohr zu gießen, sie also ist es eben, durch die er sein Geheimniß vor dem Könige, seinem Feind, enthüllt, durch sie also gibt er seine Rache Preis. Und daß er darüber Bewußtsein hat, das zeigen jene durch gesperrte Schrift hervorgehobenen Worte. Dies Bewußtsein aber bringt die Rede schon von einer Seite in Zusammenhang mit Hamlet's eigener psychologischer Entwicklung und mit dem Gang der Handlung überhaupt. Aber in jenen Worten ist auch das Andere schon ausgesprochen, was diesen Zusammenhang noch um Vieles enger knüpft — das nämlich, daß er den Erfolg seines Planes sicher zu stellen sucht. „Die Rede," will er sagen, „muß ihre Wirkung thun, oder ich könnte sie eben so gut durch den öffentlichen Ausrufer auf dem Markte halten lassen, d. h. oder ich hätte mein Geheimniß nutzlos weggeworfen." Das aber will er nicht und weil er es nicht will, so gibt er dem Schauspieler, der sie sprechen soll, Anweisung, wie er sie zu sprechen habe, nachdem er sie ihm selbst schon vorgelesen hat. Schlegel hat hier den Sinn der oben angezogenen Worte Hamlet's ganz verwischt, den der Character jener Rede des Lucianus wie die Worte Hamlet's selbst dahin bestimmen, daß der Schauspieler sie mit gedämpfter, halbunterdrückter, unsicherer Stimme sprechen soll, so etwa, daß das Herzklopfen hörbar werde, das der Bösewicht doch wohl nicht ganz bemeistern konnte, als er an sein „mitternächtiges" Werk ging. Er soll also sich hüten, den Mund vollzunehmen, weil sonst der Eindruck auf den Mörder, der natürlich so nicht sprach, ganz verloren ginge. — Bis hieher ist jene Doppeldeutigkeit, von der ich redete, noch nicht vorhanden, hier tritt allein

die Beziehung auf den bestimmten Gegenstand, der ihn beschäftigt, klar hervor, obschon man bisher auch diese Worte schon stets ganz allgemein gefaßt hat — ein sprechender Beweis der Kunst Shakspeare's. Denn seine oder vielmehr seines Hamlet Absicht ist es allerdings, daß sie von dem Schauspieler in diesem Sinne gefaßt werden, da er natürlich streben muß, vor diesem das Interesse, das er selbst an der fraglichen Rede hat, zu verbergen. Deshalb fügt er denn auch alsbald eine Bemerkung von allgemeinem, bloß ästhetischem Interesse hinzu, das ihn übrigens ohne Zweifel trotz seines besonderen Zweckes überhaupt nicht verläßt. Denn um es jetzt schon auszusprechen, im Grunde ist dieser Zweck in diesem Augenblick, nachdem er kaum Ophelien verlassen, nachdem er eben erst dem Gedanken an Selbstmord entsagt hat, für ihn selbst von untergeordneter Bedeutung, ja er läßt das Schauspiel überhaupt jetzt nur geschehen, weil es doch ein Mal schon eingeleitet und der König zu demselben schon eingeladen ist. Daraus erklärt sich, daß er alsbald auf Anderes überspringt und jenen Plan schon fast vergessen hat. Doch darum hört er nun nicht etwa auf, sich selbst, seine besonderen Interessen, zum Ausgangspunkt für seine Betrachtungen zu machen, vielmehr sind sie alle daraus entsprungen. Oder besser die ästhetischen Betrachtungen, die er zunächst anstellt, sind nicht von der Bühne als solcher abstrahirt, sondern von dem Leben, in dem er steht, und das er selbst nicht anders denn als Bühne anzuschauen vermag. Somit sind die Menschen, die er um sich sieht, für ihn Schauspieler, die eine Rolle spielen und deren schlechtes Spiel seinen feinen ästhetischen Sinn beleidigt. Wo das geschehen ist, hat es einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht, den er jetzt ausspricht, weshalb denn auch das subjective Moment, die Abneigung, das persönliche Gefühl überhaupt, das Letzte ist, worauf er sich bei diesen Betrachtungen beruft. So hat z. B. jene Rede, mit der der König sich in Gegenwart des ganzen Hofes gegen ihn wandte, als er seine Mutter ziemlich unverholen beschuldigt hatte, sie habe ihren Gatten nur zum Schein betrauert, tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Der König, obgleich wohl wissend, daß in diesem Augenblick nicht der Schmerz um seinen Vater, sondern nur die Bitterkeit gegen seine Mutter aus Hamlet rede, hatte, sich selbst mitgetroffen fühlend, den Schein heiligen Zornes über den gottlosen Starrsinn seines Neffen dem Willen des Himmels gegenüber angenommen, und als würd' er von der Macht der Leidenschaft fortgerissen, ihn in heftigen Wor-

ten auf den Himmel, die Natur und die Vernunft verwiesen, an denen er durch seine „eigenwilligen Klagen" um seines Vaters Tod sich vergehe. Hamlet hatte ihn dann gleich darauf einem Satyr verglichen, während er seinen Vater Apoll nennt, ein Bild, das seine Empfindungen sogleich als specifisch ästhetisch hinstellt. Ebenso nennt er ihn später (in dem Gespräch mit Ros. und Guild.) einen outstretched hero, dann einen peacock, darauf a vice of king, a king of threds and patches, kurz das ästhetisch Widerwärtige dieses Menschen überwiegt in Hamlet das sittlich Verwerfliche. Nun aber ist ihm jene ganze Scene, die er einst erlebte, noch im Gedächtniß geblieben und er spricht jetzt aus, wie er den heiligen Zorn des Königs empfunden hat. Zunächst ist vorauszuschicken, daß die ächte Leidenschaft, die den Menschen wie ein Strom, ein Sturm, ein Wirbelwind ergreift, als ein Schmuck desselben zu betrachten ist, daß dagegen die angenommene, die, der man ansieht, daß sie bloß erheuchelt ist, zum bloßen äußeren Putz erniedrigt wird. So nun faßt Hamlet jene Leidenschaft des Königs, von der er, soweit sie bloß erheuchelt und schlecht erheuchelt war, sagt, der König habe sie in Fetzen und Lappen zerrissen, denn dann wäre der König unter dem robustious periwig-pated fellow zu verstehen, was für sein Bild gewiß noch entsprechende Züge hinzufügte.

Damit aber kehrt Hamlet zu seinem ursprünglichen Zweck zurück, den Schauspieler für diese bestimmte Rede zu instruiren; „er möchte solch' einen Burschen," sagt er, „auspeitschen lassen," denn hier zumal wär' das nicht angebracht. Der Mörder würde sich in dem Schauspieler nicht erkennen, wenn dieser ärger als Termagant, ärger als Herodes, d. h. als der König selbst, erschiene. Denn daß unter jenen Beiden, die durchweg als Prahler und Mörder erscheinen, nach meiner Meinung, der König zu verstehen ist, habe ich schon in meiner ersten Abhandlung ausgesprochen. — Was jetzt folgt, die eigentliche Definition des Drama's, so sehr sie auch der Shakspeare'schen Praxis entspricht, so gewiß sie also für ihn allgemeine Wahrheit hat, ist doch für Hamlet selbst aus dem bestimmten Plan, den er hier verfolgt, hervorgegangen; denn dieser ist ja to show scorn (dem Hohn, dem, der die Macht des Guten höhnt) her own image. Was er hinzusetzt: to hold, as 'twere, the mirror up to nature; to show virtue her own feature — — — and the very age and body of the time, his form and pressure, ist eine bloße Er-

weiterung oder Vervollständigung der Momente des Begriffs, von denen das to show scorn her own image für Hamlet selbst ursprünglich allein wichtig war. Er will ja dem Könige sein eigenes Bild zeigen, damit dieser, sei es das Geständniß seiner That ablege, wie die bisherigen Erklärer wollen, sei es vor demselben erblasse und eine Beute der Furcht und der Gewissensbisse werde, wie ich den Zweck des Schauspiels fasse. Auf diese rein verständig ausgesprochene Definition folgen dann nach einigen allgemeinen Worten wieder subjective Ergüsse, die als solche wieder auf seine eigenen Erlebnisse hinweisen. Ich meine den mit O! beginnenden Satz. Schon dies O! ist ganz ironisch und zeigt gleich dadurch an, daß er persönlich betheiligt ist bei dem, was er im Begriff ist zu sagen, daß es also keine rein sachliche Bemerkung ist. Dies Ironische aber setzt sich fort, zunächst in den Worten: (that I have) heard others praise and that highly und wird in den Worten not to speak it profanely zum bittern Spott gegen jenen Heuchler, der es wagen durfte, mit christlichen Phrasen um sich zu werfen und ihn, Hamlet, der Gottlosigkeit zu zeihen. Was in aller Welt sollten auch diese Worte in einer Rede über Schauspielkunst im Allgemeinen? sie geben wahrlich in diesem Falle keinen Sinn, während sie als eine von persönlicher Bitterkeit angehauchte Schilderung des Königs aufgefaßt, über den Hamlet durch seinen Spott sich gern erheben, von dessen drückender Einwirkung er sich gern befreien möchte, ganz vortrefflich und psychologisch motivirt sind. Von ihm also gilt es, wenn er sagt, they imitated humanity so abominably.

Aber ebenso sind ihm auch noch andere Personen seiner. Umgebung widerwärtig, und indem er auch sie unter dem Bilde schlechter Schauspieler auffaßt, gibt er dem Drange nach, auch über sie sich auszusprechen. „And let those," sagt er, „that play your clowns, speak no more than is set down for them," und später: „it shows a pitiful ambition in the fool, that uses it," d. h. der wirklich mehr sagt. Solcher Leute giebt es auch in seiner Nähe, Polonius ist ein solcher, Ros. und Guildenstern nicht weniger, denen der König die Rolle schreibt, die sie spielen sollen. Alle drei, so knechtisch sie auch sind, sind doch noch immer eitel genug, um hie und da aus eignem Reichthum etwas zu der ihnen anvertrauten Rolle hinzuzuthun. Ros. und Guild., die von der Königin ausgeschickt sind, Hamlet zu ihr zu entbieten, wagen es auch jetzt noch, diesen

auf eigne Faust auszuforschen, wodurch sie ihn in jene wilde Wuth hetzen, in der er, wie er selber sagt, heißes Blut trinken könnte, und die für Alle so verderblich wird. Polonius aber, der alte selbstgefällige Schwätzer, für Hamlet ein old tedious fool, den er noch eben wieder vor Ophelien mit diesem Ehrentitel belegte — von Polonius, der Hamlet so oft belästigt hat, konnte er jenes Wort am ersten sagen, und meiner Meinung nach ist es wieder diese persönliche Beziehung, die seiner Rede diese subjective Färbung, diese Wärme giebt.

So meine ich, neben jenen drei früheren noch einen neuen Beleg jener Seite der Shakspeareschen Kunst aufgewiesen zu haben, nach welcher er in seine Rede einen zwiefachen Sinn zu legen vermag, einer Kunst, die Shakspeare's Genius selbst in neuem Lichte zeigt. Aber zugleich, was wichtiger ist, ist durch den nachgewiesenen Zusammenhang der eben behandelten Scene mit dem Ganzen der Handlung die bisherige Auffassung des Schauspiels mächtig erschüttert. Denn obgleich wir im Vorhergehenden die letztere unangetastet stehen ließen, so sieht doch Jeder leicht, daß sie sich nicht mehr halten kann, wenn sie mit Hamlet's klarer Einsicht von der Unmöglichkeit der Rache nach Enthüllung seines Geheimnisses vor dem König selber vermittelt werden soll. Oder wie wäre es möglich, noch ferner zu behaupten, er hätte nur Gewißheit der That des Mörders gesucht, wenn er ausdrücklich sagt, er wolle sein Geheimniß nur nicht nutzlos auf die Gasse werfen? Auf die Gasse also wirft er es, was auch der Nutzen sei, den es ihm bringen soll; das aber heißt doch wohl nichts Anders, als er verzichtet auf die Rache; folglich kann der Nutzen, den er von dem Schauspiel hofft, der Zweck, den er damit erstrebt, nicht mehr darein gesetzt werden, daß er grounds more relative wolle, um zur Rache zu schreiten. Mit dieser irrigen Annahme aber ist ein Haupthinderniß der richtigen Auffassung des ganzen Drama's weggeschafft.

Dr. E. W. Sievers,

Gotha. Oberlehrer am Realgymnasium daselbst.

Versuche über den Begriff einer Sprachlehre.*)

2. Die Denkformen in der Sprache.

a. Geist und Erscheinung.

Die Gedanken verhalten sich zu ihrer sprachlichen Erscheinung, wie Geist und Körper.

Der Geist ist ein unbegränztes Wesen, er bewegt sich in der Unendlichkeit, sowohl des Raumes als der Zeit, in der Wirklichkeit und in Welten, die er selbst sich schafft; beschränkt jedoch wird der Wirkungskreis des menschlichen Geistes durch den Körper, in welchem er wohnt, und durch die Mittel zur Thätigkeit. — Der Körper ist begränzt, sein ganzes Dasein ist an Raum und Zeit gebunden, seinen Bewegungen setzt seine ganze Gestaltung und Gliederung Maß und Ziel, und nicht nur die Mittel zur Thätigkeit sind beschränkt, sondern von außen treten noch Einflüsse und Hemmungen hinzu, um die Selbstständigkeit zu vernichten.

Wie der Körper im Allgemeinen, nämlich die gesammte Welt mit allen ihren nothwendigen Bewegungen und innern Entwickelungen die Erscheinung des schaffenden Geistes ist, bleibt uns ein unerforschliches Räthsel; und eben so räthselhaft ist uns die Art, wie unser Geist sich durch die Thätigkeiten unseres Körpers kund giebt. Aber wie wir in der Körperwelt im Großen den unendlichen Geist ahnen oder erkennen, so ersehen wir in den, wenn auch begränzten und beschränkten Thätigkeiten unsers Körpers, so fern sie nicht von andern Bedingungen herrühren, die Erscheinung unsers Geistes. Ja es tritt in diesen körperlich bedingten Thätigkeiten, welche vom Geiste oft sogar ganz bewußtlos, und in Verbindung mit andern Antrieben in Bewegung gesetzt sind, die geistige Unendlichkeit mit hervor. Die scheinbar vereinzelte Bewegung wird der Ausdruck eines unabsehbar reichen innern Lebens. Eine Thräne, ein lächelnder Zug, ein Blinzen, eine Zuckung, ein Schlag, ein Wink — — welch' eine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit von Empfindungen, Erinnerungen, Er-

---

*) Wir halten es für wesentlich, zu bemerken, daß wir grundsätzlich Fremdwörter zu vermeiden streben.

wartungen, Wünschen, Regungen, Gedanken, Bemerkungen, liegen in solch' einer einzelnen Erscheinung! Und mit welcher Blitzesschnelle theilt sich dieses reiche Leben des einen Geistes dem andern mit, um nicht bloß dessen Eigenthum zu werden, sondern auch sich dem neuen geistigen Boden anzubilden! Noch mehr: eine und dieselbe Erscheinung, oder richtiger eine solche, die wir in der Flüchtigkeit der Anschauung für eine und dieselbe halten, drückt zu anderer Zeit und unter andern Umständen, und, versteht sich von selbst, in andern Personen, auch wenn die Unterschiede gar nicht sonderlich hervortreten, wiederum ganz andere geistige Lebensthätigkeiten aus, so daß niemals eine bestimmte Thätigkeit, sie möge noch so oft scheinbar gleiche Aeußerungen des innern Lebens darbieten, als deren eigentlicher Ausdruck betrachtet werden kann, der uns einen Einblick in das ganze Getriebe des Geistes verschaffte. Was wir aus wiederholter Wahrnehmung und Vergleichung gewinnen, ist nur die Erfahrung, daß gewisse Thätigkeiten des Körpers auf gewisse, aber nur sehr allgemeine und höchst unbestimmte Gesammthätigkeiten des Geistes schließen lassen.

Vergeblich würde ein Maler, welcher etwa eine bestimmte Bewegung des Auges, der Hand darstellte, welche im Allgemeinen gewissen Seelenzuständen oder Anregungen eigen ist, dieselbe als den Ausdruck einer bestimmten Geistesthätigkeit oder Gemüthsbeschaffenheit ganz genau darstellen; Niemand würde deren Sinn mit Sicherheit erkennen, wenn nicht auch anderweitig eine unzählige Menge Bedingungen hinzutreten, wodurch der Beschauer in Stand gesetzt würde, in die Seele der dargestellten Person einzudringen. Ja selbst mit Zuziehung aller dieser Hülfsmittel drücken die äußern Kennzeichen den Geist nur dann aus, wenn der Maler selbst mit Geist malt.

Die Erscheinung ist, bei aller Mannigfaltigkeit, für unsre Anschauung begränzt; der Geist aber, deren Ausdruck sie ist, unendlich; und wir erkennen denselben aus jener, wenn sie wirklich Ausdruck des Geistes ist. Dies Erkennen geschieht aber in solcher Geschwindigkeit, daß wir nicht im Stande sind, uns über alles Einzelne Rechenschaft zu geben, vielmehr den Gesammteindruck mit einem Mal in uns aufnehmen. Eine vereinzelte Thätigkeit des Geistes giebt es nicht, wenn gleich wir solche wohl zu unsrer Betrachtung abzusondern suchen.

Der Sprachausdruck ist eine selbstständige Art, wie der

menschliche Geist in die Erscheinung tritt. Die Sprache unterscheidet sich von allen andern Aeußerungen des innern Lebens, obgleich sie, wie jede körperliche Bewegung, dem Naturzwang ihr Entstehen verdankt. Sie wird frühzeitig der Einwirkung der Gefühle entzogen und von der Denkkraft gehandhabt und durchgebildet, während die übrigen Ausdrücke des Geistes stets am Körper haften und von dessen Beweglichkeit bedingt sind. Die Sprache hat auch noch die besondere Selbstständigkeit, daß durch sie der Geist sich dem Geiste mittheilt, ohne daß die Personen einander sehen und andere Wirkungen des innern Lebens beobachten können. Sie löst sich am Ende ganz und gar von den sprechenden Personen ab, indem die Gedanken derselben in fremden Mund übergehen, und zu einem bleibenden Gemeingut werden, ja durch das Mittel der Schrift gänzlich und dauernd erhalten werden können.

Wie verschieden aber auch die Sprache von andern Ausdrücken des Geistes sich gestalte, das hat sie mit ihnen gemein, daß sie eine körperliche Thätigkeit ist, daß sie also begränzt und beschränkt ist, daß sie daher auch nur sehr unbestimmt die Thätigkeiten des unendlichen Geistes darstellen kann. Ja sie steht in dieser Beziehung oft hinter dem Mienenspiel zurück, in so fern dieses geringere Zeiträume zur Darstellung der wechselnden Geistesthätigkeiten oder Seelenzustände erfordert, als die Sprache, die immer eine gewisse Zeitdauer in Anspruch nimmt. Ihre Wirkung ist zunächst ganz gleich denen der andern Ausdrucksweisen, wie ein Blick, ein Wink ein Zucken, das ganze Reich der Seele plötzlich aufschließt und mit unbegreiflicher Schnelligkeit der Seele des Beobachters übergiebt, so eröffnet das Wort dem Hörenden mit Blitzeseile eine unberechenbare Menge von in einandergeschlungenen Vorstellungen und Gedanken, welche zu vereinzeln unendlich viel Zeit erfordern würde. Man nenne nur den Namen eines Menschen als Ausdruck einer Vorstellung (nicht als leeren Schall), — sofort tritt in die Vorstellung des Hörers das Bild eines Menschen mit einer unabsehbaren Menge von Merkmalen, ohne welche es nicht gedacht werden kann, und unbewußt sogar mit Umgebungen; ist der Genannte dem Hörenden bekannt, so erwachen mit ihm unzählige Erinnerungen, und ist er gar eine geschichtliche Person, welche durch Thaten und Schicksale bereits die Theilnahme gewonnen hat, so ist mit seiner Nennung eine ganze unerschöpfliche geistige Welt heraufgezaubert.

Dasselbe gilt aber von allen Ausdrücken, nicht etwa von solchen, die bestimmte Vorstellungen, Begriffe und Gedanken bezeichnen, sondern sogar von den unbestimmtesten Andeutungen. Wenn ich sage: Was ist das? so weckt der Ausdruck das die Aufmerksamkeit auf eine Sache oder einen Vorgang, wiederum mit unendlich vielen zu einem Ganzen verschlungenen Vorstellungen, und nicht minder die Frage was, das Verlangen nach der Angabe eines möglichst erschöpfenden Begriffs. Sogar das ist, so einfach der Begriff erscheint, enthält eine Anzahl von möglichen Arten des Seins. Ja man kann die ganze Frage, abgerissen vom Leben, gar nicht verstehen, sie kann hunderterlei Bedeutungen haben, wie sich jeder leicht durch den Versuch, einen solchen einfachen Satz in eine andere Sprache zu übersetzen, überzeugen kann.

Jedes Wort und jeder sprachliche Ausdruck wird nur im Zusammenhang mit dem Leben des Geistes, dessen Ausdruck sie sein sollen, begriffen. Es giebt keinen vereinzelten Ausdruck, der einen vollständigen Gedanken darstellte.

Freilich vermögen wir wie bei allen Erscheinungen so auch in Betreff des sprachlichen Ausdruckes, das Einzelne, welches gerade unsere Aufmerksamkeit weckt, aus seinem Zusammenhange herauszuheben und für sich allein zu betrachten, so wie dieselben Bewegungen, welche von der Natur als Ausdruck innerer geistiger Regungen erzeugt werden, auch willkürlich, ohne ihre Bedeutung, hervorgebracht werden können. Allein auch dann stehen sie, in sofern sie Ausdruck dessen sein sollen, was wir gerade denken, keinesweges vereinzelt, sondern sind mit den Gedanken verschlungen, die uns beschäftigen. Sobald aber Bewegungen, Vorstellungen und Worte gar nicht Ausdruck einer Geistesthätigkeit sind, haben sie als solche keinen Werth, sondern sind bloß zufällige Anregungen, die spurlos vorübergehen, wie Traumbilder oder bewußtlos ausgesprochene Worte, deren Erscheinung aus andern Naturgesetzen erklärt werden muß.

Man könnte uns einwenden, es sei ja in der Sprachlehre üblich, einzelne Begriffe und Gedanken beispielsweise auszudrücken, es sei also möglich, einen ganzen Gedanken für sich allein auszusprechen. Wir sagen: Heinrich ist edel und denken dabei nur eine Person und eine Eigenschaft, nichts weiter, als was der Ausdruck enthält. Aber abgesehen davon, daß auch hier eine Menge von Vorstellungen sofort eintreten, wenn der Gedanke klar sein soll, so ist doch der

Ausdruck auch nicht der eines wirklichen Gedankens, sondern nur der Form eines Gedankens, es ist nur ein künstlich geschaffenes Bild, dessen Stoff gleichgültig ist und, ohne den Sinn zu ändern, mit anderm Stoffe vertauscht werden kann. Gehört er einem wirklichen Gedanken an, indem er etwa in einem Zusammenhange sich befindet, aus welchem er für die augenblickliche Betrachtung entlehnt ist, so hat er nur dort seine wahre Bedeutung; in der Betrachtung hingegen bildet er einen Theil der Frage, zu welcher er benutzt wird. Ja solche einzelne Beispiele drücken auch nicht vollständig die Gedankenform aus, wenn nicht besondere Vor-Erklärungen darauf hinweisen, welche Form hier zur Betrachtung kommen solle. In der mündlichen Aussprache ist öfters noch die Betonung als Hülfsmittel nöthig, und in der Schrift ist abermals der Ausdruck sehr unbestimmt. — Von todten Beispielen reden wir aber überhaupt nicht, zumal diese ganz willkürlich, mit ganz neu und selbst naturwidrig gebildeten Wörtern gemacht werden können, die gar nicht Ausdruck der Geistesthätigkeit sind.

Wir sagen also: Die Sprache vermag niemals den vollständigen Gedanken auszudrücken, welcher im Geiste lebt. Je ausführlicher sie ihn auszudrücken versuchte, desto weniger würde es ihr gelingen, eben weil jedes Wort wiederum eine größere Menge von Vorstellungen erzeugt. Die Sprache bringt nur diejenigen Vorstellungen zur Erscheinung, an welchen der vernehmende Geist, mit unbegreiflicher Schnelligkeit, die Thätigkeit des andern Geistes durchbringt. Diese Geschwindigkeit der innern Bewegung und Verwickelung oder Entwickelung der Gedanken ist so stark, daß selbst das Bewußtsein in seiner hellsten Klarheit nicht Muße hat, ihr zu folgen, geschweige mit zeiterforderndem Wortausdruck den raschen Gedankenflug zu begleiten. Die Unmittelbarkeit des innern Lebens wirkt so gewaltig, daß wir oft auch die Anleitungspunkte gern überspringen, und sobald wir wahrnehmen, daß wenige Andeutungen uns die fremde Geistesthätigkeit genügend eröffen, jedes hinzugefügte Wort langweilig finden und als verdrießliche Hemmung verschmähen und verurtheilen.

Die Sprache ist in Stoff und Form begränzt und beschränkt, der Geist, als deren Ausdruck sie dient, ist unbeschränkt. Die Sprache ist dessen Ausdruck nur in bestimmten Formen, welche demnach die unendliche Geistesthätigkeit nicht erschöpfend in sich fassen. Sie ver

mag dieselbe nur anzudeuten. Gedanken und Ausdruck decken sich nicht.

b. Gedankenformen im Ausdruck.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Gedanke in der Mittheilung heraustritt aus seiner reinen Selbstthätigkeit und für die Aufnahme in den Geist des Zuhörers eine nothwendige Umbildung erfährt. Wenn daher von Denkformen, wie sie in der Sprache erscheinen, die Rede ist, so sind es nicht mehr die Formen der Geistesthätigkeit, sondern die, in welche dieselben sich zu ergießen genöthigt ist, um begriffen zu werden. Daß dem so ist, leuchtet beim ersten Blick ein, wenn man nur den einfachen Unterschied zwischen der sprechenden und der angeredeten Person in's Auge faßt. Dieser Unterschied kann im reinen Denken nicht gefunden werden, er ist von außen gegeben, er tritt erst mit dem Bedürfniß, sich mitzutheilen, in das Bewußtseïn oder in's Gefühl ein, und übt seinen Einfluß auf den bereits vorhergefaßten Gedanken. Von einer Frage oder einem Befehl, an einen Andern gerichtet, lebt keine Spur in dem reinen Gedanken; in ihm ist das, was wir Frage nennen, nur ein Suchen nach Unbekanntem, und das, was in der Mittheilung ein Befehl, eine Aufforderung oder Anregung ist, nur ein Verlangen nach einer That, die aus einem Gedanken hervorgehen soll, und wiederum ein Gedanke wird.

Daß wir, im Besitz der Sprache, unsre Gedanken mittels der Sprache formen und des reinen Denkens uns gänzlich entwöhnen, ändert die Wahrheit nicht, sondern beweist nur die Stärke unsers Triebes zur Geselligkeit, welcher bewirkt, daß der reine Gedanke für den Menschen nur Werth hat, weil er Gegenstand der Mittheilung ist, und oft nur aus der Mittheilung gewonnen wird, oder mit andern Worten, es beweist, daß die Denkkraft ihre Nahrung und Stärkung aus der Geselligkeit zieht, und ohne sie erschlaffen würde, daß ihre vorzügliche Lebensthätigkeit im Umgang mit andern Geistern besteht, und alle nur ihr Dasein im Bewußtsein ihres Neben-, Mit, und Durcheinanderseins genießen. Das Mittel, wodurch diese Gegenseitigkeit in steter Regsamkeit erhalten wird, muß demnach fortwährend zur Hand sein, und der Geist bedient sich endlich desselben, um mit sich selbst zu verkehren, und gleichsam sich selbst seine eigenen Gedanken mitzutheilen. So kommt es, daß wir alle Gedanken

nur recht fassen und begreifen, wenn wir sie in Mittheilungsformen zur Anschauung bringen.

Diese Betrachtung erscheint uns höchst wichtig für die Forschungen in der Sprache, und namentlich im Gebiete einer besondern Sprache. Sie weist darauf hin, daß es ein Irrthum ist, die reinen Denkformen aufzusuchen, um nachmals zu ermitteln, welche Formen des Ausdrucks die Sprache im Allgemeinen für dieselben ausprägen müßte und eine besondere mehr oder minder erschöpfend ausgeprägt habe; ein Irrthum, der, wenn auch nicht immer so ausgedrückt, fortwährend die Sprachlehre beherrscht. Er ist um so nachtheiliger für die Erkenntniß, als er seine Entstehung vorhandenen Sprachen, die man für möglichst durchgebildet hielt, verdankt, indem man, von ihnen geleitet, auf die reinen Denkformen zurückschließen zu dürfen meinte und diese nun zu besitzen glaubte, um bei Beurtheilung des Baues anderer Sprachen von ihnen ausgehen zu können. Wäre es gelungen, die reinen Denkformen zu ermitteln, so wäre selbst der Irrthum, andere oder alle Sprachen an ihnen zu bemessen, jedenfalls eine herrliche, überaus geistbildende Thätigkeit, und als solche bleiben auch die bisherigen Bemühungen schätzbar. Daß es aber nicht gelungen ist, beweisen die unendlichen Mißverständnisse in den Sprachlehren, die fast undurchdringliche Verwirrung der Begriffe und die einander widersprechenden Gesetze, Regeln, Erklärungen, Ausnahmen, so wie die gänzliche Vernachlässigung mancher Denkformen, oder wie wir meinen, Sprachformen, welche auf den Gedanken Einfluß üben. Wenn irgend Einer große Verdienste auf diesem Gebiete ansprechen kann, so war es der hierin nicht übertroffene Becker, dessen Leistungen sich auch allgemeiner Anerkennung erfreuen. Allein abgesehen von der Unzulänglichkeit der von ihm aufgestellten Denkformen, denen gegenüber sich in andern, nicht-deutschen Sprachen noch viele andere finden, und von dem Zwang, den er sich selbst anthut, um Erscheinungen der deutschen Sprache aus seinen Denkformen zu erklären, (wir erinnern nur an den Begriff der Nothwendigkeit in dem Begriff wollen, so wie an die unübersteiglichen Klippen der möglichen Wirklichkeit und wirklichen Möglichkeit), so ist überhaupt durch ihre Aufstellung eigentlich die wesentliche Frage nirgend entschieden. Denn fast bei jedem Versuche, einer Denkform die Sprachform zu geben, wird diese durch ein „insgemein“ wieder völlig in's Ungewisse verwiesen. In diesem Falle befindet sich die Becker'sche Sprachlehre fast

durchweg. Die Festhaltung mancher herkömmlichen Begriffsformen und Benennungen, obwohl beide in der Anwendung auf die deutsche Sprache eine ganz andere Bedeutung annehmen müssen, als sie in der alten Sprachlehre haben (man denke an Supin, Optativus und dergleichen) mag sich auf dem Standpunkt des Unterrichts empfohlen haben, sie dient aber gewiß nicht zur Entwirrung und Aufklärung.

Die Mittheilungsformen bilden sich in der ersten Kindheit der Sprache aus Bedingungen, die durch Eindrücke jene erzwingen, und ihre Zahl und Art begränzt sich nach Maßgabe jener Eindrücke. Die Denkformen bequemen sich den bestehenden Mittheilungsformen an, und werden, je mehr sie sich ausbilden, durch jene mehr errathen, als erkannt. Wären die Mittheilungsformen der volle Ausdruck der Denkformen, so müßten sie sich mit der zunehmenden Gewandtheit und Mannigfaltigkeit der Letztern vermehren und vermannigfachen, allein die Erfahrung lehrt, daß wohl die Form der Darstellung äußerlich durch zunehmende Bildung, Bequemlichkeit und Nachahmung fremder Darstellungsweisen, oft dem eigenen Sprachgeist zuwider, vielfache Abänderungen erleidet, niemals aber die eigentliche lebendige Mittheilung eine andere wird, außer wenn ein bereits mit einer durchgebildeten Sprache versehener Volksstamm auf einen andern gepfropft wird, und so eine Mischung entsteht, die dann wieder einer langen Entwickelung bedarf, um mit den verschiedenen Mittheilungsformen sich zurecht zu finden.

Wir haben zum Beispiel in der deutschen Sprache, und zwar in ihrem weitesten Gebiet, für die Darlegung irgend welcher Anschauung im Satze, eine äußerst beschränkte Zahl von Formen; wir haben, streng genommen, nur zwei Aussageformen, von denen eine geradezu, die andere nur beziehungsweise aussagt, und die fortgebildete Sprache hat aus diesen noch eine schwache Form für den Befehl und zwei andere Seitenformen entwickelt. Mit diesen wenigen Formen kommen wir, selbst auf dem hohen Standpunkt unsrer Bildung und nachdem wir unendlich viele Gedankenformen, welche die Griechen und Römer, die Hebräer und Perser, die Indier und Chinesen, durchaus verschieden ausdrückten, in uns aufgenommen, für die Darstellung unsrer und ihrer Gedanken recht gut aus. Wie wäre das möglich, wenn die Sprachform von der Gedankenform abhinge? Wir wären ja dann genöthigt worden, neue Aussageformen

zu schaffen. Man könnte sagen, es sei dies ein Beweis von der Trägheit der gewohnten Sprachform, vielleicht auch von der geringen Macht, der Gelehrsamkeit, welche im Ganzen nicht die Masse des Volkes in Bewegung setzt, so daß der Drang zu dem Fortschritte nicht verspürt wird. Allein wir sehen in den Völkern, die mit fremden Stämmen sich durchweg vermischt haben, welche viele andere Mittheilungsformen mitbrachten, (am deutlichsten in England) die Kraft der deutschen Sprache über die fremden Sprachformen siegen, so daß die fremden Eindringlinge abgeworfen wurden, und bei der nicht minder großen Bildung die wenigen deutschen Formen sich behaupten und ausreifen.

Die Mittheilungsformen sind das Erzeugniß der Geselligkeit, wie diese sich in der Kindheit des Volkes gestaltet, abhängig vom Boden, — ob gebirgig oder eben, ob Insel oder Binnenland, ob reich oder dürr, und was sonst für Eigenthümlichkeiten daran haften - von Erzeugnissen, Witterung, Bedürfnissen, Beschäftigungen, Neigungen, Gemüthsbeschaffenheiten, Leidenschaften u. s. w. — überhaupt der bedingten Art, des Dranges sich mitzutheilen und der Gewißheit, in der Eile der Mittheilung verstanden zu werden. Sie gestalten sich also durchaus verschieden nach allen solchen Bedingungen und insbesondere nach dem größern oder geringern Grade der Lebhaftigkeit, Regsamkeit und Mittheilungslust, womit denn auch die größere und geringere Schärfe der Sinne und der Anschauung in Verbindung steht. Ehe das Volk sich des innern Getriebes seiner Sprache bewußt wird, stehen die Formen bereits fest, und was sich weiter entwickelt, ist nur naturwüchsige Erhaltung oder fremder Ansatz, kein neues Erzeugniß weiter.

Wäre es möglich, in die geheime Werkstatt der Natur einzudringen, so würde die Sprachlehre alle die ersten Keime aufsuchen und die Sprache in ihrer ganzen Entwickelung begleiten müssen, um sie recht zu durchdringen und ihre Natur zu offenbaren. Allein das zu versuchen wäre vergeblich. Wir finden die Sprache als ein Gewordenes, Entwickeltes, und unsere Aufgabe besteht nur darin, die Gesetze zu erkennen, nach welchen sie sich bewegt, und alles was im Geiste vorgeht, zur Anschauung zu bringen. Beim ersten Blick zeigt sich die Wahrnehmung, daß die vereinzelte Form oft unendlich viele Bedeutungen haben kann, also ursprünglich aus einem höchst unbestimmten Gefühle hervorgegangen ist, daß sie aber in ihrer Verbin-

dung mit andern den Inhalt des Gedankens recht wohl darstellt, oder dem Hörenden zum Bewußtsein bringt, daß folglich das Geheimniß der plötzlichen Verständigung in dem Zusammenwirken vieler Formen zu suchen ist, in dem ganzen höchst kunstreichen Gewebe der Sprache, wie sich solches nach der Gewohnheit gestaltet hat und fortwährend dem Gefühle gemäß gestaltet.

Augenscheinlich ist demnach der richtige Weg zur Auffassung des ganzen Sprachbaues der, daß wir zunächst die ausgeprägten Formen betrachten und durch Herbeiziehung der Fälle, in welchen sie angewendet werden, auffinden, welche manichfache Denkformen sie ausdrücken, oder richtiger, welche Denkformen sich in dieselben fügen, um in die Erscheinung zu treten. Da diese nicht begriffen werden können, wenn nicht andere Ausdrucksformen, (bei welchen übrigens dieselbe Wahrnehmung stets wiederkehrt), hinzutreten, wodurch die innern Verhältnisse bestimmt werden, so muß die Bedeutung aller der Formen auf gleiche Weise ermittelt werden, bis endlich alle Gesetze der Verbindungen, der Verzweigungen und des Ineinandergreifens und Aufeinanderwirkens der verschiedenen Formen sich darstellen lassen. Dadurch gelangen wir endlich auch dahin, daß wir außerdem einen Einblick in den Entwickelungsgang der Sprache gewinnen und von vielen Erscheinungen den ersten Ursprung erkennen. Die Vergleichung der Ergebnisse, die aus Betrachtung mehrerer in Anlage und Ausführung ganz verschiedener Sprachen hervorgehen, giebt uns nachmals Mittel an die Hand, noch tiefer in das Wesen der menschlichen Sprache überhaupt einzugehen, eine sehr anziehende Beschäftigung, überaus geistbildend, aber in ihren Erfolgen niemals so erschöpfend, daß daraus der Bau einer bestimmten Sprache mit Sicherheit aufgeführt werden kann.

c. Grundformen der Mittheilung.

Vor Allem müssen wir unterscheiden, welche Formen von dem innern Wesen der Sprache, dem Mittheilungstriebe, ausgehen, und welche von äußerlichen Verhältnissen der Sprachwerkzeuge und der Laute herrühren. Die letztern sind ganz und gar Sache der Erfahrung und in der That dem Wechsel sehr unterworfen. Daß man z. B. bei ganz gleicher Mittheilungsform von Hirt, Herz, Hut, eine verschiedene Form: Hirten, Herzens, Hutes, bildet, mag ursprünglich seinen tiefliegenden, für die Forschung werthvollen Grund haben,

eben so wie von schreiben, leiden, leiten, fließen, liegen, schrieb, litt, leitete, floß, lag, ... wo die Laute ungleich wechseln; — für die Mittheilungsformen ist dieser Unterschied gleichgültig, aus ihnen wird nicht der Geist der Sprache erkannt, sondern nur die körperliche Beschaffenheit der Erscheinung. Die Ausdrucksformen, welche der Mittheilungstrieb erzeugt, und die unter dem Wechsel des Stoffes sich gleich bleiben, oder nur erst von einer gänzlichen Umwandlung des Volksgeistes endlich mit umgewandelt werden, erheischen zunächst die Aufmerksamkeit der Sprachlehre. In diesem Sinne hat man in neuerer Zeit ganz richtig erkannt, daß die Sprachlehre vom Satz ausgehen und Alles, was sich sonst als Form bildet, als dessen Gliederung behandeln müsse. Allein es kommt darauf an, was unter Satz verstanden wird. Wenn man den Satz nur als den Ausdruck einer bestimmten Gedankenform betrachtet, so ist dies offenbar eine einseitige Anschauung, und man ist dadurch genöthigt, viele Mittheilungsformen, welche die Natur uns abnöthigt, ohne daß sie einen vollen Gedankeninhalt geben, für unvollständig und weitläuftiger Ergänzungen bedürftig zu erklären, während zuletzt der Verstand sich vergeblich abmüht, die vermißten Ergänzungen wirklich herauszufinden. Der Satz ist aber nicht nur der Ausdruck eines fertigen, in allen seinen Beziehungen abgeschlossenen Gedankens, sondern auch der des augenblicklichen Gefühls, des unwiderstehlichen Dranges, eine Theilnahme zu werden, oder der geselligen Mittheilung. Und gerade hierin zeigt sich der Geist einer besondern Sprache, in sofern diese das Mittel ist, durch welches die Geister eines und desselben Volksstammes einander durchdringen, und man an demselben den Grad der Regsamkeit oder Trägheit, Lebendigkeit oder Schlaffheit, des Witzspieles oder besonnenen Verstandes, ja auch der ihm naheliegenden Anschauungen und Beziehungen erkennt. Gehen wir nun vom Satz aus, indem wir in ihm die Mittheilungsform betrachten, so wird dessen inneres Leben viel bestimmter angeschaut und die Unmittelbarkeit des Verständnisses vieler Formen begreiflicher, als wenn Alles aus der Form des farbigen Gedankens erläutert werden muß. So z. B. sieht sich diese letztere Anschauung (vorzüglich die Becker'sche) genöthigt, eine bedeutende Menge wirklicher Begriffsausdrücke, wie die der Zahlen und Größen, und mehrere Ausdrücke für minder bestimmte Vorstellungen ganz und gar zu Formen herabzusetzen und ihnen ihre Bedeutung als Satzglieder zu entziehen

und ganze Mittheilungsformen, wie z. B. die Anrede, der bloße Anruf, — suchen vergeblich in derselben ihre Stelle. Eine noch größere Verwirrung hat die gelehrte Kenntniß fremder Sprachen bei Betrachtung der einzelnen Sprache angerichtet. Man hat nämlich aus der Mannigfaltigkeit der Formen einiger Sprachen (der griechischen und lateinischen) die Ueberzeugung in sich aufgenommen, daß gewisse Beziehungen (namentlich auf Zeitverhältnisse) sich ganz natürlich und nothwendig in den ersten Gedankenausdruck eindrängen und ihm seine Form geben. Was war aber zu thun, wenn sich diese Formen in einer Sprache nicht finden? Man sah, welche andere Ausdrucksweise denselben etwa entsprechen dürfte, und erklärte diese für die entsprechende Form; so wird: ich habe geschrieben, ich hatte geschrieben, ich werde schreiben, ich würde schreiben, u. s. f. je eine Form für den Begriff schreiben in den manichfachen Gedankenbeziehungen, die ausgedrückt werden sollen. Daß die Vergleichung nicht überall zutrifft, sucht man nachher in allerlei Gründen. Die Wahrheit ist aber, daß die Sprachen, die sich solcher Zusammensetzungen bedienen, ursprünglich jene Beziehungen entweder gar nicht denken, oder, wenn sie sich ihnen darbieten, sie sofort in eine ihnen geläufigere Mittheilungsform verwandeln, welche freilich jenen Inhalt nicht ganz ausdrückt, aber doch vollständig zum Verständniß bringt. Die sämmtlichen Zusammensetzungen dieser Art sind nicht Formen des Hauptbegriffs, sondern vielmehr Aussageformen von sein, haben, werden, in ihrer allgemeinen Bedeutung, wie solche unsrer Muttersprache eigen ist, und aus fremden Mittheilungsformen nicht erklärt werden darf. In der That wäre auch die Erscheinung, daß so viele uns bekannte Sprachen sich derselben, oder ziemlich ähnlicher Hülfsformen, oder wie man sich ausdrückt, Formwörter, bedienten, zum Theil sogar Sprachen, die früher eigene Formen hatten und dieselben verließen oder anders als vordem anwenden, unerklärbar, — wenn nicht die Natur des Begriffs, der in diesen sogenannten Formwörtern liegt, diese Ausdrucksweise begünstigte und für die gewöhnliche Mittheilung, die alle Anstrengung scheut, bequemer machte. An Nachahmung ist hier gar nicht zu denken, denn die Zusammensetzung wurzelt, sowohl in den romanischen, wie in den germanischen und den slavischen Sprachen im Volksausdruck, und dieser ist doch jedenfalls eher maßgebend, als abgestorbene Sprachen, die wir nur aus dem Schriftthum der Gelehrten und Dichter kennen.

Die lebende Sprache bethätigt ihr Leben keinesweges allein durch sichtbare Formen, sondern auch durch Ton und Bewegung, so wie durch eigenthümliche Verflechtung des Ausdrucks, und je mehr diese sich geltend machen, desto mehr schleifen jene sich ab, so daß eine und dieselbe Lautgestaltung sehr vielerlei bedeuten kann. Man mag dieses Verschwinden starker Formen oft als einen Beweis von nachlassender Volkskraft beklagen, aber es ist oft auch andrerseits ein Zeichen des verfeinerten Sinnes, der zur Erkenntniß des Inhaltes nicht des fühlbarern Stoffes bedarf, sondern an dem Tone und der Bewegung hinlängliche Mittel hat, in den Geist des Sprechenden einzudringen. Leisten etwa die Pitt, die Canning, die Brougham, weniger als die Demosthenes, die Cicero? — Wir meinen demnach, daß bei Betrachtung einer lebenden Sprache der Satz, oder die einfachste Mittheilung, aus welchem alles Uebrige sich entwickelt, nicht angesehen werden darf als Ausdruck der Denkformen, sondern als Mittel rascher Mittheilung, insofern das Mittel nicht eigentlich bestimmt ist, einen Gedanken äußerlich darzustellen, sondern schnell ins Bewußtsein zu rufen, oft in solcher Eile, daß der Sprechende und Hörende den Gedanken selbst nur höchst unklar fassen können, denn die mitzutheilenden Gedanken sind oft nur sehr unbestimmte Wahrnehmungen und Wünsche, welche durch die Sprache heraustreten.

Es ist sogar der Natur gemäß, daß, wie in der Kindheit überhaupt, so auch in der ersten Sprachentfaltung im Volke die unbestimmten Mittheilungsformen zuerst hervorsprießen, und dann allmälig nach Bedürfniß sich zu bestimmtern Gestaltungen entwickeln. Die größere oder geringere Mannigfaltigkeit der letztern ist von jener ersten Grundlage, von deren Fülle und Bildungskraft abhängig, und so wird man mit Recht sagen können, daß der Sprachgeist eben aus jenen unbestimmten Formen und der Art ihres Wachsthumes erkannt wird. Denn was die Sprache als Stoff enthält, das erwächst nicht immer aus der heimischen Aussaat, es ist bald viel Fremdes darunter, es entstehen viele Mischerzeugnisse, Misch- und Mißgeburten, am Ende auch willkürliche Bildungen. Die ersten, echten Keime sind aber höchst selten solchen Ausartungen ausgesetzt, sie sind der Kern der Sprachform und beherrschen die spätern Bildungen allesammt.

Der Satz in seinem Ursprunge als Mittheilung angesehen,

zieht seine äußerlichen Verhältnisse nicht aus der Form des Gedankens, sondern aus dem Verhältnisse der Personen zu dem Inhalte der Wahrnehmung und zu einander. Dieses Verhältniß legt den Grund zum gegenseitigen Verständniß. In der ersten Anlage werden nur Empfindungslaute hervortreten, die natürlich höchst unbestimmt dasjenige kund geben, was im Innern empfunden wird. Jeder derselben ist aber ein Satz, das heißt, eine volle Mittheilung, deren Inhalt aus Ton und Bewegung verstanden wird. Die Sprachlehre, welche nur durch schriftliche Darstellung diese Mittheilungsform zur Erkenntniß bringt, wird demnach vor Allem die in einer bestimmten Sprache herrschenden Urlaute dieser Art anzugeben und ihre verschiedene Bedeutung in denjenigen Verbindungen, die ihre Bedeutung bestimmen, vorzuführen haben, ohne das sprachliche Verhältniß dieser Zuthaten vorläufig zu berücksichtigen. Entwickeltere Empfindungslaute, die erst aus andern Keimen nachgebildet oder erwachsen sind, gehören noch nicht hierher, jedoch können sie immer als Darstellung der Satzform benutzt werden.

Die weitere Mittheilungsform, welche nicht bloß aus dem Gefühl, sondern aus einer die Sprache anregenden Wahrnehmung hervorgeht, ist die bloße Schallnachahmung einer durchs Gehör aufgefaßten Wirkung. Die Mittheilung ist, wenn gleich der Denkform nach unbestimmt, nichts weiter als der Ausruf. Wie Kinder das Geschrei eines Thieres, oder den Schall eines Schusses, das Knarren einer Bewegung, bloß aussprechen, um damit eben nur die sie eben beschäftigende Vorstellung zu bezeichnen, so thut dies die Sprache durchweg. Nichts ist abgeschmackter, als etwa solche Ausrufe erst ergänzen zu wollen, damit sie ein Satz seien. Sie sind gar nicht bestimmt, Sätze im gewöhnlichen Sinne auszudrücken, sondern nur Anschauungen zu malen, die ohne stillschweigende Umschreibung angeschauet werden. Sehr verschieden davon sind solche kurze Ausdrücke, die nur ein Stück vom Gedanken äußern, dessen übrige Theile von selbst hinzugedacht werden, wie: herein (nämlich komm!) oder Glück zu! (wünsche ich) und dergleichen.

Aus den Schallnachahmungen bilden sich sehr frühzeitig Sachbezeichnungen, sowohl für Gegenstände, als für Thätigkeiten, Beschaffenheiten und andere Begriffe (z. B. Uhu, rollen, u. s. w.) und es ist anziehend, diese Ursprünge noch in der lebenden Sprache herauszufinden; allein sie werden frühzeitig Sprachstoffe, und verwan-

deln sich allmälig so sehr, daß sie meist unkenntlich werden. Je mehr sich aber der Stoff anhäuft und unterschieden werden muß, desto nothwendiger drängen sich der Mittheilung gewisse Mittel auf, durch welche der Stoff eben den Sprechenden Gegenstand der Beachtung wird.

Die Sprechenden fühlen sich gedrängt, zunächst ihr gegenseitiges Verhältniß als sprechende und angeredete Personen, und dann wieder alles außer ihnen Liegende zu unterscheiden. Es bilden sich sofort mit der Sprache in ihrer ersten Entstehung Formen für diese Unterschiede, sogenannte Fürwörter für die erste und zweite Person und für alles Dritte. Dies ist der einfache Grund, weshalb die Ursprünge der Wörter dieser Art so ganz und gar sich der Forschung entziehen. Sie sind die unmittelbarsten Erzeugnisse der Natur-Eindrücke. Alle Ableitungsversuche sind da vergeblich. Diese Ausdrücke sind in der That nur Formen ohne Inhalt, denn ihr Inhalt wechselt fortwährend mit den sprechenden Personen, sie vertreten nur die Hinweisung, die sonst durch eine Geberde ausgedrückt werden müßte. Sie treten aber sofort mit dem Drange sich mitzutheilen in Wirksamkeit, und es entsteht die Gedankenmittheilung dadurch, daß sich irgend ein Stoff an diese Personenbezeichnungen, oder an etwas außer ihnen, es sei dies genannt oder bloß durch eine Hinweisung angedeutet, knüpft.

Wir bemerken hier nebenher, daß in Betreff alles dessen, was man dritte Person zu nennen pflegt, die Hinweisung gedoppelter Natur ist. Jede Mittheilung ist ein Geben oder Fordern, der Sprechende äußert seine Wahrnehmung oder er will die des Andern wissen. Die erstere wird gezeigt, die andere wird gefragt. Es liegt also in der Natur, daß mit dem Hinweisungslaute auch der Fragelaut entsteht; jedoch keinesweges letzterer als Vertretung des ersteren, oder als stets in Beziehung auf eine Hinweisung gedacht, wie Becker meint, denn er ist ja ganz selbstständig, und die Frage wer erleidet ja auch andere Antworten, außer der Hinweisung; sondern als eine unentbehrliche Form der Mittheilung. Wir können uns hiernach auch nicht überzeugen, daß diese beiden Formen Erweiterungen, also erst spätere Entwickelungen der einfachern Bezeichnungen der dritten Personen sind, die in den meisten uns bekannten Sprachen zunächst schwache Stimmlaute sind, sondern wir glauben umgekehrt, daß man

die sogenannten persönlichen Fürwörter der dritten Person als Abschwächungen der hinweisenden Laute anzusehen habe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die sogenannten persönlichen Fürwörter der dritten Person erst in der zusammengesetzten Mittheilung auftreten, während die Hinweisung (und die Frage) bei den einfachsten sich hervordrängen. Wohlverstanden, wir sprechen nur von den ersten Lauten, welche die Hinweisung und die Frage bezeichnen (im Deutschen, ohne Rücksicht auf die geschichtlichen Lautverwandlungen d und w), nicht aber von deren späterer Formentwickelung.

Es sei uns erlaubt, hier noch hinzuzufügen, daß die bisherigen Sprachlehren diesem Zweige der Sprache, trotz aller Aufklärung über die Formenbildungen durch Vergleichung verwandter Sprachen, keinesweges die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben. Sie betrachten die sogenannten Fürwörter, weil sie keinen begrifflichen Inhalt haben, als gänzlich untergeordnet und gleichsam nur als Hülfsmittel und Stellvertretung, lassen es aber ganz und gar außer Acht, daß der Naturdrang zur Schaffung der Hinweisungs- und Frageformen, obwohl in den verschiedenen Sprachen mehr und minder stark und oft in einer und derselben auf verschiedenen Entwickelungsstufen ungleich, doch die Sprache durchweg beherrscht und einen Theil ihres eigenthümlichen Gepräges ausmacht.*) Ja sehr häufig wird diese Erscheinung, (welche in der weitern Entwickelung sich noch verschiedenartig gestaltet, wie im Deutschen die Laute h für die räumlichen Verhältnisse und Richtungen, s für die vergleichende Hinweisung) zersplittert, nach Maßgabe der Vertretungen, die man ihnen überweist und so unter die einzelnen Sprachstoffe vertheilt. Es mag dies Verfahren daher rühren, daß es uns schwer fällt, diese nicht begrifflichen Mittheilungszeichen, die sich bald mit den Stoffen selbst in Beziehung und Verbindung bringen, in vielen Sprachen sogar mit denselben verschmelzen, für sich allein recht zu fassen und faßlich darzustellen. Es geht uns damit, wenn eine Vergleichung derart statthaft ist, wie mit allen Grundzügen der Anschauung in der Größenlehre, wo die Begriffe von Punkt, Linie, Fläche, Körper, abgelöst von den Gegenständen der Denkkraft Anfangs einige Anstrengung kosten. Allein diese Mühe muß überwunden werden, wenn wir in den Geist der Sprache eindringen wollen.

*) J. A. Schmeller's Untersuchungen sind jedoch in dieser Beziehung sehr fruchtbar.

Außer diesen durchaus naturwüchsigen Mittheilungsformen drängt sich noch eine andere, mit gleicher Stiefmütterlichkeit behandelte Form hervor, deren Einfluß nicht minder den Sprachgeist beherrscht, wir meinen die Verneinung. Es ist klar, daß sie ein wesentliches Glied der Mittheilung bildet. Sie besteht daher auch, so weit wir in Sprachen einzublicken vermögen, überall aus einem einfachen Laute. Da dieser ebenfalls sich bald den Stoffen anschließt und oft mit denselben verschmilzt, so hat die Verneinung sich eine ähnliche Zerstückelung gefallen lassen müssen, und ist dadurch ihrer rechten Stelle in der Sprachlehre enthoben worden.

Die Sprachlehre aber, welche sich mit den Mittheilungsformen beschäftigt, muß nothwendig diese Grundlagen aller Mittheilung zuerst scharf ins Auge fassen, denn sie überwältigen die Denkform. Man kann sich hiervon wiederum leicht überzeugen, wenn man einen einfachen Gedanken aus einer Sprache in die andere überträgt. Der Stoff kann ganz derselbe sein, die hier bezeichneten Formen aber werden eine bedeutende Verschiedenheit darbieten. Die Denkform muß sich der sprachlichen Mittheilungsform unterwerfen.

Betrachten wir nun den einfachen Satz als Mittheilung irgend eines Gedankens, es bestehe dieser in einem Urtheil, einer Wahrnehmung, einer Forderung, einer Frage u. s. f., so werden wir sofort erkennen, daß hier die Sprachen schon auseinandergehen, je nach dem Volksgeiste der Sprechenden, oder richtiger je nach der Natur des Volkes, seiner Lebhaftigkeit oder Trägheit, seiner leichteren oder schwereren Bewegung und aller der schon dargestellten Bedingungen, aus denen die Sprache hervorgeht.

In der Mittheilung tritt niemals der ganze Gedanke mit allen seinen Beziehungen in die Erscheinung, sondern nur dessen Umdeutung, so weit der Sprechende sie für nöthig hält, um verstanden zu werden; das Fehlende wird zum Theil durch Ton und Bewegung angedeutet, welche in der Schrift nur aus dem Zusammenhang errathen, daher auch sehr leicht mißverstanden werden. Die Denkgesetze können dabei um so weniger aushelfen, als die Mittheilung, selbst wenn sie jenen ganz entspräche, auch die gleichzeitigen Empfindungen offenbart, durch welche der Gedanke oft das Gegentheil dessen enthält, was mitgetheilt wird. Die Gesetze der Mittheilung ordnen sich aber nach Gewohnheiten, die im Leben jedes Volkes entstehen und allmälig wurzeln. Auf sie haben wir unser Augenmerk zu richten.

Die erste Stufe der Mittheilung ist augenscheinlich der bloße Ruf der Empfindung, dann der Anruf, dann die Nennung irgend einer Wahrnehmung, oder die Hinweisung auf eine solche. So wie aber die Mittheilung aus dieser Unbestimmtheit heraustritt, so unterscheidet der Verstand die Stoffe der Mittheilung, und die vorher gar nicht oder nur durch den Ton ausgedrückten Beziehungen derselben drängen sich in den Ausdruck und bilden eine Form. Wir haben zwar vielfältig Ausdrücke, die durch den bloßen Ruf gewöhnlich verstanden werden, wie Feuer! die Erscheinung einer Feuersbrunst, Wasser! das Verlangen nach Wasser, Gott! den Hülferuf bezeichnet; aber ihr Inhalt wird durch den Ton angedeutet. Ebenso die Hinweisung: da! die Frage: was? und andere alleinstehende Wörter, die im Ausdruck keiner Ergänzung bedürfen. Aber es geht ihnen die Satzform ab, sie theilen ohne Betonung gar keine Anschauung mit.

Die Mittheilung als solche beginnt erst zu leben durch die Beziehungsform. Diese ist aber gedoppelter Art, entweder sie haftet an der Anschauung selbst, oder sie ist Beziehung einer Anschauung auf eine andere. Die Begriffe nämlich, welche die Mittheilung bilden, scheiden sich in starre und bewegliche. Starr ist uns Alles, was uns als Sache erscheint, beweglich Alles, was als Vorgang gedacht wird. Da bei weitem das Meiste, was wir mitzutheilen haben, als Vorgang gedacht wird, — selbst die Sachen gewinnen unsre Theilnahme nur durch die an ihnen wahrgenommene Wirkung, von denen wir sie benennen, — so bildet sich frühzeitig eine Aussageform als Ausdruck, daß irgend eine Bewegung, eine Wirkung, ein Geschehendes in der Anschauung lebt; und diese Form gewinnt die Herrschaft in der Mittheilung. Aber auch die starren Begriffe werden auf einander bezogen, und es kann diese Beziehung sehr wohl durch bloße Zusammenstellung ihren Ausdruck finden.

Der Geist der uns zunächst zugänglichen Sprachen scheidet sich hier sehr wesentlich. In Betreff des beweglichen bilden sie alle eine mehr und minder stark ausgeprägte Aussageform, dagegen in Beziehung der starren Begriffe auf einander begnügen sich einige mit der Zusammenstellung, während andere, wie die deutsche und romanische Sprachweise, durchaus einen beweglichen Begriff mit der Aussageform erfordern, um die Beziehung zu beleben.

Die hebräische Sprache sagt: ich Gott, dieses es, wer er? (ähnlich unserm verkürzten: Wer da?), und eben so die Beziehung durch eine Hinweisung verdeutlichend: Der Mann groß, der Knabe todt, — ja Exod. II. 34. 6. eine ganze Reihe solcher Aussagen, ohne irgend eine Aussageform. Der Slave spricht eben so. Die hebräische Sprache beherrscht diese Beziehungsform so durchgreifend, daß sie gar nicht im Stande wäre, dieselbe durch eine Aussageform darzustellen, wenn nicht noch eine Beziehung hinzutritt, die durch Aussageformen gegeben wird.

Die deutsche Sprache kann die einfache Mittheilung in beiden Arten nur mittelst eines beweglichen Begriffs in der Aussageform ausdrücken, und wenn diese in der Eile wegbleibt, wird sie nothwendigerweise ergänzt: Ich bin Gott, dieses ist es, u. s. w. Aber wir bemerken schon hier, daß der Begriff sein hier weit davon entfernt ist, ein bloßes Hülfsmittel zu sein, ein bloßes Fürwort ohne Bedeutung, vielmehr gehört es der ruhigen Anschauung der Völker an, die es auszudrücken sich gezwungen fühlen, wie wir noch darthun werden. Nicht das Wort selbst ist die Mittheilungsform, sondern die daran haftende Aussageform, wie an allen ähnlichen Wörtern.

Hiernach scheiden sich nun auch die nothwendigen Bestandtheile des Satzes, als Mittheilung. Man sagte bisher immer, es sei überall ein Grundbegriff (Subject) und eine Aussage erforderlich. Allein der Begriff der Mittheilung, wie wir ihn fassen, schließt den erstern gar nicht nothwendig in sich, sobald nur eine Bewegung mitgetheilt wird. Wenn wir auf eine Naturerscheinung, die in einer Thätigkeit besteht, aufmerksam machen, so ist selbst im Gedanken kein Grundbegriff vorhanden. Man kann sich daher sehr wohl vorstellen, daß die Mittheilung lediglich die Erscheinung nennt, und durch die Aussageform daran die Wahrnehmung mittheilt, ohne alle Beziehung auf einen Grundbegriff, wie das ja viele Sprachen thun. Wenn die deutsche sagen muß: es schneiet, es blitzt, — so ist dies ein Beweis für unsre Behauptung, daß die Mittheilungsform sich nicht an die Denkform hält, sondern diese beherrscht und zwingt, sich ihr zu fügen. In der That werfen wir dieses es ja auch ab, sobald die Mittheilungsform es zuläßt, und wir vermissen dasselbe gar nicht in Sätzen wie: Wenn deinen Feind hungert, gieb ihm zu essen u. s. w. Sogar in den einfachen Sätzen: Mich friert,

mich dünkt, u. a. finden wir keine Ergänzung eines Grundbegriffs nöthig.

Eine andere Frage ist, ob die Aussageform sich nothwendig an die Person knüpfe oder sich auch von ihr lösen könne? Die Erfahrung aus den uns bekannten Sprachen scheint zu bestätigen, daß der Naturdrang gerade diese Beziehungsform vorzugsweise begünstige. Dennoch zeigt sie auch andrerseits, daß der Trieb die Aussageform stets nach erster, zweiter und dritter Person abzuwandeln, durchaus nicht so durchgreifend thätig wirkt. Selbst in den uns naheliegenden Sprachen arbeitet er oft nur sehr schwach, so daß die Aussageformen oft für verschiedene Personen sich gleichen, und oft auch von anderen Formen desselben Begriffsausdrucks sich nicht unterscheiden. Ja die Sprachen, welche eine bloße Zusammenstellung lieben, fühlen sich auch sehr häufig befriedigt in Betreff der beweglichen Begriffe durch bloße Anfügung des letztern an den Ausdruck der Person. Die Semiten sagen: Ich stehender, du sitzender, statt ich stehe, du sitzest.

Wir haben bei Darstellung der Bestandtheile des Satzes wiederum nur die Sprache zu befragen, die wir gerade behandeln. Die deutsche hat allerdings durchweg den Ausdruck eines Grundbegriffs oder einer Person, selbst wenn im Gedanken kein solcher Begriff da ist, und zwar weil ihre Mittheilungsform fast immer den Ausdruck der Person abgesondert von der Aussageform giebt, weil wir keine Aussageform haben, die nicht zugleich auch die einer Person ist, so daß die Gewohnheit ihn fast überall fordert. Aber ein solches, bloß als Form ausgedrücktes es ist in Sätzen wie: es wird gespielt, getanzt, so wenig der wirkliche Ausdruck eines Grundbegriffs, wie in δεῖ, traditur, oportet, irgend ein Grundbegriff gesondert gedacht ist. Durch die Auffassung des Gesetzes, daß in jedem Satze sich ein Grundbegriff und eine Aussage als Stoff oder Inhalt scheiden lassen müssen, hat man unzählig viele Mittheilungsformen gleichsam zu Auswüchsen gestempelt, deren Durchdringung eine mühsame Zerlegung erfordert, ohne darum das Verständniß zu erzielen. Die Schwierigkeit, dies Gesetz überall nachzuweisen, nimmt natürlich in zusammengesetzten und ineinander geschlungenen Mittheilungen immer mehr zu, und der Knoten schürzt sich zuletzt bis zur Unauflösbarkeit, so daß man mit dem Schwert des Sprachgebrauchs dazwischen haut.

Gewöhnen wir uns aber daran, die Gesetze der Mittheilungsformen jeder gesonderten Sprache nach ihrem eigenen Geiste zu betrachten, so werden wir auch die natürlichen Bildungen erkennen, und Ausartungen nur da wahrnehmen, wo fremde Einmischung mitgewirkt hat, den Geist der Sprache umzugestalten. Zur Ermittlung derselben gehört aber vor Allem eine nähere Kenntniß der einer Sprache zum Grunde liegenden Anschauungsweise, und darüber wollen wir ebenfalls einige Andeutungen zu machen versuchen.

Frankfurt. **Dr. J. M. Jost.**

Studien über Molière.

I. Der Misanthrop.

Molière's und Lafontaine's Kranz blieb unzerpflückt, selbst durch die französische romantische Schule, während dieselbe den Boileau's und Racine's nicht verschonte. So glimpflich verfuhren aber die deutschen Romantiker nicht mit dem großen Comöden. Man kennt Schlegel's, ihres kritischen Vertreters, kurz abfertigende Urtheile, aus denen die Einseitigkeit des Standpunktes und der Wunsch hervorblickt, den christlich romantischen Göttern mit den Leichen der französischen Klassiker ein Huldigungsopfer zu bringen.

Da jenes Urtheil noch immer bei uns als maßgebend nachgesprochen wird, besonders wohl weil Eugen Sue, Dumas und Scribe uns nicht Zeit lassen, an Leute wie Molière und Corneille zu denken, so lohnt es sich vielleicht der Mühe, ein und das andere Stück des Ersteren einer vorurtheilsfreien Analyse zu unterwerfen. Gelingt es auch nicht, die Sentenz eines so gewichtigen Stimmgebers zu cassiren, so machen wir doch wieder aufmerksam auf jenen halbvergessenen Meister, der nicht so veraltet ist, als manche glauben und an dem unsere Lustspielschreiber, die oft statt frei zu studiren sclavisch copiren und übersetzen, noch viel lernen können. Seine Werke sind nicht bloß ein Reflex ihrer Zeit, sie enthalten auch des Allgemeinmenschlichen aller Zeiten mehr, als man glaubt; man muß sich nur durch den altfränkischen Rahmen nicht von näherer Betrachtung des Bildes abhalten lassen.

Obgleich der Misanthrop nie die Popularität des Tartüffe auf der Bühne erlangte, so gilt er ihm doch in Frankreich an künstlerischem Werthe gleich und macht in der Literaturgeschichte Epoche.

Wie Molière der eigentliche Stifter des französischen Lustspieles ist, so ist sein Misanthrop das erste und zugleich vollkommenste Muster der Charakter- und Conversationsstücke, durch deren Reichthum und Vortrefflichkeit sich Frankreich seitdem ausgezeichnet hat.

Es ist in Form und Inhalt ganz französisch, und Molière macht sich in ihm zum ersten Mal ganz frei von Benutzung und Nachah-

mung des Fremden und Antiken und erfindet auch, was freilich seine schwächste Seite ist, die Intrigue dazu.

Es fällt in dem Stücke äußerlich fast nichts vor, selbst Nichts von jenen bis dahin für unerläßlich erachteten komischen Ingredienzien, als daß etwa ein Beamter einen Brief bringt — und ihn vergessen hat. — Die Personen sprechen viel und handeln wenig, aber ihre Gespräche sind Handlungen, die durch Wechsel, Fortschritt und Steigerung uns dramatisch spannen und sie selbst vollständig charakterisiren. Es ist eine Comödie ohne Comödie, ein Versuch, der nur einem Molière gelingen konnte, welcher die Bühne zur Schule des Lebens erheben wollte und sich diesmal mit Weglassung alles komischen Beiwerkes ganz auf Psychologie und Charakterdarstellung concentrirte. Es umfaßt daher auch auf verhältnißmäßig kleinem Raum seine gesammte Welt- und Lebensanschauung und entwirft dabei ein genaues Bild seiner Zeit mit portraitartiger Wahrheit. — Auch darin war es neu und folgenreich, daß er, der bis dahin nur das Volk und den Bürger gezeichnet hatte, sich mit seinem satyrischen Griffel in die höheren Stände, in die bedenkliche Nähe des Hofes wagte.

Blicken wir nun etwas näher hinein, um Obiges zu bestätigen; wir brauchen deshalb ja nicht in die Posaune der französischen Enthusiasten zu stoßen, die durch ihre Uebertreibungen und Herabsetzung des Fremden uns anderer Seits auch nicht zum bloß nationalen Widerspruch reizen sollen.

Alceste, der dem Stücke den Namen gegeben hat, ist ein Idealist, eine großartige, ursprünglich edle Natur, deren Ueberlegenheit auch dadurch frei vom Dichter angedeutet wird, daß trotz seines mürrischen Wesens die Weiber seine Liebe und die Männer seine Freundschaft suchen. Er ist ganz Offenheit und Freimuth, voll glühenden Hasses gegen die ihn umgebende Heuchelei, Frivolität und Feigheit, die sein scharfblickender Geist überall als solche erkennt. Er schwärmt für Manneswürde, die kein Unrecht duldet und sich keinem Götzen der Zeit beugt. Der bewußte Besitz dieser vortrefflichen Eigenschaften überspannt aber auch sein Selbstgefühl zu rigoristischem Stolz, zum Sonderlingswesen und Widerspruchsgeist.

Il penserait paroître un homme commun
Si l'on voyoit qu'il fût de l'avis de quelqu'un. —

Glaubt er nicht allein der rechtschaffene Mann zu sein und treibt er nicht seine Tadelsucht so weit, daß er wegen eines Sonetts den

Verfasser derselben zum Galgen verurtheilen möchte? Geht seine Verachtung der Menschen nicht so weit, daß es ihm leid thäte, wie er sagt, wenn sie ihn für verständig hielten? Seinen Prozeß verliert er, weil er nicht die nöthigen Schritte thun will, um ihn zu gewinnen.

Ce sont vingt mille francs qu'il m'en pourra couter,
Mais pour vingt mille francs j'aurai le droit de pester.

Durch diese Züge, wo Machthaberei, Uebereilung und leidenschaftliche Uebertreibung momentan zur moralischen Carrikatur ausarten, mischt der Dichter mit künstlerischer Weisheit Schatten zum Licht, denn er wollte einen Menschen und zwar einen Idealisten, aber kein Ideal zeichnen. — Fenelon und nach ihm Rousseau, der sich mochte in dem Portrait getroffen fühlen, sagen mit Unrecht: Molière sei unmoralisch, er mache am Misanthropen die Tugend lächerlich; nicht die Tugend ist an ihm lächerlich, sondern die Auswüchse derselben und seine Schwächen.

Que c'est à tort que sages on nous nomme,
Et que dans tous les coeurs il-y-a toujours de l'homme.

Es ist eine Lehre gegen menschliche Selbstüberhebung und Maßlosigkeit, eine Ermahnung zur Demuth. Molière wollte uns zeigen, wie der Eigensinn einer einseitig exaltirten Tugend in einen Fehler umschlägt. — Das thut er, ohne seinen Helden in unserer Achtung dadurch zu erniedrigen; wir lieben und achten ihn doch, wie wir auch den Don Quixote lieben und achten, obgleich wir über ihn lachen. — Philinth mit seinem Ex sapientia modum tenere und seinen Sentenzen aus dem Seneca ist diesem Postmeister gegenüber der nachsichtige Optimist, den wir zwar verständig und liebenswürdig finden, dem aber jenes pathologische Interesse abgeht, das uns an den Alceste fesselt. — Schlegel tadelt das Freundschaftsverhältniß beider als unmöglich; ist es denn so beispiellos, daß entgegengesetzte Naturen sich anziehen, konnte der disputirende Alceste sich nicht gern am discurrirenden Philinth reiben, wie dies gleich in der Exposition wegen seiner Nachsicht und Allerweltsfreundschaft geschieht? Empfand dieser dem stets ins Extreme gehenden, leidenschaftlich aufgeregten Manne gegenüber sich nicht durch das Bewußtsein der eigenen Ruhe und Ueberlegenheit geschmeichelt?

Mon phlegme est autant philosophe que votre bile,

Dies interessant gruppirte Verhältniß wird aber noch überboten

durch Alcestens Liebe zu Celimenen*). Der Philosoph im Netze der Coquette, das mußte den Molière reizen, zumal er Aehnliches mit der Armande Béjard erlebt hatte. Schlegel, dem doch als Romantiker der Widerspruch zwischen Vernunft und Liebe nicht unbekannt sein konnte, hätte diesen Punkt, den Glanzpunkt des Stückes, am wenigsten tadeln sollen. Sie ist kein flüchtiger Sinnenreiz, wie jener meint. Molière, den ich überhaupt für einen großen Darsteller der eigentlichen Herzensliebe halte, die er aus tiefen Erfahrungen kannte, schildert diese Leidenschaft des Alceste mit großer Wahrheit und glühenden Farben; fesselt sie den ernsten Mann doch an den ihm widerwärtigen Salon der jungen galanten Wittwe und läßt sie ihn doch die härtesten Proben bestehen; wickelt er sich nicht mehrmals aus den Schlingen los und fällt wieder hinein, bis zuletzt die Manneswürde nach hartem Kampfe siegt? — Sein Liebeszorn, sein Aerger über sich und seine Schwäche, seine zunehmende Einsicht, daß er hingehalten wird, sein Dringen auf Erklärung, ihr gewandtes Ausweichen, ihre mit Selbstanklage vermischte Vertheidigung, das Alles tritt in belebten Wechselreden mit unnachahmlicher Wahrheit hervor und ist der feinsten und schärfsten Beobachtung entnommen. Man sieht, daß hier viel Selbsterfahrung zum Grunde liegt. Ich citire folgende Züge:

Celimène:
Mais de tout l'univers vous devenez jaloux,
Alceste:
C'est que tout l'univers est bien reçu chez vous.
Mort bleu, faut il que je vous aime!

Er macht ihr durch seinen Zorn oft Complimente und sie fühlt das sehr wohl.

Et cependant mon coeur est encore assez lache,
Pour ne pas briser la chaîne qui l'attache,
Ah rien n'est comparable à mon amour extrême! —
Oui, je vaudrois qu'aucun ne vous trouvât aimable,
Que vous fussiez reduite en un sort misérable,

*) Er spielte selber die Titelrolle und Armande zum Entzücken die der Celimene; beide Gatten sahen sich beinahe nur noch auf dem Theater. Armandens Verhältniß zum Herrn von Lauzun und zu vielen anderen Galants hatte eine Trennung herbeigeführt. Mit welcher Wahrheit mußte der von Eifersucht gequälte Mann spielen und was mußte er dabei fühlen? —

Que vous n'eussiez ni rang, ni naissance, ni bien —
De vous voir tout tenir des mains de mon amour.

Spricht so nicht die Liebe, der Stolz und die Eifersucht?

Celimene ist freilich eine leichtfertige, gefallsüchtige Natur, die sich trotz der scharfen Züchtigung nicht bessert, doch ist sie jung, und Alceste konnte hoffen, sie würde es in der Ehe mit ihm thun. Sie ist geistreich, gebildet und glänzt durch satyrischen Geist — (Pour bien peindre les gens vous êtes admirable), der ihn anzieht, obgleich er sie darum schilt; auch ist sie bedeutend genug, um seine Ueberlegenheit über die galanteren Nebenbuhler zu fühlen und liebt ihn, so viel eine Coquette zu lieben vermag. Der jungen steht die alte Coquette, Arsinoë, zur Seite, eine Art weiblicher Tartüffe.

Elle tache à couvrir d'un faux voile de prude
Ce que chez elle on voit d'affreuse solitude,
Elle est à bien prier exacte au dernier point,
Mais elle met du blanc et veut paroître bien,
Elle fait des tableaux couvrir la nudité,
Mais elle a de l'amour pour la réalité.

Die Scenen, wo sie mit Celimenen sich in aller Höflichkeit herumbeißt, sich mit Katzentritten dem Alceste nähert, den sie fischen will, nachdem sie ihre Nebenbuhlerin verdächtigt hat, und dabei abfährt, wo sie trotz der brouillerie noch einmal wiederkommt, um der Rechtfertigung Celimenens, wie sie sagt, beizuwohnen, im Grunde aber, um sich an ihrer Beschämung zu weiden, sind voll bitterer Satyre und stellen die alte prüde Coquette verächtlicher dar, als die junge frivole, was der Dichter gewiß beabsichtigt hat. — Beide repräsentiren die Salon-Damen ihrer Zeit und sind mit solcher Wahrheit gezeichnet, daß man die Originale zu kennen glaubte und nannte, was auch mit den männlichen Portraits geschah.

Im Gegensatz zu beiden vertritt die einfache anspruchslose Eliante die reine, unverdorbene Weiblichkeit, und ist durch wenige, aber liebenswürdige Züge gezeichnet, sie liebt den Alceste, ist aber edel genug und besonnen, seinen übereilten, aus dépit entstandenen Antrag abzulehnen. Sie wird am Schlusse mit der Hand des Philinth, der sie, wie sie ihn glücklich machen wird, belohnt. Ueberhaupt in diesem Stücke wird die poetische Gerechtigkeit vortrefflich geübt. Alceste's Tugend wird dadurch belohnt, daß er, der blind in sein Verderben rannte, Celimenens Hand nicht bekommt. Arsinoe bleibt zu ewiger Keuschheit verdammt, Celimene, die Gefeierte, steht zuletzt in ih-

rem leeren Salon, von Allen verachtet da, und Oronte, wie die faden Marquis, bekommen jeder ihr Packet (voici votre paquet) in der Briefscene.

Jener schöngeistige Sonettenschmied (Sa prose mo fatigue autant que ses vers), der mit Dichtereitelkeit die Ansprüche eines grand seigneur verbindet, ist durchaus ein Portrait aus jener belletristischen Zeit:

> abondant en rimeurs,
> De leur vers fatiguans lecteurs infatigables.
> (Boileau.)

Nicht weniger sind dies die beiden Marquis, deren Liebe zu Celimenen im Gegensatz zu Alceste's tiefer Gluth nur modische Galanterie ist, und nur durch ihre Rivalität Spannung bekommt. Die Art, wie sie sich gegenseitig persifliren und sich selbst herausstreichen und zuletzt einen Pact schließen, ist voll Komik. — Obgleich nur beigeordnet, greifen diese Charaktere doch hinreichend in die Verhältnisse ein, um nicht als müssige Staffage des Bildes zu erscheinen. Alle repräsentiren in Haltung und Sprache die eigenthümliche Bildung ihrer Zeit und das damalige Salonleben, das bei aller Frivolität noch nicht den späteren Cynismus angenommen hatte. Sie reflectiren gern und gefallen sich in moralischen Aperçüs. Sie sind nicht allein Objecte der Satyre, sondern auch selber Satyriker, ein Kunstgriff, durch den es dem Dichter gelang, nicht allein die damals beliebte médisance zu malen in dieser school for scandal, sondern auch durch dieselbe über alle damaligen Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten eine Fülle von Witz und Satyre auszugießen. Rousseau tadelt ihn nun hier, daß er bei den Verderbnissen und Lächerlichkeiten des Privatlebens und der Sitten stehen geblieben sei und nicht die Faulheit der öffentlichen und politischen Zustände angegriffen habe. Das wäre allerdings sehr pikant gewesen, und ohne das würde ein heutiger Misanthropendichter es nicht thun, wie denn der Diogène des Félix Pyat gehörig politisirt und über Corruption u. s. w. deklamirt, indem er dabei, während er Athen sagt, Paris meint. So weit durfte aber Molière, der besondere Schützling seines Königs unter dem l'état c'est moi, nicht gehen, er wußte wohl, was er den Tartüffe von den lettres de cachet sagen läßt, que ce sont des coups qu'on pare en fuyant. Er mußte sich damit begnügen, ridendo und castigando die Sitten zu bessern; die Stunde Mirabeau's der politischen

und socialen Reformen hatte noch nicht geschlagen zu einer Zeit, wo dem Racine ein Wunsch für die Protestanten, dem Fenelon die verhüllten Lehren im Telemach nicht verziehen wurden. Es war schon viel, daß Molieère seine Geißel bis in die Nähe des Hofes schwang, und vielleicht that er wohl, da er den Hofnarren des Mittelalters nicht mehr gebrauchen konnte, sich hinter die Uebertreibungen und die Tadelsucht eines Misanthropen zu verstecken, der unter Anderm vom Hofe sagt:

Et qui n'a pas le don de cacher ce qu'il pense,
Doit faire dans ce pays fort peu de résidence.

Man wittert selbst etwas Ironie und Bosheit, wenn er beim Handel wegen des Sonettes ausruft:

Hors qu'un commandement exprès du roi me vienne —
Je soutiendrai toujours, morbleu! qu'ils (die Verse) sont mauvais
Et qu'un homme est pendable après les avoir faits *).

Daß die königliche Autorität sich auch auf die Aesthetik erstreckte, dafür liegen manche Beweise vor. Madame verlangte ja vom Dichter, er solle le grand flandrin de marquis qui, trois heures durant, crache dans un puits pour faire des ronds weglassen, was er aber mit lobenswerther Unabhängigkeit nicht that.

Die Sonettscene könnte ungebührliche Wichtigkeit zu haben scheinen, sie dient aber zur Skizzirung des Zeitgeistes und zeichnet zugleich Alceste's Freimuth und Verachtung alles Falschen und Geschraubten, das er bis in ein Sonett verfolgt, wie auch den eitlen Oronte, der es in einer Viertelstunde gemacht haben will, und dem es um des unabhängigen Alceste gewichtiges Urtheil zu thun ist, der aber doch, während er um Aufrichtigkeit bittet, Lob verlangt. Wahrscheinlich wollte Molière durch den Vorzug, den Alceste's reinerer Geschmack der alten einfachen Romanze giebt, dem Publicum eine ästhetische Lection geben, das über die Kritik des im damals beliebten Style der Cotin und Menage geschriebenen Gedichtes mit seiner pompe fleurie de faux brillants ganz verdutzt war.

---

*) Malherbe sagte einst zu einem jungen Advocaten, der ihm seine Verse vorlas: „Avez vous l'alternative de faire des vers ou d'être pendu? A moins de cela vous ne devez pas exposer votre réputation en produisant une pièce si ridicule. Molière qui prend son bien où il le trouve scheint diese Anecdote benutzt zu haben.

Ein begründeterer Vorwurf ließe sich aber vielleicht darüber machen, daß wir die Entstehung von Alceste's Freundschaft und seiner Liebe durch kein rückblickendes Wort erfahren und das Stück gleich mit der ausgebildeten Misanthropie des Helden anfängt, die sich leicht durch einen Rückblick auf die Vorgeschichte hätte motiviren lassen. — Shakespeare's Timon und Schiller's Menschenfeind kommen wenigstens erst durch bittere Erfahrungen zu dieser abnormen Gemüthsstimmung, die ästhetisch wohl nicht bloß durch ein bileuses Temperament erklärt werden darf. — Die Art jedoch, wie sich Alceste's Misanthropie gleich anfangs im Streit über Philinths Allerweltsfreundschaft kund giebt und durch gehäufte Unannehmlichkeiten bis zur Flucht in die Einsamkeit gesteigert wird, ist vortrefflich erdacht und hält das Ganze von Innen heraus in Fortschritt und Bewegung.

Soviel im Allgemeinen über dies tiefsinnige Charaktergemälde, das jedoch, insofern die localen Conflicte, die uns später bewegen, (Alceste ist und bleibt Seigneur und wird auch auf seinen Gütern weder die Frohndienste aufheben noch Freischulen stiften —) ihm noch fern liegen, nicht über die Schranken seiner Zeit hinausgeht. — Dafür geht er in die sittlichen Fragen aber mit einem Ernste ein, der fast über den Bereich des Lustspiels hinausstreift und kaum durch die Menge der schalkhaften Details verdeckt wird. Von diesem Stück gilt besonders Chateaubriand's Bemerkung, der im Lustigen des Molière eine gewisse Traurigkeit herausfühlte: „Wie gebrechlich ist der Mensch, da selbst ein so edles kräftiges Gemüth am Widerspruch des Lebens und der Empfindung zu Grunde geht. Wie schwer ist es, weise zu sein, da selbst ein so reich begabter Geist es nicht ist!" — Das sind die Gedanken, die das Stück erweckt.

Daß dem Alceste gegenüber als Träger der Wahrheit, als positiver Held Philinth hingestellt sei, glaubten viele der Zeitgenossen; dies entspricht aber gewiß nicht der tieferen Intention des Dichters. Er besitzt zwar gerade die Eigenschaften, die dem Alceste fehlen, um ein großer, glücklicher und beglückender Mann zu sein, statt eines Misanthropen ein Philanthrop, stellt aber mit seiner passiven Nachsicht, die jedoch noch fern von maximes de fripons ist, welche Rousseau ihm andichtet, ebensowenig das Bild ächter Menschheit dar und nützt durch sein behagliches Bleiben in der Gesellschaft derselben ebensowenig, als Alceste durch seine Flucht aus ihr. — Blicken wir nun in die Einzelheiten, so tritt uns eine Fülle von Kunst und Freiheit und

von ächt französischen Vorzügen entgegen, deren man sich erst bei wiederholter Lectüre ganz bemächtigt, nicht weil sie dunkel, sondern weil sie gedrängt sind. So werden wir z. B. auf den ersten Augenblick frappirt durch die Menge von Sentenzen, die in geistreicher Kürze und Antithese den Angelpunkt des Gedankens oft auf den Reim legen, und sehen erst nachher, daß dieselben zugleich eine besondere Beziehung auf den Sprechenden oder Angesprochenen haben, wie wenn Alceste sagt:

Mais la raison n'est pas ce qui règle l'amour.

Auch der von Schlegel geliebten und vermißten Züge unbewußter Comik finden sich mehrere, z. B. in der Sonettscene beim wiederholten

Je ne dis pas cela,

wo Alceste seinen Tadel zu mindern glaubt und ihn durch Einkleidung und Umschweif nur noch bittrer macht, die Art, wie Oronte sein Sonett anbringt, die auch Schlegel liebt, u. s. w. Vor Allem ist aber die Salonscene des dritten Actes reich an pikanten Details und witzigen Croquis. Es ist eine ganze Gallerie:

Damon, le raisonneur qui trouve toujours moyen
De ne rien dire avec de grands discours,
Dimante, qui sans affaire est toujours affairé,
Cléon, qui prend soin d'y servir de mets fort délicats,
Mais je voudrois qu'il ne s'y servît pas.

Doch wollte ich alles Schöne in der Charakteristik und der an dem Gedanken knapp anliegenden, reich modulirten Sprache*) hervorheben, so müßte ich fast Alles abschreiben.

Obige Bemerkungen genügen, hoffe ich, um zu beweisen, daß der Misanthrop seinen großen Ruf verdient, — hat er doch in Frankreich fast eben so viele Discussionen hervorgerufen, wie Hamlet in Deutschland, und, worauf ich durch das Archiv aufmerksam machen möchte, daß er sich ganz besonders zur Interpretation in höhern Classen eignet, da nichts Scobreuses in ihm vorkommt, und er sehr rei-

*) Obgleich in manchen Versen sich kleine Unebenheiten und Nachlässigkeiten finden, so können sie doch im Ganzen an Correctheit denen Boileau's gleichgestellt werden und sind grade in diesem Stücke mit besonderm Fleiß gearbeitet. Der bescheidene Dichter sagte freilich einst darüber: Mes vers ne sont pas aussi parfaits et aussi achevés que ceux de Despréaux; je perdrois trop de temps, si je voulois travailler autant que lui.

chen Stoff zu philologischen, literarischen und psychologischen Bemerkungen bietet. Diese den Gegenstand durchaus nicht erschöpfende Abhandlung beabsichtigte einige Anregung dazu zu geben.

Ich bemerke noch, daß das Stück Anfangs ziemlich kalt aufgenommen wurde vom großen, noch an die spanischen Imbroglios und Scarronschen Possen, an Scaromauche und Gros Pierre gewöhnten Publicum, und Molière gezwungen war, es durch Beigabe des Médécin malgré lui auf dem Repertoire zu erhalten. Die Gebildeten faßten übrigens gleich großes Interesse für dasselbe, zumal es durch seine Portraits reichen Stoff zum Salonsgespräch gab; zu demselben gehört auch folgende Anecdote, mit der ich, ohne ihre Wahrheit zu betheuern, schließe.

Jedermann erkannte in der Person des Misanthropen einen Herrn von Montansier; dieser erfuhr davon und dachte, den Dichter todtzuschlagen. Er ging jedoch, ein zweiter Sokrates, in das Stück und ließ am folgenden Tage den zitternden Molière zu sich rufen. Dieser kam und empfing statt der Vorwürfe herzliche Umarmungen. Herr von M. war nämlich beim nähern Ansehen der Rolle ganz stolz geworden über die Aehnlichkeit, die er mit ihr haben sollte und meinte, das sei ein vollkommener Ehrenmann, und dankte dem Dichter für die ihm erwiesene Ehre.

Mannheim. Dr. A. Laun.

Tag und Nacht,

oder

der Hort der Nibelungen.*)

Den ersten Eindruck empfängt der Mensch von der ihn umgebenden Natur, und keine Erscheinung in ihr wird von Anfang an so mächtig auf ihn gewirkt haben als die Sonne, der Urquell, welcher Licht und Leben gibt. Freude, Dank und endlich Anbetung mußte sich diesem Elemente zunächst zuwenden, um so mehr als sein Gegensatz, die Finsterniß, die Nacht, unerfreulich und grauenerregend erschien. Der Tag bringt Wonne, die Nacht Trauer. Die Nacht wird von allen Dichtern aufgefaßt als feindliche, böse Gewalt, im Gegensatz zu dem gütigen Wesen des Tages. Noch jetzt sagt man: Die Nacht ist keines Menschen Freund.

Beide, Tag und Nacht stehen im Streite mit einander. Die Nacht herrscht erst, wenn der Tag seinen Kampf aufgegeben hat. Der freundliche Tag sendet den Morgenstern als Boten voraus. Die Bilder bei allen Dichtern lassen keinen Zweifel darüber, daß in ältester Zeit Tag und Nacht lebendig und göttlich auftraten. Die Nacht erscheint als das Ursprüngliche; die Edda läßt den Tag erst aus der Nacht erzeugt werden. Die Nacht schloß das Geheimnißvolle in sich, sie war den Alten heilig. Die Heiden pflegten ihre heiligen Feste in die Nacht zu verlegen oder zu erstrecken, namentlich die Feier der Sonnenwende zu Mittsommer und Mittwinter, wie das Johannis- und Weihnachtsfeuer lehrt; auch die Osterfeuer und Maifeuer bezeugen Festnächte.

Andrerseits aber ging dem Naturmenschen alles Erfreuende und Belebende vom Lichte aus; darum galt dieses Licht, die Sonne, als

---

*) Wenn ich in dieser Erörterung, die man nur für eine poetisch-mythologische Studie ansehen wolle, Geschichtliches herbei gezogen, so habe ich von demselben Rechte Gebrauch gemacht, das sich der epische Dichter nimmt. Ich habe Ideen hineingelegt, die vielleicht der Historiker nicht darin findet.

der Grund des Daseins. Das Licht ward das Erzeugende, der Vater, der Gott. Das Hervorbrechen des Tages erschien als der Sieg des Lichtes über die Finsterniß, der Wärme über die Kälte.

Eine gleiche Vorstellung hatten die Morgenländer, in deren Sagen das Licht und der Tag, während in denen der nordischen Germanen die Dunkelheit und die Nacht vorherrschend auftritt. Nach Herder's Blättern der Vorzeit rang sich das Licht als Erstgebornes aus dem wüsten dunkeln Chaos hervor. Es war das holde Licht, das vereint mit der Mutterliebe über den Wassern schwebte. Sie schwangen sich auf zum Himmel und woben das goldene Blau; sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten sie mit Leben an; sie beseelten Alles, was auf Erden war. Dann schufen Licht und Liebe auch den Menschen, Licht strahlte des Menschen göttliches Antlitz an, und Liebe wählte sein Herz zu ihrer stillen Wohnung. Licht war nach der Vorstellung der Morgenländer das Angesicht Jehovas und die Abendröthe der Saum seines Kleides. Die Morgenröthe leuchtet hervor aus Gottes Gemach, eine Trösterin der Menschen.

Das Jahr wurde durch die Sonnenwenden in eine Tag- und Nachtseite getheilt und so haben Sommer und Winter ein ähnliches Verhältniß wie Tag und Nacht. Während der häufige Wechsel des Tages und der Nacht das Andenken an die alten Götter verwischte, ward dieses durch den langsam erfolgenden Wechsel des Sommers und Winters länger erhalten.

Wie die Morgenröthe, so ward auch der Eintritt des Sommers feierlich begrüßt. Ich erinnere nur an die Feste der alten Deutschen, an die Dionysien der Griechen u. a. Wie Tag und Nacht, so wurden auch Sommer und Winter persönlich und im Kampfe begriffen gedacht. Tag und Sommer erfreuen, Nacht und Winter betrüben die Welt.

Auf die Naturerscheinung, insbesondere auf den Gegensatz zwischen Tag und Nacht, noch mehr aber auf den zwischen Sommer und Winter gründet sich unsre ganze deutsche Mythologie. Man kann sagen, der erste Natureindruck ist die gemeinschaftliche Grundlage der Religion aller Völker. Je nach dem Charakter und der geistigen Entwickelung der Nationen gehen von diesem Punkte aus ihre Religionen auseinander wie die Sprache seit dem Thurmbau zu Babel. Und die Urheimat aller Völker ist auf dem asiatischen Hochgebirge zu suchen, das wie eine Rettungsinsel aus den Wassern der Sündfluth

hervorragte. Hier ist der Ursitz aller Religionen, aller Sprachen, alles Königthums.

Gustav Carus hat in neuester Zeit die Völker der Erde in Tag- und Nachtvölker geschieden. Die Tagvölker bewohnen den Gürtel von China über Indien, Persien, das Mittelmeer bis zum nördlichen atlantischen Ozean. Dies ist die höchste Lebenszone, die ursprüngliche Zone des Getraides und der Edelfrüchte, die Zone für höhere Entwickelung der Menschheit. An diese reihen sich die Dämmerungsvölker. Der Gang der geistigen Entwickelung der Tagvölker folgt dem scheinbaren Gange der Sonne, von Osten nach Westen fortschreitend. Drei Völkerzweige sind es namentlich, in welchen dem Stamme der Tagvölker sein geistiges Licht aufging: die Hindu, die Aegypter und die Hebräer. Bei den Hindus entstand zuerst im Sanskrit das vielleicht in sich vollendetste geistige Organ, wodurch zugleich das höhere Denken vorbereitet ward. In ihren Schriften lag der Keim für Erkenntniß der Wahrheit. Dagegen ward in dem Stamme der zum Theil aus Aegypten eingewanderten Griechen die Idee der Schönheit geboren, und in der Strenge des Judenthums keimte die Liebe, welche durch Christus in die Welt eingeführt ward. Griechenland, Rom und das Christenthum vermittelten die geistige Entwickelung des germanischen Stammes, der Ureignes mit Fremdem in sich verarbeitete. Ich habe diese Fernsicht hier eingeschoben, um den Unterschied wie den Zusammenhang der Entwickelung der Germanen im Verhältniß zum Kulturgange der Menschheit im allgemeinen hervorzuheben. Denn das heidnische Germanenthum ging, bevor jene Einflüsse sich zeigten, seinen eigenen Weg. Indem wir den Gesichtspunkt der Naturreligion festhalten, bemerke ich vorerst, daß unsere germanischen Urältern mit den Indern, Persern, Griechen und allen andern indogermanischen Völkern das gemein haben, daß nach ihrer Anschauung die ganze Welt von der Gottheit durchdrungen ist, während die Juden und alle Semiten Gott streng von der Welt abscheiden. Das Wesen der semitischen Religionen ist eine strenge Eingottheit (Monotheismus), der Indogermane dagegen läßt in jeder Kraft der Natur die Gottheit wohnen, er ist — wie man sagt — ein Pantheist. Wie dem Inder und Griechen, so trat auch dem Germanen, am längsten dem Nordgermanen, aus jeder Erscheinung der Natur das göttliche Walten als besonderes persönliches Wesen entgegen und so erschien ihm das Weltall von einer Unzahl göttlicher

Geister bewohnt. Aber diese Vielheit ging aus der Einheit hervor, und diese Einheit war das Licht, die Sonne, der Licht- oder Sonnengott. Wie man aber Tag und Nacht, Sommer und Winter unterschied, so gab es auch ein Lichtreich und ein Nebelreich oder eine Unterwelt. Auch bei den Mittelwesen unterschied man Lichtelfen und Dunkelelfen. Die Unterwelt ist bei seeanwohnenden Völkern im Meere, bei berganwohnenden im Innern der Gebirge. Hier wohnen die Dunkelelfen und die ihnen nahe verwandten Zwerge, die schwarz und rußig sind. Ist es daher ein Wunder, wenn der Teufel schwarz gedacht wird? Niselheim oder Nebelheim war das kalte Schattenland, wo die schwarze Todesgöttin Hel wohnt. Als Hölle ist dieser Ort von den Kristen beibehalten. Der Teufel ist aber kein Deutscher, sondern ist, wie der Name schon sagt, von Rom zu uns gekommen. Er war am stärksten in der Mode im Reformazionszeitalter, obgleich man damals gegen Rom ankämpfte. Ueberhaupt war die Zweigetheiltheit (Dualismus) des höchsten Wesens dem Volksglauben der Germanen ursprünglich fremd. Das Prinzip des Guten waltete vor. Am meisten tritt diese Zweiheit auf in dem genannten Gegensatze von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht- und Schwarzelfen, holden und unholden Wesen. Die allmälige Umwandlung des guten Prinzips in das böse liegt übrigens auch in der morgenländischen Vorstellung des Abfalles von Gott; denn der Satan ist ein abgefallener Engel oder Lichtgeist; darum wurde er in die Finsterniß verwiesen.

Die nachhaltigsten Ueberlieferungen unseres Volkes beziehen sich auf die Nachtseite seines Glaubens, auf die Unterwelt. Vielleicht weil die nordischen Germanen der Sonne entfernter, der Kälte und Nebelwelt näher waren als die Bewohner des heitern, wärmern Südens. Auf diese untermeerische oder unterirdische Welt beziehen sich namentlich die zahlreichen Sagen von versunkenen Orten, von Klöstern, deren Glocken man noch aus dem See oder Berge vernimmt; eben so die vielen Sagen von verborgenen Schätzen, die ein schwarzer Hund oder eine Schlange bewacht, was an den Cerberus, den Höllenhund der Alten erinnert; ferner die Sagen von den in den Bergen schlummernden Königen und den verzauberten Prinzen und Prinzessinnen.

Wie in der antiken Sage vom Raube der Persephone (Proserpina) durch den Gott der Unterwelt, ihrem halbjährigen Verweilen

in derselben, ihrem Wiedererscheinen im Blumenkleide, wie ferner in den Dionysosfesten rc. der Gegensatz zwischen Sommer und Winter durchblickt, so auch in deutschen Sagen. Auf die Wiedereröffnung der Erdfruchtbarkeit im neuen Jahre oder auf die Wiedererlösung der vom Winter verwünschten und gefangenen Vegetazion beziehen sich die überall wiederkehrenden Sagen von einem verborgenen Schatze, von der Schlange mit dem Schlüssel, von der als Kröte durch drei Küsse zu erlösenden Jungfrau, von dem Dornröschen, das durch den Kuß eines sonnigen Jünglings vom langen Schlafe erweckt wird u. s. w.

Die Unterwelt öffnet sich am Johannistage. An diesem Tage erscheint die verwünschte Jungfrau mit dem Schlüssel und öffnet die Pforte zum Berge oder versunkenen Schlosse, die zu verborgenen Schätzen führt. An diesem Tage thun sich alle Schätze der Erde auf, aber auch alle Geister der Unterwelt kommen herauf. Von Johannis an beginnt das Reich der winterlichen Nacht, die identisch ist mit dem Reich der Unterwelt. Nach der Wintersonnenwende oder Weihnacht wird das Reich der Unterwelt wieder geschlossen, nachdem das Geisterheer dorthin zurückgekehrt ist. Daher das Toben der wilden Jagd um diese Zeit.

Die Idee des Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Sommer und Winter hat sich am meisten als fränkische Stammsage erhalten und hat durch das Hervortreten des Frankenstammes an die Geschichte sich angelehnt. Hieher gehören die auch in Griechenland vorkommenden Drachenkämpfe, die Erlegung des Winterriesen durch den Sonnengott. Wie Apollo gegen den Drachen Python stritt, so Siegfried gegen das Ungethüm der chaotischen Urnacht. Dieser Siegfried ist aber ursprünglich Niemand anders als der Licht- und Sonnengott selbst. Dies erinnert an den Kampf der riesenhaften Titanen gegen Zeus, an die Feindschaft zwischen den Riesen und dem deutschen Donnerer, der seinen Hammer, den Frühlingsblitz, gegen dieselben schleudert. Der Drache oder Lindwurm, der die Nacht, den Winter als Gegner alles Wachsthums, die Unterwelt gewissermaßen repräsentirt, liegt auf dem Golde und bewacht die Schätze, den Hort. Das Amt der Helden war es nun, wie die Riesen so die gewissermaßen damit identischen Drachen zu vertilgen. Das that nun der Donner, Siegfried, Beowulf. Diese tapfern Drachenüberwinder trugen dann den Goldeshort als Beute davon.

Hier sind wir nun auf dem Felde unserer nazionalen Heldensage angekommen, die sich mit der alten Göttersage berührt. Nach der Volkssage erschlägt der von dem Schmiede ausgesandte Siegfried nicht blos den Drachen, sondern er befreit auch die von ihm entführte und gefangen gehaltene Brunhild, die anderswo auch Kriemhild und Florigunde genannt wird. Diese Brunhild ist eine Walküre oder Schlachtjungfrau Wuotans, und dieser hat sie durch einen Stich mit dem zauberhaften Schlafdorn in Schlaf versenkt und mit einem Walle von riesigen Feuerflammen, in eine Waberlohe, zur Strafe eingeschlossen. Da nahet der Sonnen- oder Frühlingsgott Siegfried, durchbricht den Flammenwall, erweckt und erlöset die Eingeschlossene und vermählt sich mit ihr, der Sonnengott mit der Erdenjungfrau. Im Märchen vom Dornröschen lebt diese Sage noch im Munde des Volkes. In unserm Nibelungenliede steht diese Vermählung mit Brunhild im Hintergrunde, die eigentliche Göttin heißt Kriemhild. Von der ersten scheidet Siegfried, wie das Jahr in seinem nie verweilenden, erbarmungslosen Fortschritte sich scheidet von der ersten Liebe des grünenden Frühlings, um sich hinzuneigen zur zweiten Liebe des glühenden Sommers. Die Eifersucht der beiden Frauen kommt bald verderbenbringend zu Tage; sie ist im Nibelungenliede Veranlassung zum Streite, der den Tod Siegfrieds zur Folge hat. Wie der Tag endlich doch der Nacht wieder erliegt, wie der Sommer endlich doch dem Winter weichen muß, so ist Siegfried auch wieder erlegt worden. Er hat durch die Erlegung des Drachen das Gold gewonnen, das den dunkeln Geistern der Nacht, der kalten Nebelwelt, den Nibelungen, gehörte; aber durch dessen Besitz ist er in ihre Knechtschaft gerathen. Bei aller Herrlichkeit, die es ihm gewährt, ist er der Nebelwelt verfallen. Er fällt, und das Gold kehrt zu den dunkeln Geistern in die Tiefen des Rheines zurück. Selbst ein Gott des Friedens — durch den Sieg, darf nicht ungestraft den geheimnißvollen Wächter im kalten Totenreiche morden und das Gold rauben. Vom Todesdorne, vom Hagen, wird er erstochen, und das geraubte Gold wird in den Rhein versenkt.

Die Rache bleibt aber nicht aus; denn Kriemhild selbst übernimmt die Rolle der Rächerin, und die Nibelungen, Hagen und die übrigen Burgunden werden vernichtet. So bewegt sich, wie Tag und Nacht, wie Sommer und Winter in der Natur abwechselnd,

das Leben zu Tod, der Sieg zu Niederlage, die Freude verwandelt sich ins Leid, und damit endet das Lied:

Mit leide was verendet des Küneges hohzit,
als in die liebe leide ze aller jungiste git.

„In diesem Tone tiefer Wehmut, mit welchem das Nibelungenlied ausklingt, kehrt es zurück zu dem Grundtone, mit dem es beginnt: es will singen von dem höchsten Fest der Freude, und von weinen und von klagen, es will singen, wie Liebe mit Leide zum jüngsten lohnen kann. Und dieser Grundton, zu singen Leid aus Freude, ist der Grundton des germanischen Lebens, er ist die reine Stimmung des deutschen Herzens, durch welches das Bewußtsein der Vergänglichkeit hindurchzittert. Und wie könnte dies anders sein bei einem Volke, welches mit der Natur und ihrem Leben auf das Innigste verwachsen ist? Die Stimme der Natur aber, die aus den sprossenden Keimen und heitern Blumen des Frühlings wie aus den welkenden Halmen und fallenden Blättern des Herbstes, die aus dem kommenden Tage wie aus dem scheidenden zu uns redet, ist die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes für den, der den innersten Sinn der Natur begriffen hat.“ In diesem Sinne tröstet Rückert die sterbende Blume:

Hoffe! Du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehret;
Hoffen alle Bäume doch,
Die des Herbstes Wind verheeret,
Hoffen mit der stillen Kraft
Ihrer Knospen Winter lang,
Bis sich wieder regt der Saft,
Und ein neues Grün entsprang.

Wenn du dann die Blume bist,
O bescheidenes Gemüth,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n.

Der Einzelne stirbt, das Ganze ist ewig; das lehrt uns schon die Natur. Wir haben oben gesagt, die Nachtseite walte in unserer deutschen Mythologie, also auch in der Dichtung vor; dazu stimmt auch das unverkennbare Vorwiegen der Naturpoesie des Todes in unserer nazionalen Poesie. Ich erinnere nur an die Volksballaden und an den elegischen Grundton bei den meisten unserer neueren Dichter. Wir kehren aber zurück zu der fränkischen Stammsage, in welcher der Hort eine so bedeutsame Rolle spielt. Die Nibelungen sind Kinder der Nacht und des Todes, die Besitzer der Schätze im Innern der Erde. Als das Licht die Finsterniß besiegte, als Siegfried den Nibelungendrachen erschlug, gewann er als Beute auch den

vom Drachen bewachten Nibelungenhort. Der Besitz dieses Hortes, dessen Eigenschaften seine Macht bis in das Unermeßlichste erheben, da er durch ihn den Nibelungen gebietet, ist der Grund seines Todes: denn ihn wieder zu gewinnen strebt der Erbe des Drachen. Dieser erlegt ihn tückisch, wie die Nacht den Tag, und zieht ihn zu sich in das finstere Reich des Todes. Siegfried wird somit selbst ein Nibelung, und sowohl Franken als Burgunder werden später Nibelungen genannt. „Durch den Gewinn des Hortes dem Tode geweiht, strebt aber doch jedes neue Geschlecht, ihn zu erkämpfen: sein innerstes Wesen treibt es wie mit Naturnothwendigkeit dazu an, wie der Tag stets von Neuem die Nacht zu besiegen hat, denn in dem Horte beruhet zugleich der Inbegriff aller irdischen Macht, er ist die Erde mit all ihrer Herrlichkeit selbst, die wir beim Anbruche des Tages, beim frohen Leuchten der Sonne, als unser Eigenthum erkennen und genießen, nachdem die Nacht verjagt, die ihre düstern Drachenflügel über die reichen Schätze der Welt gespenstisch grauenhaft ausgebreitet hielt."

Betrachten wir nun den Hort, das besondere Werk der Nibelungen, näher, so erkennen wir in ihm zunächst die metallenen Eingeweide der Erde, dann, was aus ihnen bereitet wird: Waffen, Herrscherreich, Gold- und Schmucksachen, die bei den alten Deutschen in hohem Werte standen. Neben den farbigen Gewändern waren goldene Schmucksachen, Arm- und Halsringe, Spangen und Kronen das begehrenswertheste, leidenschaftlich erstrebte Gut. Jener Hort schloß das Mittel in sich, die Herrschaft zu gewinnen, es war das Wahrzeichen der Herrschaft selbst.

Die Nibelungen-Franken, als Besitzer des Hortes, müssen in der Urzeit der herrschende deutsche Volksstamm gewesen sein. Nach der Sage (Grimm 418) ist das Geschlecht der Franken dem der Römer nah verwandt, ihrer beider Vorfahren stammen aus dem alten Troja ab. Nach der Zerstörung Trojas fuhren eine Anzahl lange in der Welt herum. Franko mit den Seinen kam zu dem Rhein und ließ sich dort nieder. Da bauete er zum Andenken seiner Abstammung ein kleines Troja auf, und nannte den vorbeifließenden Bach Santen, nach dem Fluß in ihrem alten Lande. Damit stimmt das Nibelungenlied überein, welches Siegfrieden hier geboren werden läßt:

Do wuohs in Niderlanden eins richen Küneges Kint
(des vater hiez Sigemunt, sin muoter Sigelint),

in einer bürge riche, witen wol bekant,
niden bi dem Rine: diu was ze Santen genant.

Dieser Frankenstamm behielt auch nach der Völkerwanderung die Herrschaft über die andern Stämme. Sein Königsgeschlecht war sich seiner alten Herkunft bewußt, und Karl der Große vereinigte später alle deutschen Stämme unter seinem Szepter, und er ließ alle Lieder der Stammsage sammeln, vielleicht um den Volksglauben an die uralte Berechtigung seines Königsstammes von Neuem zu befestigen. In ihm hatte sich einzig und allein das deutsche Urkönigthum erhalten, er konnte wegen der gleichen Abstammung der Römer wie der Franken von Troja her in das Recht der römischen Kaiser eintreten. Der Besitz des Hortes gab Karln Anspruch auf die Weltherrschaft, aber je mehr das Heidenthum mit seinem Mythus verwischt wurde durch das Kristenthum, um so mehr trat auch der römische Bischof hervor, um dem Cäsar des heiligen deutsch-römischen Reiches die Herrschaft streitig zu machen. In der Urzeit hatten die Kronen des Urkönigthums und Urpriesterthums auf einem Haupte geruht, und noch bei den Römern war der oberste Herrscher der pontifex maximus. In dem Pabste, dem geistlichen Schwerte, und im deutschen Kaiser, dem weltlichen Schwerte, fanden sich die nach der Zerstörung jener Urheimatstadt Troja gewaltsam zersprengten Träger des ältesten Königthums nach langer Trennung wieder, und berührten sich wie Seele und Leib des Menschenthums. Beide ergänzen einander und bilden vereint den vollständigen Herrscher; erst nach ihrer Entzweiung wurde die Fackel der Zwietracht in den Staat geworfen, die noch bis auf den heutigen Tag als Kampf zwischen Kirche und Staat fortglimmt.

Der Besitz des Hortes, der weltlichen Herrschaft, knüpfte sich in der Folge, nach dem Aussterben der Karlinger, an den Besitz der Kaiserkrone. Wer diese gewann, däuchte sich der wahre Inhaber des Hortes zu sein, war dessen Länderbesitz auch noch so klein. Somit erhielt der Nibelungenhort eine immer idealere Bedeutung, je mehr sowohl die ursprünglich ideale Kirche zu weltlicher Macht, als auch die einzelnen Vasallen zu realem Besitze, zu sog. Erblanden gelangten. Von diesen Reichsbeamten haben sich besonders zwei vom Raube des deutschen Hortes gefüttert und sind so fett und kräftig geworden, daß sie sich noch um den Schatten reißen werden, wie Peter Schlemihl und der Mann im grauen Rocke. Das deutsche Volk

aber darf selbst diesen Schatten nicht aufgeben. Vielleicht findet er noch seinen Mann. Der große Barbarossa, Friedrich I., machte den kräftigsten Versuch, die reale Herrschermacht wieder zu gewinnen. Umsonst! der Nibelungenhort flüchtete sich in das Reich der Poesie, und der letzte kraftvolle Besitzer führte ihn selbst in den Kyffhäuserberg zurück, um ihn für bessere Zeiten zu bewahren. Dort sitzt nun der Rothbart, und um ihn die Schätze der Nibelungen und die hütenden Zwerge, ihm zur Seite das scharfe Schwert, das einst den grimmigen Drachen erschlug. Er sendet, wie sein Götterahn Wuotan, täglich zwei Raben aus, welche die Welt umfliegen und ihm Kunde bringen. Wenn seine Stunde gekommen ist, wird er aufwachen und seinem Volke die Freiheit und die Einheit geben. Und, so schließt Em. Geibel eine Dichtung, — „Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker all' zugleich, und auf's neu zu Aachen gründet er das heil'ge deutsche Reich."

Th. Vernaleken.

Etymologische Lese aus dem Plattdeutschen.

Die meisten Leser dieser Zeitschrift wissen, daß die hebräische Sprache das männliche Geschlecht bei Menschen und Thieren durch sachâr, das weibliche durch n'kebhâh bezeichnet. Ueber die Ableitung des zweiten Wortes von nakábh (d. i. perforare) ist man niemals zweifelhaft gewesen; für das erste hat man lange keine bessere Erklärung gewußt, als die, welche der verstorbene Gesenius in seinem hebräischen Wörterbuche gab. Erst in neuerer Zeit hat ein mir unbekannter Recensent in der halleschen Literaturzeitung eine Erklärung gefunden, die sich durch ihre glückliche Combination ungemein empfiehlt. Indem er nämlich davon ausging, daß die Benennung n'kebhâh von dem äußerlichen Geschlechtsmerkmal hergenommen sei, und daß sich daher von sachâr (d. i. lat. mas) ein Gleiches vermuthen lasse, nahm er für dies letzte Wort als erste, für uns verloren gegangene Bedeutung an: Griffel oder Stift, womit man schrieb, und vermittelte so auf eine ganz ungezwungene Weise die Bedeutungen von sachâr (= mas) und von sachár (= meminisse).

Dieser hebräischen Bezeichnung beider Geschlechter ist, dünkt mich, die deutsche Bezeichnung: Knabe, Mädchen, ganz analog. Ich will bei dem ersten Worte anfangen, weil sich dieses weniger als das zweite von seinem Stamme entfernt hat.

Knupp, knack, breck, knick sind Naturlaute, womit der Schall nachgeahmt wird, den die Zertrümmerung spröder Körper hervorbringt. Die Stufenleiter in den Vokalen dieser Laute von dem dicksten u an bis zu dem schmächtigsten i hinauf entspricht genau der Tonleiter des Schalles, den sie bezeichnen. Ein Rohr, ein Halm, ein dürres Zweiglein wird geknickt, einen dürren Zweig von mäßiger Dicke bricht man; ein Knochen, der durchbrochen wird, knackt, und heißt eben darum pld. Knåken. Knupp bezeichnet 1. den dumpfen Schall, der durch Stoßen mit einem stumpfen Dinge, z. B. mit der geballten Faust, hervorgebracht wird; 2. den Schall, der durch den Bruch eines ganz dürren Astes oder eines hölzernen Dinges entsteht, wenn nämlich der Bruch mit Einem Rucke geschieht, so daß an der gebrochenen Stelle nicht lange Fasern und Splitter hervorragen. Von

dem knupp, welches den Schall eines Stoßes bezeichnet, kommt: knuffen.

Den rohen Naturlaut knupp hat die Sprache zu einer Menge von Ableitungen benutzt, welche wieder die ganze Stufenleiter der Vokale bis zum dünnsten i in pld. knipen (d. i. kneifen) hindurch gehen, und theils dadurch, theils durch Erweichung des p zu einem b, den bezeichneten Vorstellungen, wie Bilder ihren Originalen entsprechen. Der plattdeutsche Dialekt zeichnet sich hierin vor dem hochdeutschen aus. Wenn z. B. ein verrenktes Glied am menschlichen oder thierischen Körper wieder in seine rechte Lage gebracht wird, so wird das Einspringen des Gelenkkopfes in die Pfanne durch das Verbum knupsen bezeichnet; das Einspringen der Feder an einem zierlichen Schlößchen wird durch knipsen ausgedrückt.

Das nächste Derivat von knupp wäre das Substantiv: der Knupp, um das von einem größeren Holze abgebrochene Stück damit zu bezeichnen. Es ist nicht vorhanden, aber wegen der Ableitung Knüppel vorauszusetzen. Die Endung el drückt aus, daß das abgebrochene Stück als Werkzeug dient, sei es als Stütze beim Gehen, oder als rohe Waffe.

Hieran schließt sich, wenn wir der Stufenleiter der Vokale folgen, pld. Knop, hchd. der Knopf. Allein die Sache, die damit bezeichnet wird, ist sicher neueren Ursprungs; die alten Germanen hatten wohl keine Knöpfe. Es verhält sich mit diesem Worte wie mit dem pld. Rüffel.*) Als der Knopf aufkam, übertrug man den Namen des Dinges, welches früher die Stelle des Knopfes vertreten hatte, auf das neu eingeführte Ding. Mit Knop hängt hchd. der Knauf, und pld. Knubben, d. i. Knospe, zusammen. Die ältesten Knöpfe scheinen nicht flach, sondern halbkugelförmig gewesen zu sein. Jede rundliche Erhöhung auf der menschlichen Haut — pustula — wird ebenfalls pld. Knubben genannt; und damit hängt zusammen pld. Knöwwel, d. i. der Knöchel am menschlichen Fuße.

Was in der Reihe der Vokale nun folgen sollte, pld. Knâw', ist nicht vorhanden, wohl aber das Derivat pld. Knäwel, d. i. der Knebel. Jedes längliche Holzstückchen, welches in der Mitte so befestigt ist, daß es sich um dieselbe wie um eine Angel herum bewegen kann, um Etwas zu befestigen, z. B. um die Thür an einem

*) S. meinen vorigen Aufsatz.

Schranke zu halten, heißt Knäwel. Die Endung el deutet auf einen bestimmten Zweck des Dinges. Diesen beiden Wörtern entsprechen nach ihren Lautverhältnissen im Hochdeutschen die Wörter Knabe, Knebel; das letztere sollte daher eigentlich Knäbel geschrieben werden.

Hieran schließt sich nach seinem Vokallaute pld. Knêpel, der Klöpfel in einer Glocke. Nach dem bremisch-niedersf. Wörterbuche soll dies zwar durch Buchstabenverwechselung von klopfen stammen; allein es ist mir dies aus zwei Gründen nicht wahrscheinlich. Erstlich giebt es vom pld. kloppen fast gar keine Derivate, so daß es mir fraglich scheint, ob wohl dies Wort überhaupt ächt plattdeutschen Ursprungs ist. Zum Andern hat ja der pld. Dialekt für klopfen bereits den gleichbedeutenden Ausdruck bâken, bäkern ꝛc., der von den Naturlauten bâ, bu, bumm ꝛc. ausgeht. Der Mensch im Naturzustande geht bei der Sprachbildung nicht über das nächste Bedürfniß hinaus; findet er in dem vorhandenen Sprachschatze den Ausdruck für seine Vorstellung bereits vor, so bildet er sich gewiß kein neues Wort. Klopfen hat seine Wurzel in dem Naturlaute klapp, womit der Schall nachgeahmt wird, der entsteht, wenn man mit einem flachen Dinge auf eine andere Fläche schlägt. Davon giebt es im Plattdeutschen eine Menge Ableitungen, von denen ich einige mit der Uebersetzung nur zu nennen brauche, weil die Begriffsübergänge dem Denkenden von selbst klar sind. Dahin gehört Klapp, die Klappe, wovon: „ein Buch zumachen," pld. to klappen, „es aufschlagen" up klappen, heißt; ferner klöben, auseinander spalten, Klâw', eine Holzklobe. Das Verbum kloppen will in diese Wortfamilie nicht hineinpassen.

Außer diesen zwei negirenden Gründen bestimmt mich auch die Bildung des Wortes Knêpel schon an sich, es für unverfälscht, und folglich für einen Zweig aus der Wurzel knupp zu halten. Ich habe nämlich schon früher bemerkt, daß der plattdeutsche Dialekt in seiner Wortbildung plastisch verfährt, und dies ist grade an dem Worte Knêpel recht auffällig. Wie zu dem formlosen Knüppel sich der künstlich bereitete Knêpel verhält, drückt die Verfeinerung des Vokals aus; wie sich der handfestere eiserne Knêpel zu dem hölzernen Knäwel verhält, versinnlicht die Verhärtung des w zu einem p.

Die übrigen Glieder dieser Kette darf ich übergehen, theils, weil sich ihre Bedeutung in demselben Maße von dem Grundbegriffe ent-

fernt, in welchem sich der Vokal zuspitzt; theils, weil die erwähnten Wörter hinreichen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß [Knåw] Knabe ursprünglich ein kurzes Stückchen Holz von der Form eines Knebels, aber ohne Bestimmung desselben, bezeichnet habe, und so wäre der Name dem hebräischen sachâr analog.

Die älteste Form des Wortes Mädchen ist Magad, eine spätere Maged, woraus Magd, Maid entstanden ist. Das d am Ende ist Bildungsbuchstabe. Häufiger zwar ist t, z. B. fahren, Fahrt; aber es fehlt auch nicht an Beispielen für d, z. B. jagen, Jagd (ahd. Jagod Graff I, 580). So bleibt als Stamm Mag übrig.

Welche Bedeutung nun dieser Stamm gehabt habe, läßt sich nur aus der Vergleichung aller Zweige dieses Stammes erschließen. Statt aber den langen mühsamen Weg, den ich bei dieser Untersuchung habe gehen müssen, vor den Augen des Lesers noch einmal zu gehen, will ich lieber das Ergebniß der Untersuchung gleich voranstellen, und dann zeigen, wie sich die Bedeutungen der Zweige aus der angenommenen Bedeutung des Stammes ableiten lassen.

Ich nehme ein Substantiv Mag an in der Bedeutung: Schlauch. Davon hat sich noch pld. makk, in der Bedeutung kraftlos, zahm, fromm, erhalten. Es ist gebildet wie: Schlaf, (schlafen), schlaff. Aus der Bedeutung: schlauchähnlich, geht die Bedeutung schlaff, ohne Haltung, kraftlos, matt, hervor. So sind im lat. marcere die Bedeutungen welk und kraftlos vereinigt. Das ahd. Mâgo, der Mohn, scheint mir ebenfalls unmittelbar aus der Wurzel Mag hervorgegangen zu sein. Der Mohnkopf sieht einer mit Luft gefüllten Blase nicht unähnlich.

Eine andere Ableitung ist: der Magen (ventriculus), ahd. Mago. Sie verhält sich zum Stammworte, wie ein Besonderes zum Allgemeinen. Davon kommt ahd. magan, d. i. mögen, in welchem sich die Bedeutungen: wollen, und: können vereinigen. Daß beide Begriffe nahe mit einander verwandt sein müssen, darauf deutet auch die Aehnlichkeit der lat. Wörter volo und valeo. Die Bedeutung wollen schließt sich aber an das nächste Stammwort der Magen in ähnlicher Weise an, wie im Hebräischen der Bauch auch als Sitz der Gedanken und Empfindungen vorkommt. Für den sinnlichen Menschen liegt die Triebfeder alles Treibens im Magen. —

Von mögen läßt sich machen herleiten; es ist von dem ersteren die Folge.

Als vierte Ableitung von der Wurzel Mag nehme ich ein verloren gegangenes Wort mit der Bedeutung uterus (vielleicht richtiger vulva), an, oder — und dies ist der kürzere Weg — ich setze voraus, daß Magen, ahd. Mago, die Bedeutungen ventriculus und uterus in sich vereinigte. Ich vergleiche die Verwandtschaft der latein. Wörter uter und uterus.

Aus dem Begriff uterus entwickelt sich einerseits leicht der Begriff der Verwandtschaft von mütterlicher Seite, und indem sich dieser zu dem allgemeinen Begriffe Verwandtschaft erweitert, erklärt sich das ahd. Mag, cognatus, affinis, und die Ausdrücke Vatermagen, Muttermagen für: „Verwandte von väterlicher, mütterlicher Seite." Daß sich andererseits leicht Magad, Magd anschließt, ist einleuchtend.

Fassen wir nun das letzte zusammen, so haben wir von der vorausgesetzten Wurzel Mag zwei Wurzelschößlinge, die sich nicht weiter ausgebildet haben: pld. makk und ahd. Mâgo; daneben aber zwei Stämme mit Aesten und Zweigen, von denen jedoch nur der eine vollständig erhalten ist. —

Man wird mir gegen diese Deduktion einwenden, daß sie sich auf zwei Hypothesen stütze. Die erste ist aber nicht sehr gewagt. Die Wurzel einer Wortfamilie hat sich in den allerwenigsten Fällen erhalten; in der Regel kann man auf dieselbe nur schließen. Auf die zweite Hypothese haben mich zwei synonyme Wörter geführt, die eine natürliche Verrichtung bezeichnen. Da es sich hier um eine sprachliche Untersuchung handelt, die nicht für Knaben und Mädchen geschrieben ist, so trage ich kein Bedenken, diese Wörter mit hierher zu ziehen. Das eine, mit dem französischen pisser gleichen Ursprungs, hängt mit pld. Pêsel (das el ist Bildungszusatz) d. i. penis, zusammen. Pêsel ist einerlei Wort mit hd. Pinsel, welches in der Jägersprache s. v. a. penis (vergl. penicillus) bedeutet. Das Lautverhältniß von Pinsel und Pêsel, ist wie in: Gans, pld. Gos; Binse, pld. Bes'; Sense, pld. Seissel. Die Aehnlichkeit des lateinischen und deutschen Wortes hat ihren Grund in einem Naturlaute, von welchem beide, wie von einer gemeinsamen Wurzel abstammen. Das lateinische pussio, und das persische pusr (= ein Knabe) sind Schößlinge derselben Wurzel.

Das zweite Wort ist pld. migen (verwandt mit dem latein. mingere). Im bremisch-niedersächsischen Wörterbuche wird dies Wort in ganz allgemeiner Bedeutung, von beiden Geschlechtern gebraucht, aufgeführt. Ich kenne es nur so, daß es die natürliche Verrichtung beim weiblichen Geschlechte bezeichnet. Nach seinem Lautbestandtheilen gehört dies Wort zu dem Stamme Mag, wie das erste zu Pês gehört. Daß es aber mit Magen in der Bedeutung ventriculus Nichts zu thun hat, versteht sich von selbst.

Schließlich noch die Bemerkung, daß ich Nichts dagegen einwenden könnte, wenn man die Anordnung der behandelten Wortfamilie umkehren wollte; daß ich aber darin für die Einsicht in den Zusammenhang der Wörter keinen wesentlichen Nutzen sehe. Alle Wortbildung geht freilich von Naturlauten und von Schallnachahmungen aus. Beide zuletzt genannten Wörter sind aber Schallnachahmungen, und zwar sehr treue, wie denn überhaupt mit den Sinnen Niemand schärfer beobachtet, als der Mensch im Naturzustande. Das eine Wort ist nach dem Schalle pssss...., das andere nach dem Schalle mgggg.... (das g weich mit dem vorderen Gaumen gesprochen) gebildet. Die Wurzel wäre also pld. migen, davon: Mâg u. s. w.

Salzwedel. **W. Gliemann.**

Von mögen läßt sich machen herleiten, ... die Folge.

Als vierte Ableitung von der W... **loren gegangenes Wort mit der Bed**... **vulva), an, oder — und dies i**... **aus, daß Magen, ahd. Ma**... **uterus in sich vereinigte.** ... **latein. Wörter uter und**

Aus dem Begriff ... **griff der Verwandtſ**... ſer zu dem allger... ſich das ahd. ... magen, M... licher S... ſchlief...

Anzeigen.

...re von den Buchſtaben und ... Hahn. Frankfurt a. Main,

...n Hahn muß in doppelter Beziehung als ...uf dem Gebiete der wiſſenſchaftlichen Litteratur ...mal iſt ſie das Reſultat eines ernſten, gründlichen ...tiſche Merkmale, ein ſtrenger, ausdauernder Fleiß und ... Prüfung des behandelten Gegenſtandes, an ihr nicht zu ...nn aber faßt ſie dieſes ihr Objekt aus einem Geſichtspunkte ...rchaus neuer, ihm aber in hohem Grade angemeſſen und ...was vor Allem hervorgehoben werden muß, hier in konſequenter Weiſe zur Geltung gebracht wird, während er bis dahin nur ... beiläufig Anwendung gefunden hat. Das Nähere hierüber wird ... mitgetheilt werden, nachdem zunächſt eine genauere Angabe des In... Schrift, die uns ſogleich zu einigen Bemerkungen allgemeinerer Art ... geben wird, verſucht worden iſt. Sehen wir uns zu dem Ende die ... Aufſchrift etwas näher an, ſo ſtellt ſich heraus, daß dieſe den eigentlichen ... des Werkes keineswegs ganz deutlich bezeichnet. Sie zeigt überhaupt ... eigenthümliche, beinahe ſonderbare Faſſung, indem ſie zugleich ein Ganzes und ... Theil deſſelben in Ausſicht ſtellt, ohne dieſes Verhältniß irgendwie näher an... Dadurch legt ſie unmittelbar die Vermuthung nahe, daß ihr Verfaſſer die Meinung hege, es ſei die Grammatik überhaupt und die Lehre von den Buchſtaben und Endungen ein und daſſelbe, ſo zwar, daß jene in dieſer weſentlich enthalten ſei und vollſtändig erſchöpft werde. In der That möchte eine ſolche Annahme, wenn ſie auch natürlich ihrem ſo eben angegebenen ganzen Inhalte nach nicht feſtgehalten werden kann, doch nicht ganz grundlos ſein; manche mehr oder minder deutliche Zeichen ſcheinen uns darauf hinzuweiſen, daß Herr Hahn zu der in unſern Tagen nicht mehr ſehr zahlreichen Klaſſe von Grammatikern gehört, welche zwar die Syntax nicht gradezu für überflüſſig erklären, aber doch wenig geneigt ſind, ihr Ebenbürtigkeit mit der Formenlehre zu geſtehen, und jedenfalls ihren Vorrang vor der letztern nicht anerkennen mögen. In früherer Zeit war dieſe Gattung von Grammatikern, welche ſich in ihre ausſchließliche Beſchäftigung mit den grammat. Formen ſoſehr zu verlieren pflegen, daß ihnen am Ende die Sprache nur in dieſen zu beſtehen, nur um dieſerwillen dazuſein ſcheint, beſonders auf dem Gebiete der altklaſſiſchen Sprachen thätig. Hier iſt ſie gegenwärtig ziemlich ausgeſtorben, dagegen hat ſie durch das ſich mehr und mehr ausdehnende Studium der neuern Sprachen neues Leben gewonnen, indem ſie ſich namentlich aus den Bearbeitern derſelben, welche den hiſtoriſchen Standpunkt einnehmen, ergänzt. Freilich iſt die entſchiedene und faſt excluſive Vorliebe, welche ihr für den formalen Theil der Grammatik eigen iſt, ſehr natürlich, denn die entſchiedene Thätigkeit fordert und erzeugt die höchſte Werthſchätzung ihres Objektes, und nicht minder erſprießlich, weil durch ſolche Ausſchließlichkeit der Gegenſtand ohne Frage in tieferer und umfaſſenderer Weiſe erforſcht wird, was in dem vorliegenden Falle um ſo wichtiger iſt, da ohne eine durchgearbeitete und feſtbegründete Formenlehre die ſyntaktiſche Erklärung der zuverläſſigen Grundlage entbehrt. Indeß hat die überwiegende Geltung der Formenlehre doch auch andrerſeits ihre erheblichen Nachtheile, auf die wir hier etwas näher eingehen wollen, da ſie auch in unſerer Schrift mehrfach bemerkbar ſind. Zunächſt iſt mit ihr, wie ſchon angedeutet wurde, eine ebenſowohl an und für ſich nicht zu recht-

wie in ihren Folgen verderbliche Geringschätzung des doch immer wesent-
heiles der Grammatik, welcher den geistigen Inhalt der Sprache seinem
nge nach zu ermitteln hat, der Syntax nothwendig verbunden. Da
ange der organisch und gesetzmäßig fortschreitenden Sprachentwicklung
er die Form das Uebergewicht erhält, die Ausbildung der eigentlich
nen hinter die des Satzes zurücktritt, jedenfalls das in mehr natür-
lbarer Weise wirkende Prinzip, welches die Formen schafft, durch
schen Wesen nach geistigere Potenzen gedrängt wird, so geschieht
erioden der Sprachbildung, wo man sie zu den neuern in Be-
n in den Vordergrund gerückt und durchgehends in ein weit
werden. Man pflegt ihrer bei jeder Gelegenheit lobend
die spätern Perioden manchen Vorwurf und Tadel gefallen
um so öfter, je näher sie der Gegenwart stehen; die Er-
der Vorzeit der Sprache angehören, nehmen die sorgsame Auf-
und nicht selten die fast bewundernde Theilnahme ausschließlich in
; ihre neuern Gestaltungen müssen schon zufrieden sein, wenn ihnen hin
wieder ein vornehmer halb bedauernder, halb verachtender Blick wie von oben
her zugeworfen wird. Natürlich trägt sie selbst nicht die Schuld dieser Vernachläs-
sigung, welche ihr nur zu häufig zu Theil wird; sie kann die Verkennung der
Wahrheit, daß das sich Entwickelnde, eben weil es sich entwickelt, auf einer spätern
Stufe die Eigenthümlichkeiten der frühern nicht festhalten kann und darf, nicht hindern.
Auch läßt sich eine solche souveräne Verachtung schon leicht ertragen, so lange sie
sich ganz im Allgemeinen hält, nicht aus dem Gebiete der Theorie heraustritt; man
lächelt zu den bald höhnenden, bald bedauernden Ausfällen, welche gegen die Armuth,
Dürftigkeit, Schwäche, Verderblichkeit u. s. w. der gegenwärtigen Sprache ge-
schleudert, und freut sich des Eifers, mit welchem die „schlechten und abgeschmackten“
Neuerungen der „modernen“ Sprachkünstler und —verderber verfolgt werden.
Schlimmer ist es, wenn die Vorliebe für das Alte sich dadurch betheiligen will,
daß sie dasselbe zurückzuführen sucht. Denn dieser sprachlichen Reaktion geht es
wie jeder andern; da sich der frühere Zustand doch nicht ganz und durchgreifend
zurückführen läßt, versucht sie es mit Aenderungen im Einzelnen, ohne zu bedenken,
daß eine solche Aussonderung und Abtrennung unzulässig und überdem mit dem
Grundprinzip ihrer Anschauungsweise, nach welcher das Einzelne nur als Glied
eines organischen Ganzen existirt, nicht vereinbar ist. Sie setzt einfach an die
Stelle dessen, was ist, ein Anderes, was war, vergißt aber, daß sie damit ihrem Lieblinge,
der stets hervorgehobenen organischen Entwickelung gar sehr zu nahe tritt, indem
sie dieselbe durch einen rein mechanischen Eingriff stört. Es versteht sich von selbst,
daß wie bei jedem Organismus so auch in der Sprache sich jeder Theil nur in
und mit dem Ganzen entwickelt, keinen Augenblick aus diesem durchgreifenden
Zusammenhange, welcher immer, auch wo er noch nicht erkannt ist, vorausgesetzt
werden muß, heraustritt, sich daher auch nicht für sich, zufällig oder willkürlich
verändert und umwandelt und ebendarum auch nicht als Einzelnes eine Veränderung
und Umwandlung erleiden darf. Es wird ferner, was mit dem soeben Gesagten
zusammenhängt, außer Acht gelassen, daß jede partikuläre Aenderung oder deren
Resultat auf diesem Gebiete ihren zureichenden allgemeinen, d. h. geistigen Grund
hat, der natürlich von weit wesentlicherer Bedeutung ist, wie seine materiell hervortre-
tende Folge. Dennoch wird diese in's Auge gefaßt, nach äußerlichen Gesichts-
punkten mit anderen sprachlichen Erscheinungen verglichen und nicht selten aus nicht
minder äußerlichen Gründen verworfen und geändert. So setzt man einen ein-
facheren Laut an die Stelle eines zusammgesetzteren und vertauscht die schwächeren
Endungen mit den volleren, und zwar lediglich, weil jener Laut der einfachere,
diese Form die vollere ist. Es ist aber klar, daß die materielle Beschaffenheit der
Form und des Lautes als solche ein durchaus Gleichgültiges ist, daß es
vielmehr auf ihren innern geistigen Grund ankommt, dessen Wirksamkeit als eine
unberechtigte nachgewiesen werden muß, bevor das Produkt derselben angetastet
werden darf. Dies ist aber auch überhaupt, abgesehen von den praktischen Kon-
sequenzen, das Mißliche der exklusiven Formenlehre; trotz aller Sorgfalt, mit der

die sprachlichen Erscheinungen erforscht, trotz aller Mühe, die auf ihre Feststellung verwandt wird, erkennt und versteht man sie doch nicht, eben weil man bei der äußern, sinnfälligen Materie stehen bleibt, nicht zum geistigen Gehalte vordringt. Die formale Grammatik — das ist der ihr immanente Widerspruch — wird um so materieller sein, je ausschließlicher sie ist und ihre Darstellung stets in größerem oder geringerem Grade den Eindruck des Trocknen und Geistlosen hinterlassen. Wir müssen gestehen, daß wir auch von der vorliegenden Schrift eine der so eben beschriebenen verwandte Einwirkung erfahren haben, womit natürlich die vorhin ausgesprochene Anerkennung nicht im Widerspruche steht und auch nur ihr Charakter als der eines Ganzen bezeichnet sein soll. Sie gibt in der Regel eine genaue, sorgfältige, durch gründliche Forschung verwickelte, im Ganzen zweckmäßig geordnete Zusammenstellung des Materials, nichts weiter. Freilich ist das schon sehr viel und verdient eine um so größere Anerkennung, da der behandelte Gegenstand wohl schwerlich geeignet war, das Interesse des Verfassers in hohem Grade an sich zu fesseln. Es ist bekannt, daß sich Herr H. früher vorzugsweise mit den älteren Zweigen der deutschen Sprache beschäftigt und hier sehr Tüchtiges geleistet hat. In Folge dieser Studien scheint sich aber auch bei ihm eine entschiedene Vorliebe für das Objekt derselben festgesetzt zu haben, die, wie wir schon andeuteten, die Unbefangenheit, welche der neuhochdeutschen Sprache gegenüber bei ihrer Behandlung erforderlich ist, nicht wohl zuläßt. Namentlich, dünkt uns, konnten die Formen derselben auf ihn keine große Anziehungskraft ausüben, und wenn er sie trotzdem mit solcher Sorgfalt und Präzision, wie hier wirklich angewandt ist, erörtert, so hat man allen Grund, die mitunterlaufenden Klagen und Vorwürfe möglichst zu überhören. Von den Aenderungen aber, die er besonders in der Orthographie vorschlägt oder einführt, werden wir später zu sprechen Gelegenheit haben; jetzt kehren wir zum Titel der Schrift zurück. Beugt dieser auch dem Mißverständnisse, zu welchem sein erster Theil veranlassen könnte, durch Hinzufügung des zweiten vor, so enthält doch auch der letztere keine ganz genaue Bestimmung des Inhaltes, weil er mehr verspricht, als wirklich gegeben wird. Zwar hat der Verfasser die nahe liegende, noch allgemeinere Bezeichnung „Formenlehre“ mit Recht vermieden, wiewohl er selbst vielleicht der Meinung ist, eine solche gegeben zu haben. Wir schließen das aus einer Aeußerung der Vorrede (S. IX.), wo er erklärt, die periphrastische Konjugation deßhalb ausgeschlossen zu haben, weil sie in die Syntax gehöre, was übrigens ein durchaus unzureichender Grund ist. Denn jene Form der Konjugation gehört in die Syntax, nur insofern als sie im Satze Anwendung findet, in welcher Beziehung die durch Flektion vermittelte Konjugation dort ebensowohl ihre Stelle finden muß; andrerseits ist aber ihr Recht auf einen Platz in der Formenlehre kein geringeres wie das der Flektion, sofern sie ganz ebenso wie diese die Bezeichnung bestimmter Modifikationen und Beziehungen des für sich betrachteten Verbalbegriffs, wenn auch in abweichender Weise vermittelt. Ebensowenig darf in einer „vollständigen“ Formenlehre die Erörterung der Wortbildung fehlen. Von dieser ist aber in unserer Schrift keine Rede, was auch schon hinreicht, die Aufschrift „Lehre von den Endungen“ unpassend erscheinen zu lassen. Richtiger würde sie „Lehre von den Flektionen“ lauten, wiewohl auch diese, wenn man das Wort in seinem gewöhnlichen Sinne nimmt, nicht vollständig behandelt worden sind. So vermißt man z. B. die Darstellung der Comparation, welche doch offenbar durch eine Flektion des Adjektivs zu Stande kommt. Es ist lediglich von den beiden Arten der Flektion die Rede, welche wir als Deklination und Konjugation zu bezeichnen pflegen. Inwiefern diese vollständig und in genügender Weise erörtert worden sind, werden wir an seinem Orte untersuchen; zunächst wollen wir uns vom Verfasser die Gesichtspunkte angeben lassen, welche bei seiner Arbeit maßgebend gewesen sind. Die Vorrede, in welcher er sich hierüber wie über manches Andere mit einer etwas zu großen Weitläuftigkeit ausspricht, wird näheren Aufschluß geben.

Wir erfahren hier, daß der Verfasser in den bisher erschienenen Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache ein Doppeltes vermißt, die konsequente Anwendung der historischen Behandlungsweise nämlich und die Erhärtung der vorgetragenen

Regeln und Gesetze durch eine genügende Anzahl quellenmäßiger Belege und Beispiele. Diesem zwiefachen Mangel abzuhelfen ist nun die Hauptaufgabe, welche er durch die Abfassung seiner Schrift zu lösen versucht hat. Und es läßt sich nicht leugnen, daß wie sie selbst ihrem Inhalte nach eine höchst wichtige und bedeutsame ist, so auch ihre Aufstellung durchaus nöthig, durch den gegenwärtigen Stand der die deutsche Sprache betreffenden wissenschaftlichen Untersuchungen geboten war. Es ist richtig, daß die bisherigen Bearbeitungen der deutschen Grammatik einer festen und sichern historischen Basis entbehren; gehen sie auch an einzelnen Stellen zur Erklärung praktischer Erscheinungen auf ältere Bildungen zurück, so geschieht dies doch eben nur sporadisch und wie zufällig, nicht prinzipiell und durchgreifend. Es ist aber, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, ein klares und gründliches Verständniß namentlich für die Formenlehre ohne eine stete und sorgfältige Rücksichtnahme auf die früheren Perioden der Sprachbildung nicht zu erreichen. Grade auf diesem Gebiete ist im Laufe der Zeit manches ab- und ausgestorben und in Folge davon anderes zurückgeblieben, was nun vereinzelt und aus seinem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen, ohne Zurückführung des Verlornen nicht befriedigend erklärt werden kann. Ferner sind Veränderungen mannichfacher Art vorgegangen, Umbildungen, Schwächungen, Entstellungen u. s. w. eingetreten, deren Eigenthümlichkeit sich nicht bestimmen läßt, wenn man das Ursprüngliche, in und an welchem sie stattgefunden haben, nicht kennt und zur Vergleichung heranzieht. Die Erörterung der noch gangbaren und gebräuchlichen Formen muß daher überall da, wo diese in Folge ihrer Vereinzelung unverständlich werden, die veralteten und außer Gebrauch gesetzten zurückführen, sofern und soweit diese die nöthige Erläuterung zu geben geeignet sind; sie muß ferner, wenn die Sprache der Gegenwart Bildungen aufweist, welche in ihrer jetzigen Gestalt als das Resultat stärkerer oder schwächerer Umwandlungen erscheinen, auf die einfachen und reinen primitiven Formen zurückgreifen, falls nur aus dieser die Natur und Bedeutung der spätern erklärt werden kann. In den so eben angegebenen Bedingungen sind aber auch unseres Erachtens die Grenzen bestimmt, welche bei der Benutzung älterer Sprachperioden nicht überschritten werden dürfen, wenn man die Darstellung der Sprache einer bestimmten Zeit und nicht etwa die Abfassung einer vergleichenden Grammatik zum Vorwurfe genommen hat Wo das Verlorne und Veraltete die Erkenntniß des Bestehenden nicht bedingt oder doch wesentlich fördert, ist die Bezugnahme auf dasselbe nicht nur überflüssig, sondern auch verwerflich, da sie stört und verwirrt und deßhalb das Verständniß nicht erleichtert, sondern im Gegentheil erschwert. Auch unsere Schrift gibt zu dieser Wahrnehmung gar nicht selten Anlaß, indem sie an vielen Stellen Eigenthümlichkeiten früherer Perioden und Zweige der deutschen Sprache anführt, durch welche das Verständniß des Neuhochdeutschen, dessen Vermittlung ihr einziger Zweck ist, in keiner Weise erleichtert und deutlicher wird. So wird, um das Gesagte an einem Beispiele nachzuweisen, in der Lehre von den Buchstaben in der Regel bemerkt, wie dieselben in den betreffenden Wörtern in ältern deutschen Dialekten z. B. im althochdeutschen oder gothischen gelautet haben, auch angegeben, wie im Fortgange der Zeit ihre schriftlichen Bezeichnungen verändert worden sind. Es ist aber, wenn vom neuhochdeutschen Vokal a die Rede ist, ganz gleichgültig, ob dieser in den Wörtern, welche ihn gegenwärtig haben, ursprünglich und zu jeder Zeit vorhanden war oder an die Stelle eines andern Vokals getreten ist. Nur in dem Falle muß dieser Umstand in Betracht gezogen werden, wenn der gegenwärtig geltende Vokal in seiner lautlichen Beschaffenheit und Wirksamkeit eigenthümliche Erscheinungen darbietet, welche sich nicht aus seiner eignen, sondern nur aus der lautlichen Bestimmtheit der Vokale erklären lassen, an deren Stelle er getreten ist. — Ebensowohl werden ältere Formen lediglich aus dem Grunde, weil sie ältere und andere sind, angeführt, worin wir, da eben nur von der neuhochdeutschen Sprache gehandelt werden soll, nichts als eine ganz ungehörige und zwecklose Anhäufung von Materialien erblicken können. Dies gilt auch namentlich von dem, was der Verfasser aus der von ihm übrigens mit Recht statuirten und der Beachtung empfohlenen ältern Periode der neuhochdeutschen Sprache mittheilt. Denn da er diese nicht ebenso wie „die Sprache der

Gegenwart und den jetzigen Gebrauch“ zum eigentlichen Gegenstande seiner Betrachtung sich ausersehen hat und sie überdem von der spätern Entwickelungsphase der neuhochdeutschen Sprache scharf geschieden wissen will (s. S. XV.), konnte sie für ihn nur eine historische Bedeutung und im Wesentlichen keine andere Geltung haben, wie die übrigen Zweige der ältern Sprache, wenn auch insofern ein relativer Unterschied stattfinden mußte, als auf sie, weil sie die nächste Quelle der gegenwärtig geltenden Sprache ist, in den oben bestimmten Fällen zunächst zurückzugehen war. Uebrigens müssen die Anführungen der in ihr gebräuchlichen, von den unsrigen abweichenden Formen umsomehr als unstatthaft erscheinen, da sie doch nicht vollständig genug sind und sein konnten, um aus ihnen den spezifischen Charakter jener Periode kennen zu lernen. Geht demnach in der angegebenen Beziehung die Benutzung der altdeutschen Sprache über das durch den behandelten Gegenstand gebotene Maß hinaus, so hat sich dagegen andrerseits der Verfasser die Grenzen für dieselbe zu enge gesteckt. Zwar ist er im Rechte, wenn er es seinem Zwecke angemessen erachtet, sich zunächst und vor Allem an die Mutter des Neuhochdeutschen, d. h. an das althochdeutsche Idiom zu halten. Aber es hat durchaus keinen zureichenden Grund, erscheint vielmehr als reine Willkür, wenn er außerdem nur noch auf das Gothische Bezug nehmen will. Bei dem Verhältnisse, welches zwischen den verschiedenen Zweigen der deutschen Sprache obwaltet, ist es nicht zulässig, sondern sogar nothwendig, bei der historischen Erklärung eines einzelnen von ihnen alle übrigen mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, weil sie, wie sehr sie auch im Einzelnen von einander abweichen, doch sämmtlich Zweige ein und desselben Stammes, aus Einer Wurzel entsprungen sind, und es daher recht wohl vorkommen kann, daß die Erscheinungen, welche der eine von ihnen bietet, zwar nicht durch die eines zweiten und dritten, wohl aber aus einem vierten und fünften erklärt werden können. Im vorliegenden Falle glauben wir, daß namentlich die konsequente Berücksichtigung der angelsächsischen und niederdeutschen Sprache der Arbeit des Verfassers sehr förderlich gewesen wäre. Sieht derselbe sich doch auch jetzt zuweilen genöthigt, auf eine mögliche Einwirkung des Niederdeutschen hinzuweisen; doch bleiben solche Bemerkungen nur ziemlich oberflächlich und werthlos, da er sich ein näheres Eingehen selbst verboten hat. Ueberhaupt aber ist die bloße Hinweisung oder Anführung des Aelteren, auch wenn die Form desselben als die ausgebildetere und vollkommnere anerkannt werden muß, noch keine genügende historische Erklärung des Andern, was aus jenem geworden oder an seine Stelle getreten ist. Sie ist nicht einmal in dem noch ziemlich flachen Sinne ausreichend, in welchem hier der Begriff des Historischen genommen wird, d. h. es ist mit ihr die äußerliche Veranlassung und Herkunft des zu Erklärenden noch keineswegs bestimmt. Weiß man etwa, daß an die Stelle eines älteren o ein neueres a getreten ist, so hat man deßhalb den Ursprung des a doch noch nicht erkannt; es bleibt immer, wenn es aus dem früheren Laute unmittelbar hervorgegangen ist, noch die Frage nach den Gründen, durch, und nach den Umständen, unter denen die Umlautung eingetreten ist, und, falls es etwa den ältern Vokal im eigentlichen Sinne verdrängt hat, die andere übrig, woher es genommen wurde. Dies führt uns zur Hervorhebung eines andern Mangels, an welchem die vorliegende Schrift, wie wir glauben, schon zu ihrem Nachtheile leidet. Ihr Verfasser macht irgendwo ganz mit Recht darauf aufmerksam, wie sich die neuhochdeutsche Sprache im Verlaufe ihrer Entwicklung von landschaftlichen Eigenthümlichkeiten und Einflüssen mehr und mehr frei gemacht habe. Zu dieser negativen Bestimmung, daß die neuhochdeutsche Sprache nicht die in sich abgeschlossene organische Entwicklung eines einzelnen, dieser oder jener Gegend oder einem bestimmten deutschen Volksstamme angehörigen Dialektes darstelle, muß die positive, daß ihre Ausbildung unter dem Gesammteinflusse der unter sich verschiedenen Idiome sämmtlicher deutscher Völkerschaften, bei denen sie als allgemeine Schriftsprache durchgedrungen ist, fortgeschritten sei, ergänzend hinzutreten. Wenn sich dies aber so verhält, so scheint sich die Folge von selbst zu verstehen, daß die positive Erklärung ihres wirklichen Inhaltes vielfach auf die landschaftlichen Mundarten zurückgehen muß, sofern eben in diesen die Quelle desselben zu suchen und zu finden sein wird. So wird besonders das

gegenwärtig herrschende Lautsystem durch die lautliche Eigenthümlichkeit der mannigfaltigen Volksdialekte in vielen seiner Erscheinungen erklärt werden können und müssen, wobei natürlich die Idiome derjenigen Landschaften, in welchen die neuhochdeutsche Sprache ihren Ursprung genommen hat, in erster Linie in Betracht zu ziehen sind. Ist doch auch in diesem Augenblicke noch die Aussprache des Hochdeutschen in den einzelnen Gegenden des deutschen Landes eine sehr verschiedene, die Aussprache aber wird die Schreibung immer mehr oder weniger bestimmen und bestimmt sie auch wirklich heute noch, wiewohl die Orthographie gegenwärtig in den meisten Punkten ziemlich fixirt ist und derartige Aenderungen daher nur sehr allmälig zur allgemeinen Geltung gelangen können. Was aber in der Gegenwart noch geschieht, wird früher, wo die Sprache ihre jetzige zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungene Gestaltung noch nicht gewonnen hatte, als man landschaftliche wie persönliche Eigenheiten noch ohne Scheu und Zögern in der Schriftsprache auszudrücken pflegte, natürlich in einem weit größeren Umfange geschehen sein. Unseres Erachtens setzt daher die historische Erklärung der neuhochdeutschen Sprache, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, eine genaue und umfassende Kenntniß und Benutzung der Volksdialekte aller Gegenden Deutschlands, in welchen dieselbe allgemeine Geltung erlangt hat, voraus. Eine solche Basis fehlt aber unserer Schrift, denn die sporadische Bezugnahme auf die Volkssprache im Allgemeinen oder auf einen einzelnen Dialekt, welche allerdings in ihr anzutreffen ist, kann der aufgestellten Forderung natürlich nicht Genüge leisten. Freilich wird deren Erfüllung allein auch noch nicht zum Ziele führen; vielmehr ist noch eines andern Momentes zu gedenken, dessen Beachtung zur Gewinnung eines historischen Verständnisses unumgänglich, in der vorliegenden Schrift aber eigentlich nicht zu finden ist. Denn sowie die Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache einerseits unter der steten Einwirkung außer ihr liegender Faktoren — neben den Dialekten scheinen in dieser Beziehung auch die fremden, nicht-deutschen Sprachen eine besondere Beachtung zu verdienen — stattgefunden hat, ist sie andrerseits nach Gesetzen, die ihren Grund lediglich in ihr selbst haben, fortgeschritten. Wenden wir diese Bemerkung wieder speziell auf die Entwicklung des Lautsystems an, so möchte es nicht fraglich sein, daß gar manche Erscheinungen desselben Ursache und Anlaß in dem Streben nach Gleichförmigkeit, in der großen Macht, welche die Analogie in der Sprachbildung zu enthalten pflegt, in den Gesetzen des Wohlklanges, in dem Streben nach genauer Unterscheidung verwandter Begriffe u. s. w. haben. Auch unser Verfasser spricht zuweilen von dem einen oder andern der angeführten Momente, aber immer nur beiläufig, gleich als wäre die Wirksamkeit desselben eine gleichgültige Nebensache, da sie doch nicht selten grade die Hauptsache, weil das Letzte, Entscheidende, ist. Dies scheint uns, sind die wesentlichen Gesichtspunkte, welche die historische Erklärung in dem gegebenen Falle zu nehmen hat, wenn sie zu erheblichen Resultaten führen soll. Ist von diesen aus der Gegenstand allseitig beleuchtet und aufgehellt worden, so wird sich zu der allerdings auch dann noch erforderlichen tieferen Begründung fortgehen lassen.

Was den zweiten Mangel betrifft, dem der Verfasser in den bisherigen Grammatiken begegnet ist, und er selber abhelfen möchte, so ist er allerdings bestrebt gewesen, zu den Regeln, welche er aufstellt wie zu den Thatsachen, deren er erwähnt, die nöthigen Belege und Beweise beizubringen. Nur geschieht dies in einer Weise, die wir nicht ganz billigen können, namentlich einer Schrift nicht angemessen finden, welche einen rein wissenschaftlichen Charakter hat. Der Verfasser begnügt sich nämlich durchgehends damit, zur Beglaubigung der von ihm erwähnten Laute und Formen auf Wackernagel's und Häusser's Lesebücher, mitunter auch auf Graff's Sprachschatz zu verweisen, indem er Band und Seite angibt, wo sich dieselben hier finden. Ein solches Verfahren ist nun zwar ganz am Orte, wo es sich von bloßen Zugaben, überhaupt um Nebensächliches handelt, nicht aber, wenn wesentliche und entscheidende Punkte ihre Bewährung finden sollen. In diesem Falle war es passend, die betreffenden Stellen selbst soweit auszuheben als nöthig ist, um sich von der Richtigkeit der Angaben überzeugen zu können, wozu hier überdem kein irgend bedeutender Raum erfordert wurde. Der Verfasser hätte da-

her dem Leser das mühsame und zeitraubende Geschäft des Nachschlagens ersparen können und sollen. Wenn er aber durch die Nöthigung dazu Nebenzwecke zu erreichen sucht, wie etwa den, zum Bekanntwerden mit den ältern deutschen Schriftwerken Veranlassung zu geben, so ist zu bemerken, daß Tendenzen dieser Art nicht hierhin gehören und auf solche Weise auch schwerlich mit Glück verfolgt werden dürften; denn wer eines solchen zufälligen Anspornes bedarf, wird sich kaum bemüssigt sehen, überhaupt auf die Quellen zurückzugehen oder auch nur die Schrift des Verfassers zu lesen. — Größeren Anspruch auf Billigung hat die Rücksicht auf den praktischen Nutzen, welche sich in dem Streben nach einer zweckmäßigen Anordnung und einfachen Eintheilung bethätigen soll, wiewohl diese wie jene durch die Sache selbst gefordert wird. Wir werden bei der Betrachtung der einzelnen Abschnitte unserer Schrift, zu welcher wir nunmehr übergehen, sehen, ob der Verfasser zu der Anerkennung berechtigt ist, welche er sich in Beziehung auf das, was er in diesem Punkte geleistet hat, selber zollt.

Zunächst begegnen wir einer Einleitung (S. XI—XX.), in welcher der Verfasser „gewisse Dinge, die eine vorläufige Besprechung und Erläuterung erheischen, Punkt für Punkt zusammenstellt“ (Vorr. S. VI.). Die hier zur Sprache gebrachten Gegenstände sind die folgenden: I. das Wort deutsch: seine Bedeutung und Orthographie; II. verschiedene Zweige und Perioden der deutschen Sprache; III. welche altdeutschen Sprachzweige sind bei dieser Grammatik in Betracht genommen worden? IV. die dritte Periode der hochdeutschen Sprache zerfällt in zwei Zeitabschnitte; V. Schrift und Orthographie der neuhochdeutschen Sprache; VI. Terminologie; VII. Angabe der benützten Quellen und Hülfsmittel. — Ob die Einleitung nicht zweckmäßiger andere Punkte, die eine mehr innerliche Beziehung zum Inhalte der Schrift selbst haben, besprochen hätte, ob in ihr z. B. nicht besser von der Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache im Allgemeinen, von den allgemeinen Gesetzen und besondern Umständen, durch welche sie bestimmt worden ist, von den mannigfachen Beziehungen, welche zwischen der neuhochdeutschen und den verschiedenen Zweigen der altdeutschen Sprache obwalten u. s. w. die Rede gewesen wäre, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wir sehen uns etwas näher nach dem um, was wirklich geboten wird, und begleiten dasselbe hier wie auch später mit einigen theils zweifelnden, theils ergänzenden Bemerkungen. — Die unter I. aufgestellte Ableitung und Erklärung des Wortes deutsch, (ursprünglich diutisc — tisch, — diutsch) nach welchem es vom Substantiv diut, diot, diet, „womit das, was wir jetzt Volk nennen, bezeichnet wurde“ herstammt und „ursprünglich ganz allgemein dem Volke angehörig“ bedeutet (vgl. S. 43), wird wohl keinem begründeten Zweifel unterliegen. Wenn aber der Verfasser ferner auch das Verbum diuten (jetzt deuten) auf diut zurückführt und den Begriff desselben durch den Ausdruck: „dem Volke zugänglich machen“ wiedergibt, so scheint uns jene Herleitung schon zweifelhaft und die daran sich knüpfende Interpretation durchaus verfehlt zu sein. Wäre das Nomen diut auch wirklich als das Prius anzusehen, so würde das von ihm gebildete Verbum doch schwerlich die angegebene Bedeutung haben können; vielmehr müßte der in ihm niedergelegte Begriff im Wesentlichen mit dem des Stammwortes übereinstimmen, könnte denselben nicht blos als accidentelles Moment in sich enthalten. Dies wird denn auch in der That wohl nicht der Fall sein; wahrscheinlich ist diuten allerdings vom Stamme diut abgeleitet, nur ist dieser nicht als identisch mit dem Substantiv diut zu setzen, sondern anzunehmen, daß er theils, ohne daß dies durch eine besondere Endung angedeutet wurde, die Geltung eines Substantivs erhielt, theils unter Annahme der Verbalbezeichnung zu diuten wurde. Demnach würde die Grundbedeutung beider Wörter dieselbe sein. Sie wird sich aber in dieser ihrer Identität nicht nachweisen lassen, bevor ermittelt ist, was denn das Substantiv diut, „mit dem das bezeichnet wurde, was man gegenwärtig Volk nennt“, eigentlich und in Wahrheit bedeutet. Irren wir nicht, so hängt der Stamm diut, welcher auf ein älteres und einfacheres dut zurückweist, genau mit dem des demonstrativen Pronomens (vgl. das Neutrum das, dat, det etc.) zusammen, und könnte dasselbe in seiner Eigenschaft als Substantiv ursprünglich recht wohl ein sogenanntes Collektivum gewesen sein, in wel-

chem eine größere Anzahl von Menschen, die man als zu einem Ganzen verbunden sich vorstellte, hinweisend zusammengefaßt wurde. Doch wollen wir diese Ansicht nur als eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung hingestellt haben; gewiß ist, daß das Verbum **deuten** seinem Begriffe nach nicht etwa mit **erklären** identisch ist, sondern genau genommen zunächst heißt: hinweisen auf etwas, dann aber auch: durch solche Hinweisung das Gezeigte selbst oder ein Anderes verdeutlichen. — Unter V., wo der Verfasser von der Orthographie der neuhochdeutschen Sprache handeln will, ist im Wesentlichen nur von dem die Rede, was dazu dienen kann, einige der Abweichungen von der gewöhnlichen Schreibweise, welche sich in der vorliegenden Schrift finden, zu rechtfertigen. Uns scheint diese Rechtfertigung in keinem einzigen Punkte auszureichen, daher wir die verschiedenen Aenderungen sammt den dafür beigebrachten Gründen etwas genauer durchgehen wollen. — Zunächst bedient sich der Verfasser durchgehends der lateinischen Schrift, welche in der gewöhnlichen deutschen doch nur „in Ecken geschärft und in Schnörkel verunstaltet ist." Mag es nun auch richtig sein, daß „jene verdorbene Schrift erst zur Zeit der erfundenen Druckerei aufkam" und damals nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei andern Völkern z. B. den meisten Slaven, den Ungarn u. s. w. Geltung erhielt, so bleibt es doch jedenfalls auffallend und verdient besondere Beachtung, daß während die meisten übrigen Völker „zu der edlern, gefälligern Gestalt der Schrift zurückkehrten", namentlich die Deutschen „das verzerrte Alphabet für Schrift und Druck" beibehalten haben. Wir glauben, daß der zureichende Grund dieser Thatsache in der zwiefachen charakteristischen Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens liegt, vermöge welcher diese Nation das Fremde zwar gerne und bereitwillig aufnimmt, sich aber zugleich durch die ihr eigne, koncentrirte Originalität gedrungen fühlt, dem Entlehnten seine ursprüngliche Gestalt zu nehmen, um es durch eine ihrem Geiste gemäße Umwandlung zu ihrem wahren Eigenthum zu machen. Immerhin mag die lateinische Schrift einfacher und schärfer bestimmt sein, darum auch „edler und gefälliger" wie die deutsche erscheinen; die „Ecken und Schnörkel" der letztern werden mit der spezifisch deutschen Denk- und Gefühlsweise in einem ebenso genauen Zusammenhange stehen wie etwa die, durch welche sich die Kirchen und sonstigen Gebäude des Mittelalters von denen der klassischen Zeit unterscheiden. Jedenfalls aber machen sie die deutsche Schrift zu einer eigenthümlichen, die man zwar im Einzelnen, wo es thunlich ist, verschönern mag, aber nicht ohne Noth aufgeben darf. Daß dies von einer Seite her versucht wird, von der man sonst nur Klagen über die fortschreitende Vernichtung des ächten Deutschthums zu hören gewohnt ist, ist auffallend genug, um besonders hervorgehoben zu werden. — Die Zurückführung der lateinischen Schrift bedingt die Beseitigung der Majuskel, wo sie nicht dazu dient „den Beginn der Sätze und Reihen oder auch Eigennamen hervorzuheben;" sie wird daher vom Verfasser auch nur in den beiden so eben angegebenen Fällen beibehalten. Die besondern Gründe, welche er für diese Beschränkung außerdem noch anführt, wolle man bei ihm selbst nachlesen; uns scheint eine genauere Berücksichtigung derselben überflüssig zu sein, da, wenn ihnen auch eine größere Bedeutung, wie sie wirklich in Anspruch nehmen können, beizulegen wäre, sie doch durch Motivirung der vorgenommenen Aenderung nicht genügen würden. Es kommt hier vor Allem darauf an, die Eigenthümlichkeit der deutschen Schrift, vermöge welcher sie im Unterschiede von der der klassischen wie der meisten neuern Völker, sämmtliche Appellativa und andere Wörter, wenn sie substantivisch gebraucht werden, durch große Anfangsbuchstaben von den übrigen auszeichnet, zu erklären, aus der Bestimmtheit der deutschen Anschauungsweise herzuleiten. Denn in einer solchen Abweichung die Wirkung des Zufalls oder der Willkür erblicken zu wollen, ist nur da möglich, wo man die Herrschaft der Nothwendigkeit und des Gesetzes nicht mehr anerkennt oder doch daran verzweifelt, sie in dem besonderen Falle nachweisen zu können. Die Hervorhebung der Substantiva durch die Schrift scheint darauf hinzuweisen, daß dieser Wortklasse im Bewußtsein der Deutschen ein entschiedener Vorrang vor allen übrigen eingeräumt wird, und diese bevorzugte Stellung der Substantiva kann nur in der spezifischen Bestimmtheit ihres Wesens, kraft welcher sie eben eine besondere Abtheilung der Wörter bilden, begründet

Von mögen läßt sich machen herleiten; es ist von dem ersteren die Folge.

Als vierte Ableitung von der Wurzel Mag nehme ich ein verloren gegangenes Wort mit der Bedeutung uterus (vielleicht richtiger vulva), an, oder — und dies ist der kürzere Weg — ich setze voraus, daß Magen, ahd. Mago, die Bedeutungen ventriculus und uterus in sich vereinigte. Ich vergleiche die Verwandtschaft der latein. Wörter uter und uterus.

Aus dem Begriff uterus entwickelt sich einerseits leicht der Begriff der Verwandtschaft von mütterlicher Seite, und indem sich dieser zu dem allgemeinen Begriffe Verwandtschaft erweitert, erklärt sich das ahd. Mag, cognatus, affinis, und die Ausdrücke Vatermagen, Muttermagen für: „Verwandte von väterlicher, mütterlicher Seite.“ Daß sich andererseits leicht Magad, Magd anschließt, ist einleuchtend.

Fassen wir nun das letzte zusammen, so haben wir von der vorausgesetzten Wurzel Mag zwei Wurzelschößlinge, die sich nicht weiter ausgebildet haben: pld. makk und ahd. Mâgo; daneben aber zwei Stämme mit Aesten und Zweigen, von denen jedoch nur der eine vollständig erhalten ist. —

Man wird mir gegen diese Deduktion einwenden, daß sie sich auf zwei Hypothesen stütze. Die erste ist aber nicht sehr gewagt. Die Wurzel einer Wortfamilie hat sich in den allerwenigsten Fällen erhalten; in der Regel kann man auf dieselbe nur schließen. Auf die zweite Hypothese haben mich zwei synonyme Wörter geführt, die eine natürliche Verrichtung bezeichnen. Da es sich hier um eine sprachliche Untersuchung handelt, die nicht für Knaben und Mädchen geschrieben ist, so trage ich kein Bedenken, diese Wörter mit hierher zu ziehen. Das eine, mit dem französischen pisser gleichen Ursprungs, hängt mit pld. Pêsel (das el ist Bildungszusatz) d. i. penis, zusammen. Pêsel ist einerlei Wort mit hd. Pinsel, welches in der Jägersprache s. v. a. penis (vergl. penicillus) bedeutet. Das Lautverhältniß von Pinsel und Pêsel, ist wie in: Gans, pld. Gos; Binse, pld. Bes'; Sense, pld. Seissel. Die Aehnlichkeit des lateinischen und deutschen Wortes hat ihren Grund in einem Naturlaute, von welchem beide, wie von einer gemeinsamen Wurzel abstammen. Das lateinische pussio, und das persische pusr (= ein Knabe) sind Schößlinge derselben Wurzel.

Das zweite Wort ist pld. migen (verwandt mit dem latein. mingere). Im bremisch-niedersächs. Wörterbuche wird dies Wort in ganz allgemeiner Bedeutung, von beiden Geschlechtern gebraucht, aufgeführt. Ich kenne es nur so, daß es die natürliche Verrichtung beim weiblichen Geschlechte bezeichnet. Nach seinem Lautbestandtheilen gehört dies Wort zu dem Stamme Mag, wie das erste zu Pês gehört. Daß es aber mit Magen in der Bedeutung ventriculus Nichts zu thun hat, versteht sich von selbst.

Schließlich noch die Bemerkung, daß ich Nichts dagegen einwenden könnte, wenn man die Anordnung der behandelten Wortfamilie umkehren wollte; daß ich aber darin für die Einsicht in den Zusammenhang der Wörter keinen wesentlichen Nutzen sehe. Alle Wortbildung geht freilich von Naturlauten und von Schallnachahmungen aus. Beide zuletzt genannten Wörter sind aber Schallnachahmungen, und zwar sehr treue, wie denn überhaupt mit den Sinnen Niemand schärfer beobachtet, als der Mensch im Naturzustande. Das eine Wort ist nach dem Schalle pssss...., das andere nach dem Schalle mgggg.... (das g weich mit dem vorderen Gaumen gesprochen) gebildet. Die Wurzel wäre also pld. migen, davon: Mâg u. s. w.

Salzwedel. **W. Gliemann.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Neuhochdeutsche Grammatik. Die Lehre von den Buchstaben und Endungen als Versuch von K. A. Hahn. Frankfurt a. Main, bei H. L. Brönner. 1849.

Die vorgenannte Schrift des Herrn Hahn muß in doppelter Beziehung als eine recht erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Litteratur bezeichnet werden. Denn einmal ist sie das Resultat eines ernsten, gründlichen Studiums, dessen charakteristische Merkmale, ein strenger, ausdauernder Fleiß und besonnene, umfassende Prüfung des behandelten Gegenstandes, an ihr nicht zu verkennen sind. Sodann aber faßt sie dieses ihr Objekt aus einem Gesichtspunkte auf, der zwar kein durchaus neuer, ihm aber in hohem Grade angemessen und wesentlich ist, und, was vor Allem hervorgehoben werden muß, hier in konsequenter und durchgreifender Weise zur Geltung gebracht wird, während er bis dahin nur sehr selten und beiläufig Anwendung gefunden hat. Das Nähere hierüber wird weiter unten mitgetheilt werden, nachdem zunächst eine genauere Angabe des Inhaltes unserer Schrift, die uns sogleich zu einigen Bemerkungen allgemeinerer Art Veranlassung geben wird, versucht worden ist. Sehen wir uns zu dem Ende die vorgesetzte Aufschrift etwas näher an, so stellt sich heraus, daß diese den eigentlichen Gegenstand des Werkes keineswegs ganz deutlich bezeichnet. Sie zeigt überhaupt eine eigenthümliche, beinahe sonderbare Fassung, indem sie zugleich ein Ganzes und einen Theil desselben in Aussicht stellt, ohne dieses Verhältniß irgendwie näher anzudeuten. Dadurch legt sie unmittelbar die Vermuthung nahe, daß ihr Verfasser die Meinung hege, es sei die Grammatik überhaupt und die Lehre von den Buchstaben und Endungen ein und dasselbe, so zwar, daß jene in dieser wesentlich enthalten sei und vollständig erschöpft werde. In der That möchte eine solche Annahme, wenn sie auch natürlich ihrem so eben angegebenen ganzen Inhalte nach nicht festgehalten werden kann, doch nicht ganz grundlos sein; manche mehr oder minder deutliche Zeichen scheinen uns darauf hinzuweisen, daß Herr Hahn zu der in unsern Tagen nicht mehr sehr zahlreichen Klasse von Grammatikern gehört, welche zwar die Syntax nicht gradezu für überflüssig erklären, aber doch wenig geneigt sind, ihr Ebenbürtigkeit mit der Formenlehre zu gestehen, und jedenfalls ihren Vorrang vor der letztern nicht anerkennen mögen. In früherer Zeit war diese Gattung von Grammatikern, welche sich in ihre ausschließliche Beschäftigung mit den grammat. Formen sosehr zu verlieren pflegen, daß ihnen am Ende die Sprache nur in diesen zu bestehen, nur um dieserwillen dazusein scheint, besonders auf dem Gebiete der altklassischen Sprachen thätig. Hier ist sie gegenwärtig ziemlich ausgestorben, dagegen hat sie durch das sich mehr und mehr ausdehnende Studium der neuern Sprachen neues Leben gewonnen, indem sie sich namentlich aus den Bearbeitern derselben, welche den historischen Standpunkt einnehmen, ergänzt. Freilich ist die entschiedene und fast exclusive Vorliebe, welche ihr für den formalen Theil der Grammatik eigen ist, sehr natürlich, denn die entschiedene Thätigkeit fordert und erzeugt die höchste Werthschätzung ihres Objektes, und nicht minder ersprießlich, weil durch solche Ausschließlichkeit der Gegenstand ohne Frage in tieferer und umfassenderer Weise erforscht wird, was in dem vorliegenden Falle um so wichtiger ist, da ohne eine durchgearbeitete und festbegründete Formenlehre die syntaktische Erklärung der zuverlässigen Grundlage entbehrt. Indeß hat die überwiegende Geltung der Formenlehre doch auch andrerseits ihre erheblichen Nachtheile, auf die wir hier etwas näher eingehen wollen, da sie auch in unserer Schrift mehrfach bemerkbar sind. Zunächst ist mit ihr, wie schon angedeutet wurde, eine ebensowohl an und für sich nicht zu recht-

fertigende wie in ihren Folgen verderbliche Geringschätzung des doch immer wesentlicheren Theiles der Grammatik, welcher den geistigen Inhalt der Sprache seinem ganzen Umfange nach zu ermitteln hat, der Syntax nothwendig verbunden. Da nun im Fortgange der organisch und gesetzmäßig fortschreitenden Sprachentwicklung der Gedanke über die Form das Uebergewicht erhält, die Ausbildung der eigentlich sogenannten Formen hinter die des Satzes zurücktritt, jedenfalls das in mehr natürlicher und unmittelbarer Weise wirkende Prinzip, welches die Formen schafft, durch andere ihrem spezifischen Wesen nach geistigere Potenzen gedrängt wird, so geschieht es, daß die ältern Perioden der Sprachbildung, wo man sie zu den neuern in Beziehung setzt, entschieden in den Vordergrund gerückt und durchgehends in ein weit günstigeres Licht gestellt werden. Man pflegt ihrer bei jeder Gelegenheit lobend zu gedenken, während sich die spätern Perioden manchen Vorwurf und Tadel gefallen lassen müssen und zwar um so öfter, je näher sie der Gegenwart stehen; die Erscheinungen, welche der Vorzeit der Sprache angehören, nehmen die sorgsame Aufmerksamkeit und nicht selten die fast bewundernde Theilnahme ausschließlich in Anspruch; ihre neuern Gestaltungen müssen schon zufrieden sein, wenn ihnen hin und wieder ein vornehmer halb bedauernder, halb verachtender Blick wie von oben her zugeworfen wird. Natürlich trägt sie selbst nicht die Schuld dieser Vernachlässigung, welche ihr nur zu häufig zu Theil wird; sie kann die Verkennung der Wahrheit, daß das sich Entwickelnde, eben weil es sich entwickelt, auf einer spätern Stufe die Eigenthümlichkeiten der frühern nicht festhalten kann und darf, nicht hindern. Auch läßt sich eine solche souveräne Verachtung schon leicht ertragen, so lange sie sich ganz im Allgemeinen hält, nicht aus dem Gebiete der Theorie heraustritt; man lächelt zu den bald höhnenden, bald bedauernden Ausfällen, welche gegen die Armuth, Dürftigkeit, Schwäche, Verderblichkeit u. s. w. der gegenwärtigen Sprache geschleudert, und freut sich des Eifers, mit welchem die „schlechten und abgeschmackten" Neuerungen der „modernen" Sprachkünstler und —verderber verfolgt werden. Schlimmer ist es, wenn die Vorliebe für das Alte sich dadurch betheiligen will, daß sie dasselbe zurückzuführen sucht. Denn dieser sprachlichen Reaktion geht es wie jeder andern; da sich der frühere Zustand doch nicht ganz und durchgreifend zurückführen läßt, versucht sie es mit Aenderungen im Einzelnen, ohne zu bedenken, daß eine solche Aussonderung und Abtrennung unzulässig und überdem mit dem Grundprinzip ihrer Anschauungsweise, nach welcher das Einzelne nur als Glied eines organischen Ganzen existirt, nicht vereinbar ist. Sie setzt einfach an die Stelle dessen, was ist, ein Anderes, was war, vergißt aber, daß sie damit ihrem Lieblinge, der stets hervorgehobenen organischen Entwickelung gar sehr zu nahe tritt, indem sie dieselbe durch einen rein mechanischen Eingriff stört. Es versteht sich von selbst, daß wie bei jedem Organismus so auch in der Sprache sich jeder Theil nur in und mit dem Ganzen entwickelt, keinen Augenblick aus diesem durchgreifenden Zusammenhange, welcher immer, auch wo er noch nicht erkannt ist, vorausgesetzt werden muß, heraustritt, sich daher auch nicht für sich, zufällig oder willkürlich verändert und umwandelt und ebendarum auch nicht als Einzelnes eine Veränderung und Umwandlung erleiden darf. Es wird ferner, was mit dem soeben Gesagten zusammenhängt, außer Acht gelassen, daß jede partikuläre Aenderung oder deren Resultat auf diesem Gebiete ihren zureichenden allgemeinen, d. h. geistigen Grund hat, der natürlich von weit wesentlicherer Bedeutung ist, wie seine materiell hervortretende Folge. Dennoch wird diese in's Auge gefaßt, nach äußerlichen Gesichtspunkten mit anderen sprachlichen Erscheinungen verglichen und nicht selten aus nicht minder äußerlichen Gründen verworfen und geändert. So setzt man einen einfacheren Laut an die Stelle eines zusammgesetzteren und vertauscht die schwächeren Endungen mit den volleren, und zwar lediglich, weil jener Laut der einfachere, diese Form die vollere ist. Es ist aber klar, daß die materielle Beschaffenheit der Form und des Lautes als solche ein durchaus Gleichgültiges ist, daß es vielmehr auf ihren innern geistigen Grund ankommt, dessen Wirksamkeit als eine unberechtigte nachgewiesen werden muß, bevor das Produkt derselben angetastet werden darf. Dies ist aber auch überhaupt, abgesehen von den praktischen Konsequenzen, das Mißliche der exklusiven Formenlehre; trotz aller Sorgfalt, mit der

die sprachlichen Erscheinungen erforscht, trotz aller Mühe, die auf ihre Feststellung verwandt wird, erkennt und versteht man sie doch nicht, eben weil man bei der äußern, sinnfälligen Materie stehen bleibt, nicht zum geistigen Gehalte vordringt. Die formale Grammatik — das ist der ihr immanente Widerspruch — wird um so materieller sein, je ausschließlicher sie ist und ihre Darstellung stets in größerem oder geringerem Grade den Eindruck des Trocknen und Geistlosen hinterlassen. Wir müssen gestehen, daß wir auch von der vorliegenden Schrift eine der so eben beschriebenen verwandte Einwirkung erfahren haben, womit natürlich die vorhin ausgesprochene Anerkennung nicht im Widerspruche steht und auch nur ihr Charakter als der eines Ganzen bezeichnet sein soll. Sie gibt in der Regel eine genaue, sorgfältige, durch gründliche Forschung verwickelte, im Ganzen zweckmäßig geordnete Zusammenstellung des Materials, nichts weiter. Freilich ist das schon sehr viel und verdient eine um so größere Anerkennung, da der behandelte Gegenstand wohl schwerlich geeignet war, das Interesse des Verfassers in hohem Grade an sich zu fesseln. Es ist bekannt, daß sich Herr H. früher vorzugsweise mit den älteren Zweigen der deutschen Sprache beschäftigt und hier sehr Tüchtiges geleistet hat. In Folge dieser Studien scheint sich aber auch bei ihm eine entschiedene Vorliebe für das Objekt derselben festgesetzt zu haben, die, wie wir schon andeuteten, die Unbefangenheit, welche der neuhochdeutschen Sprache gegenüber bei ihrer Behandlung erforderlich ist, nicht wohl zuläßt. Namentlich, dünkt uns, konnten die Formen derselben auf ihn keine große Anziehungskraft ausüben, und wenn er sie trotzdem mit solcher Sorgfalt und Präzision, wie hier wirklich angewandt ist, erörtert, so hat man allen Grund, die mitunterlaufenden Klagen und Vorwürfe möglichst zu überhören. Von den Aenderungen aber, die er besonders in der Orthographie vorschlägt oder einführt, werden wir später zu sprechen Gelegenheit haben; jetzt kehren wir zum Titel der Schrift zurück. Beugt dieser auch dem Mißverständnisse, zu welchem sein erster Theil veranlassen könnte, durch Hinzufügung des zweiten vor, so enthält doch auch der letztere keine ganz genaue Bestimmung des Inhaltes, weil er mehr verspricht, als wirklich gegeben wird. Zwar hat der Verfasser die nahe liegende, noch allgemeinere Bezeichnung „Formenlehre“ mit Recht vermieden, wiewohl er selbst vielleicht der Meinung ist, eine solche gegeben zu haben. Wir schließen das aus einer Aeußerung der Vorrede (V. IX.), wo er erklärt, die periphrastische Konjugation deßhalb ausgeschlossen zu haben, weil sie in die Syntax gehöre, was übrigens ein durchaus unzureichender Grund ist. Denn jene Form der Konjugation gehört in die Syntax, nur insofern als sie im Satze Anwendung findet, in welcher Beziehung die durch Flektion vermittelte Konjugation dort ebensowohl ihre Stelle finden muß; andrerseits ist aber ihr Recht auf einen Platz in der Formenlehre kein geringeres wie das der Flektion, sofern sie ganz ebenso wie diese die Bezeichnung bestimmter Modifikationen und Beziehungen des für sich betrachteten Verbalbegriffs, wenn auch in abweichender Weise vermittelt. Ebensowenig darf in einer „vollständigen“ Formenlehre die Erörterung der Wortbildung fehlen. Von dieser ist aber in unserer Schrift keine Rede, was auch schon hinreicht, die Aufschrift „Lehre von den Endungen“ unpassend erscheinen zu lassen. Richtiger würde sie „Lehre von den Flektionen“ lauten, wiewohl auch diese, wenn man das Wort in seinem gewöhnlichen Sinne nimmt, nicht vollständig behandelt worden sind. So vermißt man z. B. die Darstellung der Comparation, welche doch offenbar durch eine Flektion des Adjektivs zu Stande kommt. Es ist lediglich von den beiden Arten der Flektion die Rede, welche wir als Deklination und Konjugation zu bezeichnen pflegen. Inwiefern diese vollständig und in genügender Weise erörtert worden sind, werden wir an seinem Orte untersuchen; zunächst wollen wir uns vom Verfasser die Gesichtspunkte angeben lassen, welche bei seiner Arbeit maßgebend gewesen sind. Die Vorrede, in welcher er sich hierüber wie über manches Andere mit einer etwas zu großen Weitläuftigkeit ausspricht, wird näheren Aufschluß geben.

Wir erfahren hier, daß der Verfasser in den bisher erschienenen Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache ein Doppeltes vermißt, die konsequente Anwendung der historischen Behandlungsweise nämlich und die Erhärtung der vorgetragenen

Regeln und Gesetze durch eine genügende Anzahl quellenmäßiger Belege und Beispiele. Diesem zwiefachen Mangel abzuhelfen ist nun die Hauptaufgabe, welche er durch die Abfassung seiner Schrift zu lösen versucht hat. Und es läßt sich nicht leugnen, daß wie sie selbst ihrem Inhalte nach eine höchst wichtige und bedeutsame ist, so auch ihre Aufstellung durchaus nöthig, durch den gegenwärtigen Stand der die deutsche Sprache betreffenden wissenschaftlichen Untersuchungen geboten war. Es ist richtig, daß die bisherigen Bearbeitungen der deutschen Grammatik einer festen und sichern historischen Basis entbehren; gehen sie auch an einzelnen Stellen zur Erklärung praktischer Erscheinungen auf ältere Bildungen zurück, so geschieht dies doch eben nur sporadisch und wie zufällig, nicht prinzipiell und durchgreifend. Es ist aber, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, ein klares und gründliches Verständniß namentlich für die Formenlehre ohne eine stete und sorgfältige Rücksichtnahme auf die früheren Perioden der Sprachbildung nicht zu erreichen. Grade auf diesem Gebiete ist im Laufe der Zeit manches ab- und ausgestorben und in Folge davon anderes zurückgeblieben, was nun vereinzelt und aus seinem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen, ohne Zurückführung des Verlornen nicht befriedigend erklärt werden kann. Ferner sind Veränderungen mannichfacher Art vorgegangen, Umbildungen, Schwächungen, Entstellungen u. s. w. eingetreten, deren Eigenthümlichkeit sich nicht bestimmen läßt, wenn man das Ursprüngliche, in und an welchem sie stattgefunden haben, nicht kennt und zur Vergleichung heranzieht. Die Erörterung der noch gangbaren und gebräuchlichen Formen muß daher überall da, wo diese in Folge ihrer Vereinzelung unverständlich werden, die veralteten und außer Gebrauch gesetzten zurückführen, sofern und soweit diese die nöthige Erläuterung zu geben geeignet sind; sie muß ferner, wenn die Sprache der Gegenwart Bildungen aufweist, welche in ihrer jetzigen Gestalt als das Resultat stärkerer oder schwächerer Umwandlungen erscheinen, auf die einfachen und reinen primitiven Formen zurückgreifen, falls nur aus dieser die Natur und Bedeutung der spätern erklärt werden kann. In den so eben angegebenen Bedingungen sind aber auch unseres Erachtens die Grenzen bestimmt, welche bei der Benutzung älterer Sprachperioden nicht überschritten werden dürfen, wenn man die Darstellung der Sprache einer bestimmten Zeit und nicht etwa die Abfassung einer vergleichenden Grammatik zum Vorwurfe genommen hat. Wo das Verlorne und Veraltete die Erkenntniß des Bestehenden nicht bedingt oder doch wesentlich fördert, ist die Bezugnahme auf dasselbe nicht nur überflüssig, sondern auch verwerflich, da sie stört und verwirrt und deßhalb das Verständniß nicht erleichtert, sondern im Gegentheil erschwert. Auch unsere Schrift gibt zu dieser Wahrnehmung gar nicht selten Anlaß, indem sie an vielen Stellen Eigenthümlichkeiten früherer Perioden und Zweige der deutschen Sprache aufführt, durch welche das Verständniß des Neuhochdeutschen, dessen Vermittlung ihr einziger Zweck ist, in keiner Weise erleichtert und deutlicher wird. So wird, um das Gesagte an einem Beispiele nachzuweisen, in der Lehre von den Buchstaben in der Regel bemerkt, wie dieselben in den betreffenden Wörtern in ältern deutschen Dialekten z. B. im althochdeutschen oder gothischen gelautet haben, auch angegeben, wie im Fortgange der Zeit ihre schriftlichen Bezeichnungen verändert worden sind. Es ist aber, wenn vom neuhochdeutschen Vokal a die Rede ist, ganz gleichgültig, ob dieser in den Wörtern, welche ihn gegenwärtig haben, ursprünglich und zu jeder Zeit vorhanden war oder an die Stelle eines andern Vokals getreten ist. Nur in dem Falle muß dieser Umstand in Betracht gezogen werden, wenn der gegenwärtig geltende Vokal in seiner lautlichen Beschaffenheit und Wirksamkeit eigenthümliche Erscheinungen darbietet, welche sich nicht aus seiner eignen, sondern nur aus der lautlichen Bestimmtheit der Vokale erklären lassen, an deren Stelle er getreten ist. — Ebensowohl werden ältere Formen lediglich aus dem Grunde, weil sie ältere und andere sind, angeführt, worin wir, da eben nur von der neuhochdeutschen Sprache gehandelt werden soll, nichts als eine ganz ungehörige und zwecklose Anhäufung von Materialien erblicken können. Dies gilt auch namentlich von dem, was der Verfasser aus der von ihm übrigens mit Recht statuirten und der Beachtung empfohlenen ältern Periode der neuhochdeutschen Sprache mittheilt. Denn da er diese nicht ebenso wie „die Sprache der

Gegenwart und den jetzigen Gebrauch“ zum eigentlichen Gegenstande seiner Betrachtung sich ausersehen hat und sie überdem von der spätern Entwickelungsphase der neuhochdeutschen Sprache scharf geschieden wissen will (s. S. XV.), konnte sie für ihn nur eine historische Bedeutung und im Wesentlichen keine andere Geltung haben, wie die übrigen Zweige der ältern Sprache, wenn auch insofern ein relativer Unterschied stattfinden mußte, als auf sie, weil sie die nächste Quelle der gegenwärtig geltenden Sprache ist, in den oben bestimmten Fällen **zunächst** zurückzugehen war. Uebrigens müssen die Anführungen der in ihr gebräuchlichen, von den unsrigen abweichenden Formen umsomehr als unstatthaft erscheinen, da sie doch nicht vollständig genug sind und sein konnten, um aus ihnen den spezifischen Charakter jener Periode kennen zu lernen. Geht demnach in der angegebenen Beziehung die Benutzung der altdeutschen Sprache über das durch den behandelten Gegenstand gebotene Maß hinaus, so hat sich dagegen andrerseits der Verfasser die Grenzen für dieselbe zu enge gesteckt. Zwar ist er im Rechte, wenn er es seinem Zwecke angemessen erachtet, sich zunächst und vor Allem an die Mutter des Neuhochdeutschen, d. h. an das althochdeutsche Idiom zu halten. Aber es hat durchaus keinen zureichenden Grund, erscheint vielmehr als reine Willkür, wenn er außerdem nur noch auf das Gothische Bezug nehmen will. Bei dem Verhältnisse, welches zwischen den verschiedenen Zweigen der deutschen Sprache obwaltet, ist es nicht zulässig, sondern sogar nothwendig, bei der historischen Erklärung eines einzelnen von ihnen alle übrigen mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, weil sie, wie sehr sie auch im Einzelnen von einander abweichen, doch sämmtlich Zweige ein und desselben Stammes, aus Einer Wurzel entsprungen sind, und es daher recht wohl vorkommen kann, daß die Erscheinungen, welche der eine von ihnen bietet, zwar nicht durch die eines zweiten und dritten, wohl aber aus einem vierten und fünften erklärt werden können. Im vorliegenden Falle glauben wir, daß namentlich die konsequente Berücksichtigung der angelsächsischen und niederdeutschen Sprache der Arbeit des Verfassers sehr förderlich gewesen wäre. Sieht derselbe sich doch auch jetzt zuweilen genöthigt, auf eine mögliche Einwirkung des Niederdeutschen hinzuweisen; doch bleiben solche Bemerkungen nur ziemlich oberflächlich und werthlos, da er sich ein näheres Eingehen selbst verboten hat. Ueberhaupt aber ist die bloße Hinweisung oder Anführung des Aelteren, auch wenn die Form desselben als die ausgebildetere und vollkommnere anerkannt werden muß, noch keine genügende historische Erklärung des Andern, was aus jenem geworden oder an seine Stelle getreten ist. Sie ist nicht einmal in dem noch ziemlich flachen Sinne ausreichend, in welchem hier der Begriff des Historischen genommen wird, d. h. es ist mit ihr die äußerliche Veranlassung und Herkunft des zu Erklärenden noch keineswegs bestimmt. Weiß man etwa, daß an die Stelle eines älteren o ein neueres a getreten ist, so hat man deßhalb den Ursprung des a doch noch nicht erkannt; es bleibt immer, wenn es aus dem früheren Laute unmittelbar hervorgegangen ist, noch die Frage nach den Gründen, durch, und nach den Umständen, unter denen die Umlautung eingetreten ist, und, falls es etwa den ältern Vokal im eigentlichen Sinne verdrängt hat, die andere übrig, woher es genommen wurde. Dies führt uns zur Hervorhebung eines andern Mangels, an welchem die vorliegende Schrift, wie wir glauben, schon zu ihrem Nachtheile leidet. Ihr Verfasser macht irgendwo ganz mit Recht darauf aufmerksam, wie sich die neuhochdeutsche Sprache im Verlaufe ihrer Entwicklung von landschaftlichen Eigenthümlichkeiten und Einflüssen mehr und mehr frei gemacht habe. Zu dieser negativen Bestimmung, daß die neuhochdeutsche Sprache nicht die in sich abgeschlossene organische Entwicklung eines einzelnen, dieser oder jener Gegend oder einem bestimmten deutschen Volksstamme angehörigen Dialektes darstelle, muß die positive, daß ihre Ausbildung unter dem Gesammteinflusse der unter sich verschiedenen Idiome sämmtlicher deutscher Völkerschaften, bei denen sie als allgemeine Schriftsprache durchgedrungen ist, fortgeschritten sei, ergänzend hinzutreten. Wenn sich dies aber so verhält, so scheint sich die Folge von selbst zu verstehen, daß die **positive** Erklärung ihres wirklichen Inhaltes vielfach auf die landschaftlichen Mundarten zurückgehen muß, sofern eben in diesen die Quelle desselben zu suchen und zu finden sein wird. So wird besonders das

gegenwärtig herrschende Lautsystem durch die lautliche Eigenthümlichkeit der mannigfaltigen Volksdialekte in vielen seiner Erscheinungen erklärt werden können und müssen, wobei natürlich die Idiome derjenigen Landschaften, in welchen die neuhochdeutsche Sprache ihren Ursprung genommen hat, in erster Linie in Betracht zu ziehen sind. Ist doch auch in diesem Augenblicke noch die Aussprache des Hochdeutschen in den einzelnen Gegenden des deutschen Landes eine sehr verschiedene, die Aussprache aber wird die Schreibung immer mehr oder weniger bestimmen und bestimmt sie auch wirklich heute noch, wiewohl die Orthographie gegenwärtig in den meisten Punkten ziemlich fixirt ist und derartige Aenderungen daher nur sehr allmälig zur allgemeinen Geltung gelangen können. Was aber in der Gegenwart noch geschieht, wird früher, wo die Sprache ihre jetzige zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungene Gestaltung noch nicht gewonnen hatte, als man landschaftliche wie persönliche Eigenheiten noch ohne Scheu und Zögern in der Schriftsprache auszudrücken pflegte, natürlich in einem weit größeren Umfange geschehen sein. Unseres Erachtens setzt daher die historische Erklärung der neuhochdeutschen Sprache, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, eine genaue und umfassende Kenntniß und Benutzung der Volksdialekte aller Gegenden Deutschlands, in welchen dieselbe allgemeine Geltung erlangt hat, voraus. Eine solche Basis fehlt aber unserer Schrift, denn die sporadische Bezugnahme auf die Volkssprache im Allgemeinen oder auf einen einzelnen Dialekt, welche allerdings in ihr anzutreffen ist, kann der aufgestellten Forderung natürlich nicht Genüge leisten. Freilich wird deren Erfüllung allein auch noch nicht zum Ziele führen; vielmehr ist noch eines andern Momentes zu gedenken, dessen Beachtung zur Gewinnung eines historischen Verständnisses unumgänglich, in der vorliegenden Schrift aber eigentlich nicht zu finden ist. Denn sowie die Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache einerseits unter der steten Einwirkung außer ihr liegender Faktoren — neben den Dialekten scheinen in dieser Beziehung auch die fremden, nicht-deutschen Sprachen eine besondere Beachtung zu verdienen — stattgefunden hat, ist sie andrerseits nach Gesetzen, die ihren Grund lediglich in ihr selbst haben, fortgeschritten. Wenden wir diese Bemerkung wieder speziell auf die Entwicklung des Lautsystems an, so möchte es nicht fraglich sein, daß gar manche Erscheinungen desselben Ursache und Anlaß in dem Streben nach Gleichförmigkeit, in der großen Macht, welche die Analogie in der Sprachbildung zu enthalten pflegt, in den Gesetzen des Wohlklanges, in dem Streben nach genauer Unterscheidung verwandter Begriffe u. s. w. haben. Auch unser Verfasser spricht zuweilen von dem einen oder andern der angeführten Momente, aber immer nur beiläufig, gleich als wäre die Wirksamkeit desselben eine gleichgültige Nebensache, da sie doch nicht selten grade die Hauptsache, weil das Letzte, Entscheidende, ist. Dies scheint uns, sind die wesentlichen Gesichtspunkte, welche die historische Erklärung in dem gegebenen Falle zu nehmen hat, wenn sie zu erheblichen Resultaten führen soll. Ist von diesen aus der Gegenstand allseitig beleuchtet und aufgehellt worden, so wird sich zu der allerdings auch dann noch erforderlichen tieferen Begründung fortgehen lassen.

Was den zweiten Mangel betrifft, dem der Verfasser in den bisherigen Grammatiken begegnet ist, und er selber abhelfen möchte, so ist er allerdings bestrebt gewesen, zu den Regeln, welche er aufstellt wie zu den Thatsachen, deren er erwähnt, die nöthigen Belege und Beweise beizubringen. Nur geschieht dies in einer Weise, die wir nicht ganz billigen können, namentlich einer Schrift nicht angemessen finden, welche einen rein wissenschaftlichen Charakter hat. Der Verfasser begnügt sich nämlich durchgehends damit, zur Beglaubigung der von ihm erwähnten Laute und Formen auf Wackernagel's und Häusser's Lesebücher, mitunter auch auf Graff's Sprachschatz zu verweisen, indem er Band und Seite angibt, wo sich dieselben hier finden. Ein solches Verfahren ist nun zwar ganz am Orte, wo es sich von bloßen Zugaben, überhaupt um Nebensächliches handelt, nicht aber, wenn wesentliche und entscheidende Punkte ihre Bewährung finden sollen. In diesem Falle war es passend, die betreffenden Stellen selbst soweit auszuheben als nöthig ist, um sich von der Richtigkeit der Angaben überzeugen zu können, wozu hier überdem kein irgend bedeutender Raum erfordert wurde. Der Verfasser hätte da-

her dem Leser das mühsame und zeitraubende Geschäft des Nachschlagens ersparen können und sollen. Wenn er aber durch die Nöthigung dazu Nebenzwecke zu erreichen sucht, wie etwa den, zum Bekanntwerden mit den ältern deutschen Schriftwerken Veranlassung zu geben, so ist zu bemerken, daß Tendenzen dieser Art nicht hierhin gehören und auf solche Weise auch schwerlich mit Glück verfolgt werden dürften; denn wer eines solchen zufälligen Anspornes bedarf, wird sich kaum bemüssigt sehen, überhaupt auf die Quellen zurückzugehen oder auch nur die Schrift des Verfassers zu lesen. — Größeren Anspruch auf Billigung hat die Rücksicht auf den praktischen Nutzen, welche sich in dem Streben nach einer zweckmäßigen Anordnung und einfachen Eintheilung bethätigen soll, wiewohl diese wie jene durch die Sache selbst gefordert wird. Wir werden bei der Betrachtung der einzelnen Abschnitte unserer Schrift, zu welcher wir nunmehr übergehen, sehen, ob der Verfasser zu der Anerkennung berechtigt ist, welche er sich in Beziehung auf das, was er in diesem Punkte geleistet hat, selber zollt.

Zunächst begegnen wir einer Einleitung (S. XI—XX.), in welcher der Verfasser „gewisse Dinge, die eine vorläufige Besprechung und Erläuterung erheischen, Punkt für Punkt zusammenstellt" (Vorr. S. VI.). Die hier zur Sprache gebrachten Gegenstände sind die folgenden: I. das Wort deutsch: seine Bedeutung und Orthographie; II. verschiedene Zweige und Perioden der deutschen Sprache; III. welche altdeutschen Sprachzweige sind bei dieser Grammatik in Betracht genommen worden? IV. die dritte Periode der hochdeutschen Sprache zerfällt in zwei Zeitabschnitte; V. Schrift und Orthographie der neuhochdeutschen Sprache; VI. Terminologie; VII. Angabe der benützten Quellen und Hülfsmittel. — Ob die Einleitung nicht zweckmäßiger andere Punkte, die eine mehr innerliche Beziehung zum Inhalte der Schrift selbst haben, besprochen hätte, ob in ihr z. B. nicht besser von der Entwicklung der neuhochdeutschen Sprache im Allgemeinen, von den allgemeinen Gesetzen und besondern Umständen, durch welche sie bestimmt worden ist, von den mannigfachen Beziehungen, welche zwischen der neuhochdeutschen und den verschiedenen Zweigen der altdeutschen Sprache obwalten u. s. w. die Rede gewesen wäre, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wir sehen uns etwas näher nach dem um, was wirklich geboten wird, und begleiten dasselbe hier wie auch später mit einigen theils zweifelnden, theils ergänzenden Bemerkungen. — Die unter I. aufgestellte Ableitung und Erklärung des Wortes deutsch, (ursprünglich diutisc — tisch, — diutsch) nach welchem es vom Substantiv diut, diot, diet, „womit das, was wir jetzt Volk nennen, bezeichnet wurde" herstammt und „ursprünglich ganz allgemein dem Volke angehörig" bedeutet (vgl. S. 43), wird wohl keinem begründeten Zweifel unterliegen. Wenn aber der Verfasser ferner auch das Verbum diuten (jetzt deuten) auf diut zurückführt und den Begriff desselben durch den Ausdruck: „dem Volke zugänglich machen" wiedergibt, so scheint uns jene Herleitung schon zweifelhaft und die daran sich knüpfende Interpretation durchaus verfehlt zu sein. Wäre das Nomen diut auch wirklich als das Prius anzusehen, so würde das von ihm gebildete Verbum doch schwerlich die angegebene Bedeutung haben können; vielmehr müßte der in ihm niedergelegte Begriff im Wesentlichen mit dem des Stammwortes übereinstimmen, könnte denselben nicht blos als accidentelles Moment in sich enthalten. Dies wird denn auch in der That wohl nicht der Fall sein; wahrscheinlich ist diuten allerdings vom Stamme diut abgeleitet, nur ist dieser nicht als identisch mit dem Substantiv diut zu setzen, sondern anzunehmen, daß er theils, ohne daß dies durch eine besondere Endung angedeutet wurde, die Geltung eines Substantivs erhielt, theils unter Annahme der Verbalbezeichnung zu diuten wurde. Demnach würde die Grundbedeutung beider Wörter dieselbe sein. Sie wird sich aber in dieser ihrer Identität nicht nachweisen lassen, bevor ermittelt ist, was denn das Substantiv diut, „mit dem das bezeichnet wurde, was man gegenwärtig Volk nennt", eigentlich und in Wahrheit bedeutet. Irren wir nicht, so hängt der Stamm diut, welcher auf ein älteres und einfacheres dut zurückweist, genau mit dem des demonstrativen Pronomens (vgl. das Neutrum das, dat, det etc.) zusammen, und könnte dasselbe in seiner Eigenschaft als Substantiv ursprünglich recht wohl ein sogenanntes Collektivum gewesen sein, in wel-

chem eine größere Anzahl von Menschen, die man als zu einem Ganzen verbunden sich vorstellte, hinweisend zusammengefaßt wurde. Doch wollen wir diese Ansicht nur als eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung hingestellt haben; gewiß ist, daß das Verbum deuten seinem Begriffe nach nicht etwa mit erklären identisch ist, sondern genau genommen zunächst heißt: hinweisen auf etwas, dann aber auch: durch solche Hinweisung das Gezeigte selbst oder ein Anderes verdeutlichen. — Unter V., wo der Verfasser von der Orthographie der neuhochdeutschen Sprache handeln will, ist im Wesentlichen nur von dem die Rede, was dazu dienen kann, einige der Abweichungen von der gewöhnlichen Schreibweise, welche sich in der vorliegenden Schrift finden, zu rechtfertigen. Uns scheint diese Rechtfertigung in keinem einzigen Punkte auszureichen, daher wir die verschiedenen Aenderungen sammt den dafür beigebrachten Gründen etwas genauer durchgehen wollen. — Zunächst bedient sich der Verfasser durchgehends der lateinischen Schrift, welche in der gewöhnlichen deutschen doch nur „in Ecken geschärft und in Schnörkel verunstaltet ist." Mag es nun auch richtig sein, daß „jene verdorbene Schrift erst zur Zeit der erfundenen Druckerei aufkam" und damals nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei andern Völkern z. B. den meisten Slaven, den Ungarn u. s. w. Geltung erhielt, so bleibt es doch jedenfalls auffallend und verdient besondere Beachtung, daß während die meisten übrigen Völker „zu der edlern, gefälligern Gestalt der Schrift zurückkehrten", namentlich die Deutschen „das verzerrte Alphabet für Schrift und Druck" beibehalten haben. Wir glauben, daß der zureichende Grund dieser Thatsache in der zwiefachen charakteristischen Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens liegt, vermöge welcher diese Nation das Fremde zwar gerne und bereitwillig aufnimmt, sich aber zugleich durch die ihr eigne, koncentrirte Originalität gedrungen fühlt, dem Entlehnten seine ursprüngliche Gestalt zu nehmen, um es durch eine ihrem Geiste gemäße Umwandlung zu ihrem wahren Eigenthum zu machen. Immerhin mag die lateinische Schrift einfacher und schärfer bestimmt sein, darum auch „edler und gefälliger" wie die deutsche erscheinen; die „Ecken und Schnörkel" der letztern werden mit der spezifisch deutschen Denk- und Gefühlsweise in einem ebenso genauen Zusammenhange stehen wie etwa die, durch welche sich die Kirchen und sonstigen Gebäude des Mittelalters von denen der klassischen Zeit unterscheiden. Jedenfalls aber machen sie die deutsche Schrift zu einer eigenthümlichen, die man zwar im Einzelnen, wo es thunlich ist, verschönern mag, aber nicht ohne Noth aufgeben darf. Daß dies von einer Seite her versucht wird, von der man sonst nur Klagen über die fortschreitende Vernichtung des ächten Deutschthums zu hören gewohnt ist, ist auffallend genug, um besonders hervorgehoben zu werden. — Die Zurückführung der lateinischen Schrift bedingt die Beseitigung der Majuskel, wo sie nicht dazu dient „den Beginn der Sätze und Reihen oder auch Eigennamen hervorzuheben;" sie wird daher vom Verfasser auch nur in den beiden so eben angegebenen Fällen beibehalten. Die besondern Gründe, welche er für diese Beschränkung außerdem noch anführt, wolle man bei ihm selbst nachlesen; uns scheint eine genauere Berücksichtigung derselben überflüssig zu sein, da, wenn ihnen auch eine größere Bedeutung, wie sie wirklich in Anspruch nehmen können, beizulegen wäre, sie doch durch Motivirung der vorgenommenen Aenderung nicht genügen würden. Es kommt hier vor Allem darauf an, die Eigenthümlichkeit der deutschen Schrift, vermöge welcher sie im Unterschiede von der der klassischen wie der meisten neuern Völker, sämmtliche Appellativa und andere Wörter, wenn sie substantivisch gebraucht werden, durch große Anfangsbuchstaben von den übrigen auszeichnet, zu erklären, aus der Bestimmtheit der deutschen Anschauungsweise herzuleiten. Denn in einer solchen Abweichung die Wirkung des Zufalls oder der Willkür erblicken zu wollen, ist nur da möglich, wo man die Herrschaft der Nothwendigkeit und des Gesetzes nicht mehr anerkennt oder doch daran verzweifelt, sie in dem besonderen Falle nachzuweisen zu können. Die Hervorhebung der Substantiva durch die Schrift scheint darauf hinzuweisen, daß dieser Wortklasse im Bewußtsein der Deutschen ein entschiedener Vorrang vor allen übrigen eingeräumt wird, und diese bevorzugte Stellung der Substantiva kann nur in der spezifischen Bestimmtheit ihres Wesens, kraft welcher sie eben eine besondere Abtheilung der Wörter bilden, begründet

sein. Das charakteristische Merkmal des Substantivs und zwar nicht weniger des sogenannten Abstraktums wie des Appellativs ist aber dies, daß in ihm der allgemeine Begriff in konkreter Individualisation gedacht wird. Die hohe Achtung und Werthschätzung der konkreten Individualität, welche von der Individualität als solcher wohl zu unterscheiden ist, sofern sich nur in ihr die Konkretion eines Allgemeinen darstellt, ist ein wesentlicher Zug des deutschen Geistes, der nicht minder in seinen praktischen Bestrebungen wie in seinen theoretischen Anschauungen wahrgenommen werden kann. Dies näher zu zeigen ist hier nicht der Ort; wir wollten nur darauf aufmerksam machen, wie die blos äußerliche Auffassung der Dinge nicht selten zu Experimenten verleiten mag, durch welche schon werth- und gehaltvolle Erscheinungen dem Untergange zugeführt werden können. In unserm Falle möchte diese Gefahr nicht so nahe liegen, denn schwerlich dürfte die Aufforderung des Verfassers „einer so peinlichen und unnützen Schreibweise", die aber jedenfalls eine eigenthümlich deutsche ist und, sollte auch die obige Erklärung nicht die richtige sein, gewiß nicht des tieferen Grundes entbehrt, „zu entsagen", so bald Gehör finden. — Möglich, daß es eher mit anderweitigen Aenderungen von beschränkterem Umfange gelingt, wiewohl uns auch deren Nothwendigkeit keineswegs einleuchten will. So hält der Verfasser „die Einfügung des h, namentlich nach dem t" für überflüssig und läßt es deßhalb in den betreffenden Wörtern, mag es nun im An-, In- oder Auslaute stehen, durchgehends weg (er schreibt tun, raten, rot u. s. w.). Zur Begründung dieser seiner Ansicht beruft er sich darauf, „daß die altdeutsche Sprache jenen Mißbrauch des h nicht gekannt habe" (S. 46), womit aber umsoweniger etwas bewiesen wird, da sowohl der gothische wie auch noch andere Dialekte der altdeutschen Sprache den Laut th nachweislich gehabt haben. Es erregt sogar einige Verwunderung, wenn der Verfasser den Gebrauch des th in der neuhochdeutschen Sprache, in welchem er gemäß der ihm eignen Auffassung solcher Lautveränderungen eine Wiederbelebung des Ursprünglichen hätte erblicken müssen, für verwerflich erklärt. Ganz anders urtheilt er z. B. über den Diphthong au, welchen das Neuhochdeutsche in Uebereinstimmung mit dem Gothischen in vielen Wörtern anerkennt, denen er im Althochdeutschen fehlt; hier nimmt er keinen Anstand, das so angewandte au für ein organisches, d. h. nach ihm für ächt und ursprünglich zu halten (s. S. 90, vgl. mit S. 18 u.) Freilich bezieht er sich zur Beseitigung des th auch auf die Thatsache, daß es sich in der Aussprache von dem einfachen t nicht unterscheide (S. 32). Doch selbst wenn sich dieses so verhielte, hätte es für ihn nur ein Anlaß sein können, die mangelhafte Aussprache der Gegenwart zu rügen, da er doch wohl mit uns die Ansicht haben wird, daß dieselbe ursprünglich, d. h. zu der Zeit und an dem Orte, wo die Schreibung th eingeführt wurde, zwischen dieser Aspirata und der einfachen Tenuis unterschied. Uebrigens ist ein solcher Unterschied bei scharfer Beobachtung der Aussprache auch heute noch wahrzunehmen, wenngleich nicht überall und in allen hierhin gehörigen Wörtern. Jedenfalls wird es gerathen sein, bevor man zur Streichung des h übergeht, die Fälle in, und die Bedingungen, unter welchen es hinzugefügt wird, genauer zu ermitteln, wo sich dann zeigen wird, ob dieser Zusatz durchgehends, was wir entschieden bezweifeln, oder nur in einzelnen Anwendungen, was möglich ist, da in solchen Dingen die Laune oder der Zufall allerdings auch eine beschränkte Wirksamkeit ausübt, als ein „unnützer und schädlicher" zu bezeichnen ist. — Ferner findet der Verfasser in der Schreibung sandte, nannte „eine schleppende Fülle", die unsere Vorfahren, „welche sande oder sante oder nante zu schreiben pflegten, nicht gekannt haben". Was das erstere Wort betrifft, so würde sich fragen, ob das d zum Stamme des Verbums gehört oder nicht; ist dies der Fall, und es scheint sich allerdings so zu verhalten, so wird die Form sandte als die richtigere, die ältere sante oder sande als die mangelhaftere, aus einer die Bequemlichkeit liebenden Aussprache hervorgegangene anzusehen sein. Ob das Präteritum nante oder nannte lauten muß, wird nicht durch es selbst bestimmt werden können, sondern davon abhängen, ob der Verbalstamm ein einfaches oder doppeltes n hat. Im letztern Falle wird die Verdopplung natürlich auch im Präteritum statthaben müssen. Nun belehrt uns der Verfasser (S. 37.), daß die ursprüngliche

Form dieses Verbums namnjan war, daher nn zwar eine spätere Bildung ist, doch aber dem ältern Laut weit näher kommt, wie das einfache n, und deßhalb auch vor der letztern den Vorzug verdient. — Dies sind die Aenderungen, auf welche sich der Verfasser in der Einleitung näher einläßt; von andern, deren wir wenigstens noch einige namhaft machen wollen, ist an andern Orten die Rede. So hat er (Vorr. S. VIII.) „keinen Anstand genommen, das ß in vielen Wörtern z. B. in laßen, müßen, wißen umsomehr wieder in seine Rechte einzusetzen, als es doch nie ganz außer Gebrauch gekommen war". Die meisten Fälle, in denen dies geschieht, wird man kennen lernen, wenn man aus dem S. 45 gegebenen Verzeichnisse sämmtlicher Wörter, „denen ß zukommt", diejenigen herausnimmt, deren gangbare Schreibung jenen Laut nicht aufweist. Der Grund, diesen letztern zu ändern, liegt also auch hier wieder in dem Bestreben, das Alte zurückzuführen, weil es eben das Alte ist. Denn wenn der Verfasser die Fälle, in welchen an die Stelle eines ältern ß gegenwärtig ein ſſ oder s getreten ist, mit zu denjenigen rechnet, in welchen „die Freiheit nur vom Auge, nicht auch vom Ohre wahrgenommen wird", so ist er entschieden im Irrthum; „in der Regel ist die jetzt übliche Schreibung mit der Aussprache, in welcher sich der Laut ß von ſſ oder s sehr bestimmt unterscheidet, in vollster Uebereinstimmung. Sehr möglich, daß die Form ß in den einzelnen hierhin gehörigen Wörtern schon ursprünglich den betreffenden Laut nicht ganz genau bezeichnete, wiewohl wir über die ältere Aussprache nicht füglich mehr entscheiden können, und demnach ihre Ersetzung durch ſſ oder s dem Bestreben verdankt wird, die Harmonie zwischen der Orthographie und der Aussprache herzustellen. Uebrigens wird diese Erklärung nicht in jedem Falle die richtige sein, Aenderungen, wie die hier in Rede stehenden, werden, um andere Anlässe zu übergehen, gar nicht selten dadurch herbeigeführt, daß man entweder lautlich übereinstimmende, aber dem begrifflichen Inhalte nach verschiedene Wörter auch in ihrer äußern Erscheinung unterscheiden will, oder die von einander abweichenden Bedeutungen, welche in einunddemselben, in der Form mit sich identischen Worte vereinigt sind, durch lautliche Modifikation desselben in einer Mehrheit von Wortzeichen darzustellen sucht. Doch wie dem auch sei, gewiß ist, daß sich die jetzt übliche Aussprache der Wörter, welche mit ß geschrieben werden, schon wesentlich von der unterscheidet, welche durch einen der erwähnten verwandten Laute bedingt wird. Da mithin in diesem Falle mündliche und schriftliche Bezeichnung miteinander übereinstimmen, ist es nicht nur überflüssig, sondern sogar unstatthaft, die letztern zu ändern. — Aehnliches gilt vom Diphthong ie, für welchen der Verfasser meist einfaches i schreibt, wo er ihm nicht organisch, d. h. die Brechung des altdeutschen iu zu sein scheint, (vgl. S. 21 und B. 15 unt. i). Wir wollen uns hier auf die Entstehung dieses Lautes nicht näher einlassen, da sie für die vorliegende Frage nicht in Betracht kommt, bemerken aber gegen das vom Verfasser eingeschlagene Verfahren ein Doppeltes, einmal daß wenn er die Schreibung ie verwirft, wo dieser Laut an die Stelle eines andren, z. B. des einfachen i getreten ist, also nach seiner Ausdrucksweise „unorganisch" gebraucht wird, die Consequenz von ihm noch eine große Zahl anderer Aenderungen gefordert hätte, da er fast bei jedem einzelnen Buchstaben eine Mehrheit von sogenannten unorganischen Aenderungen aufführt, dann aber, insofern er sich auf die Aussprache beruft, die den Laut ie von i nicht unterscheide, dies theils, wenigstens nichtdurchgehend, richtig ist, theils aber so weit es sich also verhält, auch für den Fall gilt, wo ie die Brechung von iu darstellt. Die hieraus zu ziehende Folgerung liegt auf der Hand, wir wollen sie deshalb nicht weiter ausführen, dagegen noch einen Augenblick bei V. verweilen. Hier erklärt sich der Verfasser mit Recht dagegen „den undankbaren Weg der Puristen zu betreten"; auch kann es im Allgemeinen nur gebilligt werden, wenn er „die lateinischen Kunstausdrücke der Grammatik, die Jeder gewöhnt ist und vorzieht", mit Grimm beibehalten will. Ob es aber passend war und ist, Fremdwörter wie Nota, graphisch, geminiren, Gemination u. a. regelmäßig zu gebrauchen, während es an ganz entsprechenden deutschen Ausdrücken nicht fehlt, möchten wir umsomehr bezweifeln, da sie nicht einmal zu denen gehören, „welche Jeder gewohnt ist und vorzieht." Uebrigens finden sich in unserer Schrift auch nicht wenige deutsche Aus-

drücke, die durchaus ungebräuchlich sind und deßhalb namentlich in einem Werke über deutsche Grammatik nicht so ohne Weiteres hätten Aufnahme finden sollen; wir bezeichnen als solche: unterhaltlich (S. 5.), eräugnet (S. 6.), die Plurale: Bedauerlichkeiten (S. XVII.), Willküren (S. 28.), Aechtheiten (S. 111. Anm.), ferner ableiterisch (S. 40.) u. s. w.

Der erste Abschnitt unserer Schrift: die Buchstabenlehre (S. 1—55.), wird durch die Erörterung eines die neuhochdeutsche Sprache charakterisirenden Gesetzes eröffnet, nach welchem sie „alle ursprünglich kurzen Wurzeln, wo auf kurzen Vokal einfacher Consonant folgt, langsilbig" macht. Der Verfasser findet es „zweckmäßig, der Darstellung der einzelnen Buchstaben eine kurze Veranschaulichung dieser Veränderung vorauszuschicken", worin wir ihm keineswegs beistimmen können. Denn die zunächst vorliegende Aufgabe, die Natur der einzelnen Buchstaben und ihr Verhältniß zu einander festzustellen, erfordert eine solche Auseinandersetzung durchaus nicht, und einen anderen Zweck, dessen nothwendige Erreichung durch sie bedingt wäre, nehmen wir nicht wahr. Die Verlängerung der Wurzelsilbe, von welcher hier die Rede ist, kommt theils durch Dehnung des Wurzelvokals, theils durch Verdopplung des diesem folgenden Consonanten zu Stande. Sie trifft also die Wurzelsilbe als solche, nicht eigentlich die für sich fixirten lautlichen Elemente derselben und durfte daher erst da näher zur Sprache gebracht werden, wo von der Verbindung der Buchstaben zu Silben und Wörtern gehandelt wird oder doch gehandelt werden konnte. Hier wo die Buchstaben in ihrer Vereinzelung das Objekt der Betrachtung abgeben, mußte allerdings, da es zur Erklärung dieser Lautverhältnisse wesentlich ist, sowohl da, wo von den langen Vokalen, wie, wo von der Verdoppelung der Consonanten gesprochen wurde, auf jenes Gesetz Bezug genommen werden. Aber das genügte auch vollkommen; eine selbstständige Behandlung konnte es an diesem Orte nicht in Anspruch nehmen. Als Veränderung aber durfte es überhaupt nicht aufgeführt werden, da es nicht die Absicht des Verfassers ist, eine vergleichende Grammatik der deutschen Sprache oder eine Entwicklungsgeschichte ihrer ältern Gestaltungen zu schreiben. Auch war es, um die Wirksamkeit desselben recht zu verdeutlichen, erforderlich, die Verlängerung der Vokale wie die Verdoppelung der Consonanten in besondern Abschnitten zu behandeln. Indeß erörtert unser Verfasser die Laute und deren Verhältnisse überhaupt nicht in der Weise, daß er ihre Eigenthümlichkeiten unter bestimmte allgemeine Gesichtspunkte faßt und nach gewissen umfassenden Kategorien sondert und ordnet, wovon die Folge ist, daß in seiner Buchstabenlehre Vieles und vielleicht grade das Wesentliche fehlt. Wir haben schon oben, wo von der sogenannten historischen Erklärung die Rede war, manche hierhin gehörige Bemerkungen vorgetragen, denen wir an dieser Stelle noch einige andere beifügen wollen. Zum Verständniß des Lautsystems irgend einer Sprache ist vor Allem die Kenntniß der Laute nach ihrer gegebenen spezifischen Bestimmtheit, ihres lautlichen Werthes und Gehaltes erforderlich; sie müssen nach Qualität und — da dieses Moment nun einmal eine gesonderte Existenz gewonnen hat — auch nach ihrer Quantität genau bestimmt werden. Die Qualität geht wesentlich auf die Bestimmtheit der Organe zurück, durch deren gesondertes oder Zusammenwirken der Laut hervorgebracht wird; die Quantität begründet den Unterschied der Vokale in lange und kurze.*) Sodann kommt es darauf an, die Veränderungen, welche die also bestimmten einzelnen Laute sowohl in ihrer qualitativen wie in ihrer quantitativen Bestimmtheit erfahren, zu ermitteln und die Gesetze, nach welchen sie erfolgen, festzustellen. Wir begreifen unter diesen Veränderungen namentlich die Uebergänge der verschiedenen Buchstaben in andere, ihnen mehr oder minder verwandte Laute, also bei Vokalen den Uebergang

*) Eigentlich sollte nicht von der Quantität der Vokale, sondern nur von der der Silben die Rede sein, weil jene in der That nur als Elemente von diesen ein bestimmtes Zeitmaß haben. Wird aber die Quantität einmal als eine Eigenschaft der Vokale aufgefaßt, so sollte sie auch in gleicher Weise den Konsonanten als solche beigelegt werden.

des einfachen in den zusammengesetzten, des kurzen in den langen und umgekehrt, die des einen Vokals in einen andern — einfachen oder zusammengesetzten, kurzen oder langen — der von ihm lautlich verschieden ist 2c., bei Consonanten ebenfalls die Aenderung des einfachen in den zusammengesetzten, des einzelnen in den verdoppelten, die Ersetzung des einen durch einen andern lautlich verschiedenen u. s. w. Von diesen Dingen erfahren wir aber in der vorliegenden Schrift höchstens beiläufig etwas; wenn hier von dem Uebergange des einen Lautes in den andern die Rede ist, so wird damit in der Regel nur die Umwandlung eines in ältern deutschen Dialekten gebräuchlichen Lautes in den gegenwärtig in der neuhochdeutschen Sprache geltenden behauptet. Solche Angaben sind aber um so unerheblicher, da es in den meisten Fällen noch sehr fraglich ist, ob ein derartiger Uebergang wirklich stattgefunden hat, wie es denn z. B. recht wohl möglich ist, daß ein a, welches früher o lautete, in der hochdeutschen Sprache nicht an die Selle dieses o getreten, sondern aus irgend einem Dialekte, in welchem es von Altersher Geltung hatte, aufgenommen worden ist. — Um aber auf das vorhin erwähnte, an und für sich schon wichtige Gesetz zurückzukommen, so schließt sich der Verfasser mit Recht der Ansicht Wackernagel's an, nach welcher die Dehnung der Wurzelsilben „mit der abnehmenden Fülle und Betonung der Vokale in den Schlußsilben auf das engste zusammenhängt", fügt aber über den innern Grund dieser doppelten Veränderung, welcher in dem Bestreben liegen möchte, den Begriff in seiner Einheit und einfachen Bestimmtheit entschiedener hervortreten zu lassen, nichts weiter hinzu. Das Gesetz selbst wird unter I. in den oben angegebenen Worten aufgestellt und die wenigen Ausnahmen, welche sich meist unter den Partikeln finden, werden hier namhaft gemacht.*) Wir fügen zu diesen noch einige andere hinzu, die dem Verfasser entgangen sind: **an, von, haſt, hat**; auch der Artikel: **der, das** und das Pronomen: **er, es** haben nicht eigentlich langen Vokal. — Unter II. folgt das Nähere über die Art und Weise, in der das Gesetz zur Ausführung kommt: „die erfolgte Langsilbigkeit ist entweder mittelst des Vokals oder des Konsonants bewirkt worden", welche Bestimmung nicht ganz genau ist, denn unter C. (S. 4.) wird noch ein dritter Modus, die vokalisch-konsonantische Verlängerung, aufgeführt. Die vokalische Verlängerung ist nun entweder ohne graphische Bezeichnung" oder sie wird auch in der Schrift angedeutet. Die Erörterung dieser letztern beginnt mit den Worten: „Der unorganisch gedehnte Vokal wird verdoppelt." Wir heben sie hervor, weil uns die Anwendung, welche der Verfasser von dem Worte „organisch" und dessen Verneinung in seinem Buche und namentlich in der Lautlehre macht, eine unstatthafte zu sein scheint. Er erklärt dasselbe (S. XIX.) also: „organisch" dem gesetzlichen oder regelmäßigen Sprachzustande entsprechend „ächt, ursprünglich", woraus ersichtlich ist, daß er mit einunddemselben Worte sehr verschiedene Begriffe bezeichnet, denn offenbar verstößt etwas darum, weil es kein Ursprüngliches ist, noch nicht gegen den gesetzmäßigen Sprachzustand. Es ist aber auch ferner keiner der in der Erklärung genannten Begriffe dem des Organischen entsprechend und wird dieser demnach, wenn er in dem durch jene bestimmten Sinne gebraucht wird, ohne Zweifel unrichtig und schief angewandt. Gewöhnlich ist dem Verfasser das organisch, was schon in den ältern Perioden und Zweigen der Sprache vorkommt, alles das aber unorganisch, dessen Ursprung in eine spä-

*) Uebrigens kann auch hier die schon mehrfach angeregte Frage aufgeworfen werden, ob die langen Vokale wirklich aus früheren kurzen hervorgegangen sind oder ob sie nicht vielmehr wenigstens in manchen Wörtern in gewissen Dialekten schon früher gültig waren und in die hochdeutsche Sprache einfach herübergenommen wurden. Wo das Letztere der Fall ist, könnte natürlich von einer stattgehabten Verlängerung nicht die Rede sein, mithin auch das Gesetz selbst nicht als wirksam gesetzt werden, wenngleich die interessante Beobachtung, daß die neuhochdeutsche Sprache sich von der althochdeutschen in dieser bestimmten Weise unterscheidet, ihre nicht geringe Bedeutung bewahren würde.

tere Zeit fällt. Da damit der Erklärung zufolge zugleich gesagt ist, daß es dem gesetzlichen Zustande der Sprache nicht entspreche, so wird durch diese Bezeichnung im Grunde über alle spätern Bildungen der Stab gebrochen, denn sie erscheinen nun als ungesetzlich, willkürlich und fehlerhaft. Freilich daß sie in diesem ungünstigen Lichte stehen, ist nicht bloß die Folge eines auf mangelhafter Unterscheidung der Begriffe ruhenden verkehrten Wortgebrauchs, sondern wesentlich durch die schon oben erwähnte prononcirte Vorliebe des Verfassers für die frühesten Entwickelungsphasen der deutschen Sprache bedingt. — Ueber die schriftliche Bezeichnung der langen Vokale durch Verdoppelung der kurzen wird in der Nota bemerkt, daß „bei uns dieses Hülfsmittel leider nur bei wenig Wörtern gangbar geblieben" sei. Wir sind der Meinung, daß das Aufgeben dieses Hülfsmittels nicht gerade bedauert zu werden braucht, denn sie scheint uns eine ganz ungenügende zu sein, sofern die Aussprache eines doppelten a z. B. keineswegs in allen Fällen mit der eines langen a übereinstimmt. Will man zur Andeutung der Länge ein besonderes Zeichen einführen, so gebrauche man den in der Prosodie üblichen allbekannten Strich (-),. denn der Cirkumflex, welchen der Verfasser später zur Unterscheidung anwendet, ist dazu ebenfalls unpassend, da wir ihm eine andere Bedeutung zu geben gewohnt sind. — Bei der konsonantischen Verlängerung „bleibt der Vokal zwar kurz, aber die Silbe verliert ihre Kürze; aus den altdeutschen Formen **Hamer**, **Himel**, **komen** wird **Hammer** u. s. w." Daß der Vokal der angeführten Wörter ursprünglich wirklich kurz war, hätte in Einzelnen nachgewiesen werden müssen; der Verfasser kann doch nicht voraussetzen, daß jeder Leser seiner Schrift mit dem Vokalismus der ältern deutschen Sprache so vertraut ist, um derartige Angaben sogleich als richtig oder unrichtig zu erkennen. Es wird aber Mancher in dieser Beziehung umsomehr zu vielfachen Zweifeln geneigt sein, da Wörter wie **Hamer**, **komen** u. s. w. in den Dialekten verschiedener Gegenden wirklich mit langem Vokale gesprochen werden. Ueberdem ist es gewiß, daß in manchen Wörtern der ursprünglich lange Vokal erst durch die spätere Verdoppelung des folgenden Konsonanten kurz geworden ist, in welchen Fällen die Quantität der Silbe nicht geändert, sondern nur durch ein anderes, das frühere überflüssig machende Mittel bewirkt wurde. Jedenfalls muß über jedes einzelne Wort vollkommen Gewißheit gewonnen sein, bevor es zum Belege für ein allgemeines Gesetz verwandt werden darf. — „Bei der vokal-konsonantischen Verlängerung" wird der Vokal lang: dem einfachen Konsonant aber wird ein h vorgeschoben." Darnach sollte man denken, das h sei für die Verlängerung der Silbe unwesentlich, da diese ja durch die des Vokals erreicht wird, eine Annahme, die um so näher liegt, weil jenes h nur vor den „liquiden Konsonanten" eintritt, mithin durch deren Eigenthümlichkeit veranlaßt sein könnte. Will man aber auch darauf kein Gewicht legen, so kann der erwähnte Konsonant doch schon darum zu der Verlängerung ursprünglich kurzer Vokale nicht in ein ursächliches Verhältniß gesetzt werden, weil er auch hinter ursprünglich oder, um mit dem Verfasser zu reden, organisch lange Vokale eingeschoben wird (s. S. 54.). Somit war diese dritte Abtheilung eigentlich überflüssig, und die zu ihr gezählten Wörter konnten recht wohl denjenigen beigefügt werden, deren verlängerter Vokal eine graphische Bezeichnung gefunden hat. Uebrigens bezweifeln wir, daß dieses h bloß zur Andeutung der Länge dient, halten vielmehr dafür, daß ein langer Vokal mit folgendem h anders ausgesprochen wird oder doch ursprünglich ausgesprochen wurde, wie der einfache, nackte Vokal, und werden dies so lange glauben, bis uns nachgewiesen wird, daß der Zusatz des h durch die Marotte irgend eines Grammatikers oder sonstigen Schriftstellers herbeigeführt worden ist. Ebensowenig können wir das Schwanken in der Schreibung langvokalischer Wörter mit dem Verfasser (S. 4 u.) als ein zufälliges und willkürliches betrachten. Wenn aber derselbe fortfährt: „Dies Schwanken kann aber sogar in einunddemselben Worte vorkommen; wir sagen meist **elle**, aber auch **ehle**. . . . . Umgekehrt ist das Verhältniß zwischen **sehne** und **senne**. . . .", so muß abgesehen davon, daß in der gegenwärtig gangbaren Schriftsprache die Formen **ehle** und **senne** nicht ehr vorkommen, bemerkt werden, daß die hier angezogene Schwankung nicht zwischen der Bezeichnung und Nichtbezeichnung des langen Vokals durch h, sondern zwischen

der Verlängerung der Wurzelsilbe durch Dehnung des Vokals und der durch Verdoppelung des Konsonanten stattfindet. — Eine fernere Bestimmung wird unter III. gegeben: „Wurzelsilben, die durch Position schon für lang gelten, erhalten eine gesteigerte Verlängerung: der Vokal wird auch noch gedehnt, wodurch die geschärfte Aussprache, welche bei der Position stattfindet, aufgehoben wird. Dies tritt vor **rd, rt, rth** ein z. B. **erde, art, werth**." (S. 5.). Diese Regel erleidet indeß so viele Ausnahmen, daß ihre Aufstellung sich nicht rechtfertigen läßt und besser unterblieben wäre. Der Verfasser sagt selbst, sie gelte nicht „unbedingt", denn in **ward, hart** sei der Vokal kurz geblieben, was von dem erstern Worte, in welchem der Vokal in der Regel mehr gedehnt wird, nicht gesagt werden kann — und in dem Worte **schwert** schwanke er, was ebenfalls nicht richtig sein dürfte, da **e** wenigstens gewöhnlich lang gesprochen wird. Aber es gibt der hierhin gehörigen Wörter sehr viele, welche durchgehends und ohne alles Schwanken kurzen Vokal haben. Am häufigsten, scheint es, wird noch **e** gedehnt z. B. in **werden, Herd, Pferd**; doch findet es sich auch kurz gebraucht wie in: **fertig, Gerte**; dasselbe gilt von **a**, vgl. **warten, Garten, Marter, schartig, Karte** &c. wie von **i** z. B. in **Hirte, Wirth** und von **u**, wo **Gurt, hurtig** Belege für die Kürze, **Geburt** und **Furt** für die Länge abgeben. Bei **o** vollends scheint die Kürze Regel zu sein, wenigstens ist uns in diesem Augenblicke kein Wort mit einer der angegebenen Endungen bekannt, welches langen Vokal aufwiese, vgl. **Ort, Hort, Wort, Nord, Orden, Ordnung, fort, Mord, Tort, Bord, Horde, Sorte** &c. Auch vor **ß**, dem „in den Präteritis der verlängerte Vokal vorgesetzt zu werden pflegt", bleibt **o** in der Regel kurz, vgl. **schoß, floß, verdroß, genoß** u. s. w.

Die Erörterung des „Vokalismus", zu welcher der Verfasser S. 6 übergeht, gibt zunächst eine erklärende Eintheilung der Vokale, deren Grundzüge wir umsomehr hier angeben müssen, da die Behandlung der einzelnen Laute in der durch sie bedingten Reihenfolge fortschreitet. „Die Vokale sind entweder kurze oder lange; letztere müssen geschieden werden in einfache d. h. in solche, wo zwei Laute, die gleichartig oder verschieden sein können, zu einem Laute verwachsen und in diphthongische &c." Daß die einfachen langen Vokale sämmtlich und überall in der angegebenen Weise entstanden sind, möchten wir dem Verfasser nicht so ohne Weiteres glauben; wir sind vielmehr der Ansicht, daß das Aneinanderrücken zweier gleichartigen Vokale zwar zu einer Dehnung führen *kann*, aber eine solche weder *immer* herbeiführt noch auch ihr *einziger* Grund ist, weil dieselbe auch ohne diese *mechanische* Vermittlung auf rein *organischem* Wege eintreten kann. Was aber die vom Verfasser beliebte Eintheilung betrifft, so müssen wir uns im Anschlusse an schon früher Gesagtes entschieden gegen dieselbe erklären. Die Quantität kann in keiner Weise für die *grammatische* Behandlung der Vokale einen letzten und obersten Eintheilungsgrund abgeben; eine solche Stellung gebührt ihr nur in *der* Wissenschaft, welche sich mit den ihr eigenthümlichen Verhältnissen zu beschäftigen hat, d. h. in der Prosodie. In der Grammatik kann, so lange die Quantität der Vokale, d. h. ihre lautliche Bestimmtheit und ihr auf diese basirendes wesentliches Verhältniß zu einander noch nicht tiefer erforscht und mit größerer Bestimmtheit festgestellt ist, nur die ziemlich äußerliche und oberflächliche Scheidung der Vokale in einfache und zusammengesetzte zu Grunde gelegt werden. Beide Klassen mögen dann wieder in die drei beim Verfasser sich findenden Unterabtheilungen der reinen, umgelauteten und gebrochenen Vokale zerfallen. Was aber den Unterschied in der Quantität angeht, so kommt dieser, da die Diphthonge sämmtlich lang sind, nur bei den einfachen Vokalen in Betracht.*) — Als reine kurze Vokale führt der Verfasser nur die drei: **a, i, u** an; **e** und **o** gehören seiner Ansicht nach nicht zu ihnen:

*) Vom Umlaute und von der Brechung werden wir im Allgemeinen weiter unten zu sprechen haben, da der Verfasser auf diese dem deutschen Vokalismus eigenthümlichen Erscheinungen erst nach Erörterung der einzelnen Vokale näher eingeht. Zweckmäßig ist die Folge der Materie freilich, schon aus *dem* Grunde nicht, weil sie die Wirkung hat, daß man auf den nächsten Seiten

sie sind aus i und u hervorgegangen und als gebrochene Laute zu betrachten. Neben dem gebrochenen e (z. B. in wetter) gibt es dann noch ein ursprünglich langes e und ein drittes (z. B. in stellen), dessen lautliche Qualität mit dem Umlaute von a, ä, identisch ist. Nun scheint uns aber die neuhochdeutsche Sprache noch ein viertes, von den genannten lautlich verschiedenes e zu besitzen, welches von dem Verfasser bei der Aufzählung der Vokale ganz übergangen wird; wir meinen das e in der Endung der Nomina z. B. in Gabe, dem man auch in der Flektion des Verbums mehrfach begegnet, z. B. im Präsens helfe, im Imperativ stelle u. s. w., welche Wörter wir absichtlich anführen, um den lautlichen Unterschied dieses e von dem gebrochnen e des erstern und dem ä vertretenden des letztern fühlbar zu machen. Zwar nennt man dieses meist aus andern Vokalen durch Abschwächung derselben hervorgegangene e in der Regel das stumme e; indeß möchte diese Bezeichnung keineswegs eine passende sein: wir haben hier einen Vokal, der sich sowohl durch seine Aussprache wie durch seine Entstehung von denen, welche mit ihm durch dasselbe Zeichen angedeutet werden, schon bestimmt unterscheidet und daher in dem aufgestellten Verzeichnisse eine besondere Stelle finden mußte. Unseres Erachtens war er in der Reihe der reinen, kurzen Vokale mit aufzuführen; ob auch o in diese gehörte, werden wir später sehen. Hier fügen wir nur noch eine Bemerkung über die Zeichen hinzu, durch welche der Verfasser die verschiedenen Vokale zu unterscheiden sucht. Vom Cirkumflex und dessen Gebrauche zur Andeutung der Länge war schon oben die Rede, wo wir das Unpassende desselben bereits hervorhoben. Ebensowenig können wir die Bezeichnung der Umlaute billigen, sofern sie für die kurzen Vokale eine andere ist wie für die langen (ä, ö, ü und â, ô, û) und überdem die der erstern mit der des gebrochnen e (e) übereinstimmt. Passender war es, den Umlaut sämmtlicher Vokale durch ein und dasselbe Zeichen anzudeuten, zu welchem dann erforderlichen Falles das zur Hervorhebung der Länge gebräuchliche hinzutreten konnte, also ä, ö, ü und ǟ, ȫ, ǖ zu schreiben. Gegen die Bezeichnung des gebrochenen Lautes (e) würde nichts zu erinnern sein; dagegen könnte die des stellvertretenden ä (einfaches e), im Falle die Existenz des vorhin besprochenen vierten e-Lautes anerkannt wird, nicht wohl gutgeheißen werden, denn sie würde viel passender dem letztern gegeben werden, das mit ä gleichlautende e aber auf andere Weise, etwa durch ea anzudeuten sein.

S. 8—9 gibt der Verfasser zum Zwecke der Vergleichung eine tabellarische Uebersicht des Vokalismus der neuhochdeutschen, althochdeutschen und gothischen Sprache, welche natürlich nicht ohne Interesse ist, hier aber im Einzelnen nicht näher besprochen werden kann. Dagegen wollen wir, wenngleich das zu Sagende auch wenigstens theilweise auf andere Abschnitte unsrer Schrift Anwendung findet, an dieser Stelle über das Verhältniß, welches der Verfasser zwischen den verschiedenen der Zeit nach sich folgenden Zweigen der deutschen Sprache statuirt, unsere Ansicht und Bedenken aussprechen. Schon oben bemerkten wir, wie es, mindestens wenn es in ganz allgemeiner Weise geschieht, unzulässig sei, die Erscheinungen der neuhochdeutschen Sprache zu denen der althochdeutschen in ein abhängiges Verhältniß der Art zu setzen, daß man sie aus diesen unmittelbar hervorgehen läßt, in diesen ihre Quelle und ursprüngliche Gestalt zu finden glaubt. Nicht anders steht es mit der Beziehung des althochdeutschen Sprachzweiges zum gothischen, sofern dieselbe dahin bestimmt wird, daß der letztere als die Wurzel des erstern und dieser als eine (zudem unmittelbare) Fortbildung von jenem betrachtet werden müsse. Der einzige, für diese Ansicht gewöhnlich angeführte Grund, der Umstand nämlich, daß die ältesten schriftlichen Denkmale der deutschen Sprache, welche wir besitzen, im gothischen Dialekt abgefaßt sind, genügt offenbar nicht, die erwähnte Fassung des Verhältnisses zu rechtfertigen. Es wird aber überdem bei dieser Bestimmung vorausgesetzt, daß die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der gothischen

---

schon Vieles über umgelautete und gebrochene Vokale liest, bevor man über die Natur und Bedeutung dieser Laute — wenigstens durch den Verfasser — irgend etwas erfahren hat.

Sprache ursprünglich auch den Dialekten eigen gewesen sind, aus welchen sich die spätere althochdeutsche Sprache entwickelt hat. Solche Voraussetzung bleibt aber, so lange nicht beweisende Thatsachen beigebracht werden, eine ganz willkürliche, denn es ist durchaus nicht einzusehen, warum in den Idiomen der verschiedenen Stämme, in welche sich die deutsche Nation auch in den ältesten und ältern Perioden ihrer Geschichte spaltete, nicht ähnliche theils geringere theils durchgreifendere Unterschiede bestanden haben sollen, wie wir sie gegenwärtig in den verschiedenen Formen der Volkssprache wahrnehmen. Indeß wird man uns vielleicht den Umstand entgegenhalten, daß, wie sich aus einer Vergleichung mit den übrigen Zweigen des indo-germanischen Sprachstammes ergebe, der gothische Dialekt die sprachlichen Formen reiner und vollständiger enthalte, wie der althochdeutsche, indem man aus dieser Thatsache in Verbindung mit der allgemeinen Wahrheit, daß die Flektion im Fortgange der Sprachentwicklung überall und bei jedem Volke Schwächungen erfahre, die Annahme, daß die mangelhafteren Erscheinungen der althochdeutschen Sprache aus den vollkommneren des gothischen Dialekts hervorgegangen seien, rechtfertigen zu können meint. Doch auch dieser Schluß ist nach unserm Dafürhalten nicht unangreifbar; zugegeben, daß die althochdeutsche Sprache in Betreff der Formen auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung steht, so folgt daraus noch keineswegs, daß die vorauszusetzende höhere sich im gothischen Dialekte darstelle; vielmehr ist es recht wohl möglich, daß die volleren und reineren Formen, auf welche die des Althochdeutschen zurückzuführen sind, sich von der spezifisch gothischen mehr oder weniger unterscheiden. Demnach mag man immer behaupten, daß die Formen und Flektionen der neuhochdeutschen Sprache die schwächern seien, und zum Nachweise die stärkeren gothischen vergleichen, darf aber nicht mit Bestimmtheit versichern wollen, daß jene ersteren grade diese letztern in abgeschwächter Gestalt darstellen. Am Wenigsten scheint uns diese unmittelbare Beziehung beim Vokalismus statthaft zu sein. Man sehe einmal die vom Verfasser gegebene Tabelle genauer durch, so wird man, die Voraussetzung zugegeben, daß die übereinstimmenden Zeichen in beiden Sprachzweigen auch gleiche Laute andeuten, wofür indeß bei unserer Unkenntniß der ältern Aussprache eine Gewißheit nicht gegeben ist, bemerken, daß sich im Gothischen fast kein einziger Vokal findet, der im Althochdeutschen nicht anders lautete. Ist mithin das gothische Vokalsystem als das ursprüngliche zu setzen, so wird man nicht umhin können, eine vollständige, durchgreifende Umwandlung desselben anzunehmen, wozu **wir** wenigstens uns nur dann entschließen werden, wenn uns unabweisbare Gründe dazu nöthigen. Auf dem Gebiete der griechischen Sprachwissenschaft ist man, wiewohl es hier noch eher thunlich gewesen wäre, zu solchen Ableitungen nie geschritten; hier ist es Niemandem eingefallen, den dorischen oder auch den spezifisch ionischen Dialekt mit dem homerischen in einen derartigen Causalnexus zu bringen; man hat sich vielmehr damit begnügt, die verschiedenen Idiome, welche sich auch dort, sofern man auf die Entstehungszeit der schriftlichen Denkmale, in welchen sie fixirt sind, reflektirt, der Zeit nach folgen, in ihrer besondern Bestimmtheit festzustellen, sie dann miteinander zu vergleichen und die Abweichungen theils einfach zu fixiren, theils auf positive Weise zu erklären.

Ueber die Erörterung der einzelnen Vokale, zu welcher wir uns nunmehr wenden, ist im Allgemeinen zu bemerken, daß bei einem jeden von ihnen zwei Abtheilungen gemacht werden; in die erste fallen diejenigen Wörter, in welchen er organisch, d. h. bei unserm Verfasser ursprünglich ist, in der zweiten werden solche angeführt, in denen er an die Stelle anderer Laute getreten ist. So steht (das kurze) a unorganisch in **bräutigam** (statt des ältern **briutegome**) und in **nachbar**, früher **nachbure** (S. 10.). Wenn der Verfasser bei dem letztern Worte das a der zweiten Silbe **bar** meint, so ist er offenbar im Irrthum, denn dieses a ist lang; hatte er aber das verkürzte a in **nach** im Sinne, so gehört dieser Vokal zur Klasse derer, welche in der Folge der Position verkürzt worden sind und schon S. 6 Nota, besprochen worden waren. Es hätten daher noch andere, zum Theil schon an der angegebenen Stelle erwähnte Verkürzungen des a hier aufgeführt werden können (z. B. **brachte, dachte, hast, lassen** 2c.). Indeß gedenkt der Verfasser der

so entstandenen Kürzen auch bei den übrigen Vokalen i, o, u nicht, weßhalb die einzige bei a gemachte Ausnahme als auffallend bezeichnet werden muß. — i steht unorganisch für ä oder e in wichsen statt wächsen, wobei zu bemerken war, daß gegenwärtig zwischen wichsen und wächsen ein Unterschied der Bedeutung stattfindet, daß man zwar von einem gewächsten Boden, nicht aber von gewächsten Stiefeln sprechen kann; in letzterer Anwendung kann wächsen nicht als die bessere und richtigere Form bezeichnet werden. — Die Entstehung des e aus i und des o aus u, welche an dieser Stelle vom Verfasser behauptet, aber nicht eigentlich bewiesen wird, da er sich über die Brechung erst später genauer ausspricht, wird eben da von uns in nähere Erwägung gezogen werden. Doch können wir schon hier zugeben, daß o schon häufig an die Stelle eines ältern u getreten sein mag, womit natürlich nicht gesagt ist, weder daß es immer und überall ein älteres u vertritt, noch auch, daß es, wo dies der Fall ist, aus dem ältern u sich herausgebildet hat. Der Verfasser stellt, um den früheren Laut als noch vorhanden nachzuweisen, loch mit lücke zusammen; er hätte sich zu dem Behufe auch auf lugen und luke beziehen können, denn u wird in diesen Wörtern früher, wie noch jetzt in der Volkssprache, kurz gewesen sein. — „Die beiden Zeichen ä und e drücken eins und dasselbe aus, nämlich den Umlaut von a. Jenes pflegt die neuhochdeutsche Sprache in Fällen zu gebrauchen, wo sein Ursprung aus a offen auf der Hand liegt.... Dies dagegen findet sich überall, wo das ihm zu Grunde liegende a mehr oder weniger verstellt ist.“ (S. 11.) Der Verfasser hätte hier wie auch in andern Fällen die Existenz des ursprünglichen einfachen Lautes durch einige Beispiele nachweisen sollen. Uebrigens liegt, wo die neuhochdeutsche Sprache ä anwendet, das vorauszusetzende einfache a keineswegs immer schon nahe, so daß die auf den Gebrauch des e sich beziehende Behauptung nicht stichhaltig ist; man vgl. z. B. ähre, säge, bär, träge, äzen, krähen, mähen u. s. w. — „ü steht unorganisch für i in sündflut, altdeutsch sinfluot (allgemeine Ueberschwemmung),“ was wenig glaublich ist. Freilich handelt es sich in diesem Falle nicht bloß von einer Aenderung des Vokals; auch das konsonantische Element hat eine solche erfahren, so daß genau genommen eine Wortvertauschung und **Wortumwandlung** vorliegt. Diese ist aber um so unwahrscheinlicher, da das ursprüngliche sin der Erklärung des Verfassers zufolge eine von der des Wortes sünde ganz abweichende Bedeutung gehabt hat. Anders stände die Sache, wenn sich zwischen den beiden Wortformen eine Verwandtschaft des Sinnes nachweisen ließe, auf welche der Begriff des englischen sin sowie unser Verbum sinnen, das noch jetzt vorwiegend in der Bedeutung böses sinnen gebraucht wird, allerdings hinweist. Gab es etwa ein Substantiv sin, in welchem der prägnante Begriff des „Böse Sinnens“ ausgedrückt war, so könnte aus ihm das Wort sünde immerhin entstanden sein, wiewohl die Endung des letztern vermuthen läßt, es sei aus dem Part. Prät. des Verbums gebildet worden. Uebrigens wollen wir nicht geleugnet haben, daß zwischen dem altdeutschen sin (=allgemein, gemeinsam, vgl. das gr. σύν) und dem Verbum sinnen eine Begriffsverwandtschaft in der Art stattfindet, daß beide auf eine und dieselbe Wurzel von umfassenderer Bedeutung zurückzuführen sind. In einen direkten und unmittelbaren Zusammenhang mit sin kann das Wort sünde auf keinen Fall gebracht werden. — „Ferner steht ü für i in Kützel“, welches aber nicht mehr gebraucht wird, „in hülfe, würdig“, auch in gehülfe und jedenfalls in gültig, wofür wenigstens der Verfasser stets giltig schreibt. — ö steht nach dem Verfasser unorganisch u. a. im Worte mönch, statt dessen man früher münich gebrauchte. War diese aber auch vor Zeiten die einzig gültige Form, so scheint uns mönch doch keine einfache Aenderung von münich, sondern mit Rücksicht auf das latein. monachus gebildet zu sein. Aehnliches gilt vom Verbum fördern, dessern ö wohl nicht das ü im ältern fürdern vertritt, sondern Umlaut des o im Stammworte fort ist.

Bei den einfach langen Vokalen will der Verfasser „die Beispiele vom organischen Gebrauche derselben **möglichst** vollständig zu verzeichnen suchen. Man kann dann **ziemlich** sicher schließen, daß die nicht verzeichneten Beispiele zu den unorganischen Langsilben gehören.“ (S. 13.). Es ist aber klar, daß eine „ziemliche“ Sicherheit in dieser Sache so gut wie keine ist, eine vollständige indeß

nur erreicht werden konnte, wenn eine vollständige Angabe der Beispiele möglich war. Unter den Belegen für das organisch lange a wird auch nach aufgeführt, aber mit Unrecht, denn diese Präposition hat gewöhnlich kurzen Vokal. — Wenn von e gesagt wird (S. 14, 2 a), es stehe nicht selten für ä, so ist dies insofern unrichtig, als wir in manchen der hierhin gehörigen Wörter e nicht wie ein gedehntes e, sondern wie langes ä aussprechen (z. B. in schwer). Namentlich ist dieser ä-Laut in manchen Wörtern, die mit e geschrieben werden, in der Aussprache einzelner Gegenden Deutschlands sehr häufig wahrzunehmen. Es möchte deßhalb das für ä stehende e ursprünglich blos eine andere graphische Bezeichnung desselben gewesen sein, deren lautlicher Werth erst allmälig und auch dann nur schwankend dem des ursprünglichen und ächten e gleichgesetzt wurde. Man darf daher in der Schreibung e für ä keinen Mißbrauch finden wollen, wenigstens in keinem andern Sinne, als in welchem auch die Bezeichnung des kurzen ä durch e so genannt werden kann.*) — o in amboß (s. dagegen S. 15) wird gewöhnlich kurz ausgesprochen, ebenso in rost; auch sagt man in der Regel rösten, nicht roesten (S. 18). Beim Worte ohnmacht ist der Verfasser darüber im Zweifel, ob es aus unmacht oder amacht, in welchen beiden Formen es in der altdeutschen Sprache

*) Uebrigens versteht es sich von selbst, daß diese doppelte Bezeichnung des kurzen wie des langen ä kein willkürlicher Luxus ist, sondern auf einer verschiedenen Aussprache des ä in verschiedenen Wörtern beruht. Der Umlaut des a (wie der übrigen umlautsfähigen Vokale) entstand, wie man gewöhnlich annimmt, durch Einwirkung eines in der nächsten Silbe folgenden i, ist mithin ein Laut, der zwischen a und i gewissermaßen in der Mitte liegt; eben dies gilt auch von e. Sollte also a umgelautet, d. h. so ausgesprochen werden, daß seine Hinneigung zu i fühlbar wurde, so sieht man leicht, wie aus ihm ebenso der Laut ä wie der andere e werden konnte. Allerdings fand nun zwischen diesen ein Unterschied statt, aber ein äußerst feiner, der sich eben dieser seiner Feinheit wegen in der Aussprache nicht allgemein festhalten ließ, daher vielfach verwischt wurde und so zu der Erscheinung Anlaß gab, daß für einunddenselben Laut zwei verschiedene Zeichen gebraucht wurden. Natürlich mußte diese Gleichstellung am durchgreifendsten da statt finden, wo die spezifische Eigenthümlichkeit der verwandten Laute am wenigsten hervortrat, d. h. bei kurzem ä und e, die sich lautlich weit näher stehen wie ä und e, sich also auch weit leichter vermischen konnten. Doch auch gegenwärtig ist in der Aussprache des ä und des stellvertretenden e noch ein Unterschied bemerkbar, sofern z. B. in dem ä des Wortes glätte der Laut a, in dem e des Wortes stellen der Laut e vorwiegt. Eine andere Weise, in der man sich die Entstehung des Umlautes von a wie seine wechselnde Bezeichnung erklären könnte, ist die folgende. Man stelle sich die Einwirkung des i, durch welche der Umlaut veranlaßt wird, in der speziellen Form einer Anziehung vor, welche i auf a ausübt. Gäbe dieser a vollständig nach, so würde der Laut ai entstehen; nun liegt aber zwischen ihm und i ein so großer Zwischenraum, daß es ihn nicht ganz zu durchlaufen vermag, mit a. W.: die Elemente des Lautes ai sind für unser Gehör von so heterogener Art, daß eine unmittelbare Verbindung derselben nicht zulässig ist. (Einzelne wenige Beispiele bestätigen in diesem Falle die Regel.) Weil sie aber doch postulirt wird, ist eine Vermittlung nöthig und diese gewährt der zwischen a und i in der Mitte liegende Vokal e. Ueber diesen kommt a auf seinem Wege zu i nicht hinaus, ja im Gegentheil, es erreicht ihn nicht einmal, sondern bleibt auf dem Wege zwischen a und e stehen, so jedoch, daß es diesem bald näher rückt, bald ferner bleibt. Auf diese Weise kann, wie leicht einzusehen ist, ene große Mannigfaltigkeit variirender Laute entstehen. Doch sind von diesen nur zwei wenigstens schriftlich fixirt worden, von welchen der eine (e) das dem näher gerückte a, der andere (ä) das ihm ferner gebliebene, gewissermaßen innerhalb der Grenzen, jenseits welcher das Gebiet des e beginnt, verharrende a darstellt.

vorkommt, entstanden sei, zieht aber doch die Ableitung von **amacht** vor, weil das Volk durchgehends **omacht** spreche. Wir würden uns wegen des eingeschobenen n, welches bei der angegebenen Erklärung doch immer auffallend bleibt, für **unmacht** als die ursprüngliche Form erklären, wäre u in diesem Worte nicht kurz. Vielleicht aber sagte man ursprünglich **an maht**, woraus erst später **amacht** wurde, wenn man nicht annehmen will, daß beide Ausdrücke gleichzeitig nebeneinander bestanden, und zog dies in **amacht**, **ohnmacht** zusammen. Die Bildung von **ohnmacht** wäre dann der von **ohngefähr** gleichzustellen, welches ursprünglich **an gevär** lautete, s. den Verfasser S. 17, wo er freilich auch **ungefähr**, welches er unrichtig mit u schreibt, auf dieselbe ältere Form zurückführt. Ob mit Recht, wollen wir dahingestellt sein lassen; gewiß ist, daß seine Interpretation des Wortes als eine ziemlich oberflächliche bezeichnet werden muß. Er sagt, **ungefähr** bedeute: 1) ohne böse Absicht, zufällig; 2) ohne der Wahrheit vorzugreifen, etwa." Es fragt sich zunächst, welchen Sinn das Wort **gevär** hat. Offenbar hängt es mit dem Verbum **våren** zusammen, welches nicht nur in der ältern, sondern auch noch in der gegenwärtigen deutschen Sprache den ganz allgemeinen Begriff der Bewegung enthält (vgl. die Ausdrücke: er fährt gut, schlimm dabei; zusammen —, hin und her fahren (mit der Hand); auch die Verbindungen: Gefahr l a u f e n, in Gefahr k o m m e n, sich in Gefahr s t ü r z e n u. s. w. führen darauf) und, irren wir nicht, vorzugsweise die ganz unbestimmte, zweck- und ziellose Bewegung bezeichnet (vgl. die Ausdrücke: fahrender Schüler, fahrende Habe u. s. w.). Demnach wäre **gefahr** die regellose, zufällige, rein willkürliche, in stets wechselnder Richtung ohne Plan und Bestimmtheit des Zieles fortschreitende Bewegung. Nun scheint aber das Wort diesen Begriff nicht in seiner Reinheit, sondern mit einer Nebenbestimmung auszudrücken, durch welche es erst seine gegenwärtige prägnante Bedeutung erhalten hat. Einem solchen Umhertreiben ist es nämlich eigen, daß es den, welcher sich ihm überläßt, in manche Unannehmlichkeiten und Bedrängnisse führt, und grade von dieser seiner schlimmen Seite aus scheint man es in dem Worte **gefahr** fixirt zu haben. Es bezeichnet mithin die unbestimmte und eben darum (in den Momenten ihres Fortgangs) nicht bestimmbare, zu berechnende Bewegung, sofern sie Bedrängnisse und Unannehmlichkeiten mit sich bringt, in sich schließt. Diese Beziehung auf ein Schlimmes tritt auch noch heutigen Tages in dem Verbum entschieden hervor, z. B. „da ist nichts zu befahren", wo das Wort ganz den Sinn von besorgen oder befürchten hat"; auch „erfahren", wo es prägnant gebraucht wird, schließt jene Beziehung ein. Gefahr ist deßhalb überall da, wo eine Thätigkeit als eine solche erscheint, die in ihrer Bewegung, in ihrem Fortgange vom eigentlichen Ziele abgelenkt, d. h. zu einer unbestimmten werden und eben deßhalb möglicher Weise von Unannehmlichkeiten begleitet sein kann. Dagegen ist **ohne Gefähr** alles das, wovon n i c h t zu erwarten steht, daß es im Verlaufe seines Werdens in eine bestimmungslose, d. h. mit Widerwärtigkeiten verknüpfte Bewegung gerathen werde. Hieraus ergibt sich die Bedeutung des adverbialen Ausdrucks **an gevåre** sehr leicht; er heißt: ohne die zu Verderblichem führende, also ihrem Wesen nach selbst verderbliche Bewegung (man muß dabei festhalten, daß **gevår** nicht den abstrakten Begriff der Bewegung, sondern die konkret existirende Bewegung, bei welcher stets ein sich Bewegendes gedacht wird, bezeichnet) d. i. etwa: unschuldiger Weise, in welchem Ausdrucke wir häufig ebenso wie in dem verwandten „ohne Schuld" fast dasselbe sagen, was sonst wohl durch „ohne Zuthun" ausgedrückt wird. Wie der entwickelte Begriff in den allgemeinern des Zufälligen übergeht, bedarf keiner weitern Erörterung. Wohl aber sind noch einige Worte über die zweite Bedeutung unseres Adverbs, vermöge welcher es mit „etwas" synonym ist, hinzuzufügen. In dieser Anwendung heißt **an gevår** eigentlich: ohne gänzliche Unbestimmtheit, mit e i n i g e r Sicherheit; die Worte: es waren ungefähr 12 Personen da, haben den Sinn: die Zahl 12 ist ziemlich genau, es fehlte nicht viel, daß sie ganz erfüllt wurde. In dieser Anwendung berührt sich daher der Begriff des Wortes „ungefähr" mit dem des Adverbiums „fast", während ihm „etwa" weit ferner liegt. Uebrigens ist es nicht ganz richtig, wenn der Verfasser die Form „ohngefähr" fast ganz veraltet nennt; als Adverb wird sie freilich nur

noch selten angewandt, als Substantiv aber (das Ohngefähr) und in dem an dieses sich anschließenden adverbialen Ausdrucke „von Ohngefähr" kommt sie und zwar in der ersten der erwähnten Bedeutungen noch oft genug vor. — „u kann organischer Weise nicht vorkommen, da unsere Sprache das altdeutsche u in au, gleichwie i in ei erweitert hat." (S. 16). Diese Aenderung, wenn sie wirklich so durchgreifend ist, hätte wohl eine genauere Untersuchung verdient, wie ihr der Verfasser hat zu Theil werden lassen. Es fragt sich zunächst, ob in allen hierhin gehörigen Wörtern das u ursprünglich lang war, ferner, wann und wo die Aenderung zuerst eintrat, ob sie allmälig oder unter Schwankungen oder mit einem Male und durchgreifend erfolgte u. s. w. In der Volkssprache haben die betreffenden Wörter noch vielfach u, welches bald lang, bald kurz ausgesprochen wird. —

au. „Im Altdeutschen lautet dieser Diphthong meist ou" (S. 18); richtiger wäre wohl: wird dieser Diphthong ou geschrieben; denn darf man aus der Aussprache des Volks, welches diesen Laut noch vielfach beibehalten hat, schließen, so lautete ou zwar nicht gerade au, aber doch so, daß die Neigung des o in a überzugehen, bemerkbar wird (vgl. auch das engl. ou in house u. s. w.). — Ferner ist au „unorgan. Auflösung vom altdeutschen u." Dieser Uebergang ist, so für sich betrachtet, höchst auffallend; ist vielleicht u durch ou hindurchgegangen, um au zu werden? die Schreibung gewisser englischer Wörter z. B. von house scheint dafür zu sprechen. „Auch dem Worte kapaun liegt die altdeutsche Form kapun zu Grunde.... In ältern Denkmälern der neuhochdeutschen Sprache kommt auch die Form kapphan vor. Dies ist dann ein Compositum von han, jetzt hahn und kappen (schneiden, verschneiden)." Daß diese Ableitung richtig ist, bezweifeln wir; wahrscheinlich ist kapp oder kap in kapphan sowohl wie in kapun auf das latein. cappo zurückzuführen und kapun (für kaphun) wie kapphun ein zusammengesetztes Wort. Daß huhn nicht blos den weiblichen Theil des bekannten Federviehs bezeichnete, glaubt man um so eher, da sich der Hahn auch heute noch, wenn nicht bestimmt unterschieden werden soll, den Namen seiner weiblichen Genossen gefallen lassen muß. — aeu, eu „unorgan. Umlaut des altdeutschen a, für den es kein eigenes Zeichen gab, der vielmehr durch den Diphthong iu ausgedrückt wurde." (S. 19) Diese Bestimmung ist schwerlich richtig; weder aeu noch das altdeutsche iu kann als Umlaut von u aufgefaßt werden, wenn man die wesentliche Bestimmung des Umlauts, die in ihm dargestellte Hinneigung des Grundvokals zu i nicht aufgeben will. iu ist ursprünglich, wie überhaupt, Diphthong, ging aber wegen der Schwierigkeit, i und u in der Aussprache so zu verschmelzen, daß beide Laute hörbar bleiben, allmälig in eu (ew) über, für welches dann wieder des nahverwandten Lautes wegen aeu eintrat. Auch mag dieses aeu in manchen Wörtern mit dem ursprünglichen iu, eu nichts zu thun haben, sondern direkter Umlaut von au sein (s. den Verfasser selbst S. 20 o.). Wenn hinzugefügt wird: „ältere Denkmale haben uns diesen Umlaut in (dem iu) ähnlicher Form überliefert z. B. brüchen", so können wir in diesem ü das alte iu nicht finden; achtet man vielmehr auf die Aussprache dieses ü, welches in manchen Gegenden gar nicht selten vorkommt (z. B. in hüslich, hüft, süisch rc.), so merkt man sehr deutlich, daß es statt ui steht, also wirklicher Umlaut von u ist. — Auf das ü in hülen, krüh u. s. w. (s. S. 21 o.), welche der Verfasser zum Beweise anführt, daß eu ursprünglich iu lautete, ist aus ui entstanden, mag dieser Laut nun ein ursprünglicher oder aus dem Umspringen des i hervorgegangen sein (vgl. die Wörter Luitbrand, Luitgard, für welche der Verfasser eine solche Versetzung annimmt.) — „In dem Worte bläuen haben wir, an blau denkend, fehlerhaft die Orthographie äu eingeführt: es lautet im Altdeutschen bliuwen (in der ganz allgemeinen Bedeutung von schlagen)." Hier ist übersehen daß unser bläuen (d. h. blau machen) vom Adjektiv blau, wie uns scheint, ganz richtig gebildet ist und mit dem altdeutschen bliuwen (in der angegebenen Bedeutung) nicht unmittelbar zusammenhängt. Freilich schreiben wir auch wohl bleuen (= schlagen) mit einem ä, doch wird in diesem in der Schriftsprache nicht grade mustergültigen Worte häufiger e gebraucht. Uebrigens möchte sich auch die Schreibung bläuen insofern rechtfertigen lassen, als das Verbum bliuwen mit dem Adjektiv blau ohne Frage in sehr genauem Zusam-

menhange steht und von diesem, welches auch wohl in anderer Form existirte (vgl. das bluh der Volkssprache, das engl. blue u. s. w.)" aller Wahrscheinlichkeit nach abgeleitet ist. Irren wir nicht, so bedeutet es: schlagen in der Weise, daß der geschlagene Theil eine bläuliche Färbung erhält, blaue Flecken zum Vorschein kommen. (Der Stamm blu liegt in verwandter, aber allgemeinerer Bedeutung auch den Wörtern blut (d. h. das der Venen), blume u. a. zu Grunde, worauf wir hier nicht näher eingehen können.) Unorganisch steht aeu b) als Umlaut des au, welches durch „Auflösung des altdeutschen aw entstanden ist." Man sollte doch denken, aus au werde, wenn dieses selbst auch an die Stelle eines andern Lautes getreten ist, der Umlaut aeu auf organischem, durchaus gesetzlichem Wege gebildet. „Dieser Umlaut kommt selten und wohl nie in der Form eu vor." Gehört nicht fräulein von fraue (frawe) hierhin? Auch streu (e) könnte auf strau, strawe zurückzuführen sein. — ei organisch. Der Verfasser führt hier auch leib (Brod) an; man schreibt aber, wo das Wort die angegebene Bedeutung hat, gegenwärtig stets laib. „Bei gewissen Wörtern hat man die Orthographie ai angewendet." Ueber den Grund dieser Erscheinung hätte der Verfasser wohl ein Näheres angeben können; bei manchen der genannten Wörter wie bei kaiser, baier, mai, maier ist ai aus dem latein. ae (ai) oder aj (ai) entstanden und in diesen Fällen ist ai nicht blos ein anderes Zeichen für ei, sondern bedingt auch eine andere, wohl zu unterscheidende Aussprache. Diese ist auch in andern Wörtern, in welchen die Schreibung ai angewandt worden, um einen Unterschied der Bedeutung zu fixiren (vgl. main, rain, saite, waide, waise), mit der von ei keineswegs identisch. Da endlich, wo für die Schreibung mit ai kein besonderer Grund vorliegt, hat dieselbe auch keineswegs eine durchgreifende, allgemeine Geltung erlangt (man schreibt z. B. waizen, aber ebenso oft weizen). Auch in getreide ist, wie der Verfasser richtig bemerkt, die Orthographie schwankend, wenn auch ei entschieden vorwiegt. Uebrigens ist ai in diesem Worte wie auch in hain „durch Zusammenziehung der Silbe age (oder ege) entstanden (tragen, getragede oder getregede)", welcher Erklärung der Verfasser eine genauere Angabe des Herganges hätte hinzufügen sollen. Wie es scheint, wurde tragede zunächst trajede und aus diesem mit Ausstoßung des e und unter Vocalisation des j traide. Aehnlich bildete sich hagede (vgl. hage in hagedern, gehege, heke u. s. w.) zu hajede, haide und mit Abfall des d unter der Anfügung eines Schluß-n in hain um. — eu berührt sich in manchen Wörtern mit ei; man sagt heurat (gegenwärtig doch nicht mehr!) und heirat, wo die doppelte Schreibung schon althergebracht ist (hiurat neben hirat). Bei andern Wörtern wie reuter, gescheudt neben reiter, gescheidt rührt das Schwanken aus einer spätern, unsichereren Zeit her." In unsern Tagen ist die Schreibung ei allein im Gebrauch; beim Adjektiv gescheidt hat man ei ursprünglich wohl nur angewandt, um es von dem Part. Prät. gescheut zu unterscheiden. Ob reuter die ältere Form sei, sagt uns der Verfasser nicht; er scheint sie aber doch für die ursprüngliche zu halten. Jedenfalls verdient sie Beachtung, da das eu sich im Verbum nicht findet und die Volkssprache, so viel wir wissen, im Nomen wie im Verbum nur i oder ie kennt.

F. Brockerhoff.

(Schluß folgt.)

Longobardische Geschichten. Dem Paulus Diakonus nacherzählt für die deutsche Jugend von **Siegfried Nagel.** Düsseldorf, 1849. Schaub'sche Buchhandlung. (W. H. Scheller.)

Es ist ein guter Gedanke, die longobardischen Sagen aus dem Paulus Diakonus in ein passendes deutsches Gewand einzukleiden, wie es der Uebersetzer hier gethan, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil unsere Literatur überhaupt dadurch um eine Menge trefflicher, dem ächt deutschen Volksgeiste entsprungener Dichtungen bereichert wird, und dann, weil in ihnen, wie es der Uebers. beabsichtigt, unsere Jugend „eine gesunde und zeitgemäße Nahrung" erhält. Dem Jugendalter unserer Nation angehörig, müssen sie auch die Jugend besonders ansprechen und ihre Phantasie auf geeignete Weise beschäftigen, mit anderen Worten eines der Mittel sein, sie in volksthümlicher Weise zu entwickeln. Die Wirren unserer Gegenwart mit ihren Theorieen, mit ihren in Leidenschaftlichkeit concipirten, in Leidenschaftlichkeit zu Tage geförderten Ansichten, die leider nur allzusehr schon in den Kreis des jugendlichen Lebens sich eingedrängt haben, machen es besonders wünschenswerth, daß der Turbirung des beginnenden Gemüths- und Geisteslebens durch das fernher Angeschaute als ein Harmonie und Ruhe Erzeugendes entgegengewirkt werde.

Ueber den hochpoetischen Werth der Sagen selbst sind die Kenner dieses Zweiges unserer vaterländischen Literatur, der allerdings nur allzu lange in die Fesseln eines barbarischen Latein gebannt war, längst einverstanden; schon längst steht fest, daß Paulus Diakonus in seinem Werke den Schatz mündlich fortgepflanzter Sagenpoesie seines Volkes in seinem Werke, wenn auch in rohlateinischer Form, doch nicht ohne poetischen Zartsinn verarbeitet habe; die auch in diesem Büchlein nacherzählte Brautwerbung König Authari's kann als schlagender Belag dienen. Der Uebersetzer blieb jedoch nicht beim Paulus Diakonus stehen, sondern theilt auch aus der Chronik des Klosters Novalese die Sagen vom Untergange des longobardischen Reiches mit und zwar mit Recht, da auch sie ein ächt volksthümliches poetisches Gepräge haben.

Der Uebersetzer, dessen in der Vorrede ausgesprochenen Ansichten der Referent vollkommen beistimmt, hat, wie schon oben angedeutet, in seiner Arbeit den richtigen Ton naiver Erzählung wohl getroffen, was um so dankenswerther ist, als durch eine andere Behandlungsart leicht die Stoffe von ihrer Grundlage losgerissen und einem den Sinn für schlichte Volkspoesie verletzenden Spiele hingegeben werden können; wir erinnern in dieser Beziehung an die sonst so viel gepriesenen Volksmärchen von Musäus, die Ref. nie ohne Mißbehagen aus der Hand gelegt, und die jedem tieferen poetischen Gemüthe als eine Corrumpirung des einfachen schönen Sagenstoffes erscheinen müssen.

Ueber das Stoffliche der vorliegenden Sagen wollen wir nichts weiter hinzufügen, da das Büchlein wohlfeilen Preises zu erlangen und so leicht einem zahlreichen Lesepublikum zugänglich ist.

Dr. Beltz.

Deutsche Gedichte für Schule und Haus. Gesammelt von W. R. Stahr. Berlin bei Dunker und Humblot.

Eine zarte, sinnige Sammlung in reinem, freiem Gewande, tritt sie ohne Anmeldung in aller Bescheidenheit ein und hat gute Aufnahme zu gewärtigen. Auf 256 Seiten werden 240 Gedichte dargeboten; meist kleine, körnige Lieder, aber auch einzelne größere; meist von bekannten Dichtern anerkannte Weisen, aber auch von weniger bekannten solche, die verdienen bekannt zu werden. Der Herausgeber beweist feinen Takt, geläuterten Geschmack und im Ganzen innige Bekanntschaft mit

dem kindlichen Herzen. Seine Gedichte sprechen vornehmlich kindliche Gemüther an, solche, die es bleiben bis an ihr Ende. Es ist überhaupt ein eignes Ding um diese Kindlichkeit und Sinnigkeit eines Claudius, Hebel u. A. Wem's einmal gefällt, dem spricht's zum tiefsten Herzen; aber man glaube nicht, daß es vorzugsweise die Jugend sei, welche diese Poesie anspricht. Auch bei Knaben und Mädchen sind die Bedürfnisse verschieden. Manche haben an kräftiger, hochtönender Poesie mehr Geschmack, ja der Schwulst und Prunk sagt oft der lebhaftesten Jugend zu. Biographien, nicht nur von Helden und Staatsmännern, sondern sogar von Gelehrten zeigen, daß einzelne in ihren Knabenjahren an den hochtrabendsten Poesieen sich ergötzten. Von dieser ist nun freilich nichts vorhanden und mit Recht, denn wer für Schule und Haus sammelt, der bringt, was nach der Regel hinein gehört, und Herr Stahr hat eine gute Schule und ein edles Haus im Sinne, und bringt ihm das Beste, was auf diesem Gebiet zu sammeln ist, und wenngleich Viele schon Aehrenlesen gehalten haben, so hat er doch noch manche neue Blume hineingebunden. Ein Inhaltsverzeichniß enthält die Ueberschrift, den Anfang jedes Liedes und den Namen der Verfasser — wie der Herausgeber sagt, — Dichter, wie wir lieber sagen würden. Wir finden die alten Bekannten, Hagedorn, Gellert, Pfeffel, Lichtwehr, neben den neuern Immermann, Hoffmann v. Fallerleben, Mörike, Beck. Daß die großen Dichter nicht fehlen, versteht sich, so wie auch, daß Rückert, Uhland und Arndt am stärksten vertreten sind; aber wir treffen auch auf Klänge aus des Knaben Wunderhorn, Erlach's Volksliedern, dem Festkalender und der Kinder Lustfeld, so wie auf Link's Gedächtnißübungen, Köhler's Mutterschule, Gerlach's und Simrock's Volkslieder ꝛc. Fast alle Dichter von einiger Bedeutung sind vertreten, auch die neuesten, Strachwitz, Hebbel u. A. nicht vergessen. Neu waren uns die Proben von Güll, Bornitz, Ph. Welker, Sporleder und Einigen, doch haben wir uns derselben erfreut. Daß Gedichte von Hey und Spekter benannt sind, ist auffallend, da Letzteres nur der Pseudonym des ersten ist, so viel uns bekannt. Die Gedichte selbst stehen ohne Anordnung, nur kommen die großen zuletzt und unter ihnen mehrere Balladen und Romanzen. In der Auswahl derselben scheint der Herausgeber nicht immer so glücklich zu sein, denn von einzelnen Dichtern, wie z. B. Freiligrath, A. Grün sind nach unsrer Ansicht nicht gerade die hervorragendsten genommen und von Schiller gar keine, doch in beiden Fällen dürfen wir annehmen, weil sie zu bekannt waren und der Verf. auch gern etwas Neues bot, so weit es zu seinem Zwecke diente. Dieser kann wol kein andrer sein, als die Sammlung jungen Lesern in's Gedächtniß zu prägen, wozu denn „der große Christoph von Kind" in Umfang und Form uns weniger geeignet scheint. Solche Lieder aber wie das Selbstgeständniß von Mörike sind ganz dazu geschickt. Wir theilen es mit, um den Geist, der namentlich die erste Hälfte der Sammlung durchweht, näher zu bezeichnen.

Ich bin meiner Mutter einzig Kind,
Und weil die andern ausblieben sind —
Was weiß ich, wie viel, die Sechs oder Sieben' —
So ist eben Alles an mir hängen blieben.
Ich hab' müssen die Liebe, die Treue, die Güte
Für ein ganz halb Dutzend allein aufessen
Ich will's mein Lebtag nicht vergessen,
— Es hätte mir aber noch wol mögen frommen,
Hätt' ich nur auch Schläge für Sechse bekommen.

Dr. Kruse.

1. Filippi, Professor der ital. Sprache und Lit. in Wien.
a. corso pratico — per imparare la lingua tedesca. 121 S.
b. Praktischer Lehrgang zur Erlernung der ital. Sprache. 180 S.
2. Utile e Piacere, ital. Lese- und Uebersetzungsbuch für Anfänger und Geübtere, von Rigris, Direktor der Wiener Handelsschule u. s. w. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. 158 S.

1. Der Verfasser der beiden ersten Büchelchen giebt seinen Standpunkt in der Vorrede dahin an, daß er das Sprechen einer fremden Sprache für die nächste und wichtigste Aufgabe des Lernenden und somit diejenige Methode für die beste hält, welche ohne Regeln bestehen kann. Er will den Schüler auf eine angenehme Weise in der Sprache ausbilden; daher Uebersetzen und Rückübersetzen die einzige Aufgabe für den Lernenden. Wenn wir nun auch der Ansicht sind, daß die neueren Sprachen mehr als die alten aus dem Munde des Lehrers durch das Ohr gelernt, und auf diese Weise zuvor ein bedeutender Sprachstoff gewonnen werden muß, ehe ein eigentliches Studium der Grammatik eintritt, so überzeugt sind wir auch, daß ein solches bloßes Einüben ohne alle grammatische Erklärung wohl eine gewisse Mundfertigkeit, aber kein bewußtes Können erzeugt. Für öffentliche Schulen sind die beiden Bücher daher nur unter der Leitung durchgebildeter Lehrer mit Nutzen zu gebrauchen.

Unrichtig und unklar ist in dem corso pratico die Eintheilung der deutschen Zeitwörter in verbi regolari, verbi di forma antica und verbi irregolari di nuova und di antica forma. In die letzte Kategorie bringt der Verfasser „thun, kommen, hauen, nehmen, verlöschen, schneiden, leiden, sieden, ziehen, gehen, stehen, sitzen," von welchen die meisten nur Zeitwörter der alten Form sind. Neben den Formen „schuf," S. 63, „erschrak," S. 65, „befahl, half, schalt," S. 65, „wog," S. 71, den Participien „wollen, sollen," wären die Formen „schaffte, erschreckte, beföhle, wägte, gewollt, gesollt," mit den gehörigen Erläuterungen anzugeben.

Der „praktische Lehrgang" ist genauer und richtiger in den Einzelheiten und reichhaltiger an Beispielen. Die sentimentalen Kleinigkeiten il cagnolino, i funghi, il mallo und die zur Aufführung empfohlene farsetta — il vaso di fiori — konnten füglich wegbleiben.

Undeutsch sind die Formen: du lassest, S. 63, triegen (betriegen), S. 69, metzgen (= schlachten), S. 107, Eichhof, schwachsinnige Schüler (Vorrede IV.) und der Satz: „er warf eine Kelle voll Mörtel an die Wand, wie eine Mauer," S. 107.

2. Das Buch: utile e piacere, (158 S.) ohne Vorrede, ohne Wörterbuch und ohne Beziehung auf eine Grammatik, will nichts weiter sein als einfaches Lese- und Uebersetzungsbuch. Es enthält 27 Stücke verschiedenen Inhaltes „nach den vorzüglichsten Autoren zusammengestellt," theils Erzählungen, theils Abhandlungen, theils in Beispielen dargestellte Paränesen, z. B. l'insolente castigato, siate garbati e gentili, non invidiate i ricchi, fuggite la collera. Die Stücke: „commercio" (Geschichte und System des Handels) und sanità (regole generali, medicina, lavoro, degli abiti, sostanze da operarsi per tingere u. s. w.) erinnern an das Bedürfniß der Schule, für welche der Verfasser besonders schrieb. Die übrigen sind gut gewählt und anziehend zu lesen.

Druck und Papier sind gut. Druckfehler sind dem Refer. nicht aufgestoßen.

Minden. **Bromig.**

Programmenschau.

Werthung der Fremdwörter in der deutschen Sprache. Abhandlung des Oberlehrers Dr. Köne im Programme des Gymnasiums zu Münster. 1849.

Die Campe'sche Weise der Sprachreinigung war die Ursache, daß das Bemühen, unsere Sprache von Fremdwörtern zu befreien, im Allgemeinen lange in Mißachtung gewesen ist, und nicht bloß, wenn die Sprachreiniger, über ihren Gesichtskreis hinausgehend, wenn sie ein mißliebiges Fremdwort auffinden, vortreffliche Schriftwerke nach Form und auch nach Inhalt tadeln zu müssen glauben, sondern auch wenn sie in der Weise ihrer ältesten Lehrer statt des kurzen und gefügigen Fremdwortes ein breites zusammengesetztes deutsches Wort einführen wollen, verdienen sie den Tadel, den Göthe im 8. Briefe an Riemer über sie ausgesprochen hat. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht der Gebrauch der Fremdwörter überhaupt etwas Verkehrtes sei, und nicht jede ursprüngliche Sprache sich von denselben frei machen und aus ihrem eigenen Schatze schöpfen solle; es kommt nur darauf an, daß die Bildung neuer Wörter nicht den Regeln der Sprache und der Schönheit entgegenstehe. So fordert Göthe Riemer in dem vorangehenden Briefe selbst auf, bei der Durchsicht seiner Schriften die ausländischen Wörter durch deutsche nach bestem Ermessen zu ersetzen. Löbliche Bemühungen in dieser Weise sind häufig um deshalb stecken geblieben, weil man fürchtete, es sei unmöglich, der herrschenden Sitte entgegen zu treten; worauf aber stützt sich eigentlich diese Besorgniß? Haben wir nicht in der Geschichte unserer Sprache Zeiten, wo das Fremdländische das Heimische ganz und gar zu überwuchern drohte und ein Schriftwerk nicht auf Anerkennung rechnen durfte, wenn es durchweg in deutscher Rede abgefaßt war, und wir lachen heutiges Tages über diesen Irrthum. Warum sollen wir da nicht weiter gehen? Warum sollen wir nicht, gleichwie Gottsched in unserer Literatur gegen die vorangehende Zeit einen Fortschritt bildet, Lessing aber Gottsched hinter sich läßt, so auch im 19. Jahrhundert in der Sprachreinigung einen Schritt weiter gehen, und knechtisch auf der Stufe stehen bleiben, die das 18. Jahrhundert auch in dieser Beziehung vor dem 17. errang? Die verkehrten Versuche des 18. Jahrhunderts mögen uns zur Warnung dienen, aber sollen uns nicht von unserm löblichen Streben abschrecken.

Denn überflüssig ist es wohl, den vielfachen verderblichen Einfluß der Fremdwörter nachzuweisen, und auf wie schwachen Füßen die Gründe der Vertheidiger derselben stehen, darüber hat der Verfasser der oben angeführten Abhandlung ein ernstes und kräftiges Wort gesprochen. Aber überflüssig ist es jetzt nicht, den Fremdwörtern entgegen zu treten; denn keineswegs können wir unsrer Zeit das Lob ertheilen, daß allgemein schon das Bemühen, rein deutsch zu reden und zu schreiben, sich kund gebe. Im Gegentheil, je größer in unserer Zeit die Zahl derjenigen geworden ist, die den Erscheinungen des Buchhandels ihre Aufmerksamkeit zuwenden, um desto größer ist auch die Zahl der Halbgebildeten, welche in Rede und Schrift durch den Gebrauch fremder Wörter darthun zu müssen glauben, daß sie mehr wissen als die große Menge, und die Flüchtigkeit der Tageserzeugnisse leistet dieser Sucht nach dem Fremdländischen nur zu sehr Vorschub. Und sollte es denn ein vergebliches Bemühen sein, dem entgegenzuwirken, wenn die einflußreichsten deutschen

Schriftsteller, wenn die Tagespresse, wenn die Lehrer, die recht wohl wissen, wie hemmend der Gebrauch der Fremdwörter im Unterrichte sei, für die gute Sache gewonnen würden? Nicht mit einem Male ist das Alte umzustoßen, aber das Neue, wenn es gut und richtig ist, wird sich nach und nach Bahn brechen. Manches gute deutsche Wort erscheint den Jetztlebenden als veraltet, aber manches jetzt ganz gebräuchliche Wort erschien vor noch nicht hundert Jahren als ungeheuer gewagt. Um ein Beispiel anzuführen, so warf Mendelsohn Thomas Abbt seine neuen Wörter vor (s. Abbt's Werke III. 275 fg.), die kein Mensch vor ihm gesagt habe, und führt u. A. auf: „gleichalterig, statt seines Alters;" um gedrängt zu schreiben, sagt er, muß die Sprache nicht verstümmelt werden; allenfalls wollte er „entsprechen" für respondere, „Vervollkommnung für die Active des Vollkommenmachens" gelten lassen. Bedenken wir dabei, daß wir den eingedrungenenen Fremdlingen nicht erst mühsam nachzuspüren haben; das deutsche Gewand, das sie sich umgeworfen, wenn sie es der Mühe werth gehalten haben, eines sich anzupassen, will sich ihnen nicht bequemen; es ist kein Fleisch von unserm Fleisch, sagt sich das ungebildete Gefühl.

Es kann sich also nur darum handeln, die richtigen Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie dem Unwesen des Gebrauches der Fremdwörter zu steuern. Hr. Dr. Köne, der die Bahn der alten Sprachverbesserer richtig als eine verkehrte bezeichnet, schlägt nun folgenden Weg ein, auf dem ihn zu begleiten dem Ref. gestattet sei, indem er sich nur hier und da einige Zusätze erlaubt. Die Mittel sind also diese:

1. Viele als veraltet in den Wörterbüchern bezeichnete neuhochdeutsche Wörter sind wieder hervorzusuchen und an die Stelle der fremden zu setzen;

2. aus der althochdeutschen Sprache ist manches schöne Wort zu entlehnen, wie schon Graff gethan hat, z. B. volklich = popularis, Hehrthum = principatus;

3. aus den Mundarten, z. B. quinen = kränkeln, siechen; Oesel = Lichtschnuppe (Joh. Voß); Queise = Intrigue, — und aus der Rede der Handwerker. „Solche passende Ausdrücke," schreibt Göthe an Riemer S. 201, „findet man häufig in der eigenthümlichen Sprache der Gewerbe und Handwerke, weil die natürlichen Menschen, die auf einem gewissen Grade der Cultur stehen, bei lebhaftem sinnlichen Beschauen an einem Gegenstande viele Eigenschaften auf einmal entdecken, und da sie kaum in einem Begriffe zusammen zu fassen sind, welches überhaupt auch dieser Menschenklasse Art nicht ist, so gewinnen sie dem Ganzen etwas Bildliches ab, und das Wort wird meistentheils metaphorisch und also auch fruchtbar, so daß man, mit einigem Geschick, gar wol andere Redetheile davon ableiten kann, die sich alsdann gar wol einführen ließen;"

4. aus der Weisheit auf der Gasse, den Sprichwörtern;

5. aus der unablässig wirkenden Lebensthätigkeit unserer Sprache, trotzdem daß die Verlautung fast ganz erstorben und die Zahl der Ableitungsendungen bedeutend vermindert und unkräftig geworden ist; sie liegt in der großen Anzahl von Wurzeln, theils in dem üblichen Neuhochdeutsch, theils in den landschaftlichen Sprachen, welche eine Menge althochdeutscher Worte bewahrt haben; vermittelst derselben können wir auch bei den wenig beweglichen Ableitungsendungen viele ganz unverwerfliche Wörter neu bilden.

Der Weg, der nun einzuschlagen ist, daß man die Fehler, die bisher bei der Anfertigung von Wörtern für die Fremdlinge begangen sind, und dieselben zum Gegenstande des Spottes machten, vermeide; nämlich es ist über den Werth der Wörter nicht nach äußern Gründen (nach der Autorität) zu entscheiden, sondern nach der sprachlichen Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit ist eine doppelte, in der Gestalt und in der Bedeutung des Wortes; beide müssen vereinigt sein.

Die Vollkommenheit in der Gestalt erscheint a. an dem Lautstande, b. an der Beugung (Declination und Conjugation), c. an der Worbildung.

I. Lautstand. a. Schwer auszusprechende Wörter (Kunststraße), deren die deutsche Sprache schon genug hat (vrgl. hiezu A. W. Schlegel's Wettstreit der Sprachen, Bd. 7 der Werke), finden nicht leicht Eingang; solche, die reich sind an

den Zischlauten, Zusammensetzungen aus Wörtern, von denen das erste mit einem Mitlaut endigt und das andere mit demselben anfängt; dagegen sind zu empfehlen wegen des Wohllauts Zusammensetzungen, wenn das erste Wort auf einen Mitlaut endet, das folgende mit einem Stimmlaut anfängt (z. B. Obacht) oder umgekehrt (Schneeball), oder wenn, falls Mitlaute zusammenkommen, die Laute sich in der Folge reihen, in der sie sich im Anlaute vereinigen, z. B. fl, fr, bl, sp u. s. w. oder in umgekehrter Folge, wie lf, rf, lb ꝛc. (höflich, Hofrath).

b. Man vermeide den Gebrauch desselben Wortes für verschiedene Begriffe, z. B. das althochd. dola, Dole, ist gut für cloaca, aber weil der Vogel die Dohle heißt, sagen wir besser: der Dol; der Fried ist gut für periodus, aber weil wir schon haben der Friede, pax, sagen wir lieber das Gefriede, darin haben wir Vollkommenheit in der Gestaltung und Bedeutung. Auch sind zu vermeiden Wiederholungen einzelner Laute desselben Wortes, so Kellner besser als das alte Kellerer, Meuter besser als Meuterer, Bohr besser als Bohrer, (vgl. navalis und vulgaris, sodalis und militaris, arvalis und molaris).

II. Fällung (Declination). c. Je unterschiedener die Geschlechter für Zahlen und Fälle sind, für desto vollendeter muß das Wort gelten.

α. Das Geschlecht ist oft sehr wichtig, z. B. die Naturbeschreibung kann statt Echo das Wort Schall, Wiederhall, stets gebrauchen, die Dichtung kann ein weibliches Wort nicht entbehren, so bereiten Germania Sol, dem Uebersetzer große Verlegenheit. Daher sagt Marie Stuart III, 4: Ich bin euer König, Klopstock (der neue Python): der Scheusal, Lessing X, 136): die Grausel. Ebenso ist die verkehrte Umwandlung der männlichen Thiernamen in weibliche und sächliche z. B. der alten männlichen: Aesch, Krokodil, Kamel, Otter, Ratt, Unk, Hornuz; der weiblichen Pflanzennamen in männliche und sächliche (der Mistel, Lessing IX, 358), der sächlichen Erze in männliche (der Stahl), bei der Bildung neuer Wörter nicht zu befolgen.

β. Die Unkunde hat manchen Wörtern die Mehrzahl abgesprochen (Bünde, Liste, Münde, Peine, Spalte, Aengste, Ankünfte, Scheine, A. W. Schlegel IV, 146, Hülsen, Schanden, Mengen, A. W. Schlegel IV, 111, Klopstock Genesung des Königs, Trüge, Herder Lebensbild III, A. 89, Argwöhne, Herder III, A. 109, Religionsunterrichte, Lessing X, 172, Leben, Lessing IV, 156, Morde, Lessing IV, 245, Beginne, J. Grimm, Gesch. d. deutsch. Spr., 519, die Gallen, Geibel, Juniuslieder 42) oder die Einzahl (Ahne G. Schwab: das Gewitter, Alpe, Gliedmaß, Feste, Einkunft, Lessing IV, 159, Trumm, G. Keller, Gedichte, 35 u. A.), welche daher als beglaubigt zurückzurufen sind.

γ. Je vollendeter die Casus erscheinen, desto höher steht ein Wort im Werth: namentlich kommt in Betracht die mehr oder weniger scharfe Form der Mehrzahl. Darnach haben die Wörter in der Mehrzahl — er, oder — e, — oder — en, oder sind der Form der Einzahl gleich. *αα*. Am vollendetsten sind, die in der Mehrzahl er, die vier Fallbezeichnungen e, es, er, en und in der Mehrzahl den Umlaut haben, 50, wie amt ꝛc., (dagegen Lessing III, 247: die Vormünde), dann die welche den Umlaut nicht haben, 30, wie bild, ding (Dinger, Lessing I, 304. 403. 538) ꝛc. Daher sind die vorkommenden Formen auf er, wie better, bröder, hemder, dörner, scheiter, wischer (Lessing X, 161) nicht zu verwerfen. — *ββ*. Dann folgen, die in der Mehrzahl e und außerdem entweder die Fallbezeichnungen es, em, er, en (gute) oder es, e, en (und zwar mit Umlaut wie abt u. v. a., oder ohne Umlaut wie arm, hund u. v. a.) haben oder im Nom. und Acc. der Mehrzahl das e eingebüßt haben (wie meister, vater, bruder) oder in der Einzahl jeglicher Fallbezeichnung entbehren (40, wie angst und alle auf niß). Darnach sind manche verworfene Formen wieder aufzunehmen, so älpe st. alpe, äle, lächse, herzöge, täge (Lessing III, 256), ebenso männliche Formen wie der lust, der hornuß, der fessel (Lessing III, 347), während von den Wörtern auf niß manche dadurch gewonnen haben, daß sie sächlich geworden sind, wie hinderniß (die hinderniß, Lessing III, 23. IV, 198. 400), gefängniß, oder doppelte Geschlechter erhalten haben, wobei zu bemerken, daß ein begrifflicher Unterschied zwischen den Geschlechtern nicht anzunehmen ist: die Bekenntniß, Lessing IV, 32, die Bäume des Erkenntnisses und

des Lebens, J. H. Voß Briefe II, 353: s. Viehoff's Archiv 1843, S. 109, 1844. S. 65, das Bedrängniß, Abbt's Werke II, 43, die Ereigniß, Merck bei Wagner III, 163. — γγ. Dann folgen, die in der Mehrzahl en oder n und zwar dies en oder n allein in der Mehrzahl haben (und in der Einheit es oder s und en verwenden, wie staat, nachbar, eines lichtscheus, Lessing X, 219, oder bei denen das e in der Einheit nicht unterscheiden hilft, wie auge, oder ganz ausfällt, wie stachel, oder die in der Einheit keinen Fall bezeichnen, wie frau) oder schon in der Einheit en verwenden (und bald im Nom. e, Gen. ens haben, wie friede, glaube, name, bald im Gen. en, wie erbe, mensch, bald im Gen. ens, im Nom. und allen andern Fällen en, mit und ohne Umlaut, boden, braten). — δδ. Endlich, die in allen Fällen gleich sind.

Daraus folgt, daß die Form eines Wortes, welche die meisten Marken für die acht Fälle hat, vorzuziehen ist, z. B. der daum vor daumen, der fried, pfropf, tropf, Lessing I, 176, das mahlerischte Fleck, Göthe an Frau v. Stein I, 49, gebäu, Lessing I, 136, der gelust, Hölderlin Hyperion I, 32, bug st. bogen, Lessing I, 177, dung st. dünger, fehl st. fehler, der männliche vor dem weiblichen Namen z. B. der muff vor die muffe, schurz, tuck, spalt, ratt, ferner selbst neuen Formen vor älteren, z. B. die woche vor wochen, weide vor weiden, der Umlaut in der Mehrzahl, wo er vorkömmt, z. B. hähne besser als hähnen und hahnen, bögen, wägen.

Die Ungewißheit, wie man die Mehrzahl der Fremdwörter bilden solle, die Willkür, mit der man dabei verfährt (facten und facta, modi und moden, hospitale und hospitäler) spricht schon gegen ihren Gebrauch. Meist stehen sie bei uns auf der untersten Stufe der Fallbezeichnung (doctoren), bezeichnen daher dunkel das Satzverhältniß und sind also auch darum nicht zu schützen. Wollen wir sie mit einem deutschen Worte umschreiben, so müssen wir auf die Vollendung der Fällung die meiste Rücksicht nehmen, daher das landschaftliche dumpf vor dumpfen für asthma, der dupf vor düpfel für punctum, das ältere der dol vor die dohle für cloaca, die bausch vor die bausche für compresse vorzuziehen ist.

d. Indessen sollen darum die unvollkommnern Formen nicht ganz verdrängt, sondern die Vielfältigkeit der Formen als Reichthum der Sprache geschützt und in besonderen Verhältnissen jene vorgezogen werden, so ist thale neben thälern zu halten, auf der heiden, Schiller, Jungf. v. O., der stirner, Dat. A. W. Schlegel I, 87, die Form auf Erden unentbehrlich für den Begriff. Die schlechte Regel, welche nach eigenmächtigem Maße rechtmäßige Freiheit mißt, mit den Bannsprüchen: regelmäßig, unregelmäßig um sich wirft, ist zu beschränken.

e. III. Die Conjugation (Spellung = Zerlegung und Verbindung des Begriffs durch Beziehung des Prädikats auf das Subject). Hier ist der Reichthum der griechischen Sprache bewundernswerth. Für die deutsche Sprache, deren Dürftigkeit hier unverkennbar ist, kann nur die Regel gelten, daß die Verba, in welchen die starke und schwache Form zugleich verwendet wird (können), am höchsten stehen, darunter die, welche vorzugsweise die starke Form zeigen (singen), stehen, zuunterst die sind, welche nur die schwache Form benutzen (lieben). Das Genauere s. in dem Aufsatze des Verf. im Mus. des rhein. westf. Schulm. Ver. III, S. 1—29.

f. IV. Wortwuchs, Wortbildung. Je mehr ein Wort der Wortbildung durch Ablautung und durch Zusammensetzung fähig ist, desto eher ist es zu wählen. Die höchste Vollendung ist, wenn von einer Wurzel a. Substantiv, b. Adjectiv, c. Verbum entsprießen, und jedes dieser fertigen Wörter die beiden übrigen aus sich erzeugen kann, z. B. a. Subst. maß, 1. Adj. mäßig, 2. Verb. messen. b. Adj. mäßig, 1. Subst. mäßigkeit, 2. Verb. mäßigen. c. Verb. messen, 1. Subst. messer, 2. Adj. meßbar). In dieser Besprossung von einer Wurzel ist die griechische Sprache unendlich reich, man denke nur an λέγω. Ihr kommt die deutsche Sprache nicht gleich, doch ist auch viel eingebüßt durch Unwissenheit, Regelmacherei, Vergeistigung. So hat man ohne Grund aufgegeben α. Substantive, z. B. Kunst, Tucht, Sicht, Begang, Blast (flatus), Dumpf (Asthma, in Westfalen dümpen = den Athem benehmen), Gülte (Pension, Revenüen), Durst, Blutruns, Verschnauf, Vergunst, Hupf, Rechtung (Prozeß), Faum, Blust, Bezwang, Befolg, Belang,

Lessing X, 21, Praß (Hausen, Lessing IX, 72), Schmolk (von schmollen, Lessing I, 57), Wollung (F. Schlegel Char. u. Krit. I, 101), Innstand, Bestandheit, (A. W. Schlegel X, 119), Schaffung („von Gottsched's Schaffung," Lessing X, 332), Mache (Lessing I, 294), wovon außer dem üblichen: in der Mache, auch noch anwendbar für Poet, Dichter, Macher*), s. Kehrein in Viehoff's Archiv 1844, 2. Heft. β. Adjectiva: gewürbig (industriös), begriffig (begriffigen = definiren), abgründig, verdrüßig, gewierig, beiständig, leibig, geudig, fiedig, spaltig, vergiftig, häßig, zweifelig, bürtig, näschig (Lessing I, 150), umzechig (von umziehen, Lessing I, 401), wurmisch (Lessing II, 339), klemm (Göthe Briefw. m. Jacobi 115) u. v. a. — γ. Verba, z. B. schlinden, befugen (für competent erklären), bezeihen (Lessing), beschelten, zuchten, lüsten (Schiller M. St. II, 8. III, 4), lusten (A. Grün. Letzte Ritter, 91), doppeln (Lessing, II, 243, III, 289), vortheilen (Abbt I, 183), beifallen (Lessing IX, 165), verschnupfen (trans. A. W. Schlegel VII, XXVI), enthalten (trans. E. Schulze III, 36), endigen (J. Paul Briefw. an H. Voß 126), schweigen (trans. A. W. Schlegel IV, 68. Simrock Parzival 653, 6), bepiestern (G. Keller Ged. 113), betheilen (A. W. Schlegel XII, 367), weilen (trans. Klopstock, Hügel und Hain), thören (Klopstock und Delphi), verweilen (trans. Lessing II, 92, 285), der Untreue beargwohnt (A. W. Schlegel VI, 238), vergälstern (Hebel II, 112), herstürmen (trans. A. W. Schlegel II, 104). Wörter daher, die nach den drei Seiten des Subst., Adj. und Verbums Bildungen erlauben (wie Ablaut, Umlaut), haben schnelle Aufnahme in der Sprache gefunden, während wir mit Recht uns sträuben gegen Wörter, die uns nur für einen Redetheil nützen, wie Glaubenslehre für Dogmatik, wobei wir für dogmatisch, Dogmatiker, dogmatisiren uns nicht zu helfen wissen, oder Sittenlehre (Moral), Schutzrede (Apologie), Weltweisheit (Philosophie), Weise (Melodie, aber melodisch?), Hauptwort (Substantiv, — aber substantivisch?). Es giebt manche Fremdwörter, die höchst mangelhaft sind, z. B. elastisch, Elasticität, wozu das Verbum fehlt; man setze dafür prall (prallig, praller, pralle, prallheit, prallen, abprallen, anprallen u. s. w., prell, prellen u. s. w.), oder modificiren (artung, arten, artlich, abarten, abartung, verarten, ausarten, entarten u. s. w.), classificiren (verfachen), Vagebunt (Streuner, streunen, streunig), pacificiren (befrieden, befriedigen u. s. w.), urgiren (pressen, Lessing X, 320), Contrast (Abstehung, Lessing IV, 115), Viaduct (Furt, überfurten, befurten), Recensent (werther, werthen, werthung, überwerthen, entwerthen, schriftwerthung u. s. w.), vigiliren (fahnden, Fahndung, Fahndrecht, Fahndamt, fahndig u. s. w.).

g. Die vollkommenste Form eines abgeleiteten Wortes ist diejenige, welche durch die meisten und kräftigsten Merkmale von dem Stamme unterschieden ist. Am unvollkommensten sind die Formen, die sich nur durch die Beugungsendung von dem Stamm unterscheiden, wie Schmuck und schmuck, fischen, zahnen u. s. w., höher stehen die sich durch einen Nachlaut oder Vorlaut auszeichnenden, wie wacht, vereiden, oder durch Lautverschiebung und Umlautung, wie wichsen, fuhr, wecken, merken, am höchsten die durch Verlautung und Mehrung des Lautbestandes zugleich gezeichneten, wie lächeln, ächzen. Daher sind zu empfehlen jähren (F. H. Jacobi an Göthe 182) vor jahren, müthig, blütig, häftig, wüllig, emporflügeln (An. Grün, letzte Ritter, 24), die umlautenden Comparationsformen klärer (Lessing IV, 36), bälder, gesünder, zärter (Göthe Tasso III, 4. Schiller M. St. II, 5). frömmster (Lessing I, 409), krümmer (Lessing X, 131), behäglicher (Lessing II, 117) u. A. Solcher Belebung und Beleibung sind die Fremdwörter nicht fähig und auch deshalb verwerflich. So hat man ihnen für Verba die Endung iren an-

*) Dichtmacher, nach Göthe's scherzhafter Bemerkung in Riemer's Briefen an und von Göthe, S. 296: „Es wird bald Poesie ohne Poesie geben, eine wahre ποίησις," „die Gegenstände ἐν ποιήσει, in der Mache, sind eine gemachte Poesie. Die Dichter heißen dann so, wie schon Moritz spaßte, a spissando, densando, vom Dichtmachen, weil sie Alles zusammendrängen, und kommen mir dann vor wie eine Art Wurstmacher, die in den sechsfüßigen Darm des Hexameters oder Trimeters ihre Wort- und Sylbenfülle stopfen."

gehängt und behält das iren durch alle Formen, während das latein. are, ere, ire, und das französ. er, ir doch nur im Infin. vorkommen, und mit dem iren entstellt man auch deutsche Wörter, so merken, marken durch marquiren, entschappen durch echapiren.

h. Das kürzeste Wort als das fähigste, aus sich Triebe zu entwickeln, ist besser als das längere. Die langen umschreibenden Wörter (Bevorrechtigungsschreiben = Patent, Leidenschaftlosigkeit = Apathie, Feldwehrlehne = Glacis), haben die Sprachreinigung in Verruf gebracht. α. Das einfache Wort ist besser als das zusammengesetzte, so Bug = prora, Grans = puppis (Schiffshintertheil), Schoß (Vermögensteuer), Sund, Wabe (Honigscheibe), Schlott (Rauchfang), Egel (Blutegel), Oesel (Lichtschnuppe), Dam (Damhirsch), Zarge (Fensterrahmen), Frohne (Frohndienst), Schluft (Schlupfwinkel, A. W. Schlegel I, 280), Gemächt (Machwerk, Lessing IX, 183), ein Geld (Geldstück, Lessing I, 27), Hirn (Gehirn), Marke (Lessing 1753, I, 141, dafür 1759 schlechter Markzeichen), Fassung (Fassungsvermögen, captus, Lessing I, 155), merksam (Lessing I, 176), Spenst (Gespenst, Göthe an Frau v. Stein I, 182), Schleck (Leckerbissen). Das einfache Wort ist der Ableitung fähiger, z. B. Schleck in schleckig, verschlecken, Verschleckung, — Rebe statt Weinstock in Rebdicht, Rebbing, Rebhain (Voß), — und erweckt immer nur einen Begriff (vgl. das alte Dol und Campe's Kothschlund für cloaca). β. Dem mehrfach zusammengesetzten Wort ist das nur zweifach zusammengesetzte vorzuziehen, so Anlände (Landungsplatz), Anstand und Aufschub (Waffenstillstand), Geschrift (Schriftwerk, Literatus), Gethier (Thierreich), Mißgeschmack (von Lessing gebildet, X, 363), Währmann (= Gewährsmann, Lessing III, 11, 36, 44, 90). γ. Ein Wort ohne oder mit wenig Ableitungssilben ist dem mit mehreren derselben behafteten vorzuziehen: Dung st. Dünger, werd st. werder, fehl st. fehler, Entscheid st. Entscheidung, wart st. wärter, meß st. messer, stoppe st. stöpsel, Abredung (st. Verabredung, Lessing X, 53), unstreitig st. unbestritten (Lessing), Zwiesprach st. Zwiegespräch (Schleiermacher, Reden über Rel., 178).

In den Wissenschaften und Künsten meint man die Fremdwörter beibehalten zu müssen, weil die gewöhnlichen deutschen Wörter nicht kurz genug seien; in diesem Falle suche man aber ein besseres deutsches: so sind Nennwort, Zeitwort u. s. w. für Nomen, Verbum nicht gefällig; aber gut sind Name = Nomen, Wort = Verbum, Binde = Conjunctiv, Hafte = Präposition, Werthung = Kritik, Stock = Capital (nicht Hauptstamm, Grundvermögen).

i. Dabei aber bleibt Mannigfaltigkeit in Wortbildungen für denselben Begriff eine der schönsten Vollkommenheiten der Sprache, sinnreiche Zusammensetzungen verschönern häufig die Darstellung, so Eichbaum st. Eiche. Man lasse so neben einander bestehen: die Ahne (Auerbach, G. Schwab) und Ahnin, hinde und hindin, begnaden und begnadigen, schlank und geschlank, die gemahl und gemahlin, zwang und gezwang, gurte und gürtel, lebig und lebendig, schmeidig und geschmeidig, tuck und tücke, trau und trauung, wohner und bewohner, räumig und geräumig, beißig (Lessing I, 18) und bissig, süd und südwind, eigener und eigenthümer, ereigniß und ereignung (Lessing IV, 43), dringen (Lessing X, 31) und drängen, schnattern und schnadern (Lessing I, 67), hürde und horde (Lessing I, 159. IV, 354), bezüchtigen und bezeihen (Lessing II, 279), beglaubigen und beglauben (Lessing I, 169. IX, 288), verdrießen und verdrüßen (Lessing I, 16, 72. II, 102. 379. III, 195, 229, 332), beschulden und beschuldigen u. s. w.

Nachdem also die Vollkommenheiten der Form der Wörter betrachtet sind, um als Maßstab bei der Wahl zu gelten, wäre nun die Vollkommenheit in der Bedeutung festzustellen. Diesen zweiten Theil der Abhandlung gedenkt bei anderer Gelegenheit der Verfasser zu geben; wir wünschen schließlich, daß die Gelegenheit bald kommen möge.

Hölscher.

Die englischen Dichter in ihrem Verhältnisse zur literarischen Kritik. Von A. Lipsius. Progr. des Gymn. zu Luckau, 1849.

In der Einleitung macht der Verf. darauf aufmerksam, daß sich der specifisch-nationale Typus des Engländers aus dem Widerstreite der feindseligsten Elemente, des germanischen und romanischen, herausgebildet habe, und daß in demselben vorzüglich charakteristisch seien das unerschütterliche Festhalten an den alten bewährten nationalen Institutionen, und andrerseits der überwiegende Sinn für die Resultate der Erfahrung und der geübte Scharfblick für das rein Praktische. Diese vorherrschenden Eigenschaften, bemerkt Hr. L., gäben sich überall in Kunst und Wissenschaft, namentlich auch in der Sprache und Literatur Englands zu erkennen. Ungeachtet aller fremden Einflüsse hielt sich die engl. Sprache ohne eine aufgedrungene Wächterin (académie) in nationaler Selbstständigkeit und frei von wüster Sprachmengerei; ebenso war es mit der Literatur, die sich stets wieder zusammenraffte und den Geist des klassischen Alterthums in der ihr eigenen Auffassung und Beschränkung von ihrer ersten Entwickelung an bis auf diesen Tag bei ihren Erzeugnissen festhielt. „Schärfe und Feinheit der Beobachtung, nüchterne Verständigkeit, gepaart mit einer oft überraschenden Wärme und Tiefe der Empfindung, Klarheit in der Darstellung und stofflichen Anordnung, eine correcte, bestimmt ausgeprägte und als solche in jedem Worte kenntliche dichterische Sprache, Ebenmaß in der Verwendung der poetischen Kunstmittel, dies sind die nicht geringen Vorzüge, welche uns in allen dichterischen Erzeugnissen, die von der Nation als klassisch bezeichnet werden, ansprechend entgegentreten."

Hr. L. faßt nun die poetischen Erscheinungen seit dem 17. Jahrh. näher in's Auge und deutet dabei die Ursachen des eigenthümlich stationären Charakters der engl. Poesie an, so weit derselbe in dem Nationalcharakter seine Stütze fand; ein anderer Abschnitt der anziehenden Abhandlung zeigt dann den mittelbaren Einfluß, den auf jene Erscheinung die besonderen Abhängigkeitsverhältnisse ausgeübt haben, in welche die Dichter bis auf die neueste Zeit eingeengt waren. Die Fürstengunst bethätigte sich im Allgemeinen nur selten in liberaler Weise an den englischen Dichtern, welche sich deshalb in mancher Beziehung unabhängig und selbstständig entwickeln konnten; aber sie waren häufig in einer sehr drückenden Abhängigkeit von der hohen Aristokratie und der sogenannten gebildeten Gesellschaft, welche sich auf ihre connoisseurship außerordentlich viel einbildete. Dazu kam noch die eigentliche literarische Kritik, welche nur geringe Modifikationen in dem stationär gewordenen Complex von wissenschaftlichen oder Kunstregeln zuließ und eine wahrhaft terroristische Herrschaft lange Zeit hindurch ausübte. Die Abhandlung weist hierauf an Dryden, Addison die Allgewalt ihrer kritischen Dictatur und bricht dann leider bei Johnson plötzlich ab, weil der Verf. durch äußere Umstände von der Vollendung des Aufsatzes abgehalten wurde. Möchte uns die nächste Schulschrift des Luckauer Gymnasiums den Schluß dieser intereressanten Arbeit bringen!

H.

Aphorismes de Lexicographie française. Von Dr. E. Tillich. Progr. der höh. Bürgerschule in Görlitz. 1849.

Der Verf. giebt in diesem Programme die Fortsetzung seiner lexicographischen Arbeit, deren wir schon bei Ausgabe des ersten Heftes rühmend erwähnt haben. Die vorliegende kleine Schrift enthält Vieles, das man vergebens in den besten Wörterbüchern sucht, und ist deshalb besonders rücksichtlich der Lectüre moderner franz. Schriftsteller beachtungswerth.

H.

Miscellen.

Ein paar Bruchstücke aus der neuesten amerikanischen Literatur und Sprache,

mitgetheilt von Dr. Clement.

Die in der letzten Hälfte Aprils 1846 von Illinois aufbrechenden amerikanischen Auswandrer nach Californien und Oregon wird die Geschichte der Zukunft schon um der unsäglichen Leiden willen, die sie auf ihrem Wege ausgestanden, nie vergessen. Von einem gewissen Capt. Applegate irre geführt, der ihnen seinen cut-off, das heißt, eine vermeintlich nähere Straße, angepriesen hatte, langte die Gesellschaft nach Oregon erst zur gefährlichen Regenzeit (im Nov.) an der Präsidentenkette (President's Range) an, während die nach Californien nicht vor Schneestürmen über die Sierra Nevada kommen konnte und in dem schaudervollen Mountain Camp überwintern mußte, wo viele Hungers starben und manche von den Ueberlebenden ihre eigenen Todten aßen. Früh im Jahre 1847 wurden von den Siedelungen Californiens westlich von den Nevada-Bergen aus Anstalten zur Rettung der Ueberbleibsel im Berglager gemacht, als der Schnee noch hoch lag. Unter denen, die zur Hülfe eilten, sind Mr. Reed und Mr. M' Cutcheon besonders hervorzuheben. Auf ihrem mühseligen Marsch nach dem Mountain Camp trafen sie im innersten Winkel vom Bear River-Thal in der großen Wildniß auf das einsame Zelt eines Auswandrers Namens Jotham Curtis und übernachteten hier.

Nach einer kurzen Ruhe fing Mr. M' Cutcheon an, Abendessen zu kochen in aller Stille. Mrs. Curtis war unwohl und erschöpft. Ihr Mann war muthlos, abgemattet und so widerwärtig wie der Bär in der Waldung, worin er sein Lager aufgeschlagen. Zuletzt begann er unter wirrem, ganz unbedeutendem Vorwande Schimpfreden ohne Maß und Ziel auf Mr. M' Cutcheon auszuschütten. Doch M' Cutcheon ließ alles dieses unbeachtet. Seine Hände waren thätig bei den Zurüstungen für die Mahlzeit und seine Gedanken waren jenseits des Gebirges. Curtis aber ward durch dieses Stillschweigen eher ermuthigt und sein ganzes Betragen eignete sich dazu, Einen an einen kleinen Hund zu erinnern, der einen Bullenbeißer anbellt. Ein genauer Beobachter hätte allerdings die Farbe bemerken können, die Mr. M' Cutcheon dann und wann ins Gesicht stieg, und bei Gelegenheit seine krause Stirn, welches anzuzeigen schien, daß es nicht unmöglich wäre für den kleinen Kerl, der auf dem Boden saß, mit den Zehen in der Asche, nach einer Weile einen Schwapp zu erhalten. Mrs. Curtis wagte zwar ein oder zweimal anzudeuten, daß keiner von den beiden Herren Unrecht thue, und daß sie und ihr Gemahl recht dankbar sein sollten für die Rettung, die ihnen so gebracht worden; allein dies diente nur zur Vergrößerung seiner Wuth und er ließ gewisse Bemerkungen fallen, die sich auf etwas mehr als eine Andeutung beliefen, nämlich daß er im Sinne habe, ein altes Gewohnheitsrecht wieder in der Praxis zu erneuern, welches, wenn auch jetzt außer Gebrauch, doch einst genau verbunden gewesen mit dem ehelichen Verhältniß. Mr. M' Cutcheon, ein großer starker Kentuckianer, volle 6 Fuß 6 Zoll lang, und dessen Weise es war, harte Worte aus Shakespeare anzuführen, schien jetzt zu etwas erregt worden zu sein, das einem plötzlichen heftigen Brummen ähnlich war, welches anzeigte, daß er nicht die Gewohnheit hatte, seine Zähne um-

sonst zu zeigen, und daß er einem kleinen Hund bald den fürchterlichsten Biß versetzen würde.

Die eigenthümliche Beschreibung der nun erfolgenden Scene, wie sie aus der Feder eines der Auswandrer geflossen, lautet also:

„Harkee, here, you little mister," said Mc. Cutcheon, straightening himself up from over the fire where he had been cooking meat. „Lookee here, I say; if I hear you, you little pictur, saying another word upon that subject, I'll put you on the fire there, and I'll broil you to a cracklin' in two seconds" *).

Curtis cowered in an instant before the fire of the eyes that flashed upon him; and his wife said, with a trembling voice, that „Jotham meant no harm; he did not intend to do such a thing for anything in the world — he was only tired, unwell, and a little fretful; but he didn't mean what he said."

„He'd better not," said Mc Cutcheon, as he stooped down again to resume his cooking, „if he don't want me to tear off his arm, and beat him with the bloody ends."

In a short time supper was ready; and Mc Cutcheon said to Mr. Reed in a whisper, „Reed, ask that starveling, eelskin, snapper, and his wife, to eat of our supper. I don't want to do it; but I know they must be as hungry as wolves. Poor thing, she looks as though she needed food. He's cross, to be sure; but I'd feed Beelzebub, if he was hungry, rather than have him go away and report that a Kentuckian ever turned any one away empty."

„Well, for my part," replied Mr. Reed, with a laugh, „I would not like to have the devil for a guest; but I'll do as you desire."

Mr. Reed then kindly and cordially invited Mrs. Curtis and her husband to partake of the evening meal which had been prepared. The poor woman was hungry, and of course did not decline; but her husband looked sullen, and sat like a spoiled boy in the pouts.

„Why," said Mc Cutcheon at length, as he ran his fingers backward through his long, bushy hair, and looked with well-affected fierceness upon Curtis, „why don't you come to your supper?"

„I — I — I — ca — can can't eat."

„I know better," bellowed Mc Cutcheon, in a voice of thunder. „You're not sick; you can eat; you shall eat. You are as hungry as a wolf. What's the use of being a fool here in the woods. If you don't get right up now, and come here and sit down by your wife, and take hold of your supper, sick or well, I'll take hold of you, and I'll shake you right out of your trowsers in two seconds, you ugly little pictur, you."

This eloquent harangue evidently impressed the mind of Curtis with the conviction that at least seven evil ones had taken possession of Mc Cutcheon; and deeming it imprudent, at the time, to contend against such odds, he acquiesced, and contrived to do most ample justice to the supper.

During the night when Messrs. Reed and Mc Cutcheon were supposed

---

*) Die Formen harkee und lookee statt der späteren hark und look sind sehr alt und aus England entstammt. Die Frisen sagen auch noch harki und luki. Der Gebrauch des Ausdrucks mister an dieser Stelle ist ein seltner. Das Wort heißt auch Schlag, d. i. Art. Pictur (für picture), gesprochen Pikter, ist auch bei dem gemeinen Volk in Großbrittanien und Irland gewöhnlich. Crackling für erly — Grübe (die Form Griebe ist durch falsche Aussprache entstanden — in Süddeutschland heißt es Grüben, im Plattdeutschen Gräben) ist Breitschottisch, gemeiniglich im Plur. gebraucht. Odell Elwell hat nur Holzasche. Das kann es hier nicht heißen. Der ursprüngliche Begriff ist das Knittern und Knattern, was besonders auch Grüben auf dem Feuer thun.

to be asleep, Curtis commenced bestowing the most abusive epithets upon his wife for having eaten so readily of the supper. She seemed to be half frightened out of her wits, and replied, in a faltering voice, that he knew very well, that at that time they had not a mouthful remaining from the old dog.

„Reed, Reed!“ said Mc Cutcheon, in a low whisper, accompanied with a smart nudge*) of the elbow in the ribs, „listen to that villainous compound of all that is cowardly, that woman-fighter, that thing**), who is so fierce and pugnacious just now. Listen, Reed, she's crying. Shall I get up, and beat him to death? Tell me, quickly“!

„No, no!“ replied Mr. Reed. „What will you beat him to death for? Let them alone. It is not probable he will offer any personal violence to his wife.“

„Yes, yes, I know that,“ said Mc Cutcheon, „but then he's making her cry. It's almost breaking my heart,“ he continued, as he seemed to be gulping down a sob. „I never could bear to hear a woman cry. And I won't bear it,“ added he, with an emphatic expletive, and in a voice which had gradually risen from a whisper to a shout.

His actions corresponded with his words; and Curtis, before he expected it, found himself performing sundry feats of ground and lofty tumbling, which finally ended by his finding himself, by some progress of legerdemain, in a deep snow-drift, where he was told to remain until it had cooled his wrath.

Curtis at length gathered himself up, and upon coming to the fire, said something about his having fallen among thieves. Mc Cutcheon replied that he had just before fallen into a snow-drift, but that he had previously fallen among the frosts and snows of the Sierra Nevada, where he had been found by a couple of good Samaritans, who were not willing to be called hard names, while they were taking him to an inn. Nor would they permit him to abuse one whom he was under obligation to cherish and protect.

Day at length dawned; the morning meal was prepared and eaten. Reed and Mc Cutcheon then set about cacheing***) their beef, etc., up in the trees, and the flour in Curtis' wagon, reserving only enough for present use. They then resumed their journey, with all the animals, except a mule that had frozen to death during the night.

After traveling about four miles, they encamped at the foot of the valley. During the night Curtis again became very abusive. No one, however, seemed inclined to notice him, except Mc Cutcheon, who said to Reed, in a whisper, „Reed, Reed! do you hear that fellow again, that starveling, pitiful-hearted Titan, that plague of all cowards, that —

---

*) Das Wort nudge (Stoß) findet sich auch bei Odell Elwell nicht. Es ist von einem Zeitworte gebildet. Im Breitschottischen (in Nordschottland) kennt man to nodge, mit den Knöcheln stoßen, im Nordenglischen to nudge, stoßen (z. B. „What are ye nudging at“).

**) Das englische thing mit der alten Bedeutung Mutz, Thier, häßliches Ding, ist auch in Nordfriesland und in Orkney bekannt. Auf Nordfriesisch heißt es Thing (ebenso ausgesprochen wie im Englischen).

***) Das Zeitwort to cache, ein aus dem Französischen (cacher) entstammtes Wort, (part. cacheing, cached) findet sich nirgends in den Wörterbüchern, auch nicht bei Odell Elwell, der nur „cache, das Loch, der Erdkeller“ hat, was nicht ganz genau übersetzt ist. Das Substant. cache bezeichnet jede Oertlichkeit, wo man etwas versteckt, vertieft. Cached im Schnee oder in der Erde heißt buried. Cached, sagt Thornton 2, 107, is used for what is hidden. Cacher, the verb, is equivalent to to conceal.

„Stop, stop," said Reed, amused at his quotations from Shakespeare, and following the example, continued —

„breathe awhile,
You tire yourself in base comparisons."

„Well, well, I have no patience with him," said Mc Cutcheon. „I have a mind to get up and maul him, until nothing is left of him."

Curtis hearing a whisper, and having a very sensible recollection of the snow drift, observed during the remainder of the night a very becoming silence, and his conduct was otherwise unexceptionable. In the morning however, he was observed before breakfast to take a firebrand to a place some distance from the camp, as though he was about to make a separate fire. This did not escape the keen eye of the rough and resolute Mc Cutcheon *) who immediately went to him, and thundered out a series of his favorite Shakespearian epithets — „You villainous coward! You panderly rascal! You Phrygian Turk! You knave! You — you" —

Here he seemed to have reached the end of his breath, and of his vocabulary at the same moment. But Curtis, anticipating what he would have said, replied, that he was „**afeard**" of being killed, and that he had gone out there to make a fire **).

„Now march right back," said Mc Cutcheon, „and sit down by the fire, and behave yourself, and don't let me know you to make a Judy of yourself any more, or I'll whip you half to death. If it was not for your wife, we would leave you, and trouble ourselves no more with you. But prudence requires us to take you both in together. But you will, I expect, provoke me to give you a most terrible thrashing."

After breakfast, the horses and mules were caught and packed. They resumed their journey, and Curtis pushed forward for the purpose of avoiding the labor of assisting to drive. Mc Cutcheon observed it, and suggested to Reed the propriety of calling back „that unconfinable baseness" as he denominated Curtis. He was permitted to go forward, however; he seemed to hurry on as though he knew that Mc Cutcheou or the pestilence was at his heels. About 10 o'clock, A. M., a pack of goods, owned by Curtis, became loosened, and fell under the mule. This brought Mc Cutcheon's stentorian lungs into full play, in calling Curtis to return. The hills and valleys echoed back the Shakespearian epithets by which he sought to arrest the onward progress of the fugitive. Curtis was driving through the snow at full speed. Mc Cutcheon was behind gaining upon him, and bellowing like „a bull of Bashan." Curtis was in the mean time „**booming it**," as Mc Cutcheon phrased it, as though he every moment expected to feel the horns. At length, Mc Cutcheon came up with him, and suddenly restored him to hearing, by making some half a dozen very professional applications, not to the organs affected, hut to another part, upon the principle of counter-irritation; repeating the application some two or three times on their way back to the mules. As they came within hearing

---

*) Dieser Mac Cutcheon (ein psychologisch höchst interessanter Charakter) wird als „a great **stalwart** (die corrumpirte americanische Form von stallworth, des Stalles werth — vom Vieh hergenommen —) Kentuckian" von 6½ Fuß Länge beschrieben. Es giebt sehr viele seines Schlages in Kentucky, wo die calvinistischen Kirchen vorherrschen und die schottische Race beurkunden. Bei der neuerlichen gräßlichen Explosion des Dampfschiffs Louisiana bei New-Orleans rief ein ähnlicher unversehrt an's Land geworfener Kentuckianer aus, als er eben wieder auf den Füßen stand: „I'll be damned, if I had ever such a fall in my life."

**) Afeard ist die bei Shakespeare ganz gewöhnliche Form. Die neuere afraid ist die corrumpirte.

distance Mc Cutcheon called out, „I tell you Reed, he was booming it! The Flemish drunkard — the book of riddles — the mechanical salt-butter, rascal — the Banbury cheese — the base Gangorian wight, was going as fast as a race-horse, and was as deaf as an adder, though I bellowed at him like a mad bull, when no more than twenty feet from him" *).

This little incident having passed off, the party continued until night **), when they encamped. The evening **) wore away without any thing of much interest occurring. In the morning, after breakfast, they resumed their journey.

After getting out of the snow, Messrs. Reed and Mc Cutcheon gave to Mrs. Curtis and her husband all the food that remained, and then pushed on to Mr. Johnson's, where they arrived in the evening **).

James F. Reed und Will. Mc. Cutcheon unternahmen ihre zweite Expedition nach dem Mountain Camp den 22. Febr. 1847 von William Johnson's Wohnung aus. Auf ihrem Rückwege vom Berglager nach den Colonien mit 17 von den unglücklichen auf der Sierra Nevada im tiefsten Schnee überwinternden Auswandrern wurden sie schon in der dritten Nacht an der Nordseite eines kleinen Thals in der Nähe der Quelle des Flusses Yuva, wo sie ihr Lager auf 40 Fuß tiefem Schnee und mehr als 8000 Fuß über den Meeresspiegel aufgeschlagen hatten, von einem der allerfürchterlichsten Schneestürme überfallen, welcher ohne Unterbrechung zwei Tage und drei Nächte dauerte. Ihre Gefahr war am größten in der dritten Nacht. Mr. Reed war schneeblind geworden und konnte nichts helfen. Die Mannsleute, außer Hiram Miller und Wm. Mc. Cutcheon, waren alle ganz erschöpft und entmuthigt. Alles war in größter Verwirrung. Alle Kinder schrieen, einige von den Weibern weinten, andere beteten. Auch einige von Mr. Reed's Leuten beteten. Miller und Mc. Cutcheon strengten sich abwechselnd an, die ausgehenden Kohlen zu retten, und fluchten den andern und nöthigten sie, nicht mehr zu beten, sondern an's Werk zu gehen, um das Feuer zu unterhalten, während sie ihnen versicherten, daß sie noch vor Tag alle unvermeidlich umkommen würden. Lauter als das Brausen des Sturmes, das Weinen der Weiber und Kinder, das Beten einiger Männer und das Fluchen andrer hörte man Mrs. Brinns Stimme. Sie schrie:

„Mr. Rade! Mr. Rade! Do in the name of blessed Vargin make yer min get up and make a fire. We're all frazin' — every sowl of us! In the name of Saint Patrick and the Vargin, make them get up. They are all gettin' three dollars a day to take us out of the snow, and here they are a-lettin' us all fraze. The Vargin save us! Oh! you've brought us here to murther us! You brought us away from our comfortable camp to fraze us! Oh! Johnny's fell down in the pit and is kilt intirely. Patrick's froze to death.. Little Jammy's legs are burnt off by the knees; and Patsy's heart has sased to bate for the space of faftane minutes!" Here Mr. Mc. Cutcheon, no longer able to bear this torrent of words, with a multitude of adjectives and expletives, informed her, in a voice he contrived to raise above hers, that if she did not „sase" this abuse and invective, he would, in less time than „faftane minutes," make

*) booming (to boom) ist ein Seemannsausdruck. Das Subst. boom bedeutet den Baum, woran Untersegel befestigt sind, überhaupt eine Spier oder ein Baum, womit etwas ausgehalten, d. i. ausgespannt wird. Jib-Boom ist der Klüverbaum. To boom (the sails) heißt die Segel mit Spieren aussetzen, the ship comes booming, es kommt mit vollstehenden Segeln, mit allen Segeln bei.

**) Der Americaner pflegt noch einen besseren Unterschied zu machen zwischen evening und night, als der Engländer, und nicht gern z. B. last night für last evening zu sagen. Der Engländer ruft aus a fine night — a bad night — wenn es eben dunkel geworden.

her heart „sase to bate." The whole scene, though one of distress and the most imminent peril, was one in which the comic and tragical, the terrible and the ludicrous were strangely mingled. At length, however, a fire was made, and it was soon found that Johnny had not been „kilt," nor Patrick froze to death, nor little Jammy „burnt off by the knees," and that Patsy's heart was still „bating," and that Mrs. Brinn's tongue was running with an increased velocity *).

Eine andre Gesellschaft hatte Abends den 22. Febr. beim Lagern John Danton vermißt. Man ging zurück, um ihn zu suchen, und fand ihn in tiefem Schlaf auf dem Schnee. Man mühte sich bald eine Stunde ab, ehe er aufwachte, und brachte ihn glücklich ins Lager. Nachdem er am folgenden Tage eine (engl.) Meile gereist, mußte er sich aus Erschöpfung niedersetzen, und bat seine Gefährten, ihn hier zu lassen, um ihr eigenes Leben zu retten, ihm würde wohl, wenn es möglich wäre, Hülfe geschickt werden. Sie machten ihm nun ein Feuer, brachten einen Haufen Holz zusammen, gaben ihm fast allen Proviant, den sie hatten, und ließen ihn in der Wildniß zurück. Mr. Reed eilte nachgehends zu seiner Rettung herbei, allein der Lebensfunke war schon erloschen. Er hatte das Bischen Proviant noch in der Tasche. Er ward in einer sitzenden Stellung gefunden, gegen einen Schneehaufen angelehnt und den Kopf nach vorne geneigt. Mr. Danton war ein gescheidter liebenswürdiger junger Mann von 30 Jahren, von Profession ein Büchsenmacher und gebürtig aus Sheffield in England, wo er noch eine Mutter hatte. Vor dieser Reise hatte er sich vier Jahre zu Springfield in Illinois aufgehalten und viele Freunde hier erworben, die ihn liebten. Neben ihm fand man ein Stücklein Gummielasticum, einen Taschenbleistift und ein kleines Tagebuch, das einen kurzen Bericht von einigen der auffallendsten Begebnisse der Reise und unter andern von seinem Weihnachtessen enthielt. Auf einem Lappen Papier hatte er mit Bleistift ein Stück Poesie niedergeschrieben und einiges davon mit seinem Gummielasticum ausgerieben und verbessert. Dieser sein Schwanengesang, den er vor dem letzten schweren Schlummer sang, mitten in der endlosen Schneewüste, als tausend Bilder vergangener Schönheit und Freude und jener Schauplätze seiner Heimath vor seine Seele traten, die zartesten Rückerinnerungen sein Herz bedrängten und die Scenen seiner Kindheit und Jugend mit ungewohnter Lebendigkeit vor ihm vorübergingen, erschien bald nach seinem Tode im Californian Star. Am 29. Mai 1846 hatte er auf der Reise am Blue-Earth River der hier gestorbenen Mrs. Keyes, Mrs. Reeds Mutter, einen Leichenstein gesetzt. Das Blatt Papier mit seiner Inschrift war sein eignes Grabmal. Die Inschrift lautet:

O! after many roving years,
How sweet it is to come
Back to the dwelling-place of youth —
Our first and dearest home: —

*) Aus den Formen Rade (für Reed), yer (für your), min (für men), frazin (für freezing), sowl (für soul), gettin' (für getting), a-lettin' (für letting), murther (für murder), fraze (für freeze), kilt (für killed), intirely (für entirely), Jammy (sonst Jemmy und Jimmy), Patsy, sased (für ceased), bate (für beat), faftane (für fifteen), und den Namen Patrick, Saint Patrick und blessed Vargin (für Virgin) ist zu sehen, woher die Brinns stammen. Aus Irland. Das eine fraze in frazin' heißt erfrieren und das andre in to fraze us erfrieren lassen, todt frieren lassen. In Nordengland sagt man für your, yor und für yourself, yorsel. Neben Jemmy und Jimmy ist Jim (für James) in Nordengland gebräuchlich. Auf Breitschottisch heißt sowl (für soul) saul und sawl. Den Mangel des Buchstabs g im part. praes. hat das Breitschottische mit dem Irisch-Englischen gemein. Für murder (Mord) sagt der Breitschotte murth und morth (besonders in älterer Zeit war das der Fall). Die Form kilt für killed ist nicht Breitschottisch, der a-Laut in sased, bate, faftane u. s. w. auch nicht.

To turn away our wearied eyes
From proud Ambition's towers,
And wander in those summer-fields —
The scene of boyhood's hours.
    But I am changed since last I gazed
Upon that tranquil scene,
And sat beneath the old witch-elm,
That shades the village green;
And watched my boat upon the brook —
It was a regal galley,
And sighed not for a joy on earth,
Beyond the happy valley.
    I wish I could once more recall
That bright and blissful joy,
And summon to my weary heart
The feelings of a boy.
But now on scenes of past delight
I look, and feel no pleasure,
As misers on the bed of death
Gaze coldly on their treasure.

Bibliothek der Neueren Sprachen.

Im Jahre 1841 veröffentlichte Herr W. Engelmann in Leipzig bekanntlich den ersten Katalog aller in Deutschland erschienenen Grammatiken, Wörterbücher, Chrestomathien und Lesebücher u. s. w., welche das Studium der lebenden europäischen Sprachen betreffen, und verpflichtete sich dadurch die Freunde der neueren Philologie (II. Bd. der Bibliotheca philologica). In einem Supplementhefte erhalten wir jetzt eine dankenswerthe Fortsetzung dieses verdienstlichen Unternehmens, welche die betr. Literatur v. J. 1841 bis 49 in der größten Vollständigkeit behandelt und auch die im Auslande erschienenen Werke theilweise mit herangezogen hat. Das Buch verdient dringend empfohlen zu werden, und wir sprechen nur schließlich den Wunsch aus, daß der Herausgeber bei einer späteren Fortsetzung die sprachwissenschaftlichen Werke mit gleicher Vollständigkeit berücksichtigen möge.

Zu der etymologischen Lese aus dem Plattdeutschen.

Indem ich Herrn Gliemann für seine Bemerkungen über plattdeutsche Onomastik aufrichtigst danke und denselben zur Fortsetzung seiner Observationen aufmuntere, kann ich nicht umhin, Ihnen hier einige kritische Proben zur Veröffentlichung mitzutheilen.

1) Herr Gliemann vermuthet einen Zusammenhang zwischen Spuck, plattd. spôk (= Gespenst) mit Speck, plattd. spak, derselbe ist ihm aber nicht klar. Mir auch nicht! weil Hr. Gl. auf ganz falscher Fährte sich befindet, indem Spuck und spôk mit Speck und Spak gar nichts gemein haben, sondern einfach von dem lat. Species (Schein) herkommen, worauf ja unwidersprechlich Spectrum führt — daher „Erscheinung." Der Begriff des Täuschens ist der sekundäre, — vgl. isl. puke = Kobold, engl. puck, schwed. pocker = Dämonen.

2) Gl. erklärt paggeln = einen Teig mit der flachen Hand wälzen. Vielmehr scheint man an πήγνυχες denken zu müssen.

3) **Stapel** (Schiffsbaustätte) hängt nichts weniger als mit Stift, Stip (stipes?) zusammen, sondern ist einfach das lat. stabulum, daher aufstappeln (Waaren) = aufhäufen in stabulum.

4) Gl. meint, daß **Fink** (fringilla, colebs) verwandt mit **Funke** (scintilla) sei, erhelle aus dem plattd. pinken = mittels eines Stahls und Steins Feuer schlagen!? Allerdings können Fink und Funke in nahe Beziehung zu einander gebracht werden, wiefern beide von φέγγω kommen, welches scheinen, leuchten heißt, von dem aber auch φθέγγα, φθέγγομαι herkömmt, welches tönen bedeutet, denn θ ist nur eingeschoben wie in χθὲς, welches von χες stammt, s. Wyttenbach. So ist nun der Fink = der tönende, vgl. Lerche u. A., der Funke = der scheinende — wie auch fringilla, frigilla den Ton anzeigt, denn es kömmt von frigutio = zwitschern.

5) Bei **Gelgest** bekennt Hr. Gl., die Bedeutung von gest nicht zu kennen. Wir Berner können ihm den Schlüssel geben. Wir haben ein Wort „entgesten" = entstellen, das Aussehen verändern, und zwar in malam partem. Offenbar weis't uns das auf gestus zurück: Geberden, Ansehen, Aussehen, vgl. „es werden Geberden als ein Mensch erfunden" (Luther). Daher Gel-gest = gelbes Aussehen, — Gilberisch?.

6) **Specht** kömmt allerdings von picus her, denn S wird häufig vorgesetzt — jedenfalls nicht von spakk (= faul Holz, Speck), denn der Specht geht nicht sowol an die faulen Stämme, als vielmehr an diejenigen, wo zwischen der Rinde und dem Holze sich Raum vorfindet, d. h. wo die Rinde nicht hart anliegt, daher eine Höhlung läßt, wo aus dem eingeschlossenen Saft des Holzes, der in Gährung übergeht, sich Würmer bilden, welche der Specht sucht, indem er die Rinde durchklopft oder aufhackt, aufpickt. Der Stamm des Baumes kann ganz gesund sein. Picus nun ist so gut wie unser deutsches picken, oder wie πικρὸς, piquer onomatopoetisch, und bezeichnet einen kurzen (daher schnellen) spitzigen Stoß oder Schlag oder Eindruck (das Pikante in Speisen, Reden u. dgl.), vgl. spicken (S-picken), welches zunächst ein Stechen und Stecken mittels eines spitzigen (S-pi-zig) Instruments bedeutet, und zwar in der bes. Beziehung auf ein Stück Fleisch, einen gebratenen Hasen u. dgl. — erst von da hat es auch die Bedeutung des Füllens, daher „ein gut gespickter Geldbeutel" u. dgl. Zudem kömmt spicken im Berndeutschen noch in bes. Weise vor: 1) Spickrohr = eine mehr oder minder lange Röhre, durch welche man Kügelchen, Erbsen, Kirschsteine u. dgl. bläs't, um ein Ziel zu treffen, 2) Knaben spicken = sie schießen (nicht werfen) auf eigene Weise mit den Fingern kleine Marmorkügelchen (= Märmel) nach andern, welche etwa in Quadratform am Boden aufgesetzt sind. Somit wird durch Versetzen des s die Bedeutung von picken modifizirt, so oder so, indem das einfache picken ein Schlagen mit dem Schnabel (schnappen) ist, zum Zwecke der Aneignung des Getroffenen! resp. zum Zwecke des Fressens, während der S-pech-t pickt, zum Zwecke des Oeffnens oder Brechens, oder mittels des Spickrohrs dem Kügelchen ein Stoß gegeben wird, daß es, wie ein Spieß oder Pfeil, spitzig die Luft durchschneidet und spitzig am Ziele an- oder einschlägt.

Daß dieses die richtige Erklärung ist, leuchtet ein, weil der Grund der Bedeutung nicht außerhalb des Subjectes, nicht in dem zufälligen Objecte (im faulen specklichten Holze), sondern in dem Subjecte oder seiner Thätigkeit (in ihrer Form) liegt, somit eine nothwendige ist.

7) **Rüffel, rüffeln** scheint allerdings dem Sinne nach mit der plattdeutschen Bedeutung Spaten in Beziehung gebracht werden zu können, welches aber nicht verwandt ist mit sputen und spoden = sich beeilen; vielmehr bedeutet rüffeln: tadeln, durch Tadel treiben, in Bewegung setzen (cf. rapio). Spaten kömmt unmittelbar σπάθη, spätha (vid. G. Schwenk, etym. Wtb. 1827), womit vielleicht verw. ist Spiess, spitz (spit-s). Rüffeln kann in sofern an Spaten erinnern, als auch wir im Berndeutschen sagen: jemanden battern = antreiben, aufjagen, in Bewegung setzen; urspr. heißt es (battre) schlagen, was an einen Stab oder Spaten erinnert.

8) **Spæt**, berndeutsch spät, mag allerdings verw. sein mit spoden, sputen, nur nicht so, wie Gl. meint, sondern sofern das, was spät kömmt, deshalb Eile

hat, um sein Ziel zu erreichen, dergl. Bildungen z. B. im Hebr. oft vorkommen. Umgekehrt kömmt vielleicht serus (spät, langsam) von sero, und dieses von εἴρω = zusammenfügen, aneinanderhängen (daher auch: reden), also = was kein Ende nimmt, nicht fertig werden will, daher lange auf sich warten läßt, vgl. „es harzet" = geht schwer, mühsam, langsam von Statten.

9) sparen ist nicht verw. mit Speer, sofern dieser ein Langes bedeutet, daher „etwas so gebrauchen, daß es lange vorhält," sondern einfach mit sperren = zurückhalten (arceo, coërceo) zur Bewahrung. Und wie sperren verw. ist mit Sparren, Bernisch Spären (= kurze Stange zum Sperren), so Speer mit Sparren (und sperren), wiefern dieser eine Stange bedeutet. — Speer liegt entweder weiter ab, als Stange zum Stechen (cf. bohren), oder steht oben an, wenn nämlich bohren (wie Schwenk glaubt) die Wurzel enthält, so daß dann Sparren das Spätere wäre und überhaupt die Stange bezeichnete, wovon dann sperren und sparen Ablautungen wie die hebr. Piel, Hifil ꝛc.

10) Wenn Gl. die Wörter Güst, Gest, Geist für verw. erklärt, so ist das sehr kühn und unwahrscheinlich. Vorerst gehört Gest schwerlich hieher (s. oben); ferner führt güst nicht auf den Begriff „Geschlechtstrieb" (sinnlichen fervor), sondern scheint verw. mit dem berndeutschen gust in dem Ausdruck: „die Kuh geht gust" = sie ist dem Werfen (Kalbern) nahe, wird daher nicht mehr gemelkt, und gusti = ein Kalb, welches noch nicht Milch giebt, d. h. noch nicht „zugelassen und zulässig" ist, also noch unbrauchbar — nur genießend (gustans), nichts gebend. Geist scheint freilich in keiner Weise nothwendig von gießen (Gießen!) zu kommen, aber noch weniger das (und zwar sinnliche!) Begehrungsvermögen zu bedeuten. Das wäre fürwahr keine Ehre für die Germanen, obgleich nicht selten die geistigsten Menschen auch die sinnlichsten sind. Aber der Ausdruck Geist hat mit dieser anthropologischen Erscheinung keine unmittelbare Beziehung. Vielmehr ist Geist allerdings mit Gischt verwandt, wie das aus dem Bernischen Gischt, Gīst (i ist stumpf und gedehnt) = Geist, erhellet, vgl. das angelsächs. gyst — und weiter aus dem bernischen jäsen, Jäs = gähren, Gährung, vgl. das bernische Jast, jasten = eilen (festinare). Somit liegt darin die Grundbedeutung: „starke Bewegung" — und zwar eine solche, die ihre treibende Ursache nicht außer sich (mechanisch), sondern in sich hat, nur nicht auf organische, sondern chemische Weise, d. h. in Feuer, Hitze bestehend, cf. fervor — vgl. wend. jesa = Zorn, u. schwäb. ierhaft = zornmüthig, aufbrausen (s. von Schmid schwb. W. B.) — s und r sind Wechsellaute, cf. kiesen u. küren = wählen, was = war u. a. m. Somit bed. Geist = innerliche Feuerkraft, als Ursache äußerer Bewegung und erscheinender Entwickelung, was zunächst sinnlicher (im Allgem.), aber weiter dann unsinnlicher, doch aber mit dem Sinnlichen (Stoff) zusammenhängender, und zuletzt übersinnlicher, von allem Sinnlichen abgetrennter, oder alles Stoffliche unbedingt beherrschender Natur ist. Das Erste erscheint im Stofflichen (z. B. Wein), das Zweite im Menschen, das Dritte in Gott.

11) Dopp will Gl. nicht mit Topp, Topf zusammenhängen lassen, sondern nur mit dep (= tief), döpen (= taufen), und ich glaube mit Schwenk: ohne Grund! Dopp und Topp bez. ein Hohlgefäß, und wir Berner nennen das rindenartige Näpfchen der Eichel: Racheli — also eine Art Topf. Daher döppen = die Eichel ausschälen, d. h. aus der Schale (= Tasse) lösen.

12) Die Betrachtung über das Verhältniß p von pell und fell, pot u. fot, bakken und pakken, pikken und bikken läßt sich schwerlich rechtfertigen.

Bern. **Prof. Dr. Zyro.**

Johanna Porter.

Am 24. Mai starb eine von Englands vielen Schriftstellerinnen, Miß Jane Porter. Wir finden in einem englischen Blatte folgende Notiz über sie: „Miß

Porter, kann man sagen, war die Gründerin des historischen Romans, der seitdem so sehr unter uns prosperirt, zu Englands schöner Literatur so anziehende Beiträge geliefert hat. Die Verfasserin des „Thaddäus von Warschau" und der „Schottischen Häuptlinge" hat sich in den Herzen ihrer Landsleute ein bleibendes Andenken der Achtung und Dankbarkeit gestiftet. Die Familie der berühmten Dame ist von irischer Abkunft. Ihr Vater, ein Dragoner-Officier in britischen Diensten, starb im besten Mannesalter und ließ seine Wittwe, eine Miß Blenkinsop aus Northumberland, mit fünf Kindern und geringen Mitteln zurück. Allein die Talente dieser verwais'ten Familie erhoben sie zu Vermögen und Ansehen. Von den drei Söhnen erlag der eine jung einem gefährlichen Tropen-Klima, als er kaum eine hoffnungsvolle Laufbahn betreten; der zweite ward ein geschickter Arzt von ausgedehnter Praxis — der jetzige D. William Ogilvie Porter in Bristol, bei welchem geliebten Bruder Miß Jane zuletzt lebte und starb. Der dritte Sohn war der sel. Sir Robert Ker Porter, ausgezeichnet als Maler und als Soldat; einige unserer besten Schlachtstücke sind das Werk seines Pinsels, und im Halbinsel-Kriege focht er mit Ehren; er war an Sir John Moore's Seite, als dieser bei Corunna im Augenblick des Sieges fiel. Später war er britischer Consul in Venezuela. Seine „Reiseskizzen aus Rußland und Aegypten" haben ihm auch einen schriftstellerischen Namen gemacht. Er war mit einer russischen Erbin verheirathet, und seine Tochter, außer D. Porter der einzige überlebende Sprößling der Familie, hat sich in Rußland ihren Heerd gegründet. Noch berühmter wurden die beiden Schwestern dieser Brüder Porter. Die jüngere von ihnen, Miß Anna Maria Porter, trat schon in ihrem zwölften Jahre als Schriftstellerin auf; sie schrieb viele Novellen, die Glück machten; die beliebtesten waren „The Hungarian Brothers," „The Recluse of Norway" und „The Village of Mariendorpt." Sie starb bei ihrem Bruder in Bristol am 6. Juni 1832. Die ältere Schwester, Miß Jane Porter, von welcher wir hier handeln, war im Jahre 1776 zu Durham geboren, wo ihr Vater damals in Besatzung lag. Nach dem frühen Tode ihres Vaters erhielt sie mit ihrer Schwester eine treffliche Erziehung in Edinburgh unter einem schottischen Hofmeister Herrn Fulton. Von da zog sie mit der Mutter nach Ditton, und später nach Esher in der Grafschaft Surrey, wo Mistreß Porter, eine geistige, sehr begabte Frau, im Jahre 1831 starb; auf ihrem Grab im Dorfkirchhofe von Esher steht die Inschrift: „Hier liegt Jane Porter, eine christliche Wittwe." Ihre Tochter Jane erlangte als Novellen-Dichterin bald großen Ruhm. Ihre drei berühmtesten Werke sind ihr „Thaddeus of Warsow," den sie in ihrem zwanzigsten Jahre schrieb, die „Scottish Chiefs" und „The Pastor's Fireside" (das Pfarrerhaus). Thaddäus von Warschau gewann eine ungemeine Popularität; er ward in die meisten festländischen Sprachen übersetzt, und Kosciusko übersandte der Verfasserin einen Ring mit seinem Bildniß. General Gardiner, der englische Gesandte in Warschau, konnte sich nicht genug verwundern, daß solche lebendige, wahrheitsgetreue Schilderungen des Landes und Volkes von einer jungen Dame herrührten, welche niemals in Polen gewesen. Gleiches Glück machten die „Schottischen Häuptlinge." Walter Scott gestand eines Tages vor Georg IV. im Bibliotheksaale des Carlton-Palastes, dieser Roman der Miß Porter sei der Vater der Waverley-Novellen. Noch drei Monate vor ihrem Tode schrieb Miß Porter an einen Freund: „„Ich gestehe, ich fühle mich als eine Art Sibylle in diesen Dingen. Es sind nun volle funfzig Jahre her, seit ich mit meinen „Schottischen Häuptlingen" und dem „Thaddäus von Warschau" mich auf ein damals unbetretenes Feld wagte. Und welch ein glänzendes Geschlecht ähnlicher Chronisten edler Thaten ist seitdem in derselben Bahn gefolgt! Erst der Verfasser des Waverley und all jener seelenerregenden Erzählungen von Kriegs- und Liebes-Abenteuern; dann Herr James mit seinen historischen Novellen aus England und Frankreich, welche eine erlesene Dichtung so wunderbar mit den Thatsachen verschmelzen, daß das Ganze als gleich wahrhaft erscheint."" Miß Porter schrieb in Verbindung mit ihrer Schwester die „Tales round a Winter's Hearth (Erzählungen am Kamin)"; auch war sie unermüdlich in Beiträgen für die periodischen Schriften ihrer Zeit. Ihre biographische Skizze über Oberst Denman, den afrikanischen Reisenden, im

„Naval and Military Journal" ward als eine der rührendsten Parentationen viel bewundert. Miß Porter war Stiftsfräulein des polnischen St. Joachim-Ordens, mit welchem sie für ihren „Thaddäus von Warschau" beehrt wurde. Ihre Portraits stellen sie mit diesem Orden dar."

Mr. Ticknor.

Der Verf. des in kurzer Zeit so berühmt gewordenen americanischen Werkes über Spanische Literatur trat zuerst als Professor of Modern Literature im Harvard College auf. Zu seiner Vorbereitung auf diese Stelle hielt er sich mehrere Jahre in Europa auf, studirte längere Zeit in Göttingen, machte sich späterhin in Frankreich mit den romanischen Dialecten bekannt und arbeitete mit großem Eifer in Spanien, wo ihn die K. Akademie für Geschichte zu ihrem Mitgliede machte; wir erwähnen aus einem Briefe an Southey, daß ihn schon damals W. Scott einen „wonderful fellow for romantic lore" nannte. Wie sehr sich die Munificenz der Americaner von der Aermlichkeit unserer deutschen Einrichtungen unterscheidet, beweis't aber dieser Fall wieder, wo man dem erwählten Professor sogleich seinen Gehalt nebst einem dreijährigen Urlaube verwilligte. — Nach seiner Rückkehr las Hr. T. über spanische, französische und englische Literatur und wirkte etwa 15 Jahre lang mit gutem Erfolge und erfreute sich allgemeiner Anerkennung. Seine Studien waren immer mehr dem Spanischen ausschließlich gewidmet, und nach einer 15jährigen akademischen Wirksamkeit entschloß er sich zu einem zweiten Ausfluge nach Europa, auf welchem er sich vorzugsweise in Spanien aufhielt und mit Unterstützung des berühmten orientalischen Gelehrten Don Pascual de Gayangos in Madrid seine Kenntniß des Castilianischen noch vertiefte. So brachte Hr. Ticknor nun das ausgezeichnete Werk über die spanische Sprache und Literatur zu Stande, welches ganz auf eignen Forschungen beruht und fremden Leistungen nur wenig zu danken hat.

In dem Educational Course des Herrn Chambers in Edinburgh ist jetzt auch eine History of German Literature von Joseph Gostick erschienen, dem Verf. des Spirit of German Poetry. Für Leser, welche die deutsche Literatur noch gar nicht kennen, scheint uns das Werk zu kurz zu sein; für Andere indessen, welche sich mit derselben schon einigermaßen vertraut gemacht haben, ist es nicht vollständig genug. Die Uebersetzung der mitgetheilten Sprachproben verdient Lob.

Americanische Sitten sind bekanntlich in England höchst vielseitig behandelt worden, und Blackwood's werthvolle Zeitschrift z. B. hat über diesen Gegenstand bekanntlich eine Reihe von Aufsätzen geliefert, welche viel gelesen worden sind und sich ziemlich ungetheilten Beifalls erfreut haben. Gegenwärtig hat Fraser's Magazine, für welches vorzugsweise Maginn, Carlyle und Thackeray thätig sind, den Gegenstand mit vielem Glücke wieder aufgenommen, und wir machen die Leser des Archivs auf diese Artikel aufmerksam, deren erster sich in dem März-Hefte von 1850 befindet.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

Halliwell, Dictionary of archaic & provincial words, 'obsolete phrases proverbs, and ancient customs from the XIV cent. 2 ed. 2 vols. (Longman, Brown & Co., London.) 21 s.

M. Weishaupt, Vergleichendes Wörterbuch der englischen Sprache. 8 Lieferungen à 15 Ngr. (Jent & Gaßmann, Solothurn.)

Dictionnaire étymologique de la langue wallone p. Grandgagnage (Liège). Muquardt, Bruxelles.) 1 Thlr. 4 Ngr.

Literatur.

Maistre Wace's St. Nicholas. Ein altfranz. Gedicht des 12. Jahrh., herausg. von N. Delius. (König, Bonn.) 15 Ngr.

Wright. The Anglo-Norman metrical chronicle of Geoffrey Gaimar. (Longman, London.) 12 s.

Essai sur François Hofmann p. R. Dareste. (Treuttel & Würtz, Paris.) 2 fr.

E. Noël, Légendes françaises. Rabelais (Treuttel & Würtz, Paris.) 1½ fr.

R. Schultheß, Friedrich und Voltaire in ihrem persönl. und literar. Wechselverhältnisse. (Förstemann, Nordhausen.) ½ Thlr.

Goethe's Religiöse Poesie. Kurzer Abriß der Theologie dargestellt aus Goethe's poet. Werke. (Weilshäuser, Leobschütz.)

H. Düntzer, Goethe's Faust 1. u. 2. Thl. erläutert. (Dyk, Leipzig) 2⅓ Thlr.

King Alfred's Poems: now first turned into English metres. (Longman, London.) 3 s.

Hilfsbücher.

Lehrbuch der Rhetorik für die oberen Klassen der Gelehrtenschule von H. Richter. (Schreck, Leipzig.) 15 Ngr.

Lehrbuch des deutschen Stiles, herausgegeben von Th. Becker. (Kettembeil, Frankfurt.) 24 Ngr.

L. Weinhold, mittelhochdeutsches Lesebuch. (Gerold, Wien.) 16 Ngr.

Auswahl franz. Lesestücke, 2 Bändchen. (A. Recknagel, Nürnberg.) 1 Thlr. 3½ Ngr.

Doublet, Cours pratique de compositions épistolaires. (Treuttel & Würtz, Paris.) 2 fr.

F. L. Kölle, Englisches Sprachbuch. In 3 Abtheilungen. (Zu Guttenberg in Stuttgart.) 1 Thlr.

Studien zu Shakspeare's Macbeth.

Unter dieser Ueberschrift hat neulich Herr Director Breier im Archiv eine Reihe Bemerkungen über Shakspeare's Macbeth mitgetheilt, wie schon früher Herr Dr. Heussi u. Andere gethan. Ich erlaube mir im Folgenden auch einen Beitrag zu geben, werde aber, für jetzt wenigstens, nur eine oder zwei neue, der Erklärung bedürftige Stellen beibringen und mich im Uebrigen, und vorerst, an das von den genannten Herren bereits Gegebene halten, weil dieses in mehrfacher Hinsicht fehlgegriffen ist und der Berichtigung bedarf. Ich beginne mit Hrn. Heussi (Band IV. Heft 1, S. 172). Es ist die Stelle Act 1, Scene 3:

> I myself have all the other;
> And the very ports they blow,
> All the quarters that they know
> I' the shipman's card.

Der Eindruck, den diese Stelle nach Hrn. Heussi's Correction von ports in points und nach der Uebersetzung, die Hr. Heussi mit etwas zu starkem Selbstvertrauen die „richtige" nennt, auf mich gemacht hat, war ein sehr seltsamer, ich möchte sagen haarsträubender. Ich hätte nie geglaubt, daß diese Stelle von irgend Jemand überhaupt mißverstanden, geschweige denn so verunstaltet werden könnte; da aber bis jetzt Niemand Hrn. Heussi berichtigt hat, und auch Hr. Breier geradezu gesteht, „mit der Stelle, wie sie ist, nichts anfangen zu können," so glaube ich nicht etwas ganz Ueberflüssiges zu thun, wenn ich mein Verständniß der Stelle hier mittheile, das aber freilich zuletzt kein anderes ist, als wie dieselbe schon von Tieck und gewiß vielen tausend Anderen verstanden worden ist. Die einfache Erklärung und wörtliche Uebersetzung ist aber diese: die Hexe dankt ihrer Mitschwester dafür, daß sie ihr noch einen (andern) Wind geben will und sagt: „ich selbst habe alle andern (sc. Winde); und (sc. habe, habe inne, habe Macht über) selbst die Häfen (die) sie (die Winde) bestreichen, (habe Macht über) alle (Himmels-) Viertel, die sie kennen auf des Seemanns Karte." — Nun zum Einzelnen: ports ist Object, regiert von I have; nach ports fehlt das Relativ that, als das ausgelassene Object von to blow; an dem Ausdruck: the

winds blow the ports wird Niemand Anstoß nehmen, der weiß, daß man im Englischen, wie im Deutschen, sagen kann und sagt: I blow my fingers, ich blase meine Finger. Mit der nächsten Zeile verhält es sich genau wie mit der vorhergehenden, nur daß das zuvor ausgelassene that hier wirklich gesetzt ist. An they know endlich wird wohl auch Niemand Anstoß nehmen, der sich erinnern will, daß man im gemeinen Leben sogar sagen kann und sagt: die Himmelskörper kennen ihre Bahnen; um so mehr aber wird der Dichter von den körperlosen Winden sagen können, sie kennen ihre Bahnen, sie kennen ihre Richtungen nach den verschiedenen Himmelsgegenden, nicht freilich buchstäblich streng genommen, nach der Windrose, denn diese entwarf erst der Mensch nach Erfahrung und Beobachtung, sondern bildlich und so, daß der Dichter in dem zweiten they Natur und Mensch, oder wenn man lieber will, Naturgesetz und Abstraction nicht unterscheidet, sondern Beides für Eins setzt, so wie ja auch Niemand läugnen wird, daß die Winde Jahrtausende ihre Bahnen wirklich gegangen sind, sie also gewußt haben, ehe dieselben der Mensch nach Compaß und Windrose zum Bewußtsein gebracht hat. Dieses Stück Naturphilosophie des Dichters ist darum ebenfalls leicht zu verstehen. Was bleibt also Schweres oder Dunkles an der Stelle? Ich sehe nichts. Die Hexe sagt: ich brauche nichts von Dir; ich habe selbst schon alles, was Seeleute brauchen: habe (in meiner Macht) Wind, Hafen und Compaß; bin also vollständig ausgerüstet, die Reise zu machen und meinen Mann zu finden. Und nun fährt sie fort: I will drain him etc. — Zu der zweiten, von Hrn. Heussi besprochenen Stelle (Act 1, Sc. 5) habe ich nur zu bemerken, daß, wenn die Lady die murdering ministers an ihre Brust kommen heißt — and take my milk for gall — dieses doch kaum anders gedacht werden kann, als daß sie ihre Milch trinken sollen, und daß Tieck nur hätte zu sagen brauchen „trinkt mir Galle statt der Milch," oder, „trinkt mir die Milch zu Galle," um meiner Meinung nach den Gedanken des Dichters vollkommen wiederzugeben. Diese Worte nämlich, wenn ich nicht sehr irre, spielen auf das Wechselverhältniß zwischen Mutter und Säugling an; eine Mutter mit schlechten Säften theilt diese dem Säugling mit; und diese Rückwirkung sollen hier, nach dem Gedanken des Dichters, im umgekehrtem Verhältniß die Säuglinge auf die Mutter üben, so daß also der Dichter damit den innigsten Verkehr der Lady mit dem Bösen ver-

sinnlichen will. Diesen Gedanken mag wohl auch Heussi zuletzt in die Worte des Dichters legen wollen — „nehmt meine Milch und gebt mir Galle dafür“ — aber er ist doch entsetzlich prosaisch ausgedrückt. — Die dritte Stelle endlich (Act 1, Sc. 7) ist allerdings in der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung durch und durch mißverstanden; aber auch Hr. Heussi hat sie keineswegs richtig aufgefaßt. Da aber dieselbe, aus dem Zusammenhange gerissen, wie sie Heussi giebt, überhaupt nicht richtig verstanden werden kann, so mag sie nebst der kleinen Correctur, die ich mir im Texte hier selbst erlaubt habe, nämlich ein u statt eines i zu setzen, erst ganz hier stehen, worauf ich dann die wörtliche Uebersetzung und Erklärung folgen lassen will.

Act 1, Scene 7.

If it were done, when 'tis done, then 't were well,
It were done quickly: If the assassination
Could trammel up the consequence, and catch
With his surcease, success; that but this blow
Might be the be-all and the end-all here,
But here, upon this bank and shoal of time, —
We'd jump the life to come. — But, in these cases,
We still have judgment here; that we but teach
Bloody instructions, which, being taught, return
To plague the inventor: Thus even handed justice
Commends the ingredients of our poison'd chalice
To our own lips. —

Macbeth, gemartert von dem Gedanken an den zu vollbringenden Mord, tritt auf und sagt: (Man wolle das im Folgenden gesperrt Gedruckte als einen Versuch ansehen, die vielen sich durch diese ganze Stelle durchziehenden Wort- und Gedankenspiele, Tautologien, kurz, die ganze Manier des Dichters möglichst treu, wenn auch nicht immer ganz wörtlich, wiederzugeben) „Wär' es gethan (wäre Alles abgemacht), wann's gethan (geschehen), so wär' es gut, es wäre schnell gethan (ausgeführt, vollbracht). Wenn der Mord auffangen (hemmen, hindern) könnte die Folge (der That, die Strafe) und einfangen (sichern) durch sein Aufhören (seinen Tod) die Darauffolge und den Erfolg, auf daß nur dieser Streich (die bloße That, für mich schon jetzt und im Voraus marternd und quälend genug) sein möchte das All und Ende hier, nur hier, auf dieser Sandbank und Untiefe der Zeit (d. i. für diese wie Trieb- oder Flugsand haltlose, unstäte, unsichere und flüchtige Zeitlichkeit) — wegspringen wollt' ich über's künftige Leben

(die Ewigkeit und ihre Strafen). — Aber, in diesen Fällen (der Schuld) haben wir (erhält der Mensch) unseren (seinen) Urtelspruch (die Strafe) stets noch hier (in der Zeitlichkeit); so daß, giebt Einer eine blutige Lehr', die, wenn gegeben, rückschlägt zu des Gebers (eigener) Qual (oder besser, in des Gebers eigenes Fleisch), die ebenhändige (gleichabwägende, die Wagschalen stets gleich haltende) Gerechtigkeit auf diese Weise (thus) den Inhalt seines giftigen Bechers seinen eigenen Lippen bietet.

Nun zu dem Einzelnen. Man übersehe gleich anfangs nicht das dreifache (vielfach zu deutende) done. In gleicher Weise stehen dann to trammel up und to catch zu und gegen einander; beide Verba haben im Ganzen gleiche Bedeutung, sind aber ganz verschieden zu fassen. To trammel ist to catch, entspricht aber durch den Zusatz von up ganz unserem auffangen, d. i. hemmen, hindern; an ein „Beherrschen" ist hier eben so wenig zu denken, als daß Jemand, der einen Brief, einen Ball &c. auffängt, sagen wird, daß er ihn beherrsche; läßt man aber bei sprachlichen Dingen Sprachgebrauch und Wörterbuch ganz bei Seite, so kann man freilich zuletzt aus Allem Alles machen. Folgende Stelle z. B. mag Hrn. Heussi zeigen, daß trammel ein gar demüthig und bescheiden Wörtchen ist, dem noch nie der Gedanke des Beherrschens in den Sinn gekommen, als: Callous, perhaps to things like these, Would it your worship better please, That I, more loaden than the camels, Should crawl in philosophic trammels? [Lloyd. A familiar epistle.] Kurz und gut, noch nie hat ein Engländer in das Verbum to trammel den Begriff von to rule, to govern, to domineer u. s. w. gelegt, sondern immer nur den von „to catch, to intercept; to shackle, to confine, to hamper." Das Tieck'sche „Aussperren aus seinem Netz und aus der Tiefe ziehen" giebt freilich eben so wenig den Gedanken des Dichters auch nur im Entferntesten wieder, so wie die ganze Uebersetzung darthut, daß das Verständniß dieser Stelle Tieck allerdings mit sieben Siegeln verschlossen geblieben war. Den ersten Anlaß des Mißverständnisses scheint offenbar auch Tieck das to trammel gegeben zu haben, das derselbe noch viel unrichtiger auffaßt als Heussi. Trammel ist aber abgeleitet von, oder doch verwandt mit L. trama, Einschlag oder Eintrag im Gewebe; daher a trammel-net, ein (leichtes) Schlagnetz, Vogelgarn — „a long net to take great and small fowl with by might" — wie eine

englische Note erklärt, nicht also zunächst ein Fischernetz; daher to trammel up, überziehen wie mit einem Garn oder Netz, und so fangen, gleichbedeutend mit to catch, to catch up. Wie Tieck „aussperren aus dem Netz," so meinen Andere „einsperren in das Netz;" allein so lange man das leidige Netz und andere Maschinerie nicht ganz aus dem Spiele läßt und nicht auf die von dem Dichter beabsichtigten Wortspiele eingeht und diese ganze Stelle unter diesem Gesichtspunkt auffaßt, wird man sie nimmer richtig verstehen. In ähnlicher Weise wie to trammel up und to catch beziehen sich dann surcease und success auf einander, und stehen durchaus nicht absichtslos neben einander; das Aufhören bedingt das Darauffolgen, die Cession die Succession, so wie cessare und cedere, cessum, auch selbst etymologisch verwandt sind. Sorgfältig von einander abzuheben und wieder auf einander zu beziehen sind ferner die Worte but this blow — but here, was weder von Tieck noch von Heussi geschehen ist. Wenn Letzterer übersetzt: „damit dieser Schlag nur hier das ganze Sein und das Ende von Allem wäre, nur hier" — so kann ich darin überhaupt keinen Sinn finden, der Gedanke des Dichters wenigstens liegt ganz gewiß nicht darin. The be-all and the end-all, so wie bank und shoal sind wiederum Tautologien, Wort- und Gedankenspiele, die gleich gut zum Vorausgehenden als Nächstfolgenden passen; auch to jump ist wohl nur gewählt mit Rücksicht auf das eben vorhergegangene bank, das urspruglich eine Bank*) bedeutet, gleich bench. Viel hat man sich den Kopf zerbrochen über das bank and shoal of time. Nachdem die Tieck'sche „Schülerbank" beseitigt war, übersetzte man, und gewiß im Allgemeinen weit richtiger, „Scheiterbank der Gegenwart," ich denke Simrock zuerst. [Man vergleiche die Erklärung dieser Stelle von Dr. Ziel; Archiv IV, Heft 2, S. 319.] Aber auch damit werden, meiner Meinung nach, diese Worte weder dem Ausdruck noch dem Gedanken nach richtig wiedergegeben. Denn einmal geht dabei die beabsichtigte Tautologie verloren, und dann wird dadurch der eigentliche Gedanke

---

*) Auch selbst „zum Daraufsitzen bestimmt," als z. B. Placed on their banks, the lusty Trojans sweep [Waller] — sitzend auf ihren (Ruder-) Bänken, fahren sie dahin. So auch in den Bubbles — The Promenade —: „Whenever her mistress stopped to talk to any of her friends, and when a couple of families, seated on a bank, were amusing each other with jokes etc."

des Dichters getrübt, indem obiger Ausdruck an die Gefahren dieses Lebens, als vergleichbar einer unsicheren Schifffahrt, erinnert. Aber dieses Bild oder dieser Gedanke hat hier dem Dichter gewiß nicht vorgeschwebt, so wie er auch nicht hierher paßt. Meiner Meinung nach muß diese Stelle wort- und gedankentreu etwa so übersetzt werden: — auf daß nur dieser Streich das All' und Ganze wäre hier, nur hier, auf dieser seichten Furt der Zeit*) (seichtuferigen Zeitlichkeit, über die man so schnell hinwegkommt, die so schnell vergeht, so wenig Halt und Dauer hat) wegsetzen [unbeachtet lassen], wollt' ich das [tiefe, grund- und uferlose ewige] Jenseits. Nur hierauf paßt, dünkt mich, das Lessing'sche Wort: „ich bin Shakspeare!" — Ganz analog dem Vorausgehenden gebraucht der Dichter zunächst wieder to teach instructions, Lehren lehren, ein Ausdruck, dem man es fast ansieht, daß er gesucht ist. Klar scheint jedoch, daß der Dichter damit sagen will, was wir mit unserem Einem eine Lehre (Lection) geben (sc. mit dem Bakel, Stock oder sonst); also eine blutige Lehre geben = blutrünstig schlagen, tödten. Was aber Tieck sagen will, wenn er übersetzt: — „daß, wie wir ihn gegeben, Den blut'gen Unterricht, er, kaum gelernt (taught?), Zurück schlägt, zu bestrafen den Erfinder:" — kann ich nicht enträthseln; noch auch Simrock (s. Hiecke's Macbeth S. 16): — „Die blutige Lehre, Die wir den Andern leihn, fällt, kaum ertheilt, Auf des Erfinders Haupt." — Einem eine blutige Lehre leihn, soll das heißen, sie ihm an die Hand geben, sie ihm unterschieben, also hier, einen zum Mord bereden, verleiten, so daß dann the inventor der wäre, welcher sie an die Hand giebt? — Warum aber das, und wie paßt das hierher und auf Macbeth's Fall? Warum soll nicht the inventor vielmehr the instructor oder teacher of the bloody lesson i. e. the murderer selbst sein? Dies scheint mir allein zu dem unmittelbaren Zusammenhang sowohl, als zu der in der ganzen Stelle eingehaltenen Manier

*) Seichte Furt der Zeit. Dies giebt allein den vollen Gedanken des Dichters wieder und stimmt allein zu den ihn verkörpern sollenden Worten; Time steht als das Ziehende, Fortgehende dem ruhigen, flußlosen Verharren der Ewigkeit entgegen; shoal bezeichnet das Seichte des Flusses der Zeit, und so das Flüchtige derselben, wie Wasser auf seichten Stellen, also die Kürze der Zeitlichkeit im Vergleich zur Ewigkeit. Bank besagt dasselbe als shoal und macht zugleich ein zweites Wortspiel mit to jump. Nur so darf man die Stelle fassen, die von wunderbarer Schönheit ist.

des Dichters zu stimmen. Es dünkt mich aber, als hätten die Uebersetzer die Stelle nicht verstanden und sich darum auf den heiligen Tripos gesetzt; bin ich der Irrende, werde ich gründlicher Belehrung sehr verpflichtet sein. Wenn dann Tieck nach einem Kolon fortfährt: „Dies Recht, mit unabweislich fester Hand, Setzt unsern selbstgemischten, gift'gen Kelch An unsre eigenen Lippen“ — oder Simrock nach einem Punct: — „Gleichwägende Gerechtigkeit zwingt uns, den eignen Giftkelch zu leeren“ — so fehlt, von allem Andern abgesehen, die rechte Verbindung dieses Satzes mit den vorausgehenden, die aber, meiner Auffassung nach, auch nur vollkommen hergestellt werden kann, wenn man statt this — thus liest, was zum Ganzen in demselben Maße gut paßt als this schlecht. Der einfache Gedanke und Zusammenhang ist doch nur dieser: If we teach bloody instructions (commit murder), they return to plague the inventor (i. e. the murder comes home to the murderer), and thus even handed justice commends (recommends, addresses) etc. That but ist gleich that if, und kaum braucht zum Verständniß des Ganzen noch bemerkt zu werden, daß bei We have, — We teach etc. das we allgemein zu nehmen ist = one, a man, während es bei We'd jump etc. speciell auf Macbeth geht.

So viel bei Gelegenheit der „Shakspeare-Kritik“ von Hrn. Heussi. Was mir bei Hrn. Breier (Band 7, S. 231) der Besprechung, resp. Berichtigung zu bedürfen scheint, ist Folgendes: Zuerst ist mir aufgefallen, Hrn. Br. sein Bedauern ausdrücken zu sehen darüber, „daß die Leipziger Ausgabe so sclavisch sich nach Collier richtet, selbst an Stellen, die schon längst von Dyce wiederhergestellt worden sind;“ — daß sie also z. B. as thick as tale druckt, statt hail [I. 3]; the travailing lamp, statt travelling [II. 4]; inhabit statt inhibit [III. 4]; shag-eared villain, statt shag-haired. Es ist aber doch allgemein bekannt, daß diese Lesarten die älteren sind, und daß z. B. erst Rowe tale in hail verwandelte, erst Pope inhibit statt inhabit lesen zu müssen glaubte. Wie kann also Hr. Br. mit Rücksicht auf diese neueren Lesarten von einer Wiederherstellung des Textes reden? Hält er die älteren für falsch, so kann er nur, in Bezug hierauf, von einer richtigen Herstellung des Textes reden, nicht aber von einer Wiederherstellung. Im Gegentheil, Collier hat, wenn man will, jene Stellen wieder hergestellt, und ich will hier in Kürze zeigen, mit welchem Recht. Für jene älteren

Lesarten sprechen nämlich immer zwei Gründe, und so stark, daß ich nicht begreife, wie noch Jemand an der Ursprünglichkeit und Richtigkeit derselben zweifeln kann: einmal nämlich, die Natur und Art des Dichters, der sich seine Sprache schafft und sich mit dem Hergebrachten und Gewohnten nicht begnügt; sodann ein innerer Grund, der bessere Sinn, den jene alten Lesarten geben, gegen die späteren. Ich will das kurz zeigen. Wie man im gemeinen Leben sagt a thick forest, thick grass or corn; ein dichter Wald u. s. w. aber der ist, wo Baum an Baum steht, Baum auf Baum folgt, so ist bildlich a thick tale, dichte Rede, wo Wort auf Wort folgt, also so viel als schnelle Rede, so wie Shakspeare an zwei anderen Stellen to speak thick sagt, statt to speak quick; zugleich paßt aber thick as tale zum ganzen Zusammenhang besser. Es kam Post auf Post, Bote auf Bote, sein Lob zu verkünden: — und dieses freudige Ereigniß sollte der Dichter unter dem trüben Bilde des Hagels darstellen? Ist nicht viel natürlicher zu sagen: dicht auf einander kam Post nach Post, wie Wort auf Wort bei schneller Rede? oder: Nachricht drängte sich auf Nachricht, so schnell als nur der (sie bringende) Bote Worte finden konnte? Gute Nachrichten kommen aber, wie gesagt, nimmer wie Hagelschlag, und darum ist hier das Bild verfehlt; wogegen einer ganz vortrefflich sagen würde: the shot flew thick as hail. — Was die travailing lamp anlangt, statt travelling, so müssen wir bemerken, daß travailing eben die ältere Schreibung ist, oder vielmehr, daß man ursprünglich beide Schreibarten nicht unterschied. So singt z. B. Gower (um 1360): — „so olde he was that he ne mighte the worlde trauaile", so alt war er, daß er nicht mochte die Welt durchreisen; wogegen um dieselbe Zeit Wiclif in seiner Bibelübersetzung to travel schreibt, wo man to travail erwarten sollte, als: „the centurien sent to him frendis, and seyde, Lord nyle thou be travelid, for Y am not worthi," etc. — Da sandte der Hauptmann Freunde zu ihm und ließ ihm sagen, ach Herr, bemühe Dich nicht, denn 2c. (Luther, Lucas 7). Man sieht also, daß um diese Zeit, und so später travail und travel in der Schreibung noch nicht unterschieden wurden, wie man es jetzt, nach ihrer scheinbar verschiedenen Bedeutung, zu thun pflegt; ich sage scheinbar verschieden, denn ursprünglich haben beide Wörter gleiche Bedeutung, so wie sie auch gleiche Abstammung haben. Da aber die richtige

Etymologie dieser Wörter oder dieses Wortes nicht jedem Leser des Archivs klar sein dürfte, ich auch gestehen muß, dieselbe nicht ohne Anstrengung gefunden zu haben, wenige dunklere Etymologien aber zugleich 1) sich so gewiß und so sicher begründen lassen, und 2) so höchst interessant sind, d. h. einen so tiefen Blick werfen lassen in die Sprache als, möchte man sagen, unmittelbaren Ausfluß Gottes; unser Archiv aber nur wenige wissenschaftliche Fragen der Art behandelt hat, so mag es mir vergönnt sein, diesen Gegenstand hier, als Episode, etwas ausführlicher zu behandeln.

Das Wort to tra-vail oder tra-vel hat, seiner zweiten Hälfte nach, dieselbe Abstammung als to re-vel, d. i. die Endung -vail oder vel (veil) stammt v. L. vigilare, franz. veiller, das ist wecken formell = L. vegere, wovon das Frequentativ vexare, plagen. Und dieser Doppelbegriff: 1) wecken, d. i. er- oder aufwecken, sich erheben oder erstehen machen (sc. von oder aus dem Boden; von oder aus dem Schooße der Mutter), und 2) plagen, vexiren, quälen, belästigen, bemühen, ist bei diesem Worte stets festzuhalten. Zum vollen Verständniß des Wortes aber müssen wir vorerst auch einen Blick auf dessen ersten Bestandtheil werfen, welcher ist. tra, d. h. sich setzen, worin wir zugleich die Wurzel des ahd. truopi, trübe, erkennen; denn trübe (truopi, trouble) ist ursprünglich was (auf dem Boden) sitzt; folglich ist tra-vail oder tra-vel ursprünglich das was (auf dem Boden) sitzt wecken, d. i. machen, daß es sich erhebt, aufgeht, ersteht, also überhaupt zum Entstehen, zum Dasein kommt. To travail ist also ursprünglich den Boden wecken (durch Anstrengung und Arbeit, trouble oder Mühe) und entspricht so unserem arbeiten, d. i. die Erde (ar, earth) beuten, ausbeuten (sc. durch Oeffnung ihrer Oberfläche, gleichsam Abziehung ihrer Haut), was uns wiederum zu Gr. *σκύλον* (spolium) zurückführt und zu *σκύλλω*, welches das Wort ist, das Wiclif, wie wir oben gesehen, mit to travel (travail) übersetzt *). Zu derselben Anschauung führt uns die angelsächsische Benennung für Arbeit,

*) Die Uebersetzung von 1551, so wie die „Common Version" hat dafür to vex, to trouble, und ich gestehe, daß dieser Umstand, und die Verwandtschaft von vegere, wecken, und vexare, plagen, mich zuerst auf die rechte Spur gebracht haben.

earfod, von fodere, bohren, graben, verwandt mit *φύω*, bringe hervor; wie puer, *παῖς* v. parere, gebären, und dieses von *πείρειν* durchbohren. Ganz ebenso natürlich und consequent führt uns in travail oder travel, der Begriff des Weckens (von oder aus dem Boden durch Arbeit), zu dem des Erstehens, Entstehens (engl. to rise); so wie wir wiederum in unserem Kreißen (Geburtswehen) die Begriffe reißen (ziehen, zerren, quälen, plagen) und reisen (sich erheben, erstehen, entstehen, to rise), also die Begriffe von travail und travel, wunderbar schön vereinigt finden. Daß also das engl. travail, genau wie unser Arbeit, zunächst die Urbarmachung des Bodens bedeutet, ist außer Zweifel, so wie auch z. B. Chaucer in folgendem Satze: he that travailleth and besieth him to tillen his lond, shall ete bred [the Tale of Melibeus] — to travail und to till (the land) als gleichbedeutend neben einander setzt. Es muß aber jeder Zweifel hier um so mehr schwinden, als uns to till selbst wieder direct auf travail zurückführt. Das Chaucer'sche to tillen (to till) nämlich fällt zusammen mit unserem zielen, welches ist angelſ. tiljan, in die Höhe ziehen, erheben, so daß also Ziel ursprünglich das Empor- oder Hervorgehobene, Auf- oder in die Höhe Geworfene ist; daher im Angelſ. eordtilia, der Landbauer. Im Griechischen haben wir *τέλος*, urspr. das Erhobene*), daher sowohl Ziel als Zoll**) (agſ. toll; L. tollere; tellus, Erde), so wie wir in *τέλλω* ganz den Begriff von to travail, d. i. des Weckens, Erhebens, Erstehens, Entstehens wieder finden, und z. B. *ὁδὸν τέλλειν* uns direct zu to travel, führt, so wie das *ἡλίου τέλλοντος* des Sophokles zur travailing lamp

---

*) Wird dieser Grundbegriff festgehalten, so reihen sich die scheinbar sehr verschiedenen Bedeutungen des Wortes ganz natürlich an einander, als Ziel, Endziel: Ende, Zweck; Zoll; Obrigkeit; Erhebung des Gemüths: Feier, Ceremonie; Erhebung oder Einweihung in die Mysterien; besonders auf die der Zeugung; Flüge (Schwärme) von Vögeln; Reiterschaar &c. Dagegen geht es in den Wörterbüchern (z. B. Passow) bunt genug durch einander.

**) So wie wiederum Zoll als Maß, ursprünglich das ist, womit eine Messung anhebt (inchoat); daher engl. inch; was seinerseits, als Unze, wieder auf 1 deutet und so zugleich als digitus oder das Emporstehende, Vorstehende auf die geschlechtlichen Verhältnisse des Ziehens und Zeugens; und so wiederum des Anhebens, was unsere Sprache von einer Frau sagt, die empfangen hat.

unseres Shakspeare, nur daß in travailing neben dem Emporheben zugleich das mühsame Hindurcharbeiten der Sonne durch die Nacht oder den Nebel angedeutet ist, weßhalb sie der Dichter mit dem blassen Lichte einer Lampe vergleicht.

Diese kurze Auseinandersetzung wird hinreichen, Hrn. Breier zu überzeugen, daß die Schreibung travailing lamp zum wenigsten völlig gleiche Berechtigung hat. — Inhabit anlangend, so veränderte zuerst Pope dasselbe in inhibit, nach meiner Meinung völlig unpassend, da der erstere Ausdruck nicht nur ganz in Shakspeare's Manier ist, sondern auch, in der That, einen weit bessern, ja allein einen guten Sinn giebt. Man muß nämlich hier festhalten, 1) daß to habit, wovon inhabit abgeleitet und eine verstärkte Form ist, als Frequentativ von habeo den Doppelgriff hat von a) oft etwas haben; daher (bei alten Schriftstellern) gewohnt, gewöhnt sein; so Chapman (um 1600): you are so habited in taking heed, ihr seid so gewohnt auf eurer Hut zu sein [Homer, Odyssey]; b) wohnen; — 2) worauf bei der ganzen Stelle der Ton liegt; wir werden dann finden, daß der Dichter einen ganz besonderen Nachdruck auf das to tremble gelegt wissen will, denn er wiederholt es; und sehr natürlich, denn es ist dies grade die Eigenschaft, die dem Mann — und das ist bei Macbeth ein gewichtiges Wort — am wenigsten ziemt, ihn vielmehr am meisten beschimpft. Legen wir aber den Hauptnachdruck auf tremble, so werden wir nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle bei to inhabit nicht den Begriff des (äußerlichen) Wohnens, sondern den des inneren Gewohnens, Gewohntwerdens, kurz des Habituellen hervortreten lassen müssen, so daß der Dichter Macbeth sagen läßt: komme als wildes Thier, nimm jede Gestalt, nur diese nicht, und meine festen Nerven werden nimmer zittern (sc. wie jetzt eben); oder werde lebend wieder und fordere mich mit Deinem Schwert, und behabe oder erhibire ich mich noch immer als ein Zitternder, ändere ich meine Mannsnatur, und wird das Zittern bei mir etwas gleichsam Habituelles, d. i. zittere ich auch dann noch, so, u. s. w. An eine eigentliche Wohnung, an ein Haus, oder sonstige Bedeckung ist also hier wenigstens zunächst nicht zu denken, und Tieck übersetzt darum sehr unrichtig: „verkriech' ich mich dann zitternd," so wie auch die folgende englische Note die, wie man sehen wird, im engsten Zusammenhang mit dieser Uebersetzung steht, unrichtig, ja

lächerlich ist, als: „Dare me to the desert with thy sword; if then I do not meet thee there; if trembling I stay in my castle, or any habitation; if I then hide my head, or dwell in any place through fear, protest me the baby of a girl.“ — Tritt aber hier der Begriff des Gewohnens, der Gewohnheit (habitudo) nothwendig dem des Wohnens, der Wohnung (habitation) voraus, so folgt daraus nicht, daß man den letzteren ganz fallen lassen muß. Es mag meinetwegen in inhabit der Begriff der habitation implicirt sein, so daß der Sinn wäre: zittere ich auch dann noch und bleibe feig daheim (dann stünde inhabit als habitation zugleich in einem gewissen Bezug zu desert); doch ist diese Annahme keineswegs nothwendig, da der Ausdruck desert dem Dichter, weil er eben von jenen wilden Thieren gesprochen, so nahe lag, daß er damit eine Art Gegensatz oder Beziehung zu inhabit als menschlicher habitation vielleicht gar nicht hat ausdrücken wollen. Wie dem aber auch sei, immer giebt das inhabit einen vortrefflichen Sinn, eben so natürlich als inhaltsreich; und zeigt zugleich die Meisterschaft des Dichters in der Handhabung der Sprache. Wie unklar, matt und unnatürlich (unpsychologisch) ist dagegen das inhibit: wenn ich dann zitternd Einspruch thue, Dich hindere. Dabei mußte man auch noch thee suppliren; oder (wie Steevens wirklich gethan hat!) das nachdrucksvolle then in thee verwandeln; kurz, diese sog. Verbesserung Pope's, beruhend auf Unkenntniß der Etymologie, des älteren Sprachgebrauchs und der ganzen Art unseres Dichters, sollte für immer gerichtet und abgethan sein.

Im Ganzen ebenso verhält es sich mit shag-eared, das man, weil man es nicht verstand, in shag-haired verwandeln zu müssen glaubte, welcher Ausdruck allerdings in den alten englischen Theaterstücken öfter gefunden wird. Tieck übersetzt „struppköpfig," womit freilich zuletzt wenig genug erklärt ist. Um den Ausdruck zu verstehen, müssen wir auch hier die Etymologie zu Hülfe nehmen. Shag ist unstreitig eines Stammes mit to shake, so wie shag-dog [Howel] oder shock, Pudel, mit Recht unter den Hunden als das vorzugsweise sich schüttelnde (schuckernde) Thier benannt worden ist. Wie aber an dem Pudel Alles schuckert, sich schüttelt, zottelt, herabhängt und schleppt, so namentlich seine Ohren; diesen Umstand greift Shaks. heraus und bildet das Epitheton schlapp-ohrig (shag-eared), statt des gewöhnlichen shag-haired; und ich denke, der Aus-

druck ist glücklich und kräftig genug, denn soll und muß einmal geschimpft werden, so wird Jeder zuletzt lieber ein Zottel-Haar, Strupp-Haar, als Schlapp-Ohr, Häng-Ohr heißen wollen — ich erinnere dabei an unser Lang-Ohr. — Mit Recht hat daher Collier sowohl diese als die vorige alte Lesart beibehalten; mit Unrecht dagegen which (which ne'er shook hands, etc. Act 1, Scene 2), das absolut keinen Sinn giebt, und sehr leicht aus dem Anfang der vorausgehenden dritten Zeile aus Versehen in Schrift oder Druck heruntergekommen sein kann.

So viel zu Hrn. Breier's Vorbemerkungen (S. 231—32). Die von ihm angeführten einzelnen Stellen anlangend, will ich das minder Wichtige und im Allgemeinen Richtige übergehen, und mich nur an das halten, was mir verfehlt zu sein scheint; ich meine von Act 1, Scene 5 bis Act 2, Scene 2, oder von Seite 235—37. Hätte in Bezug auf Act 1, Sc. 5, Hr. Br. bedenken wollen, daß bei den Worten if thou have it, der Dichter gewiß füglich endlich ganz weglassen konnte, was unmittelbar vorher nicht weniger als fünfmal gesagt war, viermal völlig ausgeschrieben, und das fünftemal abgekürzt, nämlich wouldst, und die Stelle würde ihm ohne Zweifel völlig klar geworden sein. Daß er aber dieses fünfmal vorausgehende, hier zu supplirende wouldst zugleich übersehen hat, beweist sein Zusatz am Schlusse: „dürfte man emendiren: if thou'lt have it, so wäre Alles klar." — Nein, nicht wilt darf man emendiren, sondern man muß wouldst (thou'dst) aus dem Vorhergehenden suppliren; aber dennoch ist auch damit noch nicht „Alles klar," denn man muß in der Zeile darauf zwischen and — that which rather, etc. noch einmal ergänzen thou must do, also and (sc. must do) that which rather, etc. Der Sinn ist: so mußt Du thun, wenn Du es (die Krone) haben willst, und (mußt thun) das was Du zwar fürchtest zu thun, aber doch nicht ungethan wissen möchtest (den Mord). — Zur folgenden Stelle (Act. 2, Sc. 1) bemerke ich nur, daß das shut up zugleich sowohl eigentlich als bildlich zu nehmen ist: und schloß ab (sc. mit dem Tag und seinen Geschäften, und begab sich zur nächtlichen Ruh, schloß also auch oder ließ schließen die Thür) in maßloser (höchster) Zufriedenheit. Man sagt to shut up the life, the day ganz ebenso, als to shut up a house, a door, a prisoner. — Von der folgenden Stelle (gleich Acts und Scene) sollte man nicht glauben, daß sie Jemand

mißverstehen könnte, ohne Grammatik und natürliche Logik geradezu ins Gesicht zu schlagen. Breath gievs words ist ja doch ein ganz einfacher und natürlicher Ausdruck für breath is formed into words; wogegen man nie sagt words are formed into breath, oder words give breath, man müßte denn an sog. Windmacher und dergl. denken wollen, so wie z. B. in den letzten Jahren bei uns viele words in mere breath aufgegangen sind. Aber das ist nicht der Gedanke Shakspeare's und die Construction ist darum nothwendig diese: breath gives words too cold to the heat of deeds, so daß breath der Hauch (sc. der Rede) für die Rede selbst steht, oder wie Tieck dem Sinne nach richtig übersetzt: „Für heiße That zu kalt das mäßige Wort;" d. h., hier gilts nicht lange reden, sondern schleunigst handeln. — Die nächste Stelle (Act 2, Scene 2), ist im Grunde um nicht viel schwerer, aber dennoch von Vielen sehr mißverstanden worden. Wenn ich sage: my neighbour has fifty white horses, and a black one, so bezieht sich unzweifelhaft one auf horses; eben so unzweifelhaft bezieht sich hier the green one auf die seas, nur daß es nachdrucksvoller und umfassender gesagt ist, was schon der bestimmte Artikel andeutet. Es ist nämlich der höchst einfache Gedanke dieser: Jemand, der die vielfältigen Seen oder Meere (die zusammen den Ocean bilden) incarnadirte oder röthete, würde dadurch den ganzen (von diesen vielfachen Meeren gebildeten) grünen Ocean — roth machen. The green one ist also the ocean, als Complex der multitudinous seas, mit anderen Worten, durch the green one werden die multitudinous seas in Einen Begriff zusammengefaßt. The green one heißt darum natürlich nicht das Grün, im Gegensatz zu blue, red u. s. w., und kann es nicht heißen; wohl aber das Grüne (sc. Meer), oder der Grüne (sc. Ocean), so wie the fair one, die Schöne heißt (sc. Maid); oder the little one, das Kleine (sc. Kind). Auch Tieck hat hier den eigentlichen Gedanken des Dichters nicht verstanden, sonst würde er wohl schwerlich das multitudinous durch „unermeßlich" übersetzt haben, woran hier Shakspeare nicht dachte, noch auch seas durch „Gewässer." Wörtlich aber und mit Beibehaltung der von dem Dichter angedeuteten Gegensätze und Beziehungen kann die Stelle etwa so übersetzt werden: eher wird diese Hand die vielfachen Meere (Meerestheile) röthen und so das grüne Eine (sc. Meer) roth machen.

Ich will nun zum Schluß, und wie ich im Eingange versprochen, selbst noch eine oder zwei Stellen aus Macbeth hier anführen, die in gar mancher Hinsicht bemerkenswerth sind, weil sie gar Manches zu denken geben. Ich meine hier die Schlußscene (sechste) des dritten Acts, die Tieck so gewaltsam zerrissen und umgesetzt hat, und von der er zuletzt gestehen muß, daß dennoch nichts Rechtes damit anzufangen sei und „daß er den Text dieser Scene für durchaus verdorben halten müsse." Und warum? Weil — könnte man antworten — Tieck eben nicht genug Englisch verstand, als er Shakspeare übersetzte. Aber leicht könnte dies wie ein Vorwurf klingen, und wäre als solcher gewiß ungerecht. Tieck hat gethan, was er konnte, und hat im Allgemeinen vortrefflich übersetzt; aber im Einzelnen hat er sich sehr geirrt, und dies muß man, wenn man gerecht sein will, weniger ihm selbst als den Umständen zur Last legen, ich meine dem Mangel gründlicher Forschung auf dem Gebiete der englischen Sprache im Allgemeinen, und der Sprache Shakspeare's im Besondern. So nimmt Tieck in der fraglichen Stelle das Verbum to bestow one's self in der Bedeutung „sich aufhalten." In welchem englischen Wörterbuche steht aber diese Bedeutung des Wortes? In keinem; nichtsdestoweniger paßt aber keine der in den Wörterbüchern gegebenen Bedeutungen von to bestow auf unseren Fall. Tieck war also genöthigt, selbst eine zu machen, sich eine zu erdenken, zu erfinden, und wenn er sich dann hierbei vergriffen hat, so ist dies gewiß nicht seine Schuld allein. Hätte das Wörterbuch ihm den Begriff von to bestow richtig entwickelt und, statt die Erklärung zu beginnen mit „to give, to confer, to impart" [Webster], gesagt, daß die Grundbedeutung von to bestow nicht geben ist, sondern begeben oder vielmehr bestatten — und in dieser Bedeutung nimmt hier Shakspeare das Wort — daß also to bestow one's self so viel ist als to betake one's self, to go to, sich (wohin) begeben, so hätte er die ganze Stelle gar nicht so mißverstehen können, als er es gethan hat; das where würde er dann von selbst nicht für wo, sondern für wohin genommen haben, was es gleich dem französischen où sehr oft bedeutet. Aber ich will, wie oben, auch hier zuerst die wörtliche Uebersetzung geben (mit Auslassung dessen, was für das Verständniß unwesentlich ist) und in Parenthesen zugleich das Röthigste erläutern; bitte also den Leser, mir von den Worten des Lenor an — But

peace! (ganz am Ende seiner Rede, womit die sechste Scene beginnt) — hier folgen zu wollen:

Lenox. Aber still! — denn wegen barscher Worte und weil er sich einzufinden unterließ bei des Tyrannen Feste, steht Macduff, hör' ich, in Ungunst: Herr, könnt Ihr sagen, wohin er sich begiebt?

Lord. Dunkan's Sohn 2c. lebt am Hofe Englands 2c.; dahin ist auch Macduff gegangen (dahin hat auch Macduff sich aufgemacht), um 2c. 2c.: und diese Nachricht hat so außer sich gebracht den König (Macbeth), daß er sich zu einem kriegerischen Angriff rüstet*) : — (besinnt sich jetzt auf die ihm von Lenox angedeutete Veranlassung, weßhalb Macduff bei Macbeth in Ungnade gefallen, und fügt nach dieser Pause hinzu) Sandt' er zu Macduff?

Lenox. Er that's: und bei einem barschen Herr, nicht Ich**), macht der finstere Bote mir rückum (kehrum), und brummt, wie einer der wollt' sagen: bereun wirst Du die Stunde, die mich beschwert mit dieser Antwort.

Lord. Und dies mag ihm als Warnung dienen, sich so fern zu halten, als weislich er nur immer kann. Mög' ein heiliger Engel an den Hof von England fliegen (mit dieser Meldung und Warnung) und seine Kund' entfalten noch eh' er (dahin) kommt (Sinn: damit er bei seiner Ankunft ja sogleich erfahre, was ihm von Macbeth droht); auf daß (durch seine Sicherheit) baldiger Segen wiederkehre unserem Lande.

Lenox. Auch mein Gebet send' ich mit ihm. [Exeunt.]

Dieses sind, was nicht zu übersehen, die einzigen ernsten Worte, die Lenox in dieser ganzen Scene spricht; alles Andere ist Humor und bittere Ironie; wogegen der Lord durchgängig ernst, gemessen und selbst feierlich erscheint. Durch einen dummen Teufel von Abschreiber, oder wie es sonst zugegangen, wird aber in unseren Ausgaben die Frage, die der Lord nun selbst wieder thut, nachdem er dem Lenox über Macduff und den Stand der Sache die verlangte Auskunft gegeben hat, possierlicher Weise (wahrscheinlich weil sie in einer neuen Zeile stand) dem Lenox in den Mund gelegt, und so er-

*) Man vergleiche Act 4, Scene 1 am Ende: The castle of Macduff I will surprise, Seize upon Fife, etc.

**) Sir, not I: — das sind eben die „broad words" wovon Lenox zuvor gesprochen: for from broad words and etc.

scheint denn urplötzlich der feierliche Lord als Spaßmacher, und der ironische Lenox im feierlichsten Pathos; kurz, es erscheint auf einmal der pureste Unsinn gleich mit der Frage des Lenox, denn wie käme denn in aller Welt Lenox zu dieser Frage? — Zwar kommt — wie Tieck einwendet — diese Frage sehr spät; aber konnte sie denn eher kommen? Mußte der Lord mit seinem (etwas langen) Bericht nicht erst fertig sein, ehe er das Gespräch zurückleiten konnte auf die Veranlassung von Macduff's Ungnade? Ja, es scheint das Ganze vielmehr recht absichtlich so von Shakspeare angelegt zu sein, um durch den unerwarteten plötzlichen Rückschlag der Rede, den die Frage veranlaßt, Effect zu machen, so wie die schnurrige Antwort des Lenox ihre Wirkung auf die Hörer gewiß nicht verfehlt hat. Denn auf diese, die Hörer und Zuschauer, auf das wirkliche Spiel war ja zunächst Alles berechnet, und da, wo der todte Buchstabe nicht dazwischen lag, kam die Frage keineswegs zu spät; im Gegentheil, sie konnte nur anregen und spannen, eben weil sie spät und wie abgebrochen kam. Den langsamen Leser mit Schlafrock, Pantoffel und Nachtmütze kann sie freilich verblüffen, und wird sie vollends dem Lenox in den Mund gelegt, gar manchen braven Mann lange vexiren; — aber im wirklichen Spiel, wie im wirklichen Leben, macht sich das Alles ganz anders. Da konnte sie von Keinem, der Auge und Ohr mitbrachte, mißverstanden werden. Gehen wir aber noch einmal auf die nächste Veranlassung zurück, die es möglich machte, daß einem Manne wie Tieck das rechte Verständniß dieser hübschen Scene so durch und durch verschlossen bleiben konnte, so behaupte ich nochmals, daß es zunächst das to bestow war, wie oben das to trammel up, das ihn vom rechten Wege ab auf so ganz falsche Spur gebracht hat. Daraus folgt, daß, so viel auch bis jetzt über Shakspeare geschrieben worden ist, derselbe doch erst dann vollkommen und wirklich wird verstanden werden können, wenn die Wissenschaft es möglich gemacht haben wird, ihn, der den Ausdruck ebenso meisterhaft handhabt als den Gedanken, auch von der philologischen Seite, die bis jetzt über Gebühr vernachlässigt worden, richtig zu fassen. Und dazu habe ich durch diese Bemerkungen einen kleinen Beitrag liefern wollen.

Jena. **Voigtmann.**

Die englische Lexikographie in Deutschland
seit Adelung (1783).

I.

„Die vornehmsten Stücke, worauf es bei einem englischen Wörterbuche für Deutsche ankommt, sind: 1) der Vorrath an Wörtern; 2) die Schätzung und Würde jedes Wortes, ob es ganz veraltet, halb veraltet oder gangbar ist, und in dem letzteren Falle, welcher Schreibart es angemessen ist, der edleren, poetischen, gesellschaftlichen oder niedrigen; 3) die grammatische Beschaffenheit des Wortes, wohin auch die Orthographie, die Bezeichnung des Tones und die Aussprache gehört; 4) die Abstammung; 5) die Entwickelung des Hauptbegriffes des Wortes entweder durch eine Erklärung oder durch ein gleichbedeutendes deutsches Wort und die Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen, wenn es deren hat; 6) die Erläuterung derselben durch Beispiele, und 7) die grammatische Verbindung oder der Gebrauch jedes Wortes in Anschauung des Syntaxes.“ Dieses sind allerdings die Erfordernisse zu einem in aller Beziehung vollständigen englisch-deutschen Wörterbuche nach der richtigen Ansicht Adelung's, wie er sie bereits in der Vorrede zu seinem anonym erschienenen „neuen grammatisch-kritischen Wörterbuch der englischen Sprache für die Deutschen, Leipzig 1783,“ ausspricht. Es soll im Folgenden entwickelt werden, wie weit man in Deutschland in den 66 Jahren, welche seit dem Erscheinen des Adelung'schen Werkes verflossen sind, in der Ausführung jener großen Aufgabe vorgeschritten ist.

Zuerst muß in Abrede gestellt werden, daß alle jene einzelnen Erfordernisse in einem allgemeinen englisch-deutschen Wörterbuche, nach den Verhältnissen, wie sie nun einmal gegeben sind, unerläßlich sind, wenigstens bis in die neuere Zeit gewesen sind; denn, um nur Eines zu erwähnen, so sind ja erst durch die nachadelung'sche Entwickelung der deutschen Sprachforschung die Anfänge einer germanischen Etymologie möglich geworden, und wenn gerade in diesem einen Punkte Adelung auch nicht so oft, als er dies dem Johnson vorwirft, „sonderbare Mißtritte“ begangen hat, so fehlen sie doch bei ihm eben so wenig, als Lücken oder die oft genug vorkommende Erklärung: „ein altes Wort von unbekannter Herkunft.“ Es ist hier-

bei jedoch ausdrücklich anzuerkennen, daß Adelung, wie es bei einem so tüchtigen deutschen Philologen nicht anders denkbar ist, in der etymologischen Begründung dem hierin ganz unselbstständigen Johnson weit voransteht und gar Vieles aus seinem reichen Wissensschatz berichtigt hat, so weit es überhaupt erwartet werden konnte nach dem damaligen Standpunkte der Sprachwissenschaft, den er ja selbst durch die eben beendigte Arbeit seines deutschen vollständigen gramm.-krit. Wörterbuchs (Leipzig, 1774—1786) so außerordentlich gehoben hatte.

Es ist auch zuzugeben, daß gerade diese Seite der englischen Sprachforschung für den praktischen Bedarf so lange entbehrlich ist, als wir noch nicht die Resultate strenger und unzweideutiger Forschung vor uns haben; daß wir auch hier die Lösung von deutscher Hand zu erwarten haben, zeigen einestheils schon die Forschungen eines Grimm, Pott, Dieffenbach u. v. A., anderentheils die unkritische Art der englischen Etymologen, die, um nur neuere zu erwähnen, wie Webster, Talbot u. A., sowie deren deutsche Nachtreter auf den Irrlichterfang ausgehen und natürlich im Sumpfe stecken bleiben. Es soll hiermit nicht das einzelne Vortreffliche, was auch bei jenen Leuten anzutreffen ist, verkleinert werden, aber bei der Etymologie handelt es sich vor Allem um richtige und felsenfeste Grundsätze, von denen die Forschung auszugehen hat, da hier weniger als irgendwo sonst empirisches Tappen genügt; und sichere etymologische Studien waren für das Englische freilich ganz unmöglich vor der genauen Erforschung des Sanskrit, welches uns ja erst das Correctiv aller etymologischen Untersuchungen an die Hand gegeben hat, und ebenso unmöglich vor den feinen, von Grimm u. A. nur erst zum Theil bestimmten Lautgesetzen und ethnographischen Forschungen, deren Unkenntniß auf die Abwege führen mußte, in denen wir einen so gewaltig strebsamen Geist, wie Webster, nur mit innigem Bedauern sich verirren sehen.

Daß auch die übrigen Erfordernisse zu einem vollständigen englisch-deutschen Wörterbuche bei der ungeheueren Ausdehnung, die jedes einzelne Feld der Sprachwissenschaft erreicht hat, vor der Hand nicht unbedingt in einem großen Thesaurus vollständige Befriedigung erlangen konnten, lag eben auch in den gegebenen Verhältnissen. Nur die ersten Anfänge einer engl. Orthoepie fallen in Adelung's Zeit. Sheridan's Aussprache-Wörterbuch, sowie Nares' vortreffliche

Elements of Orthoepy erschienen beide im Jahre 1784, die erste Ausgabe von Walker's Aussprache-Wörterbuch 1791, und noch jetzt ist es kaum möglich, von festbegründeter englischer Aussprache zu reden, so gewaltig sind (selbst während dieser kurzen Zeit) die Veränderungen, in denen dieser alle Bemühungen verspottende Proteus sich gefällt. Und so ist es natürlich, daß schon dieser eine Zweig eine ganze Literatur hervorgerufen hat, daß eine große Anzahl von Aussprache-Wörterbüchern, sich oft einander gegenseitig bekämpfend, aufgetreten ist. Vom „allgemeinen" Wörterbuche könnte nun höchstens verlangt werden, die getheilten Autoritäten hinter jedem zweifelhaften Worte aufzuführen, wie dies zuerst von Flügel geschah, und zwar mit Berücksichtigung aller bedeutenden englischen Orthoepisten — ein willkommener Leuchtthurm im ungewissen Meere der englischen Aussprache, die in keinem der englisch-deutschen Wörterbücher, am allerwenigsten bei den früheren solche gewissenhafte Aufmerksamkeit fand.

Gerade dies ist Adelung's allerschwächste Seite. Wie seine Zeitgenossen Ebers, Fahrenkrüger, Rogler u. s. w., war er von dem unglückseligen Gedanken befangen*), die englische Aussprache durch deutsche Buchstaben auszudrücken, wobei denn z. B. die Darstellung des kurzen englischen a (ălp, căt, măn, hăt etc.), des langen a (cāte, fāme, māte, hāte etc.), ja selbst des italienisch lautenden a (far, garb etc.) durch das eine deutsche ä nicht Wunder nehmen darf! Was aber die Silben betrifft, die außer dem Accente liegen, so sind sie entweder gar nicht bezeichnet oder nur die Ansicht einer orthoepischen Partei vertretend; kurz was Aussprache anbelangt, sind alle englisch-deutsche Wörterbücher jener und der bis nahe auf uns rückenden Folgezeit ganz unbrauchbar.

Das Hauptverdienst Adelung's ist, daß er uns in seinem Werke einen guten Auszug aus Johnson's großem Wörterbuche bietet und selbst den Wortvorrath um einige tausend Wörter vermehrt hat. Wie es nun nach Adelung's eigener Bemerkung einer der wichtigsten Vorzüge des Johnson'schen Wörterbuchs ist, daß der Verfasser mit überaus vielem glücklichen Scharfsinn den Begriff jedes Wortes kurz,

*) Den übrigens selbst die neueste Zeit noch nicht aufgegeben hat; man vergl. nur viele der englischen Grammatiken oder die Mißgeburten, die man selbst in dem sonst so trefflichen Pierer'schen Universal-Lexikon hinter englischen Eigennamen findet!

faßlich und trefflich entwickelt hat, so ist es auch ein Vorzug Adelung's, daß er diese Definitionen so prägnant als möglich, zuweilen noch treffender als das Original, deutsch wieder gab und da, wo Johnson ohne Noth die Bedeutungen häufte, diese zusammenzog, indem er sie unter den höheren Einheitsbegriff ordnete. — Dadurch wurde viel Raum gewonnen, der jedoch immer noch zu sehr durch einen Ueberfluß unnöthiger Beispiele verschwendet ist; diese sollten in einem allgemeinen Wörterbuche, was doch zunächst keine sprachhistorischen Zwecke hat, nur da gegeben werden, wo die Worterklärung ohne das concrete Beispiel nicht ganz ausreicht oder sonst keinen sicheren Boden hat; aber in einem allgemeinen Wörterbuche, in dem jede Zeile ein kostbares Gut ist, sind weitläufige Beispiele bei Wörtern, wie Already, was mit der Erklärung „adv. bereits, schon" in einer, höchstens zwei, Zeilen vollständig abgethan ist, völlig überflüssig; und dieses Wort (es ist nur ein Beispiel von vielen) nimmt bei A., durch englische Citate geschwellt, nicht weniger als 19 Zeilen ein! Ganz ähnlich ist es bei vielen anderen, an sich unbedeutenden Wörtern und so kommt es, daß zum Theil*) durch solche weitläufige Behandlungsart 2 starke Octavbände (der 1. hat über 66 Bogen, der 2. 60) gefüllt wurden und dennoch der Mangel an Wortvorrath, wenigstens für den gründlichen Forscher auch schon damals nicht unmerklich war. Nicht als ob die gleichzeitigen englischen Lexikographen in Deutschland ihn hierin übertroffen hätten; im Gegentheil lieferten sie, obschon einander weidlich anfeindend und wegen unerheblicher Kleinigkeiten durchhechelnd, nichts was über Adelung's gediegenes Werk weit hinaus gegangen wäre; daß aber bei all diesen Werken Adelung's Buch ganz in ähnlicher Weise wie jetzt das Flügel'sche und andere Hauptwerke geplündert und ausgebeutet wurde, ist sehr erklärlich, nur daß man, wie in allen Dingen, so auch in der Kunst des Stehlens, zeitgemäße Fortschritte gemacht hat. Daß aber Adelung selbst, in Hinsicht auf Vollständigkeit des Wortvorrathes, sich nicht genügte, geht aus seiner Vorrede hervor; es ist dies auch bei seiner Ueberhäufung mit so vielen anderen äußerst mühsamen Studien zu entschuldigen. Trotzdem ist es nicht ganz unbedeutend,

*) Denn die grammatische Behandlung erforderte außerdem nothwendig vielen mit dem trefflichsten Stoffe ausgefüllten Raum; der 2. Theil (K—Z) ist hierin weniger sorgfältig, als der erste, gearbeitet.

was er hier leistete und bei der Lückenhaftigkeit seiner Vorgänger, auch des Johnson, leisten konnte. Johnson erklärte ausdrücklich in der Vorrede zu seinem großen Wörterbuche, daß es ihm unmöglich gewesen sei, die Werkstätten der Handwerker, die Bergwerke, Magazine, Schiffe u. s. w. zu besuchen, um „Wörtern nachzujagen;“ wenn dies nun auch zuviel verlangt wäre, so mußte er doch, wenn er ein allgemeines Wörterbuch geben wollte, die in die einzelnen Fächer einschlagenden Werke durchforschen und die Resultate in sein Werk übertragen. Doch seien wir auch hier billig. Johnson's Werk, doch zunächst für seine Landsleute bestimmt, ist, was die wissenschaftliche und Büchersprache anlangt, sehr vollständig; daß die Dichter hier vorzugsweise Berücksichtigung fanden, ist bei dem Gange der Studien Johnson's ebensowenig zu verwundern. Die Theilung der Arbeit ist hier, wie im Alltagsleben, nothwendig und eine gewisse Einseitigkeit der verschiedenen Arbeitskräfte unvermeidlich, um das in den Sprachschachten verborgene Material möglichst vollständig herbeizuschaffen, ehe die zusammenfassende und systematisch ordnende Hand sich desselben bemächtigen kann. Daher denn bei Johnson der Mangel an Ausdrücken des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens, der Kunst- und Handwerkersprache, der naturwissenschaftlichen Ausdrücke. „Und doch ist dies ein Mangel,“ sagt Adelung, „welcher dem Ausländer am beschwerlichsten ist und den Nutzen eines solchen Buches gar sehr vermindert, weil dies gerade die Fälle sind, wo man ein Wörterbuch am ersten nachschlägt und dasselbe am nothwendigsten hat. Dahin gehören auch die im gemeinen Leben gangbaren Namen der Gewächse, Fische, Vögel und Insecten, von welchen eine überaus große Anzahl im Johnson'schen Werke fehlt. Die Größe dieses Mangels einigermaßen an einem Beispiele zu zeigen, will ich nur bemerken, daß in dem einzigen Buche, in der von W. Ellis 1782 herausgegebenen letzten Reise des Capitän Cook, welche in weitläufigem Drucke 2 mäßige Bände in groß Octav ausmacht, beinahe 100 englische Wörter vorkommen, welche theils zur Schifffahrt, theils zur Naturgeschichte gehören und insgesammt in Johnson's und allen übrigen englischen Wörterbüchern fehlen.“ Diese Bemerkung paßt genau auf den Zustand der englischen Lexikographie, wie er bis in die neuere Zeit gedauert hat, wobei freilich nicht verkannt werden darf, daß auch die Wörtermassen sich ganz unglaublich vermehrt haben und selbst so treffliche Hülfsmittel, wie Remnich's und Röding's natur-

wissenschaftliche, kaufmännische und Marine-Encyklopädien *) anfangen, hinter den Riesenschritten der Zeit zurückzubleiben.

Neben Adelung sind nun noch einige andere Lexikographen zu erwähnen: so erschien noch etwas vor seinem die 4. Auflage einer von Mag. Rogler bedeutend vermehrte Ausgabe des Ludwig'schen Wörterbuchs (1781, englisch-deutsch-französisch), welches manches Brauchbare enthielt und auch von Adelung benutzt wurde. Dieses Buch stützt sich auf das ältere Werk von Bailey, der wiederum das französisch-englische Royal Dictionary von Boyer (1. Ausgabe 1699) stark benutzte, jedoch auch Vieles selbstständig hinzuthat und mit großem Kraftaufwand verbesserte. Die erste Ausgabe des Bailey (Nathan Bailey, Schullehrer zu Stepney im Anfange des vorigen Jahrhunderts) erschien um 1720. Es war längere Zeit das einzige größere lexikalische Werk der englischen Sprache und machte bedeutendes Aufsehen, so daß bereits 1728 die 4. Auflage erschien. Es erlebte im Ganzen über 26 Auflagen und wurde auch von Johnson seinem Wörterbuche zu Grunde gelegt **). Trotz der großartigen Arbeit Johnson's erhielt es sich auch und übertraf dasselbe sogar in manchem Punkte der Vollständigkeit, besonders was die ältere Literatur anlangte. So schwoll es zu einem ansehnlichen Foliobande an (2. Auf-

---

*) Philipp Andreas Nemnich, Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgeschichte, Hamburg 1793—95. Desselben britische Waaren-Encyklopädie, 1815. Johann Hinrich Röding, Allgemeines Wörterbuch der Marine in allen europäischen Seesprachen, Hamburg 1793.

**) Vergl. eine interessante Notiz des Sir John Hawkins (Worc. 44): Dr. Johnson had, for the purpose of carrying on this arduous work (d. i. sein Wörterbuch), and being near the printers employed in it, taken a handsome house in Gough Square, and fitted up a room in it with desks and other accommodations for ammanuenses, whom to the number of five or six, he kept constantly under his eye. An interleaved copy of Bailey's Dictionary in folio, he made the repository of the several articles, and these he collected by incessantly reading the best authors in our language, in the practice whereof his method was to score with a black-lead pencil the words by him selected, and give them over to his assistants to insert in their places. The books he used for this purpose were what he had in his own collection, a copious but a miserably ragged one, and all such as he could borrow; which latter, if ever they came back to those that lent them, were so defaced as to be scarce worth owning, and yet some of his friends were glad to receive and entertain them as curiosities.

lage der Fol.-Ausgabe, 1736) und wurde nach Bailey's 1742 erfolgtem Tode von einem Arzt, Dr. Joseph Nicol Scott, unter Mitwirkung des Mathematikers G. Gordon, des Botanikers Philipp Miller und des Sprachforschers F. Lediard, 1755 erweitert herausgegeben. Die 24. Auflage der Octavausgabe wurde 1782 von Dr. Harwood besorgt. Ein deutscher Gelehrter nun, Christian Ludwig, veranstaltete 1736 eine deutsche Bearbeitung dieses Werkes, und dessen Wörterbuch bildet die Grundlage des oben erwähnten Rogler'schen*).

Bald nach Adelung's Werke erschien ein größeres Wörterbuch von Prof. Ebers, Leipzig, 1793—99, 5 Bände, 8., mit starker Benutzung des Adelung'schen Buches. Eine Art Auszug hiervon gab Ebers in zwei starken Octavbänden, 1800—1802.

Mehr praktischer Art und mit Unrecht von Ebers angefeindet waren die neuen Ausgaben des Bailey, die J. A. Fahrenkrüger besorgte; die 9. erschien in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die 10. 1801, die 11. 1810. Hauptfehler, wie die gänzlich unbrauchbare Aussprachеangabe, theilt er mit Ebers und den Anderen. Einen wirklichen Fortschritt machte das Werk in der (12.) Auflage von 1822, welche der bekannte Philolog Heinrich Ad. Wagner besorgte und aus den Sammlungen, die ihm seine Lectüre und mehrfachen Uebersetzungen lieferten, nicht unbedeutend vermehrte. — Nicht ohne Werth, obschon mehr bloßes Sammelwerk und mitunter entstellt durch wundersame Etymologie, war das vom selben Verfasser 1825 als Anhang der Fleischerschen Shakespeare-Ausgabe herausgegebene Glossar zum Shakespeare.

So behalf man sich denn lange Zeit hindurch mit diesen doch im Ganzen sehr unzulänglichen Hülfsmitteln, als mit einem Male zwei bedeutendere Werke fast gleichzeitig erschienen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, nämlich die Wörterbücher von Hilpert und Flügel, beide von praktischeren Gesichtspunkten ausgehend, als ihre Vorgänger und doch unter sich sehr verschieden.

Hilpert's Wörterbuch erschien wenigstens in den ersten Lieferungen vor Flügel's Werk (welches nach dreijähriger Bearbeitung 1830

---

*) Rogler benutzte jedoch außerdem den Johnson und das an Kunstausdrücken reiche New General-Dictionary von William Pardon, Dublin, 1744; ursprünglich war dies von dem Geistlichen Thomas Dyche verfaßt und erlebte in Pardon's Bearbeitung 1777 die 16. Auflage.

herauskam), während in den letzten Lieferungen das Flügel'sche Buch von Hilpert benutzt wurde; es stützt sich besonders auf den Bailey-Fahrenkrüger, Boyer, Ludwig und Todd's äußerst verdienstliche 2. Ausgabe des Johnson (3 Quartbände, London, 1827); Hilpert's Buch ist eine mit Geschick und Routine zusammengestellte Arbeit, die ihren Hauptwerth aber nicht in sich, sondern in den werthvollen Grundlagen hatte, aus denen es erstand und die es keineswegs überflüssig gemacht hat.

Wenn Hilpert als seine Ueberzeugung aufstellt, daß das Heil der Lexikographie von der Etymologie herkommen müsse, durch deren Kraft eine ganze Menge unter einander wimmelnder Wörter und Phrasen gleichsam wie durch einen Zauberspruch „in die rechte Ecke" gebannt würde, so liegt viel Wahres in diesem Satze, wenn nur Hilpert auch der Mann gewesen wäre, die Dunkelheiten aufzuhellen, die seine Vorgänger noch nicht hinlänglich beleuchtet hatten. Allein man kann auch die unmittelbare Nothwendigkeit der Etymologie überschätzen: wenigstens wenn wir erst abwarten sollten, bis alle in ihren Grundbedeutungen unklaren Wörter in die „rechte" Ecke gebannt worden sind, so dürfte das englische Wörterbuch viele Löcher und Lücken bieten und namentlich würde Hilpert's Wörterbuch, das unzählige Male von den wunderlichen Einfällen Anderer geleitet, die „falsche" Ecke trifft, nicht weniger Ausmerzungen erleiden, als seine Vorgänger, die auch in dieser Beziehung nicht ganz so verächtlich anzusehen sind, wie dies Hilpert in seiner Eitelkeit thut. So verkennt er namentlich Todd's großes Verdienst, durch Hinzufügung vieler alter und provinzieller Formen der etymologischen Forschung wesentlichen Vorschub geleistet zu haben; dies schon zeigt, wenn es Hilpert nicht selbst ehrlich bekannt hätte, daß er kein Etymolog war und — wenn wir es nicht aus den Absurditäten merkten, die sich überall da finden, wo er nicht auf früherer Forschung fußen konnte und bloßen Phantasien eigener oder fremder Fabrik folgt. So würden nur wenige denkende Etymologen, die nur einigermaßen in einer Sprache zu Hause sind, ein Wort wie uncomeatable, was Todd ausdrücklich a low word nennt, mit ernstem Gesichte vom lateinischen commeatus ableiten*), und daß solche schülerhafte Mißgriffe bei Hilpert nicht

*) Dies erinnert an den kühnen Gedankenschwung, mit welchem von der Hagen das mhd. iarla (Nibelungen, III, 446 — eine einfache Verdoppelung der Af-

vereinzelt dastehen, hat zum Theil Flügel schon in der Vorrede zur 2. Auflage seines Wörterbuchs (1838) nachgewiesen. Dieselbe Unkenntniß sehr gewöhnlicher Wörter hat eine Menge der wunderlichsten Aussprachefehler veranlaßt, die der „Quellenforscher" Grieb nie verfehlt, sorgfältigst abzuschreiben und einer staunenden Nachwelt zu überliefern. So gebraucht einmal Pope scherzweise ein Wort writative, analog dem talkative gebildet*), was natürlich die Quantität des Wortes to write hat und schon von Adelung, wie es kaum anders denkbar ist, als lang bezeichnet wird; ob nun Hilpert an writ oder Gott weiß was dachte, er bezeichnet es writ'ative (writ'-à-tive), und so noch vieles Andere.

Wie aber Hilpert selbst nach eigener Aussage in der Etymologie nur Fremdes gibt, so besteht auch sein Hauptverdienst nur in der Zusammentragung nützlicher und zeitgemäßer Hülfsbücher, deren Benutzung bei einem allgemeinen Wörterbuche unumgängliches Zeitbedürfniß war, deren genaue und rückhaltlose namentliche Anführung aber eine heilige und unerläßliche Pflicht war, welcher Hilpert nur zum Theile nachgekommen ist. Was den Wortvorrath betrifft, so hätten vor Allen Nemnich's und Röbing's Werke eine Erwähmung verdient — Werke, die mit einem so riesenhaften Fleiße und solcher Aufopferung zusammengetragen sind, wie sie unsere Zeit kaum aufzuweisen hat.

In grammatischer Beziehung ist es namentlich der von ihm später so kleinlich angegriffene Flügel, dessen englische Grammatik er schamlos ausgebeutet hat, so wie ein kleines synonymisches Werk, dessen Verdienste freilich nicht sehr bedeutend sind, wie Dr. Melford

---

firmation ia mit zwischengeschobenem euphonischen r) mit dem Weltei der indischen Mythologie in Verbindung bringt; wer übrigens sich an wunderlichen Einfällen ergötzen will, muß englische Etymologen kennen lernen; so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Meols, ein an der Ost- und Westküste Englands häufiger Ortsname, aus μή, non und ἅλς, mare zusammengesetzt ist: „was nicht länger Meer, i. e. vom Meere bespült ist!!"

Nach obiger Ansicht würde Hilpert das Wort getatable vielleicht durch den etymologischen Zauberstab in die „rechte Ecke" zu den Geten bannen? — Es ist übrigens bemerkenswerth, daß das einfache comeatable und comeatability (L. Sterne) sich nicht in den Wörterbüchern findet.

*) Aehnlich finden wir schon 1583 (Philotimus) das komische Wort bablative, was nicht mit dem „Ablativ" zusammenhängt, wie ein Etymolog à la Hilpert meinen könnte, sondern redselig, eigentlich schwatzselig (to babble, altenglisch bable) heißt.

in der Vorrede zu seinem verdienstlichen synonymischen Handwörterbuch der englischen Sprache (Braunschweig, 1841) mit Recht behauptet.

Die Plünderung der Grammatik von Flügel bringt uns unwillkürlich zu diesem Koryphäen der englischen Lexikographen in Deutschland — denn dies ist er unbestritten seit seinem ersten Auftreten bis au den heutigen Tag gewesen. Schon seine englische Grammatik (erschienen im Jahre 1824), ein Erzeugniß von gewaltiger Belesenheit, wie sie in diesem Zweige nur etwa bei dem trefflichen Wagner sich findet, bekundete seinen Beruf zum Lexikographen, indem sie häufig interessante Worterklärungen gibt und die Mängel der damaligen lexikalischen Hülfsmittel rügt *). Niemand wußte dies besser, als Hilpert, der denn auch alle diese, sowie unzählige grammatische Notizen sorgfältig in sein Wörterbuch übertrug; Beispiele davon siehe in Flügel's Vorrede zur 3. Auflage seines Wörterbuchs, S. XX. — Wie nun Abschreiber gewöhnlich fahrlässig zu Werke gehen und nicht nur ganze Sätze (vgl. z. B. eine 8 Zeilen lange gramm. Regel über Each, die Wort für Wort aus Flügel's Grammatik, S. 223, gezogen ist) copiren, sondern auch das Mangelhafte des Originales, so erging es auch Hilpert. Dies wird aus zwei Beispielen hervorgehen. Unter very (als emphatisches Adjectiv gebraucht) gibt Flügel, Gramm. S. 378, mehrere Beispiele; so eines aus den Views of Society and Manners in America, by Frances Wright (London, 1822), welches sich gleich im Anfange dieses Werkes findet und so lautet: There is something in the very air you breathe which exhilarates the spirits; durch irgend ein Versehen gab Flügel das Citat nur unvollständig so: „In the very air you breathe, selbst die Luft, die mich umgibt“ (jenes Werk ist nämlich in Briefform abgefaßt — daher die persönliche Beziehung), was Hilpert (Wörterbuch, s. v. very) so copirt: „In the very air you breathe, selbst die Luft, die man athmet!“

S. 209 der Grammatik führt Flügel aus Sir Walter Scott's Quentin Durward den Satz I am your own native Landsman mit der Bemerkung an: „So wäre denn die englische Sprache noch mit einem schönen Worte bereichert, welches dem ausdrucksvollen

---

*) Diese Notizen sind durch das ganze Werk, meist in Anmerkungen zerstreut und können natürlich hier nicht angeführt werden; man vgl. beispielsweise S. 56, 91, 130, 173, 209, 421 ꝛc.

fatherland des Lord Byron zur Seite zu stellen ist." Hilpert, erfreut über den Fund, eilt sogleich, in der Vorrede zu seinem Wörterbuche als (allerdings sehr kümmerlichen) Beleg zu seiner Behauptung, daß deutsche Wörter nur noch selten Eingang ins Englische fänden, die Weisheit anzubringen: „Lord Byron hat fatherland, Sir W. Scott im Quentin Durward landsman gewagt!" Allein, obgleich Flügel's Worte zu dem Irrthume Anlaß gegeben haben mögen, Lord Byron hat fatherland gar nicht **zuerst** gebraucht, sondern vor ihm schon Isaac Disraeli (Vater des jetzigen Parlamentsmitglieds Benjamin D.); er erzählt dies selbst in seinen bereits 1791 erschienenen Curiosities of Literature folgendermaßen: „Ich erlaube mir hier die Ehre in Anspruch zu nehmen, ein Neuwort eingeführt zu haben, nämlich fatherland im Sinne des natale solum; ich habe erlebt, daß das Wort von Lord Byron und von Herrn Southey gebraucht worden, und jetzt allgemein in Umlauf gekommen ist*). Dies Wort ist von mir derselben Sprache entlehnt, welche einen ähnlichen schönen Ausdruck besitzt „Muttersprache," und zwar geschah dies in früher Jugendzeit, als es in Holland eine Zeitlang mein tägliches Geschäft war, die glorreiche Geschichte seiner selbstständigen Entwickelung unter dem Titel „vaterlandsche Historie" zu studiren."

Wir führen alles dies an, um zu zeigen, daß Flügel's Plan zu einem neuen englischen Wörterbuche Jahre lang vorbereitet gewesen und bei der wirklichen Unzulänglichkeit der vorhandenen Hülfsmittel ein wahres Zeitbedürfniß war; der praktische Sinn Flügel's, der durch vieljährigen lebendigen Verkehr mit den englischredenden Bewohnern Nordamerikas und Großbritanniens, sowie durch eine äußerst umfassende englische Lectüre gebildet worden war, hatte gar bald durchschaut, daß die allzuviel grammatisirenden und etymologisirenden Lexikographen unendlich weit hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben waren, und warf seine ganze Kraft auf die möglichste

*) Der Gebrauch dieses Wortes ist namentlich in neuester Zeit so ausgedehnt, daß er nicht nur bei Dichtern, die Disraeli zunächst im Auge hat, oder bei so dichterischen Prosaikern, wie Bulwer u. s. w., ganz gäng und gebe geworden ist, sondern auch seine fremde und poetische Färbung zuweilen, wie unser Vaterland, ganz ablegen kann und in der allerprosaischesten Umgebung auftritt, so z. B. in einem Aufsatze über Colonisation, Colonial Mag. Jan. 1849, p. 2. — Bemerkenswerth ist, daß die Engländer öfters mit einer Art Ironie Deutschland „the fatherland" par excellence nennen.

Vermehrung des Wortvorrathes, und rastlose Verbesserung uralter aus den Wörterbüchern des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Zeit vererbter lexikalischer Schnitzer. 1830 erschien das Resultat seines vieljährigen emsigen Fleißes, das „vollständige Wörterbuch der englischen Sprache.“ So sehr man an dem, natürlich cum grano salis zu verstehenden Epitheton „vollständig“ Anstoß nehmen könnte, war es doch in gewisser Beziehung dazu berechtigt: es war das vollständigste Werk jener Zeit, wie aus einer interessanten Uebersicht hervorgeht, welche Flügel in der Vorrede zur 2. Auflage seines Wörterbuchs mittheilt; nach dieser enthalten die Wörterbücher von Walker, Perry, Jones und einiger Anderer (um den Anfang dieses Jahrhunderts erschienen) jedes ungefähr 30,000 Wörter, Sheridan (1784) 40,000, Worcester (1830) 43,000, Todd's Johnson (1827) 58,000, Hilpert (nach 1828) 64,859, Webster (Londoner Ausgabe von 1830) 70,000, Flügel (erste Auflage von 1830) 83,128, die zweite Auflage 94,464; die dritte (1847) enthält weit über 100,000!

Der reißende Absatz des Werkes, die allgemeine in den verschiedensten Kreisen sich kundgebende unumwundene Anerkennung, der innige Zoll der Dankbarkeit, welcher dem Verfasser von persönlich ganz unbekannten und fremden Menschen gezollt wurde: dies Alles zeigte deutlich, wie tief und wahr der Mann das Bedürfniß seiner Zeit erkannt hatte und daß seinem eisernen deutschen Fleiße der süßeste Lohn gewiß war: die Hochachtung der Mit- und Nachwelt. Mehrere Monarchen zeichneten ihn durch vergänglichen Tand aus, die Leipziger Universität durch einen werthvolleren Tribut — das philosophische Doctordiplom.

Einen solchen Gegner hatte Hilpert nicht geahnt und er, der Flügel's Arbeiten auf das Unredlichste benutzt hatte, säumte nicht, ihm so viel als möglich entgegenzuarbeiten; sein erster (und einziger) Versuch, eine herabziehende Anzeige — Recension ist der kurze Aufsatz nicht zu nennen — die er selbst verfaßte und (anonym) in die Allgem. Ztg. 1831 einrückte, scheiterte gänzlich und fand, außer einer kurzen Erwiderung Flügel's, mehrere gründliche Widerlegungen; es mag hier nur auf die (zum Theil in den „Literarischen Sympathien,“ S. 4 angeführten) Beurtheilungen der damaligen Zeit, welche alle für Flügel Partei nahmen, verwiesen werden.

Eben dies aber war und ist es, was Flügel's Werk vor allen anderen auszeichnet, das verständige Mehr zu treffen; denn man

würde sehr irren, wenn man meinte, nur eine regellose Masse von Ausdrücken aller Art zu finden, wobei es nur eben bloß auf kleinliche Ueberbietung des Gegners durch bloße Zahlen, und wenn sie auch noch so imposant gewesen wären, angekommen wäre; solche elende Kunstgriffe hätten vielleicht eine kurze Zeit lang genügt, würden aber sicher das Werk nicht 20 Jahre lang in immer steigender Gunst beim Publicum gehalten haben. Es war auch zu solchen Nothbehelfen, wie uns der Verfasser darüber selbst (Vorr. zur 3. Aufl. p. XXXVI) belehrt, um so weniger Anlaß, als die ungeheuere Masse des von ihm gesammelten Stoffes gerade die entgegengesetzte Verlegenheit, wo nämlich das Alles unterzubringen sei, herbeiführte, und so kam es denn bald dahin, daß die Rücksicht auf das nicht zu überschreitende Maß — denn hier tritt der Verleger immer zur „guten" Stunde als mahnendes Gespenst auf — sogar das Ausstoßen minder wichtiger Artikel der früheren Ausgaben, sowie die höchste Oekonomisirung mit dem Raume nöthig machte; es ist hierin auch wirklich fast Unglaubliches geleistet worden, und wir kennen nur ein Werk, welches sich hierin vergleichen darf, nämlich das treffliche französisch-deutsche Wörterbuch von Dr. Schuster (Leipzig, 1842). Ja, in einigen Punkten geht dies sogar noch weiter und kann wohl als ein Muster typographischer Raumersparniß und zweckmäßiger Anordnung aufgestellt werden. Wir wollen unsere Behauptung in Bezug auf das Flügel'sche Werk an einigen Beispielen darthun. Unter den Zusammensetzungen von All gibt Adelung in 114 Zeilen 28 Artikel, die meist an und für sich so klar verständlich sind, daß die begleitenden Beispiele rein überflüssig sind; Hilpert, der sich jedenfalls absichtlich beschränkte (das Warum ist bei seiner sonst so häufigen Raumverschwendung unklar), gibt nur 21 Zusammensetzungen in 39 Zeilen, der Plagiarius Grieb, dessen aus Hilpert, Webster, Flügel zusammengeschriebenes Wörterbuch weiter unten charakterisirt werden soll, gibt, gerade hier genauer mit der Benutzung des typographischen Raumes als sonst, 110 Wörter in 124 Zeilen, Flügel's 3. Aufl. bietet 117 Wörter in 129 Zeilen; dies Ergebniß würde weit schlagender zu Flügel's Gunsten sein, wenn nicht die Bezeichnung mehrerer wichtiger naturhistorischer Wörter mit dem lateinischen Systems-Namen einigen Raum hinwegnähme; allein diese technische Bezeichnung ist geradi ein Vorzug, welcher dem Hilpert und Grieb abgeht. Auffälliger ist das Ergebniß bei anderen Artikeln; so gibt Adelung unter Seme

32 zusammengesetzte Wörter in 81 Zeilen, Hilpert 41 Wörter in 129 Zeilen, Grieb 85 Wörter in 110 Zeilen, Flügel 97 Wörter in 111 Zeilen! Woher kommt es nun, daß auf so kleinem Raume so bedeutend viel mehr geleistet worden ist, ohne die mindeste Beeinträchtigung, vielmehr unzählig oft mit wesentlicher Verbesserung des inneren Gehaltes? Der unpraktische Sinn der früheren Lexikographen, vielleicht auch die durch Uebersetzung unbewußt herbeigeführte Nachahmung der englischen Originale, welche doch natürlich die Wörter ihren Landsleuten nur durch Definitionen klar machen konnten, erzeugte eine Definirwuth, die ganz merkwürdig war. Jedermann weiß, was ein Halbmesser ist, oder wenn er es nicht weiß, ist das deutsch-englische Wörterbuch nicht der Ort, wo er es erfahren soll; allein Adelung gibt bei Radius außer „der Halbmesser" eine technische Definition, die — man muß immer wieder auf den Standpunkt des allgemeinen Wörterbuchs zurückgehen — ganz unnütz wichtigeren Dingen Platz wegnimmt. Aber Niemand hat diese Kunst des Ausspinnens besser verstanden, als Hilpert; so erklärt er bei jedem Artikel unter Semi-, wobei denn jedesmal die sperrige Walkersche Aussprache hinter dem Worte steht, daß das Wort aus semi und dem anderen Bestandtheile zusammengesetzt sei, z. B. semicylindrical aus semi und cylindrical u. s. w.; so steht bei semidemiquaver: „sem-e-dem-e-qua'-vur" [von semi, demi und quaver], s (in der Tonkunst, eine Note, welche der 32ste Theil einer ganzen Note ist, deren zwei auf ein Sechszehntel, vier auf ein Achtel und acht auf ein Viertel gehen), das Zweiunddreißigstel." Flügel sagt in einer Zeile, was nöthig ist: „semidemiquaver, s. Mus. die Zweiunddreißigtheilnote," vielleicht wäre noch „das Zweiunddreißigstel" wünschenswerth gewesen, aber die Hilpert'sche Breite ist geradezu unausstehlich und natürlich auch in Adelung's Wörterbuch nicht in dieser abgeschmackten Ausdehnung zu finden. So weiß wohl jedes deutsche Menschenkind von Kindesbeinen an, was eine Lippe, eine Handhabe, ein Hammer u. s. w. für ein Ding ist, und wenn es nicht im Stande ist, philosophisch-strenge Definitionen von solchen Dingen zu geben, so mag es sich Raths erholen aus den guten Wörterbüchern der deutschen Sprache, die wir besitzen; Hilpert aber, vielleicht um das Nachdenken der Leute, freilich am unrechten Orte, zu wecken, zieht erst Adelung's oder Heinsius' deutsches Wörterbuch herbei und schreibt dann, ehe er das Geheimniß mittheilt, daß lip die Lippe heißt, gemüthlich die

ganze Definition ab: „der etwas erhobene Rand des Mundes an Menschen und Thieren, welcher die Zähne bedeckt und den Mund verschließt," und so geht dies durch das ganze Werk; unter light, lap etc. z. B. erfährt man in Definitionen von 3, 4, ja 5 und noch mehr vollen Zeilen, was das „Licht," der „Schoß" u. dergl. eigentlich ist. Dies ist geradezu eine Mißbrauchung des Lernenden zu nennen und eine bequeme Art, mit überflüssigen Dingen Bände anzufüllen. Andere Beispiele der Art sehe man im Werke selbst auf jeder Seite nach. Niemand ist hierbei in reiner Selbstaufopferung zum Nutzen des Publicums weiter gegangen als Flügel, indem er auf manches gute Compositum, was Andere mit Freuden benutzt haben würden, verzichtete, um nur den Vorrath der Haupt- und Schlagwörter zu vermehren. So sagt er ausdrücklich und mit vollem Rechte, daß es z. B. unbillig sein würde, alle mögliche Zusammensetzungen mit Un- im Wörterbuche zu verlangen, da fast das ganze Wörterbuch unter diesem einen Artikel wiederholt werden müßte, „obwohl auch hier," um in seinen Worten fortzufahren, „bedeutsame Wörter, die durch sich selbst nicht erklärt werden (wie Unacted dramatists, Unbanked, To Unbarrel, To Uncalendar, Uncertificated, To Uncharnel, Unmarketable, Unmerchantable etc.), eine Stelle finden müssen; obwohl, um ein anderes Beispiel anzuführen, der Artikel Steam äußerst vollständig ist (er zählt in dieser Auflage 82 Zusammensetzungen, 43 mehr als in der 2. Aufl.), so habe ich ihn doch nicht mit Wörtern, wie steam-balloon, steam-clipper, steam-excursion, steam-funnel, steam-gigg, steam-organ, steam-propeller, steam-yacht etc. überladen können." Ist wohl dieselbe Rücksicht daran Schuld, daß Hilpert nur 17, Grieb nur 19 Composita bei diesem unserer Zeit so unendlich wichtigen Worte hat und ist Hr. Voigtmann, selbst des Plagiats an Flügel überwiesen (vgl. Vorr. zur 3. Aufl. p. XVI.), wohl berufen, den Streit, in welchem ein so kümmerlicher Abschreiber wie Hr. Grieb dem Urtheile eines urtheilsfähigen Publicums bloßgestellt wurde, einen Streit zu nennen, in welchem der innere Werth nach der Bogenzahl abgemessen werde? Konnte dies wohl ein redlicher Kritiker angesichts der Flügel'schen Leistungen wagen? Ein Wörterbuch, je vollständiger es ist, wird in demselben Maße auch mehr Punkte bieten, an denen die geübte Hand des Meisters beständig und unermüdlich nachzubessern bemüht

sein muß, und es würde sehr wenig Begeisterung für das Wohl der Wissenschaften zeigen, wenn man nicht von allen Seiten bemüht sein wollte, auf Mängel um so eifriger hinzuweisen, je höher der Ruf eines solchen Werkes steht. Die Götzendienerei, die häufig mit bedeutenden Erscheinungen getrieben wird, ist eine widerliche Sache, aber freilich noch viel schmachvoller sind wegwerfende Urtheile über gediegene Leistungen, wenn dann statt stringenter Beweise nur kleinliche Ausstellungen erfolgen.

Auch das Flügel'sche Wörterbuch, obgleich allen anderen englisch-deutschen voranstehend (in vielen Beziehungen überhaupt allen englischen Wörterbüchern), hat seine Mängel, und wir denken, der Verfasser, der so Großes geleistet, wird die Stimme dessen, der sich an seinen Werken gebildet hat, nicht für eine unberufene halten, wenn sie Manches im Kleinen tadelt.

Zuerst, was die Vollständigkeit des Wortvorrathes anbelangt, ist es zwar ganz unmöglich bei einem Werke, dessen Anfang 7 Jahre vor dem letzten Bogen desselben gedruckt war (Vorr. p. XLII.), oder überhaupt je in irgend einem Buche der Art, einzelnen Lücken zu entgehen. Daß der Verf. viele Wörter, besonders in den Anfangsbuchstaben, nicht aus Unkunde weggelassen hat, geht schon daraus hervor, daß eine Menge der wichtigeren in seinem kleineren „praktischen Wörterbuche“ nachgetragen sind (vgl. Vorr. zu diesem Werke), die sich im größeren Werke nicht finden. Wir schmeicheln uns auch nicht, viel mehr zu geben, als vielleicht schon längst in reichen Sammlungen dem Verf. vorliegt, aber in einem Buche, das einen so hellen und vollkommenen Spiegel englischer Sprache und Literatur bietet, ungern vermißt wird.

Die Auswahl neuer Wörter mag allerdings oft unendlich schwer sein bei dem immer mächtiger und mächtiger quellenden Sprachstrome, denn der kühne Aufschwung, welchen die Wortbildung in neuerer Zeit genommen hat, ist wahrhaft erstaunlich; gerade wie die erste französische Revolution in der unabweislichen Ideen-, folglich Sprach-Erweiterung manches Ueberschwengliche und Ungeheuerliche in der französischen Sprache hervorbrachte, so auch in den sie umgebenden Sprachen, und es würde eine Geschichte der Sprachumwälzung oder wenigstens der Spracherweiterung eine interessante Aufgabe sein, zumal wir eben in ein neues Stadium dieser Gedanken- und Sprach-Erweiterung getreten sind. Wunderliche Formen wie: „windisch-

grätzen, wrangeln, latouristiren," befremden uns kaum mehr; wenn wir aber englische Wörter der Art früher höchstens in Carlyle's Werken suchten, so sind sie jetzt nicht mehr so selten, vgl. z. B. Blackwood's Magazine, Anfang 1849: Is Cavaignac elected? Then a military master is put over the republic, who can Cromwellise the Assembly, and Monk the state, as soon as he chooses; noch wunderlicher sind folgende Bildungen: it gravels and dyspepsias him ... we chloroform all kindly feelings, Quarterly Review, Dec. 1848. Namentlich ist die Verbalbildung zu einer ungeheueren Ausdehnung gelangt, und wenn die oben angeführten Wörter ihrer Natur nach Schöpfungen des Augenblicks sind, so haben manche von den folgenden mehr Anspruch auf einen Platz im Wörterbuche: it Normanized them (Bulwer), to Hungarianize one's nature (Mrs. Gore), the semi-Romanized Britons (Westminster Rev.), the less Londonised districts (Bulwer), an Indianized constitution, Mr. James Watt gothicized this part of the building (Harr. Ainsworth), to protestantize Ireland (Benj. Disraeli), our poor viceregalized kingdom (Mrs. Gore), to improvise*), improvisate (a poem, etc. Gentleman's Magazine, Lord Brougham, Quarterly Rev., Westminster Rev., etc.), hypocrisize, to genteelize (in der Bedeutung to make genteel, L. Sterne, Tr. Shandy), to degentilize (der gentility, des Adels berauben), demoralizing and decivilizing (freilich als Uebersetzung des deutschen „verwildern," Blackwood's Mag.), to denationalize (figürlich: des Nationalgefühls berauben, Bulwer), to devulgarize, Col urn's Mag.), to depauperise (im englischen Armengesetz), Mr. B. experimentalized with the timidity of a wrong person (Dickens), attitudinizing (Ch. Lever etc., ein sehr häufi-

*) Flügel, dessen Wörterschatz übrigens ohne Frage das Gebiet der Gegenwart in einer Weise umfaßt, daß sich kein anderer deutscher Lexikograph in diesem Felde mit ihm messen kann), hat improvising als Substantiv, sowie einige Wörter desselben Stammes, nicht to improvisate. Hilpert, zu dessen Zeit diese und Tausende anderer Wörter noch nicht eingebürgert waren, ja häufig noch gar nicht existirten, kann natürlich wegen solcher Auslassungen, nicht der Nachlässigkeit geziehen werden: daß man aber von Grieb und Anderen, deren Begriffe von „Quellenforschung" darauf hinauslaufen, aus drei Wörterbüchern ein viertes zu machen, hier fast immer im Stiche gelassen wird, kann nicht befremden.

ges Neuwort), an appetising supper (Ch. Lever), to acclimatize (als Activ und Neutrum), dwarfing and hybridizing (von Bastard-Pflanzen), to out-hyperbolise oriental flattery (Quarterly Rev.); wir finden to vulcanize bei Flügel sehr genau erklärt, dagegen fehlt to sulphurise; sollte dies nicht etwas Aehnliches bedeuten?

Es wird natürlich hier Aufgabe des Lexikographen sein, das Vorübergehende abzusondern von dem Bleibenden, das von der Laune des Augenblicks Erzeugte von dem was gebieterische Nothwendigkeit schuf. Niemand wird sich z. B. darüber wundern können, wenn das allgemeine Wörterbuch Formen verschmäht, wie fatherlandizing madness, to gentlemanize one's self (Bulwer), connoisseurshipizing, memoirized, gossiping and cigarising (Quarterly Rev.), O exalted among birds — apotheosised goose (Bulwer), obwohl auch hier ein Fingerzeig oft recht wünschenswerth wäre, um das geistreiche Erzeugniß vom plumpen und barocken Einfall zu unterscheiden, — eine Sache, die, wenn es sich um Extreme handelt, leicht abgethan ist; aber viele Wörter stehen ja auf jener Grenzlinie, wo selbst dem Kennerauge ein Urtheil erschwert, ja oft durch jenen nach- wie vormärzlichen Tyrannen, den Sprachgebrauch, entkräftet wird. Was sollen wir z. B. sagen, wenn, wie uns Disraeli mittheilt, noch im Jahr 1577 der Schriftsteller Wille (Collection of Voyages) es tadelt, daß Eden in seiner Uebersetzung des Peter Martin Wörter gebrauche, wie despicable, destructive, homicide, imbibe, obsequious, ponderous, prodigious! Nach seiner Ansicht „they smelt too much of the Latine!“ Bekanntlich sind alle diese Wörter längst in dem Alltagsgebrauche eingebürgert und nur 3 von Wille zurückgewiesene Wörter, ditionaries (Untergebene), dominators, solicitute (sorgsam), hat auch der Sprachgebrauch unbeachtet gelassen; dominator kommt übrigens auch bei einem Zeitgenossen des Wille, bei J. Donne, vor. Welche schwierige Aufgabe, hier Schiedsrichter zu sein! Wille hatte zu seiner Zeit nicht ganz Unrecht, allein — tempora mutantur. Besonders schwer ist es zu sagen, wie weit die Berechtigung technischer Ausdrücke geht; wir finden bei Flügel viele wichtige Wörter, wie bude-light (prakt. Wörterb.), to kyanize, und eine Menge ähnlicher (vgl. Literarische Sympathien, S. 13, und natürlich die Werke selbst); aber sind die folgenden, selbst wenn sie weniger gut gebildet sind, nicht auch der Erklärung werth (sämmtlich im Mechanics' Magazine zu finden): to inelasti-

cate, der Elasticität berauben (Ure etc.); Paynized wood; asphyxied (anderwärts asphyxiated) by the regurgitation of noxious air; this process may be called palladiumizing with as much propriety as we say, zinking, or gilding, or soldering; naphthalizing coal-gas; glass is platinised (Art Journal, May, 1849, p. 137); bituminisation; to differentiate a galvanic current u. v. a.; wir gestehen, daß unsere Sachkenntniß, was diese Wörter angeht, nicht weit genug reicht, um ihren Werth genau zu bestimmen; ein bloßes Versehen ist es wohl, wenn pomology, welches sogar im Wörterbuche selbst zur Bezeichnung von Ausdrücken, die in diesen Zweig der Gärtnerei einschlagen, häufig als Abkürzung (vgl. das Verzeichniß der technischen Abkürzungen, S. XIX) dient, an seinem Orte fehlt; die Schreibart archæology, weit häufiger als archaiology, sollte nicht fehlen; die Bewegung der „Phonotypisten" war wohl zu neu, um schon im Wörterbuche vertreten zu sein (Phonotypy, Phonotypist, Phonotypical etc.), so wie denn überhaupt die Leichtigkeit, mit der die englische-Sprache Wörter aus dem Griechischen und Lateinischen entlehnt und von diesen wieder neue ableitet, ihr einen unerschöpflichen Vorrath von Neuwörtern zuführt und so einigen Ersatz gibt für ihre eigene verhältnißmäßige Armuth und Beschränktheit; der Art sind z. B. Adjective u. a. Wörter, wie potatory, piscatory, saponaceous, anteprandial, antejentacular and postprandial walks, tocophagous, phlebotomy, stertorous, venesection (wegen des Gebrauchs dieser beiden Wörter wurde Samuel Warren [Diary of a Physician] von einer Zeitschrift der Pedanterie geziehen, was an den „phlebotomizing" surgeon in Cooper's Spy erinnert!), phobanthropy (Westminster Rev.), pyroballogy (L. Sterne), paræmiographer (a collector of proverbs, häufig bei Disraeli), septiregal succession (Gentlem. Mag.), to previse one of a thing (Bulwer), offusc (id.), viparious (id.), und unzählig viele ähnliche, die sich zwar, besonders die mehr in's praktische Gebiet hinüberstreifenden, meistens bei Flügel finden, aber nicht immer, wie z. B. saponaceous, hinreichend erklärt sind.

Zu all diesem kommt die Freiheit, mit welcher das Englische in Ermangelung der eigenen ausgestorbenen Partikeln die lateinischen, griechischen und französischen Partikeln und Präpositionen mit dem bereits vorhandenen Wortschatze verbindet. Wie aufmerksam hier der

Verf. die wichtigsten Sprachbereicherungen gesammelt hat, lehrt Jeden eine Vergleichung solcher Partikeln, wie anti, pro, inter, pre, re, semi, sub u. s. w. mit dem, was andere Wörterbücher leisten; daß sich aber auch hier noch manche kleine Nachlese anstellen läßt, ist keine Frage, wenngleich es auch hier nicht immer ausgemacht ist, wo die Grenze der nothwendig aufzunehmenden Wörter ist! Haben z. B. Bildungen, wie compursion (L. Sterne — Tr. Shandy: some wry faces and compursions of the mouth), short interwhiff sentences (Eothen), many-storied and poly-balladed (Bulwer) u. a., nur der komischen oder sonstigen Wirkung wegen gebildet, ein Recht zur Aufnahme oder benehmen sie wichtigeren Dingen den Platz? Bessere (von Flügel nicht aufgenommene) Wörter sind prethoughtful (of every chance — Bulwer) pre-historic (Quarterly-Rev.), to interblend (Bulwer, Mrs. Gore etc.), the interlacement of different systems (Athenæum), intersocial (Athenæum), a polyglossary (Gentlem. Mag.), Puseyite and pro-slavery opinions (Westminster Rev.), und tausend andere, die jeder neue Tag bringt und deren vollständige Aufzählung von keinem Wörterbuche verlangt werden kann; wie viel neue Ausdrücke bietet nicht schon ein Werk, geschweige denn der gesammte Strom einer so überreichen Literatur! So finden wir im Harold des allerdings sehr erfindsamen Bulwer eine Menge von Wörtern, die wir kaum in irgend einem Wörterbuche suchen dürfen; es seien hier nur einige Zusammensetzungen mit Re angeführt: to rebloom, reintrusion, to replunge, reshaven, reweighing all the contending authorities, to reurge, to redirect, to repurify, u. v. a.

All diesen zur Wortbildung dienenden Hülfsmitteln reihen sich noch die vielen Endungen deutschen und romanischen Ursprungs an, welche ohne den mindesten Rückhalt zur Bildung neuer Wörter benutzt werden, von denen, so sehr sie auch mitunter bei ihrer Entstehung verlacht und verachtet werden, gar viele endlich doch zu Rang und Ansehen kommen. Man fühlt natürlich im Englischen, das an und für sich eine so bedeutende Beimischung romanischen Elementes hat, eine vox hybrida viel weniger heraus, als im Deutschen, obwohl auch wir eine Unzahl Wörter so bilden, man vergl. nur solche Endungen, wie -iren (buchstabiren, hausiren, hofiren u. s. w.), -ist (Flötist, Hornist, Blumist) u. s. w. Es versteht sich auch hier, daß der Lexikograph, der nun einmal „Alles wissen" muß, zu unter-

scheiden hat zwischen den Erfindungen des Humors, die nur einen Augenblick heiter ausfüllen sollen, und den tiefer in's Praktische eingreifenden Erscheinungen; vergl. z. B. außer einigen nicht uninteressanten Bildungen, die Flügel selbst (Vorr S. XXVIII) anführt, solche Wörter, wie the Beeriad*) or Progress of Drink, Gosport, 1736, wrongous (Quarterly Rev.), I have no power of self-snatchation (forgive me if I coin that phrase) from the yawning gulf before me (Dickens), und wiederum solche, wie Squirality (L. Sterne), was jedoch dem neueren Squirearchy (William Howitt, Gentlem. Mag. etc.) gewichen ist; hierher gehören die so geläufigen Bildungen auf -ocracy, von denen viele Partei-Stichwörter geworden sind; die wichtigsten davon finden sich bei Flügel, wie capitalocracy (Lord Brougham etc.), landocracy (Simmonds' Colonial Mag. etc.), mobbocracy, shopocracy etc. Solche Zusammensetzungen werden dann beliebt und erzeugen oft eine unübersehbare Nachkommenschaft**), wie folgende, die vielleicht zu neu (nur wenige wohl zu unbedeutend) waren, um Aufnahme zu finden: capelocracy (Bulwer, freilich mit dem Zusatze to use a certain classical neologism), plutocracy (Westminster Rev.), plantocracy (Eclectic Rev.), cottonocracy und millocracy (der Stand oder die Partei der sogenannten cotton-lords oder millocrats [dieses letztere sogar im Mechanics' Mag. 1846, Juli, gebrauchte Wort findet sich bei Flügel], Mrs. Stone, 1843, Mirror, 1845 etc.); wir können natürlich nicht erwarten, daß sich solche Wörter bei Hilpert finden, nach dessen Tode viele davon erst das Licht der Welt erblickten, aber daß wir auch nicht eines davon bei Grieb finden — das muß uns die alte Lehre in's Gedächtniß rufen, wie viel man so unverschämten Prahlereien trauen darf, wie sie dieser Mann seinem Wörterbuch voranschickte und mit in die „leichtgläubige" Welt gab!

Die absolute Unmöglichkeit, ein Wörterbuch im eigentlichen Sinne des Wortes vollständig zu machen, hat natürlich schon früheren Lexikographen eingeleuchtet und die Idee hervorgerufen, dem Lernenden allerlei Hülfsmittel an die Hand zu geben, um wenigstens indirect die Bedeutung eines Wortes zugänglich zu machen. Deshalb

---

*) Vgl. das Epos: die „Flohiade."

**) Vgl. auch deutsche Bildungen, wie Held's „Cliquokratie," u. s. w.

wurden besonders Vor- und Nachsilben, welche ganzen Wörterclassen eigenthümlich sind, schon von Johnson dem Wörterbuche einverleibt, um durch deren Hülfe das Verständniß zusammengesetzter Wörter zu eröffnen. Noch weiter ging hierin Webster, durch seine etymologischen Studien darauf hingeleitet, besonders aber Smart, der sehr nützliche Endungstabellen anlegte, welche als eine wesentliche Unterstützung in den deutschen Wörterbüchern nicht fehlen sollten; trefflich ist auch hierin das schon oben genannte Schuster'sche französisch-deutsche Wörterbuch; es gibt z. B. alphabetisch eingereiht solche Endungen, wie ...logie, ...logique, ...logiste, ...logue etc., mit den entsprechenden deutschen Endungen und erspart so manches künstlich gebildete und doch vielleicht der Erklärung bedürftige Wort, das sich nun Jeder selbst nach seinen Bestandtheilen erklären kann. Wie manches Wort würde nicht dadurch klar werden, wenn z. B. like auch als häufig vorkommende Endung aufgeführt wäre, die dem deutschen ...haft, ...mäßig, ...isch entspricht (girllike, soldierlike, cadgerlike etc.)*). So bietet die ausführliche Behandlung der Endsilbe -ish (die sich bereits bei Johnson findet) einigen Ersatz für etwa fehlende Wörter oder Bedeutungen, z. B. erklärt sich dadurch, wie bei Disraeli von einer Whiggish jealousy of**) the monarchical power in Spanien die Rede sein kann; die bei Whiggish gegebene Erklärung allein würde nicht ausreichen. — Aehnliches gilt von den so außerordentlich häufigen Endungen ...ism, ...ist etc.; denn wenn wir auch nicht verlangen können, alle solche Bildungen, wie gentlemanism (Westminster Rev.), Church of Englandism (Macaulay, Hist. of Engl.), nonentityism (Mrs. Gore), beadleism (Dickens), black-leggism (Bentley's Misc.), leggism (Blackwood's Mag.), railwayism (Westm. Rev.),

*) Gerade diese Endung findet sich in Flügel's „praktischem Wörterbuche," sonst weder bei Hilpert und den älteren, noch in den neueren Wörterbüchern; wir wünschten aber auch bei Flügel weitere Ausdehnung dieses Princips.

**) Dieses of ist nicht Genitivzeichen, sondern zu jealousy in der Bedeutung auf gehörige Präposition; dieser häufige Gebrauch sollte bei Flügel, der ja auch in diesem Felde so vieles Selbstständige gibt, nicht fehlen und unter dem Substantiv ebenso bezeichnet sein, wie es beim Adjectiv sich findet: Jealous (of, auf). Daß Hilpert und Grieb dies ebensowenig bieten, ist bei ihrem gänzlichen Fußen auf älteren Werken nicht zu verwundern, obgleich der Erstere uns hier wieder eine 5 Zeilen lange deutsche Definition des Wortes „Eifersucht" auftischt!

foreignism (Alexander J. Ellis), old bachelorism, Johnny-rawism (Asiatic Journal), attorneyism, old maidenism (James), old ladyism (Foreign Qu. Rev.), old soldierism (J. Hinton), milksopism (James), Backwoodmanism (Athenæum), dowagerism (Thackeray), mammonism, laissez-faireism (Simmonds' Colon. Mag.), antediluvianism (Mrs. Gore), und tausend andere Wort für Wort im Wörterbuche zu finden, so zeigen doch diese und bessere Wörter derselben Classe, wie colloquialism (Smart), cavalierism (Disraeli), absenteeism, exquisitism (Mrs. Gore), selfism (Disraeli), exclusivism (Mrs. Gore), conservatism (Quarterly Rev.), conservativism (Disraeli), leviathanism (Mechanics' Mag.), nationalism (Quart. Rev.), somnolism and psycheism (J. W. Haddock) u. v. a., deren Aufzählung hier zu weit führen würde, — diese, sagen wir, zeigen die Nothwendigkeit, dergleichen Endungen genau zu charakterisiren; dies würde, abgesehen von der sonstigen Zweckmäßigkeit, auch in etymologischen und anderen Beziehungen zu anziehenden Ergebnissen führen, namentlich auch den Unterschied der Auffassung klar machen, welcher selbst in solchen scheinbar identischen Begriffen zuweilen die Völker trennt. So würden wir im Deutschen die Bedeutung schwerlich auf unser „Orientalismus" übertragen können, welche das Quarterly Review dem englischen orientalism in folgendem Satze gibt: the almost universal orientalism of Lassen, die genaue Kenntniß des gesammten Orients, im Gegensatz zur Kenntniß einzelner orientalischer Sprachen und Völker; dieses Wort, so wie demonism, humanitarianism u. a., sind bei Flügel, obwohl die Hauptbedeutung nicht fehlt, doch nicht umfassend genug erklärt.

Wir haben im Vorhergehenden mit Absicht etwas ausführlicher als sonst gewöhnlich in Wörterbuch-Recensionen geschieht, auf einige der Quellen hingewiesen, aus denen der mächtige Strom der Sprache seine Nahrung zieht, weil es nach unserer Ansicht die erste Aufgabe eines allgemeinen Wörterbuches ist, eine vernünftige Vollständigkeit zu bieten, und weil falsche Begriffe über die Riesenarbeit, die schon in diesem einen Punkte einem tüchtigen Wörterbuche gesteckt ist, sehr häufig sind. Welche Täuschung, gerade die neuere Lexikographie für eine Sache zu halten, die man so nebenbei in den Mußestunden abmachen kann, wenn man nur ein paar unerhebliche Wörtersammlun-

gen angelegt hat! Eine Anmaßung, die freilich nur der in ihrem ganzen Umfange ermessen kann, der die unversieglichen Quellen kennt, aus denen eine lebenskräftige Sprache schöpft, und dessen Gesichtskreis weit genug ist, um anzuerkennen, welche mächtige Beiträge zur allgemein gültigen Sprachgestaltung die verschiedenen Wissenschaften und Künste, die Provinzen mit ihren eigenthümlichen, oft äußerst treffenden und schönen Ausdrücken, ferner die nur zu geringem Theile erst wieder an's Licht geförderten alten Sprachschätze, das Ausland mit seiner Bildung, kurz Alles in reicher Fülle bietet, was Geist und Herz mit unwiderstehlicher Macht fesselt. Wir können, weil dies zu weit führen würde, nicht nachweisen, wie diese verschiedenen Elemente in Flügel's Wörterbuch vertreten sind, allein wer nur irgend einen Theil der englischen Literatur, von den Zeitgenossen Chaucer's und Shakespeare's bis zu den neueren Namen des Walter Scott, Lord Byron, Wordsworth, Southey, Coleridge, Shelley, Tennyson, Bulwer, James, Dickens, Marryat u. v. A. bemeistert hat, wird mit Dank empfunden haben, daß Flügel über das von seinen Vorgängern (auch Webster eingeschlossen) Gegebene weit hinausgegangen ist und namentlich was Shakespeare und die neuere Zeit betrifft, in sorgfältiger Sammlung und Erklärung der Ausdrücke unübertroffen dasteht. Der Dank für diese Riesenarbeit gebührt ihm umsomehr, als sein Werk das einzige ist, was für die neueren Kreise der engl. Literatur fast vollständige Befriedigung gewährt und nicht von sogenannten puristischen Ansichten irregeführt, Wörter zurückwies, die nun einmal sich mit der Zeit unabweislich geltend machen und allen Tadlern zum Trotz den allgemeinen Sprachschatz vermehren helfen. Es ist bekannt, daß hierin Engländer, wie Franzosen — wenigstens der sprachgesetzgebende Theil — engherzige Ansichten haben, die natürlich vom Laufe der Zeit nicht respectirt werden, so daß der kaum ausgesprochene Tadel sich oft gar schnell in stillschweigende Anerkennung verwandelt.

In Bezug auf diese letztere Thatsache führt schon J. Disraeli als interessantes Beispiel die Aeußerung einer gebildeten älteren Dame an, deren feines Englisch unter Anderen die bekannte Miß Edgeworth in den rühmendsten Ausdrücken anerkannte; dieselbe erinnerte sich, daß in ihrer Jugendzeit, also etwa in der Mitte vorigen Jahrhunderts, das Wort To Lunch, später, wie noch heute von den schönsten Lippen ohne die mindesten Gewissensbisse gebraucht, nur von gemeinen Leuten und höchstens in der Bedientenstube gehört worden

sei; eine Erscheinung, die sich bei einer großen Menge ähnlicher jetzt durchaus unanstößiger Wörter wiederholt.

Es ist von diesem Gesichtspunkte aus für die große Mehrzahl weit interessanter zu wissen, was ein bagman sei (warum hat Flügel blos die Pluralform?), als ein neodamode und dergleichen unenglische, daher im englischen Wörterbuch fast unnütze Wörter, und wenn noch vor längerer Zeit jenes Wort immer mit einer Art Entschuldigung angeführt wurde, wie: chapmen (or what in modern vulgar parlance would be termed bagmen) travelling to procure orders for their houses (W. H. Ainsworth), a commercial tradesman (vulgo a bagman) (Blackwood's Mag.), so findet sich dasselbe jetzt im ernsten unbefangenen Zusammenhang der Rede, ohne den mindesten Anstoß zu geben (vgl. dasselbe Blackwood's Mag. Febr. 1849, Colburn's New Monthly Mag., Dickens in den Pickwick papers, II, ch. 19 & 20 u. s. w.). Aehnlich ist kidnapper und manches andere Wort, trotz plebejischen Ursprungs, allmählig in die gute Sprache übergegangen. Grieb's Erklärung eines anderen Wortes*), to boose (bouse), durch „saufen" ist daher, ebenso wie bei Hilpert, viel zu schroff, mindestens nicht ausreichend; Flügel hat mit Recht „trinken, bechern, zechen," da das Wort immer mehr in dieser feineren Bedeutung allgemein wird (z. B. bei der eleganten Schriftstellerin Mrs. Gore finden wir, when boozing, in domestic confidence, with my family over my barley-water etc.). Einige Wörter, wie dress-gloves (ist Berlin gloves und Berlins dasselbe?), dress-boxes, dress-stock, dress-shirt etc.), fehlen auch bei Flügel, würden jedoch kaum vermißt werden, wenn hier, wie bei Fancy und anderen trefflichen Artikeln eine Art Zusammenfassung der Bedeutung der Zusammensetzungen vorausgeschickt wäre; so würde eine Vergleichung der vorhandenen Zusammensetzungen mit ihrem Grundbegriffe auch die richtige Uebertragung etwa fehlender an die Hand geben.

Ungern aber vermissen wir, bei dem sonst so reichlich versehenen Speisezettel, welcher callipash, dough-nuts, crumpets, muffins,

---

*) Natürlich dem Hilpert entnommen; selbstständige Artikel, wie jenes bagman, darf man natürlich nicht bei dem suchen, der nur mit erborgtem Lichte zu leuchten vermag!

Sally-Luns und tausend andere Delicatessen bietet, die Yarmouth bloaters (= red herrings), biffin, eine Art getrockneter Aepfel, u. s. w., ferner eine Anzahl Alltagswörter, wie meatscreen (jedenfalls Speiseschrank), pepper-cruet (gleichbedeutend mit pepper-caster), beer-chiller, three outs of gin, und andere cant-Ausdrücke, wie out-and-out, to have a „drain“, einen auf die Lippen nehmen, kye-bosk, a slap-bang (Art Restauration — sind die Berliner „Bumskeller“ zu vergleichen?), und manche andere, von denen die besseren, wie schon oben an Beispielen nachgewiesen wurde, nach und nach in die Umgangssprache übergehen, wie cad (omnibus-cad), beef-tea, Bouillon, high-lows, nicht ganz bis zum Knie reichende Stiefeln, list-shoes, Rahmschuhe, loops (of boots), die Strüppen zum Anziehen der Stiefeln, bosom-friends, auch als Herren-Kleidungsstück gebraucht, to tittivate, touch-and-go, young sculping (Sea cant), cadger-like (wohl so viel als restless, roving about, vagabond — das Sprüchwort clear in the south beguiled the cadger scheint auf ein wanderndes Genie, eine Art peddler, Hausirer, hinzudeuten), scratchers (eine Art schnarrender Rolle, mit denen sich die den Jahrmarkt zu Greenwich Besuchenden zur Belustigung einander unvermerkt über den Rücken fahren, um durch das Geräusch zu erschrecken), perking eyes, tubby, kurz und dick (von einem kleinen Pferde gesagt), spoffish; priggish ist durch „naseweis“ nicht ganz genügend erklärt, vergl. Stellen, wie he was clean, precise and tidy, perhaps somewhat priggish and the most retiring man in the world, welche bei der gegebenen Erklärung geradezu einen Widerspruch geben würde; wir finden jedoch bei Flügel selbst die beste Andeutung unter prig, wonach es auch „geschniegelt, übertrieben genau“ heißt; ferner fehlt weazen-faced, wohl gleich weasel-faced; der cant-Ausdruck game sollte auch in seiner adjectivischen Verwendung besonders aufgeführt werden, es findet sich zu versteckt unter To Die — to die game, verstockt, unbußfertig sterben, denn der Ausdruck to be game (von verstockten Verbrechern) ist sehr häufig; ferner jobbing man (in der Bedeutung gleich dem vorhandenen jobber), blockade-man, out-bays, wie out-station gebildet, Theater-Ausdrücke, wie ticket-night, dresser (Garderobier), to cork in der Bedeutung mit „gebranntem“ Kork schwarz machen (corked eye-brows, corked countenances), clothes-props,

Wäschstangen, fore-boot (einer Kutsche), to groom*) (a horse), spring-van, watering-house, night-house, brickfield, cinder-path; area (of a building) ist zu allgemein erklärt; es sollte die so unzählige Male in neueren Schriften sich findende specielle Bedeutung nicht fehlen, deren Erklärung freilich erst in den allerneusten in England erschienenen technologischen Wörterbüchern einen Platz gefunden

*) Diese Art der Verbalbildung aus Substantiven und anderen Redetheilen hat sich besonders neuerer Zeit sehr ausgebildet, vergl. z. B. to slang in der Bedeutung slang reden (Colburn's Mag.), they placarded the streets (ibid.), parroting his recklessness of diction and gesture (Mrs. Gore), shepherding a lady (Edinburgh Review, gleichbedeutend mit gallanting oder gallivanting, welches letztere auch fehlt; es ist ein häufiges Neuwort, vergl. Dickens [Nicholas Nickleby], Blackwood's Mag. etc.), the valetudinarians who congress every winter at Nice (Mrs. Gore), bowing (von bōw), neuerer musikalischer Ausdruck für Bogenführung; he took to gardening, fishing, carpentering (Dickens, nach Analogie von tailoring etc.), the West Indian planter must prevent his sugar-canes from arrowing (Simmonds' Colonial Mag.), an old drunken, cavaliering butler (Sir W. Scott), he fancies ye have been sweethearting (Brian O'Linn, Bentley's Misc. etc.), the days when we went gipsying (Th. Hood, vergl. a gipsy dinner, Bulwer, Alice, b. II, ch. II), pamphleteering seems to be almost as busy as when there were no newspapers or political reviews (Literary Gazette), the Buffs proposed to new sky light the market-place (Dickens, Pickw.), a partition was curtained off (Dickens), six anchylosed vertebrae (Liter. Gazette), we were duly dress-coated and pumped (Dickens, Sketches), the horse-collared and swallow-tailed disguise (Edinburgh Rev.), poor Nixon was rough-musicked by his neighbours (Mrs. Gore), he finds himself gated, i. e. obliged to be within college by 10 o'clock at night (Blackwood's Mag.), dull-rivered veins (Bulwer), pinafored urchins (Mrs. Gore), grottoed with toad-stools (Dickens), a low-ceilinged apartment (Ch. Lever), low-ceilinged rooms (O'Donoghue), domed framings (dasselbe wie domical iron frame-works, Westminster Rev.), a plumbagoed surface, the Stowe Catalogue priced and annotated (by H. R. Forster), regularly rationed (Blackwood's Mag.), intersticed columns (Bulwer), collonnaded naves (Bentley's Misc.), the propertied classes (Westminster Rev.); selbst Interjectionen werden so zu Verben fie-fieing their excesses (Library of Fiction I, 372), to pooh-pooh a notion (Bulwer), he pooh-poohed the whole matter (James etc.), he would have pooh-poohed you (Dickens), und so noch viele andere, die zum größten Theile Aufnahme in die Wörterbücher verdienten.

hat; so gibt Buchanan (1846 erschienen) freilich unzulänglich: „Area, ein auf allen Seiten begrenzter Raum, ein Platz vor einem öffentlichen Gebäude,“ Francis (ebenfalls 1846): „(in der Baukunst) ein eingeschlossener, der freien Luft ausgesetzter Raum.“ Erst das New Etymological & Pronouncing Dictionary (1847) gibt Genaueres: „ein kleiner Hofraum, der gewöhnlich unter der Straßenoberfläche und vor den Fenstern des Souterrains gelegen ist.“ Die vollständige und deutliche Erklärung, die gewiß jedem deutschen Leser, der keine persönliche Anschauung dieser Dinge hat, willkommen sein würde, wäre ungefähr die: „Area, ein besonders die eleganten Häuser Londons umgebender, etwa 6 Fuß breiter, tiefer, ausgemauerter und mit Gittern (area-railings) umzogener Graben oder Hofraum, über welchen ein Brückchen nach der Hausthür führt und in welchen die Fenster des Kellergeschosses, der Küchen und Bedientenstuben hinausgehen; in dieses area hinab führt häufig eine besondere kleine Treppe (area-steps), welche durch eine Thüre (area-gate) abgeschlossen werden kann; zuweilen wird auch ein kleiner mit dem Erdboden auf gleicher Fläche gelegener Hofraum so genannt.“ Ohne eine solche, allerdings ausführliche Erklärung sind viele Stellen neuerer populärer Schriftsteller, die natürlich alle diese Einzelnheiten bei ihren Lesern als bekannt vorauszusetzen, unverständlich.

Daß einzelne solche Lücken bei einem so riesenhaften Unternehmen, was fast über die Kräfte eines Einzelnen hinausgeht, vorkommen, ist nicht anders denkbar, aber eine Auslassung hat uns Wunder genommen, die des Wortes Clerestory: sie hat uns Wunder genommen bei der bis jetzt von deutschen Wörterbüchern unerreichten Sorgfalt, die Flügel auf vollständige Sammlung und genaue Erklärung der bei Shakespeare vorkommenden und zugleich der architektonischen Ausdrücke verwandt hat*).

Clerestory, oder, wie es Shakespeare (der selbst jetzt mit aller Gewalt zum Shakspere gemacht wird) uns verständlicher schrieb **): Clear story kommt vor in Twelfth Night in der Scene (IV, 2), wo

*) Man vergl. Artikel, wie Lush, Malicho, Maid Marian, Termagant, To outherod, To write in eigenthümlicher, von Eschenburg, Voß und anderen Uebersetzern falsch aufgefaßter Bedeutung, ferner in Beziehung auf Letzteres: Machicolation, Mullion, Ogee, Ogival, Ogive, Oriel, Parapet und tausend andere.

**) Durch diese Schreibart, welche das New Universal Etymological & Pronouncing Dictionary (1847) sammt Erklärung aus Francis entnimmt, ist in dem ersteren die verkehrte Aussprache-Angabe kler-es'-to-ry (!) entstanden.

Malvolio klagt, daß er im Dunkeln sitze und der Clown ihm einwendet, das Haus sei ja ganz hell: why, it hath bay-windows as transparent as barricadoes, and the clear stories towards the south-north are as lustrous as ebony! Die erste Folio-Ausgabe (1623) hat clear stores, die zweite clear stones, offenbar aus Mißverständniß des architektonischen Ausdruckes, welcher die Fensterreihe bezeichnet, welche längs des oberen Theiles gothischer Kirchen oder großer Gebäude hinläuft, besonders auch die ununterbrochene Fensterreihe in der Laterne eines Thurmes, und kommt nicht nur in rein architektonischen Schriften, sondern auch sonst, öfters vor (so bei H. Ainsworth [Windsor Castle, Lancashire Witches etc.], Quarterly Rev., Gentleman's Mag., Athenæum, July, 1846, ibid. November etc.), so daß er durchaus Aufnahme, schon um der Shakspeare-Stelle willen, verdient hätte.

Neuere technische Ausdrücke, wie isochimenal, isotheral, isotherm, isothere, cereal (cereal grasses [auch cereals genannt], cereal culture, cereal crops etc. — weit häufiger, als das sich vorfindende cerealious, was auch als veraltet hätte bezeichnet werden sollen), hyetographic (hyetographic maps, Regenkarten), anode und cathode (Dr. Faraday's auf den Fortschritt der Elektricitätslehre basirte Ausdrücke statt des unklaren „pole"), eocene, miocene, pliocene, pleistocene (Prof. Owen, Dr. Lyell etc.), axiality (Dr. Faraday), und manche andere würden sich dem großen, wirklich erstaunlich reichen Vorrathe bereits vorhandener Ausdrücke nicht unwürdig anschließen.

Wir würden das Fehlen dieser und ähnlicher Ausdrücke in einem Werke, was billigen Ansprüchen in Bezug auf Vollständigkeit in so seltener Weise genügt, nicht weiter betonen, zumal der Verfasser im vollen Rechte ist, wenn er behauptet, nur „das Beste und am dringendsten Nothwendige" aufgenommen zu haben, wenn nicht, zwar selten, aber doch hie und da, eine allzu encyklopädische Behandlung einzelner Artikel bemerkbar wäre; es sind zwar in einem so durchaus praktischen Buche nirgends solche Weitschweifigkeiten und unnütze Zerdehnungen, wie die Hilpert'schen Wortdefinitionen zu finden; im Gegentheile geben Artikel wie acupuncture, mechanical horse, omnibus balloon, skies (ist dies in seiner zweiten Bedeutung überhaupt englisch?), kamsin, mirage, snagging, b), sharavaries, toast, und andere immer interessante Bemerkungen, aber was nur irgend aus anderen Quellen oder aus anderen Stellen des

Werkes selbst zu lernen ist, von dem wünschen wir nicht, daß es so vielen nothwendigen selbstständigen Wörtern, wie sie sicherlich in des Verfassers eigenen Sammlungen (vergl. Vorrede, XXXVI) noch vorhanden sind, den Platz beschränke; wir möchten z. B. lieber eines von den im P zurückgelegten Wörtern statt der Bemerkung beim Planeten Pallas, daß Dr. Olbers diesen Planet 1802 entdeckt hat (consequenter Weise müßte Aehnliches bei jedem Planeten stehen) oder statt der wunderlichen bei Salmagundi angeführten Etymologien sehen; nicht als ob wir nicht auf der anderen Seite die interessanten und gewiß mit der größten Mühe gesammelten, in solcher Vollständigkeit in **keinem** lexikalischen Werke zu findenden Notizen mit der größten Genugthuung sehen, wie bei Mormons, Whiteboys, Rebecca, Molly Maguire, Thugs, Phansigars, Sirloin, Teetotallers u. v. a.; es wird Jedem angenehm sein, bei einem so wichtigen Worte wie Worsted die herrschenden Etymologien mit vieler Sorgfalt aufgeführt zu finden, aber es wäre kein großer Schade, wenn es der Verfasser dem Suchenden überlassen hätte, die Namen der neun englischen Worthies oder Geschichtshelden aus der englischen Sage selbst, statt aus dem Wörterbuche zu erfahren.

Fremde Wörter hingegen, die im Deutschen dieselbe Form haben und keine Erklärung bedurften, sind vom Verfasser mit Recht, außer in besonderen Fällen, weggelassen worden; bei einem Worte wie Xanthopicrine war z. B. die abweichende Aussprache schon Veranlassung genug, dasselbe auszuführen, aber Wörter wie Duumvir, Decemvir, Nenia, Neodamode etc. sind entweder gar nicht nöthig oder nehmen doch verhältnißmäßig wichtigeren Wörtern den Platz. Mit solchen und noch viel unnützeren Wörtern (wie Montmartrite, Sillimanite u. s. w.) sei es Herrn Grieb überlassen, sich den Ruhm der Vollständigkeit zu erringen, wennschon sie Herr Grieb **alle** dem Webster'schen Wörterbuche zu verdanken hat, welches natürlich zunächst nicht für Deutsche geschrieben war und bei seinem halb encyklopädischen Charakter ganz andere Gründe zu deren Aufnahme hatte.

Wenn aus dem Vorhergehenden zum Theil schon deutlich ist, welche schöpferische Kraft die englische Sprache in der Bildung ganz neuer Wörter hat, so ist leicht zu begreifen, daß dieses freie Walten sich auch auf den bereits vorhandenen Sprachschatz erstreckt; auch hier ist zwischen Grammatik und Wörterbuch eine sehr feine, aus praktischen Gründen oft schwer zu haltende, überhaupt schwer bestimmbare

Grenze; soll z. B. die factitivische Erweiterung, welche die Bedeutung englischer Zeitwörter durch eine eigenthümliche Verbindung mit gewissen Präpositionen erhält, bei jedem einzelnen Zeitworte angeführt werden? Dann müßte eine Unzahl von eigenthümlichen Wendungen im Wörterbuche vertreten sein, deren Uebersetzung allerdings oft schwierig ist; wir wollen eine Anzahl Beispiele geben: To cultivate a natural talent into excellence, to improve an acquaintance into friendship (Smollet), to distress a fortress into terms (Wash. Irving), the surface of the character may be cultivated into mere smiles by the arts of society (id.), it withers down many a lovely woman into an early grave (id.), to shame one into gratitude (Bulwer), to shame one into a sense of his propriety (Lady Blessington, vergl. to shame one from misanthropy, James etc.), to dupe one into a marriage (eadem), leading his horse to and fro to be cooled into comfort and appetite (Bulwer), he suffered himself to be persuaded into a tolerable supper (J. F. Cooper), to horsewhip one into good manners (Smollet), she was surprised into her natural tone of voice (Bulwer), to offend one into colder distance (id.), he corrupted into fortunate dissimulation the minds that he betrayed into guilt (id.), beings starved into guilt (James), it is not this, as you choose to blunder into supposing (Mrs. Gore), the brandy which he had frightened the formal, old servant into buying (Bulwer), you may flatter a girl into loving you (Marryat), they had bled her into a temporary calm (Bulwer), you have pleased me into respecting you (id.), to school the world out of religious fanaticism (Quarterly Rev.), und so noch viele ähnliche, wie z. B. die Wörter, die den Begriff „betrügen" ausdrücken, in Verbindung mit out of: to trick, cheat, swindle out of a sum etc. Wenn wir aber sogar intransitive Zeitwörter durch solche Wendungen transitiv gemacht sehen, so scheint es uns Aufgabe des Wörterbuchs, vielleicht unter der betreffenden Präposition oder auch selbst bei den am häufigsten so vorkommenden Zeitwörtern, eine so auffallende Erscheinung kurz zu berühren; zur Erläuterung mögen auch hier einige Beispiele dienen: they talked themselves into a contempt for etc. (W. Irving), you would not frown a great person like Lady Delville into affection for us?

(Bulwer), the pompous pageantry of words, the sounding nothings with which ladies, who become countesses, are knelled into marriage (id.), men reasoning themselves into false feelings (O. Goldsmith), Channing was half reasoned half laughed out of his project (Westminster Rev.), she laughed herself into excellent good-humour (Bulwer), he was not a man to be laughed out of any thing on earth (James), Henry laughed it off in the best way he could (Ainsworth's Mag.), want of success sours us, but a little sunshine smiles away the vapours (Bulwer), Campbell smiled himself out of an irritated expression of feature (Cyrus Redding), having roared and shouted himself into silence (Dickens), she fidgets me out of all patience (Bulwer), monarchs have seldom time to meditate their minds into poetry (W. Irving). Aehnlich und der Aufnahme ins Wörterbuch noch würdiger sind die Fälle, in denen Zeitwörter ohne diese Beihülfe der Präpositionen aus der intransitiven in die transitive Bedeutung übergehen, und umgekehrt; wenn z. B. to drivel, gerade wie das deutsche „faseln,“ auch transitiv sich gebraucht findet (just as travellers in Greece sentimentalize and drivel quartos over the ruins of Troy, Mrs. Gore etc); bemerkenswerther ist die Auslassung eines ähnlichen Gebrauchs in allen Wörterbüchern, nämlich bei to beware; wenn man auch Stellen, wie in Bulwer's Last Days of Pompeii: Beware the dog! als dem Lateinischen (Cave canem) nachgebildet betrachten könnte, so ist der Gebrauch doch schon lange vor Johnson's Wörterbuch nachzuweisen; es kommt nämlich schon im 15., 16., 17. Jahrhunderte in einer oft beliebten Wendung auf Büchertiteln vor: Beware the Cat, by G. B., London, 1584; Beware the Beare: the strange but pleasing historie of Balbulo & Rosina, London 1650 etc.; danach ist denn auch Professor Wagner's Ansicht, der hier in Webster'scher Weise eine „Auslassung“ des of vermuthet (Grammatik, 5. Auflage, S. 220), zu berichtigen. Unter to dance*)

*) Vergl. die übrigen Bewegungsbegriffe, so sit, to walk in der transitiven Bedeutung, so: I might have succeeded in swimming a horse over (Eothen), I sprung my horse out of the road to a thicket close to it (Marryat), the camel was instantly trotted out of the circus (Disraeli), the old woman walked her twisted figure round and

findet sich zwar die active Bedeutung, aber etwas zu sehr beschränkt, vergl. z. B. to dance one upon one's own wire, to dance attendance etc. (bei Flügel selbst unter wire und attendance); ferner he (the dancing master) danced very few ladies and gentlemen etc., welche eine Erweiterung der Erklärung erheischen würden. So finden wir in keinem Wörterbuche (am wenigsten in denen englischer Verfasser) das Zeitwort to contrast in der intransitiven Bedeutung, die uns im Deutschen (contrastiren, abstechen) viel geläufiger als die transitive ist; es scheint freilich im Englischen erst in neuerer Zeit auch als Intransitiv aufzutreten, vergl. Bulwer, Dickens, die periodischen Zeitschriften, Gentleman's Mag., Athenæum etc.; ähnlich findet sich auch neuerlich to pauperize transitiv, parish paupers sent to America have pauperized the United States to such an extent etc. (Westminster Rev.), umgekehrt to Germanize, journalize als intransitiv. Von dem letzteren Falle (intransitiver Anwendung von Transitiven), der natürlich sehr häufig ist, nur ein paar Beispiele: Nearly two centuries elapsed after the discovery of Australia, without any attempt being made to colonise (Simmonds' Colonial Mag.), my new rival was to visit here this evening (Sheridan), this Mr. B. may visit amongst us (Bulwer), the frigate put into the harbour to refit (Ainsworth's Mag.), there is a Being above with whom it specially rests „to permit“ (Colburn's New Monthly Mag.), we courted, as the saying is, in the mean while (Bulwer), every one knows that kings well Lees (ein Ort), in fisher men's phrase, fishes offland (Simmonds' Colon. Mag.), we met an American whaler going in (nämlich in einen Hafen) to refresh (ibid.), much of the shale is decomposing into a marly clay (Silliman's Philosoph. Journal) u. a. m.; nur auf einem Versehen beruht es wohl, wenn Flügel to average und to cloak als Neutrum anführt, obschon die gegebenen Erklärungen nur active Deutung zulassen; to lay low ist in der figürlichen Bedeutung falsch mit „todt sein,“

---

round (Dickens), the crew called out the customary „Ay, ay, Sir,“ as they went the sheets, braces, and bowlines (J. F. Cooper); vergl. noch außer diesen If you're not sharp enough I'll creak the door, and wo betide you, if I have to creak it much (Dickens), smiling a mixture of superciliousness and amusement (Ch. Lever).

statt „(todt) hinstrecken" erklärt. Als sonst noch fehlende Bedeutungen führen wir an to boat, einen Fluß mit Böten befahren (boating the river Ochota, Blackwood's Mag.), to understand als Intransitivum, gleich to understand one's self (Beispiel siehe in Flügel's Commercial Letters (4. Auflage, 1848, p. 156), ferner wandering (wohl gleich crazy, unsteady?) in folgenden Sätzen: a wandering, echoing, thundering barrack of a place; a mighty old, wandering, ghostly, echoing, grim, bare house (Dickens, Pictures from Italy), vgl. a rambling old country-house, Mrs. Gore, a large rambling dirty inn, Bentley's Misc.); was heißt ferner: Mrs. Peerybingle, with restored good humour, dusted her chubby little hands against each other (Dickens).

Wenden wir uns nun nach Besprechung des ersten Erfordernisses eines allgemeinen englisch-deutschen Wörterbuches zu den übrigen nach der von Adelung aufgestellten Reihenfolge, so können wir hier kürzer sein. Als zweites Erforderniß führte er an: die Schätzung und Würde jedes Wortes, ob es ganz veraltet, halb veraltet oder gangbar ist, und in dem letzteren Falle, welcher Schreibart es angemessen ist, der edleren, poetischen, gesellschaftlichen oder niedrigen; hierin ist Flügel sorgfältiger und beobachtet (was schon die Abkürzungen lehren können) feinere Unterschiede, als alle seine Vorgänger, nur findet sich zuweilen, daß die Bezeichnung, daß ein Wort veraltet ist, weggelassen worden ist, vielleicht in der Voraussetzung, daß dies schon bei gewissen Wörtern von selbst auffallend genug sein werde; allein dies hat für den deutsch-englischen von Sporschil, namentlich aber für den zuletzt von Dr. Meißner bearbeiteten Theil die üble Folge gehabt, daß eine Masse veralteter in diesem Theile gänzlich unbrauchbarer und für den Deutschen irreleitender Ausdrücke oft mit wirklich sehr geringer Kritik aufgenommen worden sind; Beispiele davon werden bei Besprechung der deutsch-englischen Theile gegeben werden. — Auf der anderen Seite hat die neue Zeit, wie schon oben angedeutet wurde, manches alte Wort zuerst in die dichterische und edlere Sprachweise, dann oft allgemein wieder aufgenommen; Flügel hat selbst mit großer Gewissenhaftigkeit viele anziehende Fälle der Art bezeichnet (vgl. Vorrede LIV); es wäre aber ein Wunder, wenn ihm hier nicht Einzelnes entgangen sein sollte; z. B. ist to decompound in der Bedeutung „zerlegen" keineswegs selten oder nur in

der Chemie gebräuchlich, sondern wird ebenso wie to decompose gebraucht (vgl. folgenden Titel: a small collection of Chinese Characters, analyzed and decompounded, London, 1812 etc); ebenso ist to forego ein durchaus noch gebräuchliches Wort; Beispiele kommen nicht nur in der gewählten Schreibart (Wash. Irving, Conquest of Granada; Bulwer, E. Maltravers; L. Sterne, Tristram Shandy), sondern auch in gewöhnlicher Redeweise (z. B. Edinburgh Rev. July 1848, p. 43, Westminster Rev. Apr. 1849, p. 16, ibid. p. 27, Simmonds' Colonial Mag. Nov. 1848, p. 335, ibid. May 1849, p. 310, Bentley's Misc. May 1849, p. 150 etc.) vor. Es ist kein Zweifel, daß to prevent in der Bedeutung „Jemandem (in freundlicher Absicht) zuvorkommen, (einen Wunsch) im Voraus erfüllen," in gewöhnlicher Sprache ein Latinismus ist; aber es sollte mindestens doch Pope's Autorität dabei angeführt werden, so wie daß es selbst in Prosa bei L. Sterne (Tristram Shandy: he would have done any thing to have prevented a single wish in his master) und Anderen angetroffen wird. Eben so mag to ignore in der angeführten Bedeutung nicht üblich oder veraltet sein, aber es findet sich neuerdings gar häufig in einer anderen Bedeutung, nämlich der: „nicht wissen wollen, geflissentlich unbeachtet lassen, ignoriren" (Ranke has althogether ignored labours such as Stenzel's; — the literary fame of M. de Lamartine in France and in Europe can afford to be ignored by Lord Brougham, Westminster Rev. etc.); ebenso ist die Form holden nicht als durchaus veraltet anzusehen, indem sie in gewissem Zusammenhange sehr häufig gebraucht wird, namentlich z. B. wenn eine feierliche Zusammenkunft geschildert wird: a congregation was holden this day (Mechanics' Mag. Nov. 1848), a Court Baron was holden (Gentleman's Mag. March, 1848), a convocation holden this day (ibid. p. 290), the grand half-yearly festival holden by Dr. and Mrs. Blimber (Dickens); ganz ähnlich ist proven nicht bloß schottisch, sondern kommt auch häufig bei amerikanischen Schriftstellern (Halleck &c.) vor, endlich in neuerer Zeit auch in englischen Schriften: Mathematical axioms already proven (Bulwer), He assumes Sir P. Francis to be the proven writer of Junius's letters, — That Thompson was an imaginary personage is, we think, proven, — Proven gold (Literary Gazette,

Quarterly Rev., Bentley Misc. etc.*). So ist ferner statist nach Johnson's und Webster's Vorgange als nicht üblich bezeichnet, allein es findet sich neuerdings öfters in der Bedeutung „Statistiker" (Blackwood's Mag. etc.); auch convertite, superfice, exiquity u. a. sind nicht unbedingt veraltet (cf. Literary Gazette, April 1849, p. 256, Westminster Rev. April 1849, p. 110, Disraeli, Tancred, IV. 9). Sollte endlich, um die Betrachtung über diesen Punkt zu schließen, das Wort cellaret (wobei übrigens die Smart'sche Betonung cellaret' fehlt), wirklich provinciell sein? Es findet sich bei Bulwer (Pelham), Athenæum (Nov. 1848, p. 1096) und sonst häufig; nach Smart's Erklärung „a case of cabinet work for holding bottles" scheint es übrigens etwas mehr, als ein bloßer Flaschenkeller zu sein.

Was nun drittens die grammatische Beschaffenheit eines jeden Wortes, „wohin auch die Orthographie, die Bezeichnung des Tones und die Aussprache gehört," betrifft, so müssen wir auch hier, um die Grenzen nicht allzusehr zu überschreiten, kurz sein.

Es kann besonders in diesem Punkte zweifelhaft erscheinen, wie weit das Wörterbuch gehen soll, um nicht allzusehr auf das grammatische Gebiet zu gerathen. Indessen werden viele Erscheinungen, die in den Sammlungen des Lexikographen der Natur der Sache nach früher als in denen des Grammatikers sich vorfinden, wie z. B. besonders stark abweichende Formen eines und desselben Wortes, durchaus im Wörterbuche am Platze sein. Wir wüßten wenigstens keine englische Grammatik, die uns z. B. vollständige Pluralverzeichnisse der in's Englische aufgenommenen Fremdwörter gäbe; ganz natürlich, denn sonst müßten fast bei jedem solchen Abschnitte ganze Wörterbücher in die Grammatik eingeschaltet werden; die allgemeinen Regeln reichen nicht aus, und es bleibt nichts Anderes übrig, als dem Wörterbuche zu überlassen, anzuführen, ob dieses oder jenes Wort sich so weit eingebürgert hat, daß es englische Declination angenommen oder ob es den ausländischen Plural beibehalten hat oder ob es gar beide, die englische und die ursprüngliche Form besitzt. — Daß auch in diesem Punkte Flügel's Wörterbuch weit mehr, als die anderen leistet, beweisen Artikel, wie Phalanx, Polypus (wobei jedoch der

*) Diese Endung scheint überhaupt beliebt zu werden, vgl. das merkwürdige Bereaven in Bulwer's Harold, II, 169 (T. E.).

englische Plural [phalanxes, polypuses] neben dem ursprünglichen der Deutlichkeit wegen besonders hätte angeführt werden sollen), Prospectus, Ignis fatuus, u. v. a., die wir nicht aufzählen können*).

Die eben erwähnte Aufführung beider, der englischen wie der fremden Pluralform, ist durchaus nöthig und zwar in der sonst bei Flügel üblichen Art, daß das Gewöhnlichere dem weniger Häufigen vorangeht oder doch als solches bezeichnet wird. Denn wenn wir z. B. den Plural von terminus als termini angegeben finden, so berechtigt uns das nicht zu der Annahme, daß alle aus dem Lateinischen entlehnten (und zwar der 2. latein Declin. angehörigen) Wörter denselben Plural bilden; weit häufiger als iambi ist iambuses und beide Formen sollten bei iambus nicht fehlen. So finden wir bei dem Naturforscher Prof. Owen u. A. hippopotamuses, bei James u. A. hippopotami, von iris (Schwertlilie) als Plural irises bei John Edmund Reade und sonst häufig, irides in den mehr technischen Bedeutungen führt Flügel selbst an. Doppelten Plural haben ferner museum (musea, aber der englische Plural museums weit häufiger, Sir R. Murchison, Athenæum, Gentleman's Mag., Foreign Quarterly Rev., Westminster Rev. etc.), ebenso fulcrum; bei medium ist die lateinische Form (media, Sam. Pegge, Anecd. of the Engl. Lang. etc.) häufiger als mediums; bei fungus ist wieder der englische wie es scheint (The esculent funguses of England, ein Werk von Ch. D. Badham etc.), über den lateinischen (fungi, Wash. Irving etc.) überwiegend; hiatus (Gentleman's Mag.) finden wir neben hiatuses, bei colossus u. a. herrscht dieselbe Schwankung; von criterion wird der Plural meist griechisch gebildet (criteria), während der englische (criterions) bei ansehnlichen Grammatikern und Schriftstellern auch Unterstützung findet (Priestley, Grant, Blackstone etc.); candelabra von candelabrum ist durchaus überwiegend, doch findet sich hie und da der englische Plural candelabrums (Gentleman's Mag. etc.); umgekehrt ist dogmas häufigerer Plural von dogma als dogmata, was jedoch auch (Literary Gazette etc.) zu finden ist; dagegen ist von vielen nur der englische Plural gewöhnlich, wie tripos (triposes, Edinburgh Rev.,

*) Doch wäre hier mancher Nachtrag zu machen. Flügel's eigene Grammatik, S. 162 und folg. würde manches im Wörterbuche Fehlende liefern.

Blackwood's Mag. etc.), rhinoceros (rhinoceroses, Literary Gaz. etc.); viele auf -us bilden -uses, so crocuses (Mrs. Gore, Dickens etc.), narcissuses (Bulwer), cactuses (Lady Blessington), convolvuluses (Bulwer), ranunculuses (Mrs. Gore), choruses (Athenæum etc.), Venuses (Mrs. Gore, Blackwood's Mag.), Cyruses (Westminster Rev. etc.), graduses (Eothen), bonuses u. a. Solche gewöhnlich nur in englischer Form erscheinende Plurale sind ferner: Atlases*), lexicons, rhododendrons (Athenæum etc.), omens (Ol. Goldsmith), lynxes (Mrs. Gore), aliases (Sir W. Scott, Bulwer etc.), auriculas, mimosas, azaleas u. v. a.; falsch gebildet ist Dragomen (öfters beim Verfasser von Eothen u. A.) für dragomans. Dagegen bilden folgende meist den Plural nach der Sprache, aus der sie stammen; die meisten auf -is: analyses von analysis (Dr. De Vrii etc.), antitheses (Edinburgh Rev. etc.), apotheoses (Sir Richard Phillips), bases (Gentleman's Mag. etc.), crises, hypotheses etc.; effigies bleibt sich wie im Lateinischen, im Plural gleich (Literary Gazette etc.); ähnlich finden wir chamois, die Gemsen (Miss Costello), colibri, Colibri's (Literary Gazette); helix, coadjutrix, bilden helices (Mechanics' Mag.), coadjutrices (Bulwer), u. s. w. — Wir können hier natürlich nur geringe Proben von dem geben, worin oft Grammatik wie Wörterbuch den im Stiche läßt, dem außer diesen Büchern nur wenige Quellen zu Gebote stehen, aus denen seine Wißbegierde schöpfen könnte.

In Betracht der Bezeichnung der Aussprache verweisen wir auf das in den „Literarischen Sympathien“ S. 29 folg. Gesagte, so wie auf das Werk selbst, das hier eine Fülle der interessantesten Thatsachen gibt, wie wir sie nirgends in solcher Vollständigkeit finden, hinter jedem von den verschiedenen Aussprachekennern verschieden ausgesprochenen Worte finden wir die Autoritäten sorgfältig aufgezählt, so daß wir alle Abweichungen der englischen Aussprache auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume beisammen finden. Das kleinere

*) Gewöhnlich Atlasses geschrieben (Edinburgh Rev. April 1849, p. 328, Dickens, Sketches, p. 129 [T. E.] etc.); in der architektonischen Bedeutung kommt auch Atlantes vor, welche Form Flügel auch besonders aufführt (weder Hilpert noch Grieb bieten dieselbe), aber nicht als zu Atlas gehörig charakterisirt.

praktische Wörterbuch von Flügel ist hierbei mit Recht endlich von dem unpraktischen Zahlensysteme Walker's abgegangen und hat symbolische Zeichen gewählt, nachdem die besten englischen Orthoepisten nach Walker diesen Weg eingeschlagen hatten; da die Hauptzeichen, das der Länge [-] und das der Kürze [⌣], Allen schon aus den Anfangsgründen der Metrik bekannt sind oder wenigstens weit leichter, als abstracte Zahlen sich einprägen, da endlich die jetzige Hauptautorität in orthoepischen Dingen, B. H. Smart, seit 1836, ferner der treffliche amerikanische Gelehrte J. Worcester schon seit 1829, ferner Alexander Reid, der ein ausgezeichnetes und allgemein anerkanntes Schulwörterbuch herausgab, seit 1844 Zeichen einführten, von denen die wesentlichsten übereinstimmen, so war es nicht, wie dies Manchem scheinen könnte, gewagt, auch in Deutschland einzuführen, was in England und Amerika schon in so weiten Kreisen Eingang gefunden hat; von Smart's trefflichem Werke, das in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet ist, erschien 1846 die zweite Auflage, von Reid's (allerdings kleinerem) Schulwörterbuche im selben Jahre zu Edinburgh die dritte, Worcester's Werke erlebten noch viel mehr Auflagen und es ist keine Frage, daß diese Art der Aussprachebezeichnung sich auch in Deutschland Bahn brechen wird, wie früher die Walker'sche.

Was nun die vierte und fünfte von Adelung an ein allgemeines Wörterbuch gemachte Anforderung betrifft, nämlich Angabe der Etymologie und die (natürlich daraus abfließende) Begriffsentwickelung, so haben wir uns über den Standpunkt der englischen Lexikographie in Bezug hierauf zum Theil schon im Eingang ausgesprochen, zum Theil muß dies ausführlicher zu anderer Zeit geschehen.

Bei dem, was Adelung unter Nro. 6 geltend macht, müssen wir noch einen Augenblick verweilen, es ist dies nämlich die Erläuterung der Wörter durch Beispiele. Wenn schon die Engländer selbst (so Nares in seinem sehr nützlichen, 1822 erschienenen Shakespeare-Glossare) anerkennen, daß ein Wörterbuch, welches höheren Ansprüchen genügen wolle, durch reiche Sammlung von Beispielen die angeführten Definitionen belegen und in helleres Licht setzen müsse, so liegt diese Nothwendigkeit für den Ausländer, dem an recht eigentlicher Ergründung der englischen Sprache gelegen ist, viel dringender vor. Denn, wie Hilpert in der Vorrede zu seinem Werke richtig

sagt*): „besäße auch ein Lexikograph in hohem Grade das Talent, Wörter überhaupt zu erklären, gäbe er sich auch noch so viel Mühe, dies auf eine deutliche und klare Weise zu thun, so möchte es doch nicht an Erklärungen in seinem Buche fehlen, die Manche schwer und Andere nur unvollständig begreifen würden. Zudem wird oft ein Wort auf eine so mannichfaltige Art angewendet, die man unmöglich erklären kann, weil die Abstufungen zu zart sind, oder es der Sprache selbst an Ausdrücken gebricht, um sie hinlänglich zu bezeichnen. Beispiele heben alle diese Schwierigkeiten. Sie sind gleichsam eben so viele Commentare über die Bedeutungen eines Wortes, dessen Gefolge sie bilden; und da jedes Beispiel das Wort unter einem anderen Gesichtspunkte und mit verschiedener Umgebung darstellt, so offenbart sich oft dem Gefühle, was nicht erklärt werden konnte, und es wird auf diese Weise die mangelhafte oder unvollständige Begriffsbestimmung ergänzt. Besonders gilt das Gesagte von den bildlichen Bedeutungen vieler Wörter, die als eben so viele Klippen zu betrachten sind, an denen der geübteste und talentvollste Worterklärer scheitern muß."

Allein so unentbehrlich auch dieses von Hilpert anerkannte Princip ist, so ist er doch in der Beispielsammlung ganz ohne selbstständigen Fleiß; auch ist zur Charakterisirung solcher Beispiele der Name des Schriftstellers oder Angabe der Zeit, der das Beispiel angehört, durchaus noch nöthig; Hilpert setzt aber die (aus Johnson u. s. w. entlehnten) Beispiele der verschiedensten Zeitalter, Verse, als wären es prosaische Sätze, ohne alle weitere Bezeichnung mitten unter alltägliche Redensarten hin, wodurch diese Beispielsammlung häufig allen Werth verliert**), während Flügel bei ungewöhnlichen Wörtern stets den Namen des Schriftstellers und in einem sehr vollständigen Schriftstellerverzeichnisse deren Zeitalter und Hauptwerke angibt; Bei-

*) Vgl. auch die ausführlichere treffliche Begründung dieser Nothwendigkeit in Johnson's Vorrede zu seinem unsterblichen Buche.

**) Grieb schreibt zwar den Namen der Schriftsteller aus Webster regelmäßig ab, außer wo Webster selbst dies etwa unterläßt; dann ist Grieb wohl kühn genug, Webster's eigenen Namen hinter Beispiele zu setzen, die vielleicht ein Paar Jahrhunderte vor Webster entstanden; da aber Webster oft den an sich zu ehrenden Gedanken hatte, mehr durch selbstständige Forschung, als Johnson's reiche Beispielsammlung zu glänzen, so gibt er oft nur sehr knapp gehaltene zusammengezogene Erklärungen, die den, der nicht gut englisch versteht oder das ursprünglich zu erläuternde Beispiel nicht vor Augen hat, oft auf

spiele aus Schriftstellern finden wir jedoch nur bei dunkleren Ausdrücken wörtlich angeführt, besonders aus den älteren Dramatikern und Schriftstellern und namentlich ist Shakespeare mit Vorliebe behandelt. Allein das „praktische“ Interesse, was oft zum Verdrusse des wißbegierigen Lesers in der Schreckensgestalt des Verlegers auftritt, und alle „behagliche Breite“ verbannt, raubt uns viel Schönes. Wir müssen also hiermit ausdrücklich, übrigens nicht nur im Interesse einzelner Leser, sondern der Wissenschaft, den dringenden Wunsch aussprechen, daß Flügel die Schätze seiner Lectüre in einem reichlicheren Strome und natürlich einem größeren Werke uns mittheile, vielleicht im Vereine mit anderen Kennern der englischen Sprache, die ja in Deutschland nicht mehr so selten sind. Das „vollständige“ Wörterbuch schwillt so schon allmählig zu stark an im Verhältnisse zu seinem Octavformate; man sollte meinen, daß der Verleger eine Art Ehrenpunkt darin suchen würde, ein so großartiges und theures Werk auch in einem großartigen Formate erscheinen zu lassen, da der von Flügel so weit übertroffene Hilpert, selbst Grieb, eine bessere äußere Erscheinung machen; denn die typographische Raumbeschränkung kann auch durch übergroße Aengstlichkeit in ein unschönes Extrem gerathen und selbst Undeutlichkeit veranlassen; Druck und Papier sind übrigens untadelhaft.

F. A. F.

Irrwege führt; daß Herr Grieb es verstanden hat, sich weidlich zu verirren, werden wir bei Besprechung einiger Dii minorum gentium in einem II. Artikel nachweisen.

Die deutsche Geschichte
aus dem Munde deutscher Dramatiker.

Ich hatte einmal irgendwo die Aeußerung eines englischen Staatsmannes gelesen, „er habe aus Shakespeares historischen Stücken mehr Geschichte gelernt, als aus einer Reihe englischer Historiker.“ — Dieses und was Männer wie Enk, Solger, W. von Schütz, M. von Collin, Schlegel u. A. über das historische Schauspiel gesagt, erweckte in mir die Idee, die Schauspiele, die ihren Stoff aus der deutschen Geschichte genommen, zusammenzustellen zu einer großartigen deutschen Nationalbühne. Ich sammelte mehrere Jahre daran, fand viel Herrliches, auch viel Mißlungenes: aber welcher Buchhändler sollte eine Reihe von Bänden deutscher Nationaldramen von so verschiedenen Verfassern drucken? Ich fragte hier und dort an, erhielt von da keine, von dort eine ausweichende Antwort. Ich erweiterte nun nach einer Seite hin meinen Plan und schrieb „die dramatische Poesie der Deutschen, Versuch einer Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ Leipzig 1840. 2 Bde. 8. — Vielleicht darf ich nun, wo das deutsche Nationalgefühl wieder mehr erwacht ist, eher auf Verwirklichung einer, wie mir scheint, schönen Idee hoffen.

Den Lesern dieses Archivs biete ich hiermit, zur nähern Kenntniß des meines Wissens noch nicht zusammengestellten Reichthums in diesem Zweige unserer Literatur, eine gedrängte Uebersicht derjenigen dramatischen Erzeugnisse, welche ihren Stoff aus der deutschen Geschichte genommen haben. Ich gehe dabei bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück und herauf bis zum Jahr 1840: die seit diesem Jahr erschienenen historischen Stücke sind mir zu wenig bekannt; auch bei den anderen wird sich hier und da noch eins einschalten lassen.

Der Kampf unserer Ahnen mit den Römern, und besonders Hermanns Heldenkraft bot mehreren Dichtern Stoff zu dramatischen Erzeugnissen. Voran steht Babo: „Die Römer in Teutsch-

land, Heldengedicht in 5 Akten." Frankenthal 1780. Das Stück ist mißlungen: der Hauptheld Drusus ist ein Zerrbild, ein bei einer deutschen Hausfrau um Liebe girrender Gecke. Mit diesem Helden kann der große dramatische Cyclus nicht beginnen, sondern mit Hermann, an dem sich mehrere Dichter versucht haben. Joh. Elias Schlegel: „Herrmann, ein Trauerspiel in 5 A.", im 5. Theil des Theaters der Deutschen. Berlin u. Leipzig 1767. Edle Gesinnung, kernhafte Sprache (gereimte Alexandriner), zu viel Worte, zu wenig Handlung, für jene Zeit immerhin zu beachten. — Cornelius Hermann von Ayrenhoff: „Herrmanns Tod, Trauerspiel in 5 A.;" „Tumelicus, oder Herrmanns Rache, Trauerspiel mit Chören." 1768—74. Beide Stücke sind im Schlegel-Weiße'schen Styl der französischen Steifheit und Geziertheit geschrieben. Dem Tumelicus ist ein Schreiben über Shakespeare angehängt, worin dieser dramatische Heros als ein elender Scribler und gemeiner Spaßmacher vom Parnaß hinunter geworfen wird. O tempora, o mores! — Hoheit der Gedanken, Tiefe des Gefühls, patriotischer Sinn sprechen uns in Fr. G. Klopstocks drei Bardieten über Hermann an, wenn wir sie auch mehr für Epopöen mit zufällig dramatischer Form, als für kunstgerechte Dramen halten müssen. — J. C. L. Fresenius: „Herrmann, vaterländisch Schauspiel in 5 A." Frankfurt 1784. Matt und unpoetisch. — A. F. F. von Kotzebue: „Hermann und Thusnelda, heroische Oper in 3 A." Auf Effect berechnet, im bekannten Geschmack des Dichters. — An Klopstock lehnen sich an F. E. Rambach, der sich besonders mit vaterländischen Schauspielen beschäftigte, und Karl Wolfart, der auch Vieles über den sog. Mesmerismus geschrieben. Rambachs Stück („Hermann, 1. Theil, die Teutoburger Schlacht." Riga 1813) ist schwach und leblos, absichtlich die Geschichte verlassend; Wolfarts Stück („Hermann, Schauspiel in 5 A., mit lyrischem Vor-, Zwischen- und Nachspiel." Leipzig 1810) ist das Erzeugniß eines Kopfes, der, voll der nordischen Mythologie einmal poetisch donnern will. Dramatische Handlung ist wenig darin; mit der Charakterschilderung der Zeit wird der Kenner sich nicht befreunden. — Einen andern Standpunkt nehmen Aloys Schreiber und Heinrich von Kleist ein, und zwar den patriotischen zur Zeit, als die Franzosen in unserm Jahrhundert über unser Vaterland herrschten. Schreibers „Marbod und Herrmann, der erste deutsche Bund, Schauspiel in 1 A." Heidelberg

1814, ist ein Lobgedicht auf das Jahr 1813, dem aber die echte Begeisterung fehlt; statt der dramatischen Handlung erhalten wir patriotische Declamationen, in fließender Sprache. Von Kleist's Stück: „Die Hermannsschlacht, Drama," sagt L. Tieck: „Kleist hatte die Absicht nicht, jene alte Zeit, ihre Charaktere und Verhältnisse auszumalen, sondern er sah, von der Gegenwart bedrängt und begeistert, in ihrem Spiegel die Vorzeit, er nahm diese nun als Bild seiner Zeit und knüpfte so seinen persönlichen Haß und seine lebendige Liebe an alte Namen, und hielt seinen Zeitgenossen das Conterfey ihrer Selbst und ihrer Schicksale vor." — G. C. A. Wahlert ließ sich gleichfalls von dem Freiheitskampf begeistern zu einer Darstellung Hermanns („Herrmann, oder die Befreiung Deutschlands, Schauspiel in 5 A." Dortmund 1816); er nahm jene Heldenzeit zur Folie eines Lobgedichtes auf den Fürsten von Blücher, das bei vielem Mißlungenen (besonders im 2. und 5. A.) einige wahrhaft dichterische Einzelheiten hat. — Der „Hermann, geschichtliches Schauspiel in 5 A." der bändereichen Johanna Franul von Weißenthurn ist zu rhetorisch, dabei reicher an Thränen und Sentenzen, als an eigentlich dramatischer Handlung. — Rhetorische Sophisterei und langgedehntes Gerede über Staat und Staatsform, ohne alles dramatische Leben, finden wir in „Hermann der Cherusker, Trauerspiel in 5 A. nach dem Plane des Grafen Hippolytus Pindomorte, bearbeitet von Martin Spar." Wien 1819. — „Hermanns Tod, Trauerspiel in 5 A." Hamm 1824 von dem (1846 gestorbenen) Freiherrn Wilh. von Blomberg ergreift durch seine einfache Erhabenheit in Charakteristik und dramatischer Darstellung, wenn auch die historische Wahrheit nicht überall gewahrt sein, und der Hauptheld dem abscheulichen Truge seines Schwiegervaters etwa zu viel trauen sollte. — Mehr als die meisten der genannten Stücke verdient Beachtung: „Hermann der Cherusker, oder die Waldschlachten der Teutschen, ein historisches Schauspiel in 5 A." mit Chören. (In der deutschen Schaubühne, Bd. 23; von Lommer?). Die Geschichte ist, so weit sie bekannt, treu und kräftig poetisch behandelt; die Charaktere sind lauter kräftige Naturen. — „Hermann der Cheruskerfürst, Tragödie in 5 A." Berlin 1839 von Ludw. Thebesius ist wenig motivirt, in der Handlung auseinander gezerrt; die Sprache ist zu rhetorisch. — Noch können genannt werden: „Hermann der Cherusker, ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Teutschlands in 5 A." Lemgo 1839 (von

wem?), kräftig aber zu undramatisch gedehnt; und „Hermann, ein Heldenspiel in 4 Abentheuern,“ von Fr. de la M. Fouqué, das als Gedicht historischen und poetischen Werth hat, aber kein Drama ist, wofür es auch der Verfasser nicht ausgibt. — „Die Hermannsschlacht“ von Chr. D. Grabbe ist meisterhaft-bizarr.

Aus Vertheidigern der Heimath wurden die Deutschen allmälich Angreifer des immer schwächer werdenden Römerreiches. Die ganze Wucht ihrer Kraft entwickelten sie, gestoßen und stoßend in die größere Völkerwanderung. Hier finden wir nun zunächst „die Hunnen vor Augsburg, ein großes vaterländisches Schauspiel in 4 A. nach einer historischen Sage“ von L. Wilhelm (im Original-Theater für d. J. 1821. 1. Bd.), worin der Verfasser zu sehr der fatalistischen Richtung und der Effecthascherei sich überließ. Der Charakteristik der Alles zerstörenden Hunnen fehlt es an Kraft und Wahrheit. Derselben fatalistischen Richtung gehört an F. L. Z. Werners „Attila, König der Hunnen, eine romantische Tragödie in 5 A.“ (Berlin 1808). Sonst findet sich in diesem Stück, das mit der Erstürmung Aquilejas beginnt und mit Attilas Tod endet, romantische Mystik und unklares Fatum neben Lebendigkeit und Innerlichkeit der Entwickelung, dramatischem Effect und hoher Macht der Sprache. In die Zeit des wilden Alboin versetzt uns „Rosamunde, Trauerspiel“ von Fr. v. Uechtritz (Düsseldorf 1834). — Den für die Geschichte bedeutungsvollen Uebertritt Chlodwigs zum Christenthum (496) und die in dem Dunkel der Sage liegende Gründung der Stadt Frankfurt a. M. behandelte Georg Döring in: „Tage der Vorzeit, dramatisches Gedicht in vier Darstellungen, aus der Geschichte der freien Stadt Frankfurt“ (das. 1833), jedoch ohne höhere poetische Weihe. Chlodwig spielt auch eine Hauptrolle in K. F. G. Wetzels „Hermanfried, letzter König von Thüringen, Trauerspiel in 5 A.“ (Berlin 1818), aber gegen die Geschichte, da Chlodwigs Sohn Theodorich geschichtlich hier auftritt (529). Sonst sind viele Züge der Geschichte treu gewahrt in dem mit Kraft, aber nicht überall mit poetischer Maßgebung geschriebenen Stück, das, besonders im Anfang, sehr an Macbeth erinnert. Dem ästhetischen Werth schadet es, daß der Dichter seine Galle gegen die Franzosen seiner Tage nicht zurückhalten konnte. — In der Heldenzeit der Völkerwanderung, wo es galt, die deutsche Nationalität festzustellen, bildete sich die deutsche Heldensage, die uns in ihrer Blüthe im „Nibelungenlied“ erscheint.

Hätten unsere Dramatiker doch schon früher, wie die Griechen, zu den Stoffen des nationalen Epos gegriffen! Wir hätten dann vielleicht ein nationales Drama erhalten, das wir bis heute noch vermissen. Zu loben sind darum Fr. v. Hermann (die Nibelungen in 3 Theilen, Leipzig 1819), J. W. Müller (Chriemhilds Rache, Trauerspiel in 3 A. Heidelberg 1823), K. F. Eichhorn (ihm wird zugeschrieben: Chriemhildens Rache, Trauerspiel nach dem Nibelungen-Liede, Göttingen 1824) und A. Zarnack (Siegfrieds Tod, Trauerspiel in 4 A. Potsdam 1826), daß sie zu diesem Stoffe gegriffen. Müllers Erzeugniß kenne ich nur aus Anführung; in Eichhorns Stück ist neben tragischer Kraft zu viel unpoetisches Außenwerk; die Arbeiten von Hermann und Zarnack verdienen alle Beachtung.

Sollte die neue Ordnung der Dinge Bestand haben, so mußte sie auf das Christenthum gegründet werden. Und wie viele Glaubensboten haben vom 5—9. Jahrh. die Lehre des Gekreuzigten in unserm Vaterlande verkündigt und ihr Leben dafür hingegeben! Die dramatische Poesie hat mit Recht auch diesen Stoff in ihr Bereich gezogen. Andreas Erhards (gest. 1826) in München gekröntes Preisstück „Herrmann, Trauerspiel in 5 A. mit einem Vorspiel: das Heiligthum," München 1819, führt uns die Ausbreitung des Christenthums in Baiern vor. Das Stück ist kräftig, national und religiös wohlthuend, der Chor ist verfehlt. Denselben Stoff bearbeitete K. L. Stuckert („Theodos Gericht, Trauerspiel in 4 A." Basel 1825). Kraft und edle Sprache geht durch sein Stück, aber es ist zu modern und gegen das Ende zu mönch- und nonnenartig. Um der Schicksalstragödie zu entgehen, verfiel der Verf. in die Zufallstragödie. — H. G. Koch lieferte in seinem „Lullus, oder die Bekehrung der Heiden, teutsch-vaterländisches Drama in 3. A." Hersfeld 1827, ein in fließender Sprache geschriebenes Stück, dem aber vor allem die echte Weihe des Christenthums fehlt. — Fr. Baron de la Motte Fouqué führt uns mit seiner „Irmensäule, Trauerspiel in 5 A." (Berlin 1813) in die Zeit Karls d. Gr. und will uns zeigen, wie das Christenthum den Sieg über Odins Lehre davongetragen. Aber dieses Stück mit seiner Unklarheit, seinem Versgeklingel steht desselben Dichters „Eginhard und Emma," diesem zart idyllischen Product, voll vaterländischen Sinnes, Herzlichkeit, Kraft und ritterlichen Muthes weit nach. — Einen klaren Blick in Karls d. Gr. häusliches

Leben gestattet „Eginhard und Emma, Schauspiel in 5 A." von Fr. Kratter (Frankfurt 1801), dem ich den Vorzug vor dem Fouqués geben möchte. — Tiefer steht „Karl der Große, Schauspiel in 5 A." von K. A. F. Fuchs (Leipzig 1816), das denselben Gegenstand behandelt. — F. F. M. Biergans wollte in „Karl d. Gr., dramatisches Gedicht in 5 A., als Sittengemälde des 9. Jahrh. nach Kroniken und Volkssagen," Köln 1818, ein Sittengemälde jener Zeit geben, was ihm jedoch wenig gelungen ist. Einige Chronik- und Volkssagen vom Satan, von Martins Zauberring, vom Schach von Persien und Emmas Vermählung mit Eginhard bilden den Inhalt. — Karls Kämpfe mit Thassilo von Baiern behandeln J. B. von Zahlhas (Leipzig 1820) und Karl Weichselbaumer, aber beide mit geringem Glück. — Hierher gehört auch „Der Kaisersitz" von G. Döring (2. Darstellung aus dessen bereits genannten „Tagen der Vorzeit"). Mißlungen ist „Die Karolinger, Trauerspiel in 5. A." von J. J. Pfeiffer (Cöln 1807). Zuletzt mag erwähnt werden „Das Gottesurtheil, Ritterschauspiel in 4 A. aus der Geschichte bearbeitet" von H. Beyer (im 17. Bd. der deutschen Schaubühne). Der Verf. führt uns in diesem ins Jahr 783 verlegten Ritter- oder besser Reiterstück als Hauptbestandtheile vor ein Paar verworfene Mönche, einen brutalen Ritter, einen ehrlichen Haudegen, Kerker und Gericht.

Gehen wir nun über zur Zeit der sächsischen Kaiser. Hier begegnet uns zuerst der große Städtegründer Heinrich I., an dessen Darstellung mehrere Dramatiker sich versucht haben. Seine Kämpfe mit Arnulph von Baiern behandeln J. A. von Destouches („Arnulph, König von Baiern, baierisch-vaterländisches Schauspiel in 5 A. mit geschichtlichen Noten," München 1820) und J. G. Groetsch („Arnulph, Drama in 5 A.," Nürnberg 1820). Destouches lieferte, genau an die Geschichte sich haltend, ein langgedehntes Wortschauspiel, worin seitenlange Actenstücke wörtlich eingetragen sind; Groetsch führt Arnulphs Verbannung, seine Zurückkunft und Aussöhnung mit Heinrich in einem lebendigen Bilde vor. — In dem „Graf Albrecht von Altenburg" von A. J. Büssel (Zeit 925 — 26) finden wir einige Scenen aus Heinrichs Leben, ohne tiefe Auffassung der Zeit. Bened. Högler, ein edler Mensch, frommer Christ, bewährter Freund, weiser Lehrer der Jugend, Stütze der Unglücklichen, versuchte nicht ohne Glück eine Motivirung der Charaktere in „Kaiser Heinrich d. Vogler,

Schauspiel in 1 A." (im 23. Bd. der deutschen Schaubühne), das denselben Stoff (das Wiederfinden seiner vor 7 Jahren von Adalbert entführten Tochter in einer tiefen Waldwildniß) behandelt, wie „Heinrich der Finkler, Schauspiel in 1 A. nach altdeutscher Volkssage" von C. F. A. Klingemann (im 2. Bd. der neuesten deutschen Schaubühne). — Eine andere Seite aus Heinrichs Leben wählte sich Fr. Krug von Nidda in „Heinrich der Finkler oder die Ungarn-Schlacht, histor. Drama in 4 A." (Leipzig 1816), das aber mehr ein äußerliches Aneinanderreihen von Scenen, als eine innere Entwickelung ist. — Ein Ritterstück im Reiterstyl, ohne geschichtliche wie psychologisch-poetische Treue ist J. Fr. Hagemeisters „Waldemar, Markgraf in Schleswig, Ritterschauspiel in 5 A." — Die genannten Stücke vergessen wir sämmtlich bei „Heinrich d. Finkler, König der Deutschen, histor. Schauspiel in 5 A. von Julius Mosen" (Leipzig 1836), das uns des Helden ganzes Leben vorführt. Alles ist voller Leben, kühn und großartig. Der Haupt-Charakter ist trefflich aufgefaßt und durch dramatisch-lebendige Handlung dargestellt.

Kaiser Otto I. ist behandelt, aber ohne poetischen Beruf, von A. F. F. von Kotzebue („Der Schutzgeist, dramatische Legende in 6 A. nebst einem Vorspiel") und F. Metellus („Otto der Große, König der Deutschen, Schauspiel," Berlin 1830). Kotzebues Stück wurde zu seiner Zeit gern gesehen. Der einfache, höchst anziehende Stoff (Ottos Vermählung mit Adelheid) ist entstellt durch falsches Beiwerk und gesuchte Theatereffecte. Der Inhalt des zweiten Stückes fällt in die Zeit 951—54; die Geschichte ist äußerlich gewahrt, ein Bild der Zeit erhalten wir aber nicht und fehlt der innere Geist. — „Otto's Brautfahrt, Schauspiel in 5 A." von H. J. König (Elberfeld 1826) bleibt im Wesentlichen der Geschichte treu, knüpft aber der Fäden zu viele an, die dann kein Gesammtinteresse zulassen. — Hierher gehört noch „Conrad, Herzog der Franken, oder der Sieg der Deutschen auf dem Lechfeld (8—10. August 955), geschichtliches Schauspiel in 5 A." von Ph. Schmid (im 5. Bd. des Deutschen Theaters für das J. 1819, herausgegeben von J. A. Adam). Das Stück, daß uns den Herzog in seinem Wirken darzustellen sucht, verdient vielfaches Lob.

Der an der Ausführung seines Lieblingsplanes, das Römerreich in seinem alten Glanze wiederherzustellen, durch einen frühzeitigen

Tod gehinderte K. Otto III. begeisterte mehrere Dichter zu dramatischen Erzeugnissen. Fr. W. B. von Ramdohrs „Kaiser Otto der Dritte, Trauerspiel in 6 A.," Göttingen 1783, ist in seiner Wirkung höchst tragisch; die Situationen sind dramatisch bedeutsam, die Charakteristik verdient vieles Lob. — Eine schwache Arbeit ist „Rom und Otto III., Trauerspiel in 5 A." von P. Fr. von Uechtritz (Berlin 1823). Denselben Stoff behandelt E. Raupach in „Der Liebe Zauberkreis, dramat. Gedicht in 5 A." (Leipzig 1824), an welchem Stücke die Geschichte Manches, die Poesie noch mehr zu rügen hat. — Höher steht „Die Bußfahrt, Trauerspiel in 5 A." von H. J. König (Leipzig 1836), das jedoch in Bezug auf psychologische Entwickelung und tragischen Effect dem Trauerspiel von Ramdohr nachstehen dürfte. — Aus der Zeit Heinrichs II. nahmen ihren Stoff J. N. von Kalchberg („Mühling von Stubenberg, historisches Schauspiel in 5 Handlungen," Wien 1794, Zeit der Handlung 17. Mai 1009) und bereits oben genannte Fr. L. Z. Werner („Cunegunde, die Heilige, römisch-deutsche Kaiserin, romant. Schauspiel in 5 A.," Leipzig 1815). Kalchbergs Stück ist zu modernsentimental, mit zu viel moralischem Gerede untermischt; in Werners Stück ist die schöne Legende, wonach die fromme Kaiserin die Feuerprobe selbst bestanden, vernichtet, die Motivirung ist zu mystisch.

In das fränkische Kaiserhaus mag uns der bereits genannte A. F. F. von Kotzebue einführen, aber auch nur über die Schwelle geleiten, da seine „Gisela, Schauspiel in 4 A., zu welchem die deutsche Geschichte den Stoff geliefert hat," eine schreckliche Verzerrung der Geschichte ist, um seichtes sophistisches Geschwätz über Leidenschaften führen und Knalleffecte durch weinerliche Rührung hervorbringen zu können. — Gerne verweilen wir dagegen bei „Ernst, Herzog von Schwaben, Trauerspiel in 5 A." von J. L. Uhland (Heidelberg 1818); das Gedicht umfaßt das Leben des Herzogs von seiner Zurückkunft aus der Feste Giebichenstein (1030) bis zu seinem Tode bei dem Schlosse Falkenstein. Historische Treue, Einfachheit und poetische Haltung weisen diesem Gedicht einen ehrenvollen Platz in unserer dramatischen Literatur an.

In die Zeit des, nicht ohne eigene Schuld, unglücklichen Kaisers Heinrich IV. fallen „Otto, Graf von Nordheim, Herzog von Baiern, eine Geschichte aus dem 11. Jahrhundert, dramatisch bearbeitet" (Mannheim 1818), „Ludwig der Springer, Schauspiel in 5

A." von G. Hagemann (Hannover 1792) und „Leopold der Schöne, Sittengemälde der Vorzeit in 5 A." vom Verf. des „Friedrich von Oesterreich" (Iffland, Wien 1806). „Otto verlor unter Heinrichen sein Herzogthum Baiern wieder. Wie das zuging, lehret dieses Drama," sagt der Verf. des erstgenannten Stückes, das eine dialogisierte Erzählung, aber kein Drama ist. Hagemanns Arbeit ist ein mißlungenes Machwerk; etwas besser, doch lange kein poetisches Werk ist „Leopold der Schöne." — Heinrichs IV. letzte Lebensjahre (1104—6) bearbeiteten J. G. Dyck („Roms Bannstrahl im 11. Jahrh., Trauerspiel in 5 A.," Leipzig 1783) mit wenig historischer Treue und noch weniger Poesie; Fr. J. H. Reichsgraf von Soden (Leben und Tod Kaiser Heinrichs IV., Schauspiel in 5 A.," Berlin 1784, 87, 90), ohne höhere poetische Ergreifung der Geschichte, und etwas besser, Fr. M. („Heinrich der Vierte, Kaiser von Deutschland, Trauerspiel in 5 A.," Neu-Strelitz 1826).

Die vielbewegte Zeit der Hohenstaufen hat von jeher Historiker und Dichter beschäftigt. Wir haben hier eine ganze Reihe dramatischer Erzeugnisse anzuführen, in denen wir bald mit mehr, bald mit weniger Glück größere oder kleinere Abschnitte dieser Zeit behandelt sehen. — Vor Weinsberg (1140) führt uns der Vielschreiber J. A. Gleich in „Albert der Bär, oder die Weiber von Weinsberg, Schauspiel mit Gesang in 3 A." (Wien 1806), einem Sammelsurium von Rohheiten aller Art. — Schade, daß C. Fischer in „Peter Wlaß, vaterländ. Trauerspiel in 5 A." Liegnitz 1829 zu viel griechische Mythologie anbrachte und in Bezug auf Wlaß und Agnes die Geschichte verließ! Wlaß war es vorzüglich, der in Schlesien dem Christenthum Eingang verschaffte. — An dem gewaltigen Barbarossa und dem kühnen Löwen Heinrich versuchten sich, jedoch ohne dichterischen Beruf, H. G. Schmieder („Heinrich der Löwe, allegorisches Singspiel in 2 A." 1792) und der bereits genannte E. F. A. Klingemann („Heinrich der Löwe, histor. Tragödie in 5 A." Tübingen 1808). — Gewaltiger trat H. D. Grabbe auf („Kaiser Friedrich Barbarossa, Tragödie in 5 A." Frankfurt 1829) und warf mit kühnen Griffen die Ereignisse aus den J. 1176—81 zusammen. Die Charaktere sind durchgängig zu wild und grell, wenn ihnen auch historische Grundlage nicht abgesprochen werden kann. — F. W. Rogger „Kaiser Friedrich Barbarossa, Tragödie" (Lüneburg 1833) ist in Bezug auf die Kraft das Gegentheil von Grabbe's Friedrich. —

Eine Reihe von Bänden über die Hohenstaufen lieferte E. B. Raupach (die Hohenstaufen, ein Cyclus histor. Dramen, Hamburg 1837, 8 Theile), der aus Raumers Werk Verhältnisse und Begebenheiten, denen ein theatralischer Effect sich abgewinnen ließ, äußerlich nebeneinander stellte, ohne Erfassung jener Heldenzeit, die in unzähligen Kleinigkeiten, aber nicht in ihrer gewaltigen Größe wiedergegeben ist. Am wenigsten ist die Gewalt der Kirche in jener Zeit dargestellt. Auch das Volk in den italienischen Freistaaten war ein anderes als der rohe Pöbel Raupachs. Epische Breite, Bühneneffecte und Schaugepränge finden sich durchgehends; die Charakteristik ist äußerlich und flach, die Sprache rhetorisch ohne charakteristische Eigenthümlichkeit. Sein K. Friedrich I. besteht aus vier Theilen (1159—89). Man vermißt darin Friedrichs Kraft; die Deutschen treten zu wenig auf, um einen Charakter entwickeln zu können; das Gräßliche vor Mailand tritt uns zu grell entgegen; Pabst Alexander hat seine Kraft verloren und ist ein gewöhnlicher spießbürgerlicher Bühnenheld geworden; alle historischen Kleinigkeiten sind zu viel hereingezogen, und die Farben des Hauptgemäldes verwischt. — In diese Zeit gehört auch „Otto III., genannt der Aeltere, Graf zu Scheyern und Wittelsbach, Pfalzgraf und nachher Herzog in Baiern, baierisches National-Schauspiel in 5 A." von J. Denk (Passau 1820). Der Verf. sucht Ottos Charakter von allen Seiten zu beleuchten, und offenbart einen edlen, gemüthlichen, vaterländischen Sinn, aber weniger dramatischen Geist.

Den allzu grausamen Kaiser Heinrich VI. behandeln die genannten Dramatiker Grabbe (Tragödie in 5 A.) und Raupach (2 Theile) in dem bereits angegebenen Sinn. Außer ihnen lieferte noch Buchner „Heinrich VI., deutscher Kaiser, Trauerspiel in 5 A." Stuttgart 1825, ein ganz mißlungenes Erzeugniß. — — Als ein mehr der Sage angehöriges Zwischenstück mögen „Die Minnesänger auf der Wartburg, romantisches Schauspiel in 5 A." Wien 1825 (von Kuffner?) erwähnt werden. Denselben Stoff behandelte noch entsprechender der bereits genannte Fouqué („Der Sängerkrieg auf der Wartburg, Berlin" 1828).

Die Ermordung Philipps von Schwaben durch Otto von Wittelsbach wurde, ganz ungenießbar, von J. A. Eckschläger („Otto der Große, Pfalzgraf von Wittelsbach, dramatische Dichtung in 3 Abtheilungen," im 6. Bd. der deutschen Schaubühne) behandelt; besser,

im Geiste von Goethe's Götz, von F. M. Babo, dessen „Otto von Wittelsbach" noch zuweilen über unsere Bühnen geht. — Der „König Philipp" von Raupach gehört zu des Dichters schwächsten Stücken: Theatereffecte und falscher Schmuck sind mit Gewalt herbeigezogen.

Der gewaltige Friedrich II. ist von Raupach in 5 Stücken („König Friedrich, histor. Drama in 5 A.;" Kaiser Friedrich II., in 4 Theilen) behandelt worden. Aber auch hier hat der Dichter das Geschichtliche zu äußerlich gefaßt und auf Prunkreden und Prachtscenen zu viel Rücksicht genommen. Friedrichs Gegner sind mit zu viel Schatten dargestellt, sie sind keine würdigen Gegenkämpfer dieses Helden. — K. Immermann hat in seinem „Kaiser Friedrich II, Trauerspiel in 5 A." Hamburg 1828 zu viele moderne Elemente, besonders sophistische Freigeisterei eingeflochten, um einen innerlichen Bestimmungsgrund für Friedrichs Handlungen zu haben. Dadurch ist die historische Würde geschwächt. Diesen Fehlern stehen übrigens hohe poetische Tugenden gegenüber. — Friedrichs Streit mit seinem Sohne Heinrich behandelten Karoline Pichler („Heinrich von Hohenstauffen, König der Deutschen, Trauerspiel in 5 A.," Wien 1822) und Fr. A. von Heyden („Der Kampf der Hohenstauffen, Trauerspiel in 5 A.," Berlin 1828). Pichlers Stück ist widerliche Verzerrung der Geschichte, Heydens Stück ist etwas novellenartig breit, verdient aber Beachtung. — In die Zeit dieses Kaisers, wenn auch ihn zunächst nicht berührend, gehören ihrem Stoffe nach noch einige Stücke, die kurz erwähnt werden mögen: „Die Grafen von Toggenburg, romantische Tragödie in 5 A." von Karl Müller (im 27. Bd. der deutschen Schaubühne) und „Friedrich, der letzte Graf zu Toggenburg, Ritterschauspiel in 4 A." von C. H. Spieß (Prag und Leipzig 1794), beide mißlungen, doch ersteres besser als letzteres; „Ernst, Graf von Gleichen, Gatte zweyer Weiber, Schauspiel in 5 A." von dem bereits genannten Reichsgrafen von Soden (Berlin 1791) und „Die Gleichen, Schauspiel in 6 A." von L. A. von Arnim (Berlin 1819): jenes mag, bei seiner gedehnten und romantischen Entwickelung einem gefühlvollen Herzen einigen Beifall abgewinnen; in diesem wird der Leser von Mystik, Hexerei, Schatzgräberei, Fatum und Sonderbarkeiten aller Art angezogen und abgestoßen. — M. von Collin behandelt in zwei Stücken („Die feindlichen Söhne," „Der Tod Heinrichs des Grausamen," Pesth 1817) die Streitigkeiten Leopolds

VII. von Oesterreich mit seinem Sohne Heinrich dem Grausamen und des Letztern Tod (1228). Beide Stücke zeichnen sich aus durch historische Treue, Einfachheit, männlichen Ernst, edle Gesinnung und eine kräftige Sprache. In historischem Styl gehalten ist auch des Dichters „Der Tod Friedrichs des Streitbaren, Trauerspiel in 5 A." Pesth 1813. — G. N. Bärmann beschäftigte sich in seinen historisch-dramatischen Gedichten besonders mit einer Darstellung der deutschen Hansa und ihrer Verhältnisse. Hierher gehört „Alexander von Soltwedel, oder der Hansa Begründung, vaterländisches Schauspiel in 4 A." Bremen 1817. — In der „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, histor. Drama in 3 A." von Karl Meisl (Pesth 1820) sehen wir nur die fromme Dulderin, keineswegs aber den zarten Frauensinn und den ausdauernden Muth der liebenswürdigen Fürstin. — „Heinrich der Fromme, Herzog zu Schlesien, histor. Schauspiel in 4 A." von C. G. Schnieber (Liegnitz 1815) behandelt die durch Heinrich gewonnene Tartarenschlacht (1241), ohne historischen und poetischen Werth. Denselben Gegenstand behandelt „Die Tartarenschlacht, Trauerspiel in 5 A., nach v. d. Velde's Erzählung" von F. L. Halirsch (im 1. Bd. des neuesten deutschen Original-Theaters, herausgegeben von S. W. Schießler, Prag 1829). Das Stück, in Sprache und Gedanken zu modernsentimental, ist mit Schilbereien und Beschreibungen überladen.

Fr. W. Bruckbräu versuchte es (in „Maria von Brabant, historisch-romantisches Trauerspiel in 5 A.," Dresden 1824) Ludwig den Strengen (1256) in verschönertem Lichte auf die Bühne zu bringen; es gelang nicht, da der Stoff selbst einem solchen Unternehmen zu widerstreben scheint. Früher ist dieser Stoff behandelt in „Ludwig der Strenge, prosaisches Trauerspiel in 5 A." (im 4. Theil des Theaters der Deutschen, Berlin und Leipzig 1767) und in „Ludwig der Strenge, vaterländisches Schauspiel in 5 A." (München 1782).

Die letzten Hohenstauffen, die wir hier zu erwähnen haben, sind König Enzio, Manfred und Konradin. Raupachs „Enzio" ist ganz auf Theatereffect berechnet; dasselbe gilt vom „Fürsten Manfred." Wol noch niedriger steht „König Manfred." Auch von dem letzten Helden Konradin, aus dem uns Raupach ein süßes, schwaches Konrädchen macht, scheiden wir unbefriedigt. — Konradin ist noch bearbeitet von F. M. von Klinger (Riga 1786) in seinem gewöhn-

lichen Sturm- und Drangstyl; von A. Bergen (Königsberg, 1803), poetisch und historisch unbedeutend; von J. Ch. G. Zimmermann (Erlangen 1816), recht lobenswerth; von dem Grafen K. von Dyhrn (Oels 1827), sehr ansprechend; von Fr. von Heyden (Berlin 1818), in novellenartiger Breite wie sein „Kampf der Hohenstaufen." — W. Rienstädts „Hohenstaufen, cyklisches Drama in 7 Abtheilungen" (Leipzig 1826. 7 Bde.) kenne ich nicht; das Werk wird in der Haller Allg. Lit. Zeit. 1827 S. 829 f. und im Lit. Blatt 1827 Nr. 19 hart getadelt.

In die Zeit des edeln Grafen Rudolph von Habsburg mögen uns F. M. Ziegler („Thekla, die Wienerin, vaterländisches Schauspiel in 5 A.," Wien, 1817) und Fr. Rambach („Otto IV. mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg, vaterländisches Schauspiel in 5 A.," Berlin 1797) einführen. Die Thekla (August 1278) schildert, der Hauptsache nach geschichtlich, schöne Tugenden, Edelsinn, Liebe und Patriotismus; Otto ist historisch und poetisch verfehlt. — An Rudolph von Habsburg hat sich bis jetzt kein tüchtiger Dramatiker versucht. „Kaiser Rudolph von Habsburg, Trauerspiel in 5 A." von A. v. Klein (Mannheim 1787) ist geschichtlich verfehlt, poetisch auf Theatereffect berechnet; „Rudolph von Habsburg, heroische Oper in 3 A." von Karoline Pichler (Wien 1822) ist eine Verzerrung der Geschichte, um einer Liebelei Platz zu machen. „Rudolph von Habsburg und König Ottokar, histor. Schausp. in 6 A." von Kotzebue ist eine dialogisierte Geschichte. In „König Ottokars Glück und Ende, Trauerspiel in 5 A." von Franz Grillparzer (Wien 1825) ist eine große Zeit zusammengedrängt; wir sehen gute Gruppierung, aber keine gelungene psychologische Durchführung der Charaktere. — „Die deutschen Ritter in Accon, dramatisches Gedicht in 5 Handlungen" von J. R. von Kalchberg (Wien 1796), dem Stoff nach ins Jahr 1291 gehörend, lassen sich einmal lesen. — Trocken und wortreich, ohne poetische Tiefe, ist „Adolph von Nassau, ein Nationaltrauerspiel in 5 A." von J. W. T. Franz (Frankfurt und Leipzig 1799), welches Stück hier und da etwas goetheisiert.

In die Zeit Albrechts von Oesterreich führt uns Schillers Meisterwerk „Wilhelm Tell," über welchen ich hier kein weiteres Wort zu sprechen brauche. Mit diesem Erzeugniß kann das, sonst immerhin zu beachtende gleichnamige Stück von G. P. L. C. Wächter, ps. Veit Weber (Berlin 1804) nicht verglichen werden. — Adrian

Grob schloß sich in „König Albrecht und die Eidgenossen, oder die Blutrache, Trauerspiel in 4 A.“ (St. Gallen 1816) und in „Herzog Johann und die Schweizer, heroisches National-Schauspiel mit Chören in 3 A.“ (im 2. Bd. seiner neuesten dramat. Bilder 1827) der Geschichte an, befriedigt aber poetisch weniger. — „Johann von Schwaben, Trauerspiel“ von Fr. Dörne (Berlin 1830) ist wol zunächst durch Schillers Tell veranlaßt, aber geschichtlich und poetisch unbefriedigend. — Verfehlt ist „König Albrecht I., Trauerspiel in 5 A.“ von K. Kopp (Berlin 1824); unbedeutend „Kaiser Albrechts Tod“ von F. R. Krauer (Basel 1780) und „Johann von Schwaben“ von G. Meißner (Leipzig 1780). Ein „historisches Seitenstück“ zu Schillers Tell wollte der bereits genannte E. F. A. Klingemann in „Heinrich von Wolfenschiesen, Trauerspiel in 5 A.“ (1807) liefern; ein poetisches Seitenstück ist es nicht. Viel gelungener ist Klingemanns „Deutsche Treue, histor. Schauspiel in 5 A.“ (Helmstädt 1816), worin uns Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich vorgeführt werden. An diesem Stoffe versuchten sich noch: Längerfeld („Ludwig IV. National-Schauspiel in 5 A.“ München 1781. 82), dessen Erzeugniß sich einmal lesen läßt; Fr. W. Ziegler („Fürstengröße, vaterländ. Schauspiel in 5 A.,“ 1794), dessen Personen zu geschwätzig sind; Moriz Rapp („Die Gegenkaiser“), der die Genannten weit übertrifft; J. Ch. A. M. Freiherr von Aretin („Ludwig der Baier, vaterländ. Schauspiel,“ München 1820), worin Alles einfach, schlicht, ohne dramatische Kunst, skizzenartig neben einander gestellt ist; J. L. Uhland („Ludwig der Baier, Schauspiel in 5 A.,“ Berlin 1819), dessen Stück die genannten alle übertrifft, aber seinem „Herzog Ernst“ offenbar nachsteht. — Der Gegenkönig Günther von Schwarzburg fand dramatische Bearbeiter an den bereits genannten Dichtern A. von Klein (Singspiel in 3 A. 1776) und G. Döring (in dessen Tagen der Vorzeit). Kleins Erzeugniß ist unhistorisch und unpoetisch; Dörings Stück fehlt die innere Motivierung. — Dem Stoffe nach gehört in diese Zeit (1318) auch „Die Belagerung von Solothurn, histor. Drama in 2 A.“ von F. E. Weidmann (in s. sämmtl. Werken, Brünn 1821), in geschichtlicher Treue gefaßt und von vaterländischem Gefühl durchweht.

Ein mißlungenes Machwerk, das uns mit läppischem Geschwätz langweilt, ist „Margaretha die Maultasche, Gräfin von Tyrol, vaterländisches Schauspiel in 5 A. nach der Geschichte,“ von Ab.

Anton (Cilli 1795). — Einzelne Schönheiten finden sich in „Waldemar, der Pilger, Markgraf von Brandenburg, Trauerspiel in 5 A." 1811 und „Des heiligen Johannis Nepomuceni Märtyrer-Tod" 1804 von dem bereits genannten Fouqué. In dem ersten Stück ist die historische Treue mehr gewahrt, als im zweiten. — Bei G. Kinkels epischem Erzeugniß „Otto der Schütz," diesem liebenswürdigen, der Sage vielfach angehörenden Abenteurer, vergißt man gerne G. Hagemanns Schauspiel „Otto der Schütz, Prinz von Hessen." Hannover 1794.

Arnolds von Winkelried freiwilliger Opfertod für sein Vaterland bietet für ein dramatisches Erzeugniß zu wenig Stoff. Das sieht man an „Die Schlacht bei Sempach, vaterländ. Trauerspiel in 5 A." von K. C. Wurstemberger (Bern 1819), der eine verunglückte Liebesgeschichte einwob, und an L. Christs „A. von W. Trauerspiel in 5 A." (Zürich 1821), das in unübersehbarer Breite sich hinschleppt. Was sich aus dem undramatischen Stoff machen ließ, hat J. J. Hollinger („A. v. W., vaterländ. Schauspiel in 4 A." Winterthur 1810) daraus gemacht; sein Stück verdient in geschichtlicher und poetischer Hinsicht Beachtung.

Den Bürgeraufruhr zu Landshut behandelte der Graf J. A. von Törring in „Kaspar der Torringer, vaterländ. Schauspiel in 5 A." (Clagenfurth 1785. 1792. Wien 1811), welches Stück, ohne Liebschaft, sich bei dem Publicum lange in Gunst erhielt. — Nach der Schweiz führt uns der ganz historisch gehaltene „Abt Cuno von Stufen und die Appenzeller, dramatisch-histor. Gemählde in 4 A." von Ad. Grob (St. Gallen 1816). — Den Kampf der Hansa mit den Victualienbrüdern auf Helgoland schildert uns G. N. Bärmann in „Claus Störtebecker, Trauerspiel in 5 A." Bremen 1822, worin ein gewisses Schicksalsunwesen störend ist. Denselben Stoff behandelt, ganz mißlungen B. Ch. d'Arien (Hamburg 1783).

Das 15. Jahrh. bot in seiner Zerrissenheit unseren Dramatikern manchen, aber keinen großartigen, wirklich poetischen Stoff, wenigstens ist es keinem gelungen, ein Meisterwerk zu schaffen. Wir werden bei Betrachtung der einzelnen hierher gehörigen Stücke in unserm Vaterland hin und her wandern müssen. — S. Schier führt uns mit „Johannes Huß, dramat. Gemählde in 5 A." (Gotha 1820) in eine verhängnißvolle Zeit; die historische Treue ist nicht gewahrt, am wenigsten in dem Erzbischof Sbinko. — Unmännliche Weichlichkeit,

weinerliche Rührung finden sich im Uebermaß in Kotzebues „Hussiten vor Naumburg, vaterländ. Schauspiel mit Chören in 5 A." — Derselbe Dichter führt uns auch, unpoetisch und unhistorisch, die Helden vor Marienburg vor („Heinrich Reuß vor Plauen, oder die Belagerung von M.," Trauerspiel in 5 A.). Besser behandelte denselben Gegenstand der Freiherr Jos. von Eichendorff („Der letzte Held von Marienburg," Königsberg 1830). — Nach Bremen führt uns (1430) Fr. C. Schmidt in „Johann Vasmer, histor. Trauerspiel in 5 A." Hamburg 1812, und zeigt uns den charakterfesten Bürgermeister. — Mehr ein äußeres Aneinanderreihen, als eine innere Entwickelung historischer Ereignisse lieferte der bereits genannte Destouches in „Zenye, vaterländ. Schauspiel in 5 A." (Sulzbach 1822, Zeit 16. Sept. 1433) und „Die Rache Alberts III., Herzogs in Baiern, Pendant zu Agnes Bernauerin, in 5 Handlungen" (Augsburg 1804, Zeit 1435). Diese Agnes B. ist nicht ohne Geschick bearbeitet von dem bereits genannten Grafen Törring (1780 u. ö.), minder glücklich von Jul. Körner (Leipzig 1821).

Ifflands „Friedrich von Oesterreich" ist so inhaltlos, wie das Leben des genannten Kaisers. Der „Johannes Guttenberg, Original-Schauspiel in 3 A." von Charl. Birch-Pfeiffer (Berlin 1836) setzt den Mißgeburten dieser Dichterin die Krone auf. — C. M. Heigel weiß uns viel von Vaterlandsliebe zu sprechen in „Die Schlacht bei St. Jacob (26. August 1444), vaterländ. Schauspiel in 5 A." (Basel 1822), worin der Gegenstand, worüber besonders J. v. Müller 4, 1 zu vergleichen, so gut es eben gehen wollte, mit historischer Treue behandelt ist.

Den sächsischen Prinzenraub durch Kunz von Kauffungen (1445) kenne ich in drei dramatischen Bearbeitungen; einer lateinischen von Cramer (deutsch übersetzt 1595. 1646), einer zu Leipzig 1809 anonym erschienenen und einer von dem bereits genannten J. A. Gleich (Wien 1808); sie sind sämmtlich werthlos.

Nach Süddeutschland führen uns L. Aurbacher, der als Volks- und Kinderschriftsteller höher steht, denn als Dramatiker, in seinem mißlungenen „Albrecht d. Weise, Herzog in Bayern," München 1826; Ed. Duller in seinem ergreifenden, nur zu viel an Goethes Faust erinnernden „Meister Pilgram, Trauerspiel in 4 A." Wien 1829; K. F. C. von Schenk in seinen ansprechenden Lustspielen „Albrecht Dürer in Venedig," und „Die Griechen in Nürnberg."

Hier sehen wir den einfach redlichen Bürgersinn Nürnbergs, dort Italiens Himmel über den liebeathmenden Gestalten. A. Dürers stilles Künstlerleben stellt uns A. W. Griesel in seiner dramatischen Skizze „Albrecht Dürer" (Prag 1820) dar.

Wie jede Kraft zur Kraftanwendung spornt, so versuchten sich auch mehrere Dramatiker an Karl dem Kühnen von Burgund, jedoch nicht mit gleichem Erfolg. Eine ausgedehnte Beschreibung der drei berühmten Schlachten gab H. Keller („K. d. K., vaterländ. Schauspiel in 2 Theilen, 10 A." im 27—28. Bd. der deutschen Schaubühne), dessen derselben Zeit entnommener „Hans Waldmann" (im 33. Bd. d. d. Sch.), eben so leblos aneinander gereiht ist; „dieser große und glückliche Mann, wenn Leidenschaft ihn über die Billigkeit und kühner Sinn über seine Zeit und Lage nicht getäuscht hätten," wie J. v. Müller sagt. Wilh. von Schütz (gest. 1847) faßte Karl d. K. (Drama in in 5 A. Leipzig 1821) großartig und historisch treu auf, wußte aber nicht das Ganze dramatisch zu veranschaulichen. G. F. L. Rellstabs Stück (Trauerspiel in 5 A., Berlin 1824) steht dem von Schütz weit nach. Dem Trauerspiel von F. Metellus (Berlin 1828) wünscht man etwas mehr Kraft in der Ausführung und eine minder überladene Sprache.

Des „letzten Ritters" (Maximilians I.) Zweikampf in Worms schildert uns der Maler Heideloff (Gmünd 1818); aber wir wollen das Machwerk schnell verlassen, um in einen neuen Abschnitt der Geschichte überzutreten. An der Schwelle derselben begegnen uns einige Ritter, die zu der neuen Gestaltung der Dinge wesentlich beitrugen: Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten. Goethes „Götz" bedarf hier keiner weitern Besprechung; daß Adelheid und Weißlingen nicht geschichtlich sind, ist bekannt. Wir wollen uns jedoch hierüber wie über das Unhistorische in Bezug auf den eingeführten Fr. von Sickingen nicht mit K. Bender ereifern, der in seinem „Franz v. S. vor Darmstadt, histor. Drama in 3 A." (Darmstadt 1827) deshalb wacker über Goethe herfährt, und seinen Ritter „historisch treu schildern will," aber es nur zu einem mißlungenen Erzeugniß brachte. „Franz S., histor. romant. Drama in 5 A." von dem bereits genannten Reichsgrafen von Soden (Aarau 1814) ist ohne höhere poetische Ergreifung der Geschichte gearbeitet; „Fr. v. S., Schauspiel" von Furchau (Göttingen 1821) ist eine höchst matte Arbeit, ohne dramatischen Gang

und Charakteristik; in „Fr. v. S., dramat. Gedicht in 5 A." von dem bereits genannten E. Duller (Frankfurt 1833) ist die Geschichte ziemlich treu gewahrt, aber zu viel Sonderbares aller Art eingemischt. — Der jüngst (13. Aug. 1849) verstorbene Graf Benzel-Sternau lieferte eine lebendige Kleinigkeit in seinem „Ulrich von Hutten zu Fulda."

An einer dramatischen Darstellung M. Luthers versuchte sich zuerst der bereits genannte F. L. Z. Werner, der sein erstes Stück „Weihe der Kraft" später als eine „Weihe der Unkraft" anerkannte und das Stück für eine mißlungene Arbeit hielt. In das „mißlungen" stimmen wir ein. — E. F. A. Klingemann faßte in seinem „M. L., Tragödie in 6 A." (Tübingen 1808) die Reformation zu äußerlich und hielt sich zu viel an einzelne Worte, Actenstücke und Protocolle. Was beide Dramatiker etwa ausgelassen, sammelte H. Schorch („Luthers Entscheidung, dramat. Gedicht in 4 A." Weimar 1817), und stellte es zusammen, aber ohne Mark und Blut. — Ein buntes Allerlei von Engeln, Teufeln, Religion, Unsinn und Barbarei in harter Sprache lieferte K. G. Haupt („Luther, dramat. Tetralogie," Berlin 1836). Die berühmtesten Personen der Reformation führt uns J. Gründler in seinem „Vorabend des Reichstages zu Augsburg" (1826) vor den Augen vorüber. — Daran reihen wir Luthers Lobredner, den Verfasser der „Wittenbergischen Nachtigall," den ehrlichen Meistersänger Hans Sachs, den uns, in einer nicht mißlungenen Kleinigkeit, F. L. Halirsch („H. S., Schauspiel in 1 A." Leipzig 1826) und, etwas besser, J. L. F. Deinhardstein („H. S., dramat. Gedicht in 4 A.," Wien 1829) vorführen. Von Deinhardstein gehört hierher noch „Erzherzog Maximilians Brautzug, dramat. Gedicht in 5 A." (Wien 1832), das Jeden ansprechen wird, der Sinn für das Sagenhaftromantische hat.

W. von Normann will in seinem nach der Geschichte gearbeiteten „Deutschen Bauernkrieg, Trauerspiel in 5 A." (Berlin 1827) zeigen, „daß der Bauernkrieg, sonst wie ein mit Blut gedüngtes Feld, das keine Frucht getragen, betrachtet, eine tiefe Bedeutung haben, daß jene Bauern fallen mußten, weil sie die Idee, für welche sie kämpften, nicht verstanden." — Hier mag auch genannt werden „Melchior von Zobel, Fürstbischof zu Würzburg, Trauerspiel in 5 A." von A. F. Rebenwein (Leipzig 1824), das die „Grumbachischen Händel" darstellt.

Die Belagerung Wiens durch den gewaltigen Soliman (1529) wird uns vorgeführt in „Hedwigis von Westerwany, Trauerspiel in 5 A.“ (Wien 1780) in „Soliman vor Wien, Original-Trauerspiel in 5 A.“ von P. Weidmann (Wien 1775) und in „Wiens erste Belagerung durch die Türken, vaterländ. Drama in 5 A.“ von J. M. Grienwaldt (Wien 1832), unter denen das letzte den Vorzug verdient.

Hinter der ergreifenden Erzählung „Kohlhaas“ von H. v. Kleist (in das Jahr 1540 gehörig) steht die dramatische Bearbeitung derselben von dem Freiherrn G. A. von Maltitz („Hans K., histor. vaterländ. Trauerspiel in 5 A.,“ Berlin 1829) sehr zurück.

Die Aufführung von „Moritz, Kurfürst von Sachsen, vaterländ. Schauspiel in 5 A.“ von G. Herrmann (Leipzig 1831) wurde seiner Zeit in Leipzig verboten, „weil Moritz ein zweideutiger Charakter und es nicht schicklich sei, ihn in dem Lande auf die Bühne zu bringen, das seine Enkel beherrschen.“ In dem Stück erscheint übrigens M. in dem schönsten Lichte, von den edelsten Motiven geleitet. — Die durch Moritz geleitete Belagerung Magdeburgs (1550—51) ist lebendig dargestellt von F. K. Schmidt (Hamburg 1808). — Moritzens Vetter, der Kurfürst Joh. Friedrich führt uns ein zu Leipzig 1804 gedrucktes (N. A. 1810) Trauerspiel vor, das Goethe (W. 33, 215 f.) fulgur e pelvi nennt und als einen Hauptvorzug dessen Kürze rühmt! — Eine Anekdote aus dem Schmalkaldischen Krieg (22. April 1547) ist behandelt in „Petrus Agianus, oder Achtung der Wissenschaft, Schauspiel in 1 A.“ von Fr. Kind, dem wir auch das artige Landschaftsgemälde „Das Nachtlager in Granada“ verdanken.

Nun treten wir über in die Zeiten des blutigen 30jährigen Krieges, der unser zerrissenes Vaterland ganz der Laune des Auslandes preisgab: Deutschlands Schicksal wurde auf der Wage Schwedens und Frankreichs abgewogen! — Voran steht hier Schillers „Wallenstein,“ über welches Stück die Kritik längst entschieden hat. Daß Max und Thekla nicht der Geschichte angehören, sondern dem Herzen des Dichters, ist so bekannt, als daß Wallensteins Charakter nicht überall ganz geschichtlich, aber poetisch ist. — J. F. Bahrdt (gest. 12. Febr. 1847) suchte (dramat. Dichtungen, Leipzig 1834) „den wilden Meinungskrieg, der dreißig Jahre Zertrat des deutschen Vaterlandes Au'n, Den Kampf für Irrthum, für das Höchste, Wahre,

Den Sieg des Lichtes über Nacht und Grau'n, Den finstern Geist, so unter Roms Tiare Der Geisteskn echtschaft wollte Tempel bau'n, ... in Wort und Bildern, Der Mit- und Nachwelt, warnend, treu zu schildern;" ein großes Unternehmen! das er aber nicht meisterhaft ausführte. — Eine unbedeutende Kleinigkeit ist „Gustav Adolphs Abschied von Frankfurt" von G. Döring (in seinen Tagen der Vorzeit); ein schwaches Stück ist „Gustav Adolph" von Fr. Förster (Berlin 1833); zu mystisch fatalistisch ist „G. A." von E. Gehe (Leipzig 1818); besser ist das gleichnamige Stück von K. Ch. L. Schöne (Berlin 1818), der uns, im Gegensatz zum Charakter Wallensteins, bloß den religiösen Helden darstellt.

„Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen, histor. Schauspiel in 5 A." von K. Pichler (Leipzig 1816) ist mehr ein Gerippe, als ein historisches Schauspiel. — Großartig ist „Der böhmische Krieg" von O. von Ravensberg (Berlin 1836), der, wie es scheint, den 30jährigen Krieg in einem dramatischen Cyclus darzustellen beabsichtigt. — Den wilden Herzog Christian von Braunschweig lernen wir in dem mißlungenen Trauerspiel von Fr. Furchau (Berlin 1816) nicht kennen. — Der Fall Magdeburgs (1631) wurde dramatisch bearbeitet von J. D. Massaloup (Berlin 1831), dessen Stück vor einer ältern Bearbeitung im 15. Theil des Theaters der Deutschen (1776) wenig Vorzüge hat. — K. Th. Rabenalt zeigt uns „die Schweden vor Willingen" (1634) in einem romantischen Schauspiel (im 28. Bd. der deutschen Schaubühne), das wenig anspricht. — Noch drei Helden dieser Zeit werden uns vorgeführt: Graf von Schwarzenberg, von W. von Schütz (Berlin 1819); Bernhard von Weimar, von K. Sondershausen (Merseburg 1825) und E. Willkomm (Leipzig 1833) und Maximilian I., Kurfürst von Baiern, von Fr. von Caspar (Würzburg 1820), unter welchen Stücken das von Willkomm die anderen weit übertrifft, und in Bezug auf tiefe Auffassung des historischen Stoffes, große Sprachgewandtheit und feste Charakteristik mit Recht gelobt wird.

Nach diesen Kriegsscenen mögen wir uns gerne einen Augenblick bei dem lieblichen „Aennchen von Tharau" von W. Alexis (Häring) verweilen, um uns dann vor Rathenow zu begeben, das durch den großen Kurfürsten Fr. Wilhelm gerettet wird. Bearbeitet wurde dieser Stoff von Fouqué („Die Heimkehr des großen Kurfürsten", Berlin 1813), von E. Wehrmann („Rathenow's Errettung 1826"), von

Fr. Rambach (Schauspiel in 4 A. Berlin 1795) und von Blum (im 17. Theil des Theaters der Deutschen, 1776); letzteres Stück verdient den Vorzug.

Das Treiben jener schreckenvollen Zeit, wo die Franzosen unter Louvois gefühllos mit den Schädeln ehrwürdiger im Dome zu Speier begrabener deutscher Kaiser spielten und mit wildem Vandalismus deutsche Städte niederbrannten, verstand W. Carnoni („Zerstörung der Reichsstadt Speyer, Schauspiel in 5 A." 1821) nicht darzustellen; das Unternehmen möchte überhaupt kaum gelungen sein.

Einen Blick in den spanischen Erbfolgekrieg thun wir in „Maximilian Emanuel, oder die Klause in Tirol, histor. Drama in 3 A." von C. M. Heigel (Augsburg 1828) und „Arcos Heldentod, vaterländ. Schauspiel in 3 A." von K. v. Spruner (Bamberg 1834).

Friedrich II. von Preußen begeisterte lyrische und dramatische Dichter. Unter letzteren sind hier zu nennen: Babo („Arno, militär. Schauspiel in 2 A.," Leipzig 1776); Fouqué (die Familie Hallersen, Trauerspiel in 5 A.," Berlin 1813) und J. Gründler („Schlacht bei Cunnersdorf, dramat. Charakter-Gemälde in 5 A.," Glogau 1826); aber keins der genannten Stücke ist des Helden würdig. — Gutgemeint sind die kleinen Erzeugnisse von Ph. Bonafont, in denen er einzelne Anekdoten aus dem Leben Friedrichs II. und Josephs II. behandelte (Friedrich d. Gr. Köln 1814. Die beiden Joseph, Leipzig 1826). Eine Anekdote aus Friedrichs Leben behandelt auch „Der Pasquillant, Schauspiel in 2 A." von B. H. C. Reinhard (Braunschweig 1792).

Um unsere Dichter und Künstler nicht ganz zu übergehen, nennen wir die artige Kleinigkeit „Das eingebrachte Stündchen, oder Gellert im Schlafrock," von C. Karoli (Bernstein), welche Anekdote auch Döring behandelt hat; „Mozarts Tod, Original-Trauerspiel in 3 A." von A. von Schaden (Leipzig 1825) und „Beethoven, Drama in 3 A." von S. Wiese (Leipzig 1836), welches Stück sich würdig an Goethes Tasso anreiht.

In die Zeit der Freiheitskämpfe mag uns der eben genannte Schaden hinüberführen, dessen „Schill" (Berlin 1818) und „Theodor Körners Tod" (Berlin 1817) den Leser ansprechen. Auch der seit der Parlamentseröffnung in Frankfurt oft genannte Atheist A. Ruge beschenkte uns mit einem mißlungenen Trauerspiel „Schill und die Seinen" (Stralsund 1830), von dem es im Literaturblatt

(1832 Nr. 51) heißt, der Verf. könne sich dem Vorwurf nicht entziehen, zu 1000 sentimentalen Jünglingstragödien in Schillerischen Ideen eine tausendunderste hinzugefügt zu haben. — Immermanns „Trauerspiel in Tyrol" ist von der Kritik sehr verschiedenartig aufgenommen worden. In der Reihe der historischen Schauspiele nimmt es immer eine bedeutende Stelle ein. — Ein anderes, denselben Stoff behandelndes „vaterländisches Gemälde" erschien zu Frankfurt 1816. — In das J. 1813 fallen „Die Freunde, Trauerspiel in 3 A." von dem oben genannten S. Wiese (Leipzig 1830), die nur etwas zu sentimental sind. — Wir schließen diese Uebersicht mit dem gewaltigen, ungeheuerlichen „Napoleon, oder die hundert Tage, Drama in 5 A." von C. D. Grabbe.

Hadamar. J. Kehrein.

Eignet sich das Wörterbuch der Pariser Academie zur Grundlage der französischen Grammatik?

Zu den zahlreichen Lehrbüchern der französischen Sprache, welche bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland erschienen sind, hat die Betriebsamkeit unserer Sprachmeister seit dem Anfange des jetzigen gegen dreihundert neue Grammatiken ans Licht gefördert. Natürlicher Weise konnten bei einer solchen, man möchte sagen, unkrautartigen Vermehrung dieser literarischen Erzeugnisse nur wenige Grammatiker die Freude genießen, ihre Arbeit gehörig gewürdigt und in weitern Kreisen benutzt zu sehen. Die Folge davon war, daß die Verfasser grammatischer Lehrbücher der französischen Sprache vor allem darauf dachten, ihren Schriften ganz besondere und vorzüglich wirksame Empfehlungen in die literarische Welt mitzugeben und ihnen so eine freundliche Aufnahme und bedeutende Verbreitung zu verschaffen. So versicherte der Eine, er habe Hunderte von französischen Werken gelesen und Tausende von Beispielen zur Begründung und Veranschaulichung seiner Anweisungen gesammelt; ein Anderer erklärte, er habe, um seinem Buche die möglichste Vollkommenheit zu geben, die vorzüglichsten Grammatiker des französischen Volkes selbst zu Rathe gezogen und benutzt; mit besonderem Nachdrucke aber rühmte man noch jüngst einige Male, daß man den Grundsätzen und Lehren, welche die französische Academie in ihrem Wörterbuche niedergelegt habe, gefolgt sei.

Zu dem Ansehen*), welches diese Academie in der wissenschaftlichen Welt genießt, nahm man besonders deßhalb seine Zuflucht, weil man für seine Angelegenheit gar nicht besser als so sorgen zu können meinte; unter Anleitung derselben komme man nämlich am leichtesten über alle sprachlichen Schwierigkeiten hinweg, auch gebe es kein nützlicheres Werk, als das academische Wörterbuch, welches einst von den geistreichsten Männern begonnen, dann von den gelehrtesten fortgesetzt und vermehrt, sowie endlich von solchen, die durch ächte Geschmacksbildung sich am meisten ausgezeichnet hätten, vervoll-

---

*) Vergl. hiermit unsere Bemerkungen über das Dict. de l'Acad. im III. Bde. p. 462 ff. des Archivs. H.

kommnet worden sei. Und allerdings hat man guten Grund dieses Sprachwerk zu loben; denn es enthält einen vortrefflichen Schatz von Wörtern, Erklärungen und Redeweisen, vieles darin Befindliche ist mit Einsicht, Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt, auch sind die edleren Bestandtheile der Sprache mit Geschmack von der gemeinen Rede unterschieden worden. Es hat mithin jeder, der über die französische Sprache schreiben will, dieses ausgezeichnete Buch zu benutzen. Alles jedoch unbedingt zu rühmen und anzunehmen, was die Academie über grammatische Gegenstände lehrt, wie noch jetzt manche Grammatiker thun zu dürfen glauben, ist eine sehr bedenkliche Sache, und uns wenigstens hält gar Vieles ab, dem Ansehen der französischen Academie uns ohne Weiteres in grammatischen Angelegenheiten zu unterwerfen. Mit diesem Vielen meinen wir nicht die Bekämpfung der französischen Academie, welche in Frankreich selbst wiederholt vorgekommen ist, — an dieser hatte nämlich sehr oft ein gewisser Verdruß über vermeintliche Zurücksetzung bei Bewerbungen um einen erledigten Stuhl den meisten Antheil; auch nicht gewisse ungünstige Beurtheilungen des academischen Wörterbuches in deutschen Schriften — denn hier kam es sogar vor, daß man die Fehler, welche bereits in der letzten Ausgabe entfernt worden waren, als noch vorhanden rügte. Wenn wir zu einem vorsichtigen Gebrauche des academischen Werkes auffordern, so geschieht dies aus andern Gründen.

Zuvörderst scheinen uns nämlich diejenigen, welche dem Ansehen der Academie unbedingt huldigen, darin zu irren, daß sie meinen in jenem Wörterbuche seien die Grundlehren der Grammatik niedergelegt. Die Lexikographen beabsichtigen zunächst nur alle Wörter und unregelmäßigen Formen einer Sprache aufzuführen, die Gattungen und Ordnungen, zu denen sie gehören, anzugeben und ihre Bedeutungen und Verbindungsweisen aufzuzählen. Dies alles aber beruht, wie sich von selbst versteht, auf grammatischen Grundsätzen; diese selbst jedoch werden in den Beispielen, die das Wörterbuch aus der Sprache aufnimmt, nicht einfach als Lehren ausgesprochen, sondern nur in ihrer Anwendung nachgewiesen. Daher bemerkt auch M. Lorin im Dict. Univ. p. P. C. V. Boiste, Seite 24: Die oft vielen Scharfsinn erfordernden Schwierigkeiten, welche die Grammatiker bezüglich der participes passés aufführen, konnten im Wörterbuche der Academie nicht planmäßig behandelt werden; aber man kann sich

durch den in diesem ganzen Werke angenommenen Gebrauch überzeugen, daß die Academie sich nach den jetzt allgemein angenommenen Grundsätzen richtet. Sie giebt also nach dieser Bemerkung nicht die Regeln selbst, welche bei dem Gebrauch jener Participien zu beobachten sind, sondern folgt ihnen, wie das auch in einem Wörterbuche sich nicht anders zu verhalten pflegt.

Unter solchen Umständen hat also jeder, der über grammatische Gegenstände genaue und zuverlässige Grundsätze aufstellen will, nicht zunächst aus den Werken der Lexikographen zu schöpfen, welche sich selbst nach angenommenen grammatischen Grundsätzen gerichtet und bloß das Material der Sprache, nicht aber die Grundsätze für das Gebahren mit diesem Materiale, dargelegt haben, sondern die Redner, Dichter, Geschichtschreiber, mit einem Worte, die vorzüglichsten Schriftsteller, welche die Rede als Ganzes und nach grammatischen Gesetzen gegliedertes Geisteserzeugniß darstellen, zu Rathe zu ziehen; denn die großen Schriftsteller sind allein die wahren Grammatiker. Es kann freilich nicht anders geschehen, als daß in den Wörterbüchern, die manches mit grammatischen Schriften gemein haben müssen, hier und da grammatische Fragen zur Behandlung kommen, und offenbar sind Wörterbücher denen, welche über grammatische Fragen sich verbreiten wollen, um so nützlicher, je fester die grammatischen Grundlagen sind, auf welchen die Lexikographen gebaut haben. Allein der Grund, welchen einst die Academie zu ihrem Wörterbuche legte, ist gerade das, was den Grammatiker am meisten zur Vorsicht beim Gebrauch desselben veranlassen muß.

Ein Wörterbuch wird aber denen, welche grammatische Lehrbücher schreiben wollen, nicht von großem Nutzen sein, dafern nicht der Verfasser desselben den Sprachschatz mit einer gewissen Vollständigkeit dargelegt, die gebildete Sprache von der gemeinen Rede gehörig geschieden, die rechte Schreibweise durchgängig beobachtet, jedes Einzelne mit gleicher Sorgfalt behandelt hat und bei der Auslegung der Bedeutung vom Ursprunge des Wortes ausgegangen ist. Wiewohl nun dies Alles weit mehr Sache des Lexikographen als des Grammatikers ist, so kann es doch, sobald es sich um die grammatische Vollkommenheit und Brauchbarkeit eines Wörterbuches handelt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Und so müssen auch wir es ins Auge fassen, ehe wir von den grammatischen Vorschriften des academischen Wörterbuches sprechen.

Nach der Menge der Wörter, sagt man, haben die academischen Lexikographen nicht gefragt, sondern nach ihrer Güte und ihrem Gebrauche. Das mag zugegeben werden; allein dann sind sie offenbar bei der Auswahl mitunter zu ängstlich und peinlich gewesen, denn man vermißt viele und gute Ausdrücke in ihrem Werke, als da sind: abolissable, absolutisme, absolutiste, abstractif, ambon, blasphématrice, bonnetière, désolatrice, délatrice, houillère, julien, laitier (qui vend du lait), manche de balai, mercurial, méridien adj., officière, pailleuse, palatin adj., pleurande, préadamite, prémontré, sarrasine, sibylline, stationnal, spoliatrice, récollet, strélitz sing. etc. So ist das academische Wörterbuch unvollständig geworden und aus dieser Unvollständigkeit sind bei den Grammatikern jene Verzeichnisse von Wörtern hervorgegangen, denen gewisse Formen fehlen sollen; allein diese Formen sind meistentheils nur etwas seltener gebräuchlich. Wie es mit vielen von der Academie verworfenen Wortformen stehe, ergiebt sich namentlich daraus, daß sie selbst unter mercuriale in der Erklärung dieses Femininums das von ihr übergangene Masculinum mercurial braucht, daß sie unter palatine adj. f. das Masculinum palatin, welches sie für verschieden von dem besonders aufgeführten palatin adj. m. gehalten haben muß, anwendet, daß sie unter dem Artikel Cosaques ganz besonders bemerkt: On dit aussi au singulier: „Un Cosaque", und daß man nach ihrem Verfahren die Ausdrücke: ein Prämonstratenser, eine Prämonstratenserin, ein Strelitze nicht mit un prémontré, une prémontrée, un strélitz in der guten Schreibart brauchen darf, da sie dieselben als nicht mustergültig übergangen hat, sondern wahrscheinlich zu einer Umschreibung seine Zuflucht nehmen soll. Bekanntlich fehlen im Wörterbuche der Academie gegen 30,000 Ausdrücke, worunter auch viele Wortformen sich befinden, was eben die Grammatiker zu mancherlei Irrthümern verleitet hat. Unter dem Buchstaben F allein vermißt man gegen 964, unter denen sich allerdings viele veraltete und fremde Ausdrücke befinden; in einem Wörterbuche jedoch, das man als Grundlage der Grammatik brauchen könnte, durften viele von ihnen nicht fehlen, namentlich nicht: fablier, fâcheusement, façonnerie, faiblet, faïencé, fanion, farineux, fécondateur, fécondatrice, féculeux, fermette, fermeur, feutrement, ficeleur, fienteux, filardeux, filatrice, finâtre, flâner, flâneur,

focal, folâtrement, formateur, formatrice, fourchement, frasil, fumigateur, funèbrement.

Nicht aber bloß dieser Wörtermangel wird den Grammatiker, der sich ganz auf das academische Lexikon verläßt, beirren, auch die Abwesenheit sehr wichtiger Dinge muß ihn in Verlegenheit bringen. Bei den neutralen Verben z. B. ist es nothwendig, Belehrungen darüber zu geben, welches von den beiden Hilfsverben zu gebrauchen sei, und in welcher Bedeutung beide zur Anwendung kommen. Nun hat aber die Academie niemals angemerkt, ob nur das eine zulässig sei und bloß zuweilen gesagt, daß beide vorkommen. Für den ersten Fall, wo nur das eine Hilfsverbum angewendet wird, hat die Academie jedoch bei éclore die freilich nicht ganz bestimmte Bemerkung: Man conjugirt es mit dem Hilfsverbum être; was den zweiten Fall anlangt, so hat sie bei accourir, apparaître, convenir, demeurer bemerkt, daß beide Hilfsverben gebraucht werden; erst bei descendre aber wird auf den Unterschied dieser zweifachen Formbildung mit den Worten hingewiesen: Il se conjugue avec le verbe Avoir ou avec le verbe Etre, selon que l'on considère l'action ou son résultat. Dieser Unterschied hätte natürlich überall gemacht und nach ihm die Ordnung der Bedeutungen bestimmt werden sollen. Meistens begnügt sich aber die Academie das participe passé als Adjectivum aufzuführen, das als solches prädicativ mit être gebraucht werden kann; jedoch auch dieses fehlt bei chavirer, comparaître, contrevenir, crouler, décamper etc. und es ist kaum anzunehmen, daß sie den adjectivischen Gebrauch aller dieser Participien verworfen habe. Unter solchen Umständen muß der Grammatiker, welcher den Gebrauch der beiden Hilfsverben bei den neutralen Zeitwörtern vollständig und in seiner verschiedenen Bedeutung aus dem academischen Wörterbuche darstellen will, da eben darin über diesen Gegenstand nicht überall feste und ausreichende Bestimmungen gegeben sind, nicht selten in die peinlichste Verlegenheit kommen. Was für Plurale manche unter den Adjectiven auf al und unter den Namen von Menschen und Thieren mit gleicher Endung, wie: Duval, bancal, serval, bilden, läßt sich aus dem academischen Wörterbuche gar nicht ersehen. Wie bekannt, sind die Grammatiker außerordentlich verschiedener Ansicht darüber, welche Adjective auf al die Masculinform des Plurals bilden, und wie, wenn sie dieselbe bilden, sie lauten müsse. Anstatt nun jede Unsicherheit in Bezug auf diesen Gegenstand durch

Nachweisung des Gebrauches bei den besten Schriftstellern oder durch eigne Entscheidung zu lösen, läßt die Academie meist die Schwierigkeit bei Seite. Denn bald behauptet sie, daß jene Pluralform nicht vorkomme, wie bei automnal, natal, glacial, trotzdem daß Rousseau, Trévoux und andere gute Schriftsteller sich ihrer bedient haben; bald erklärt sie, es werde ein solches Adjectivum im Masculino nicht gebraucht oder komme doch höchst selten vor, was schon französische Grammatiker als unrichtig nachgewiesen haben, bald schweigt sie auch über die Form und den Gebrauch dieser Plurale gänzlich. Ueber den Plural von ventail findet sich in ihrem Werke gar nichts. Auch die Auseinandersetzung der Wortbedeutung, der Gegenstand, auf welchen die Academie die meiste Mühe verwandt haben will, ist hier und da unvollständig. So ist bei muscadin die uneigentliche Bedeutung übergangen, bei nomade bloß der Begriff des Herumirrens aber nicht der des Weidens angeführt; das neutrale Verbum ennuyer und das Substantivum imprudent sucht man vergebens.

Was ferner die Unterscheidung der gebildeten Sprache von der niedern Ausdrucksweise anlangt, so haben die Academiker darauf viel Sorgfalt verwendet und Lobenswerthes geleistet. Nur kann man sich, da sie bis zu Ausdrücken, wie breneux, dégingandé, dégoter, dégringoler, écarbouiller, und dergleichen herabgestiegen sind, der Frage nicht enthalten, warum so viele andere von gleichem Werthe und Ansehen weggeblieben seien. Jene rühmliche Sorgfalt vermißt man aber gar sehr in dem, was die Academie für die Rechtschreibung gethan oder vielmehr nicht gethan hat. Denn hierin zeigt auch das Wörterbuch derselben nicht überall folgerichtiges Verfahren, indem Ableitungen ohne Noth von ihren Stammwörtern abweichen, wie abatage, abatis, abatée, infament, infamie von abattre und infâme. Ueberhaupt herrscht in der französischen Rechtschreibung noch bedeutende Ungleichmäßigkeit. Auch die Academiker schreiben bas-ventre und babeure, porte-clef und portechape, chevau-légers und pieds-forts, pôle und polaire, trône und introniser, débotté das Substantiv und le dîner. Eben so bedienen sie sich mißbräuchlich des Zeichens der Syncope, um die Länge der Sylbe zu bezeichnen, ohne jedoch consequent zu verfahren, und schreiben extrême, suprême, symptôme neben deuxième, trirème, extrémité, axiome. Und nicht bloß bei den Ableitungen sondern auch sonst findet sich im Französischen verschiedene Schreibart, z. B. le toisé und le tou-

cher, bataille und batture, les quatuor und les trios, les solos, les déficit und les placets, j'ai du und j'ai eu. Diese Verschiedenheit behält die Academie getreulich bei, anstatt wenigstens einen Versuch zu machen, ob sie nicht durch ihr Beispiel oder durch ihre Mißbilligung diese Planlosigkeit entfernen könne. Außerdem sind die einzelnen Theile des Sprachschatzes in ihrem Wörterbuche nicht mit gleicher Umsicht und in gleicher Ausführlichkeit bearbeitet. So haben die Kunstausdrücke der meisten Gewerbe und Künste oder sonstigen Beschäftigungen, z. B. des Bergbaues, der Flachszubereitung und dergleichen selten Aufnahme gefunden; dagegen die der Aerzte und Naturforscher sind in sehr großer Anzahl darin zu finden, ungeachtet gerade diese meistens fremde Ausdrücke sind, welche in ein Wörterbuch der französischen Sprache gar nicht gehören. Ueberhaupt muß man sich mit Recht wundern, wie eine sehr bedeutende Anzahl persischer, ägyptischer, türkischer, russischer, englischer und anderer fremden Ausdrücke dazu kommen unter dem Wörtervorrathe der französischen Sprache mit aufbewahrt zu werden, selbst dann wenn sie auch nicht durch die geringste Veränderung den Schein eines französischen Wortes angenommen haben, wie atémadoulet, azamoglan, azéderac, bengali, calatrava, calcanéum, centumvir, Edda, effendi, hetman, houri, kreutzer, pachalik, pandour, in partibus, rout, targum, zend-avesta, zygoma. Dagegen sind die zahlreichen Namen, welche in der Erdbeschreibung gebraucht werden, als bloß geographische Bezeichnungen sämmtlich, sie mögen noch so gut französisch sein, ausgeschlossen worden bis auf zwei, Pnyx nehmlich und palatine. Eben so fehlen größtentheils die eigenthümlichen Ausdrücke der Geschichte und Alterthumskunde, während die mathematischen Wissenschaften in dieser Beziehung einige Berücksichtigung gefunden haben. Die Academie selbst entschuldigt die Abwesenheit dieses Theiles des französischen Sprachschatzes mit dem Mangel an Raume. Allein es würde daran für ächt französische Ausdrücke kaum gefehlt haben, wenn man die vielen fremden Wörter, wie sichs gebührte, fern gehalten und unnöthige Wiederholungen, wie die der Participialformen, vermieden hätte.

Gleichmäßigkeit, Uebereinstimmung und philologische Genauigkeit, welche in einem Wörterbuche äußerst nöthig sind, werden nicht selten in hohem Grade vermißt. Ob man nämlich gleich hier und da zusammengestellt findet, was zusammenzustellen war, wie moqueur

und moqueuse, prétendant und prétendante, tuteur und tutrice, so ist doch dagegen öfters dasjenige getrennt, was nicht hätte getrennt werden sollen, wie barbotteur und barbotteuse, curateur und curatrice, intendant und intendante, lieutenant und lieutenante, précieux und précieuse, président und présidente, prieur und prieure, procureur und procureuse, procurateur und procuratrice, surintendant und surintendante, vicomte und vicomtesse, terrer und se terrer, welche Wörter von den Verfassern guter Wörterbücher so verbunden werden, daß die besondere und von der des Masculinums abweichende Bedeutung des Femininums ans Ende der Erklärung tritt. Und wie man bei den academischen Lexikographen in der Aufstellung und Behandlung verwandter Wörter oft eine andere Reihenfolge vertreten sieht, ohne daß sich eine besondere Veranlassung oder Nöthigung dazu entdecken läßt, so kommt es auch vor, daß bei Hauptwörtern, deren grammatisches Verhältniß völlig dasselbe ist, bloß des öftern Gebrauches wegen bald der Singular bald der Plural vorangeht. Man vergleiche in dieser Beziehung délice und orgue mit gent und vêpre. Außerdem werden diejenigen participes passés, welche sich adjectivisch brauchen lassen, einmal vor ihren Verben, wie étourdi, endiablé, ein anderes Mal wieder nach denselben besonders aufgeführt wie employé, enragé, exalté, fourni, tempéré. Diese Formen als besondere Beiwörter und Hauptwörter aufzuführen ist aber nichts als eine unnütze Raumverschwendung; ihr adjectivischer und substantivischer Gebrauch läßt sich bequem unter dem Zeitworte selbst erwähnen, wie auch die Academie zuweilen gethan hat. Während ferner von ihr diejenigen Beiwörter, welche auch als Hauptwörter vorkommen, oft nur einmal aufgeführt werden, und zwar entweder richtig so, daß von ihrem substantivischen Gebrauche zuletzt die Rede ist, wie copulatif, dévot, économe, faîtière, immortel, journalier, oder verkehrter Weise so, daß sie als Hauptwörter gelten, die man auch adjectivisch brauche, wie gagnant, hébreu, palmipède, proposant, sursolide, tropique: so hat sie an andern Orten wieder solche Beiwörter zweimal gesetzt, als ob sie auf substantivische Weise gebraucht andere Wörter seien, unter diesen brut, cramoisi, grédin, grief, indicatif, méridien, mignon, noir, nominatif, petit, prime, principal, purpurine, quinaire, réal, reçu, religieux, seein, supérieur, vaillant, versant, volant, vomique. Ja es kommt vor, daß beides geschieht, daß

nämlich ein und dasselbe Wort als Substantivum oder Adjectivum dem Verbum vorausgeht und ihm als Adjectivum oder Participium folgt, wovon man sich bei composé, effilé, posé und andern überzeugen kann. Hier mangelt es dergestalt an grammatischer Schärfe, und Ordnung, als ob es einerlei sei, wie man über die Haupteigenschaft eines Wortes urtheile.

Was die academischen Lexikographen von der Etymologie halten, ist in der Vorrede zum Wörterbuche deutlich genug ausgesprochen, und es wird dort weitläufig auseinander gesetzt, warum dieselbe nicht eigentlich zur Anwendung gekommen sei. Ob sie daran recht gethan haben oder nicht, darüber zu entscheiden gehört nicht hierher; wir können uns mit der Bemerkung begnügen, daß die Verfasser der größern lateinischen und griechischen Wörterbücher, deren Vorgang sehr bedeutsam ist, diese Art der Worterklärung nicht vernachlässigt haben. Die fremden Wörter, von welchen die französischen abgeleitet sind, beizugeben, konnte allerdings der Bestimmung des academischen Wörterbuches gemäß überflüssig erscheinen. Wären sie jedoch beigegeben worden, so hätte man vielleicht vermieden, daß die Wortbedeutungen nicht in verkehrter Ordnung aufgeführt wurden, wie bei acquérir, adresse, ancien, estoc, errer, rien und andern geschehen ist, und daß dasselbe Wort als von sich selbst verschieden nicht wiederholt wurde, was die Verfasser des academischen Wörterbuches außerordentlich oft gethan haben, nämlich bei: attachement, aube, balle, battant, bergeromette, billonnage, bonnette, brosser, charretier, chartreux, cochon, convention, cor, coulis, croche, curage, dague, déjeuner, dormeuse, ente, épine, étamine, fessier, flan, forage, fraise, fromager, fruitier, gaîmier, garde-robe, grue, limbe, liteau, magistère, majeure, marche, mars, mercure, mercuriale, mignonne, minime, minute, montre, morgue, muguet, myope, narcisse, oeillère, ouïe, ouvrier, pair, panne, pas, penchant, penser, permis, picot, pile, placard, point, pontifical, potager, pousse, presse, prime, producteur, prunelle, pucelle, punaise, pupille, recouvrement, recteur, régulateur, rejet, retrait, ronde, rosette, routier, sarcophage, surtout, teigne, terne, tonner, transparent, traquet, trompeter, trumeau, verbe. Etliche unter diesen Ausdrücken sind sogar als drei oder vier verschiedene Wörter behandelt worden. Zweimal angeführt finden sich außerdem eine große Anzahl solcher Nomen, die bald als Substantive bald als Adjective gefaßt werden.

Diese Zerspaltung der Wörter nach ihrer Bedeutung ließe sich einigermaßen entschuldigen, wenn sie planmäßig durchgeführt wäre. Allein oft haben die Academiker die substantivische Auffassung eines Beiwortes mit besprochen, ohne es ein zweites Mal zu setzen, so bei fanfaron, nécessaire, immortel; und daß die meisten Wörter richtig nur einmal aufgeführt werden, wie fort, lais, mannequin, bei denen jene Wiederholung recht leicht möglich war, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Endlich würde man bei Erwähnung der Abstammung auch kaum Wörter, die ihrer Form nach zwar einander gleich, aber ihrer Abstammung und Bedeutung nach völlig unter sich verschieden sind, für ein und dasselbe Wort gehalten haben, wie das bei foule, die Fülle, und foule, das Walken von fullo, fullonica, sowie bei nourrice, die Amme nutrix, und nourrice, das Stillen nutricium, geschehen ist. Das Wörterbuch der Academie hat nämlich bloß nourrice die Amme, und darunter auch die Redeweisen: cet enfant a été changé en nourrice, mettre un enfant en nourrice, was demnach zu übersetzen wäre: dieses Kind ist in eine Amme verwandelt worden, ein Kind als Amme unterbringen. Die Academie hat allerdings den richtigen Sinn dieser Redensarten angegeben; aber daß nourrice hier ein ganz anderes Wort sei, als nourrice die Amme, das scheint ihr völlig entgangen zu sein. Auf ähnliche Weise sind auch als ein und dasselbe Wort angegeben ce adj. und ce pron., comme adv. von quomodo und comme conj. von quum, comble von columen und comble von cumulus, parricide von parricida und parricide von parricidium, que von qui und que von quam, sowie que von quo, qui von quis und qui von qui, quoi von quod und quoi von quid, si von sic und si von si.

Doch genug hiervon. Wir wenden uns zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück und fassen nun dasjenige ins Auge, was die Verfasser des academischen Wörterbuches aus der Grammatik in dasselbe aufgenommen haben. Dieß hat aber zum größten Theile schon vor dem Jahr 1740 darin seine Stelle gefunden. Später hat man zwar in den neuen Ausgaben einiges als minder genau wieder entfernt und anderes verändert und verbessert; doch findet sich noch gar manches Unbestimmte, ja sogar Falsche in ihm vor. Indem wir dieses jetzt namhaft machen und beleuchten wollen, gedenken wir in der Reihenfolge vorzugehen, in welcher die Grammatiker ihre Vorschriften aufstellen.

Den Anfang machen dieselben mit der Aufzählung, der Eintheilung und der Aussprache der Buchstaben. Ueber die Töne der Schriftzeichen hat die Academie wenige Bemerkungen eingestreut, nur so viele nämlich, als für die mittlen Volksclassen in Frankreich nöthig zu sein schienen. Und somit hat sie auch die unregelmäßige Aussprache vieler Wörter, über welche der Grammatiker genaue Belehrung geben muß, nicht einmal mit einem Zeichen angedeutet. Unter diese zählen wir namentlich biceps, laps, larynx, murex, onyx, pétrosilex, pharynx, phénix, Pnyx, pollen, princeps, rebaptiser, reps, silex, somnolent, sphinx, storax, talus, thorax, turneps, ubiquitaire, ubiquité. Was sich zu Anfange jedes Buchstabens im Wörterbuche über dergleichen Unregelmäßigkeiten findet, reicht bei weitem nicht aus. Doch verdient die Academie deßhalb keinen Tadel, so viel nämlich, als man bei den Grammatikern suchen und fordern kann, wollte und brauchte sie nicht zu geben. Wer sich also genauer über diesen Gegenstand zu unterrichten wünscht, mag sich nach andern Hilfsmitteln umsehen. Ferner stellt die Akademie die Behauptung auf oder macht sie vielmehr zu der ihrigen, daß die Zeichen, welche man im Französischen Accente nennt, nicht bloß dazu dienen die Aussprache zu bestimmen, sondern auch den Ton der Sylbe zu bezeichnen, sie nennt den Accent une petite marque qui se met sur une syllabe, sur une voyelle, soit pour indiquer l'accent tonique, soit pour faire connaître la prononciation de la voyelle. Da nun aber die Franzosen die Betonung der Sylben nicht zu bezeichnen pflegen, von den Vocalen bloß einer, e nämlich, zwei Zeichen zur Angabe des verschiedenen Lautes annimmt, und das dritte Zeichen nicht den schweren Ton sondern die Syncope andeutet, was zum Beispiel aus arrêtez hervorgeht: so sieht man leicht, daß auch von der Academie die Betonung und Zusammenziehung der Sylben von der verschiedenen Aussprache des e und der dadurch nothwendig werdenden Bezeichnung nicht gehörig unterschieden worden sei. Jene Zeichen, welche den Tonzeichen des Griechischen ähnlich sind, haben im Französischen bloß die Bestimmung, den verschiedenen Laut des Vocales e und die Abkürzung gewisser Sylben zu bezeichnen, nicht aber anzudeuten, welche Sylben durch den Hauptton hervorzuheben seien; weßhalb auch sehr anzurathen ist, den Namen Accente als völlig unpassend und zu einer irrigen Ansicht verleitend gänzlich aufzugeben.

Von bedeutendem Einflusse auf die Darstellung der grammatischen Lehren ist außerdem, wie man leicht begreiflich finden wird, die genaue und scharfe Unterscheidung der Wörtergattungen, die man unpassend genug gewöhnlich Redetheile nennt. Ist diese Unterscheidung mangelhaft, so wird es auch die Anordnung und Behandlung der einzelnen grammatischen Gegenstände. Mit dieser Unterscheidung nun steht es bei den franz. Academikern ziemlich schlecht, denn in ihrem Wörterbuche finden sich zuvörderst unter den Beiwörtern viele Hauptwörter, als grimacier, moqueur, porte, pronateur, querelleur, réflecteur, regnicole, reproducteur, retardatrice, rêveur, rongeur, routinier. Sie lehren zwar rongeur sei ein adjectif verbal, wie action ein substantif verbal; aber sie bleiben selbst nicht bei ihrer Meinung, indem sie questionneur, ronfleur, ricaneur, rieur und siffleur für Hauptwörter erklären. Dann kommen bei ihnen auch viele Beiwörter unter die Hauptwörter gerechnet vor, als barbet, mellifères, praticien, protestant, regardant, remplaçant, rendant, das als substantif gar den Accusativ regieren soll in der Redeweise rendant compte, rescindant, résignant, romain, soupirant. Die Nomen, welche sich auf er endigen, gelten bald für adjectifs, so ménager, mercier, meurtrier, passager, bald für substantifs, so lignager, linger, odurier, tracassier, usufruitier. Ferner rechnet die Academie manche Pronomen, als le mien, le tien, le sien, le nôtre, le vôtre, le leur unter die Adjective; en hält sie für ein Pronomen, y aber, welches dieselben grammatischen Eigenschaften besitzt, für ein relatives Adverbium. Die Substantive pas, point, beaucoup, tant, plus, peu heißen schlechthin Adverbien, pourtant und quand kennt sie als Bindewörter nicht, und was man kaum glauben sollte, sie giebt Verben und Adverbien, nämlich revoici, revoilà, voilà, voici, arrière, sus, jusque, autour, auprès, für Präpositionen aus. Die Veranlassung zu dieser Verwirrung ist unstreitig in dem Umstande zu suchen, daß die ersten Bearbeiter des academischen Wörterbuches die Beschaffenheit mancher Wörter nicht klar erkannten und sich später niemand die Mühe nahm auf die scheinbar unbedeutende Sache seine Aufmerksamkeit zu richten.

Das determinative Pronomen le, la nennt die Academie relativ, so wie sie die terminativen ce, celui, celle als demonstrative aufführt. Da sich nun fast alle Pronomen häufig auf das beziehen, was vorhergesagt worden ist, so kann der Ausdruck relativ die eigent-

liche Beschaffenheit des Pronomens le, la nicht bezeichnen. Den Dativ desselben lui verwechselt sie mit dem unabhängigen Pronomen lui, indem sie meint es werde à dabei verstanden oder gedacht, wenn jemand sage: Vous lui parlerez. Es ist jedoch das verbundene Pronomen le von dem absoluten, wenn nicht seinem Ursprunge, gewiß seinem Geschlechte und seiner Pluralform so wie seiner Betonung nach völlig verschieden.

Doch wir wenden uns zu wichtigeren Dingen. Was die Academie von der Prädicatsform des relativen Pronomens qui, das heißt von que sagt, ist ein merkwürdiges Gemisch von Wahrem und Falschem. Zuerst heißt nämlich diese Form Accusativus, und wird offenbar mit dem Accusative que verwechselt. Deßhalb gingen auch früher manche Grammatiker so weit, que in Sätzen wie: Ils deviennent méchants de bons qu'ils étaient. Crédules que vous êtes! für ein régime zu erklären. Dann vertritt que nach der Ansicht der Academie das Object, wenn jemand z. B. sagt: C'est de vous que je parle, wird hier aber offenbar mit dem Bindeworte que verwechselt. Ferner wird gelehrt, daß que für quelle chose stehe in: Que faites vous là? Que vous en semble? Je n'ai que faire là, und auch hier ist eine Verwechselung mit dem Fragepronomen que? vorgekommen. Dasselbe Wort hält die Academie auch für eine Conjunction, natürlich gegen die Uebereinstimmung der Form beider Wörter. Außerdem nennt die Academie que eine particule d'admiration, d'indignation, die in den Redeweisen: Que Dieu est puissant! Que de services il m'a rendus! gebraucht werde; offenbar steht hier kein Pronom, sondern das Adverbium que. Hierauf geht die Academie zur Erklärung von Redensarten fort, dergleichen folgende sind: Insensé que j'étais! Le fripon qu'il était, m'emporta dix mille francs. Allein da sie eine Prädicatsform des Relativums gar nicht kennt und folglich diesen Gebrauch des Wörtchens que durchaus nicht erklären kann, so beseitigt sie die Schwierigkeit mit der Bemerkung, es werde dieses que in gewissen Ausrufssätzen zwischen ein Adjectiv und das Verbum être gestellt. Und nun erst erwähnt sie das Fragewort que, was eben so viel bedeutet, als pourquoi, nachdem sie zu der adverbialen Bedeutung dieses Wörtchens gekommen ist.

Wie einfach und klar ließ sich das alles darstellen, wenn die Academiker nach dem Ursprunge, nach der Herkunft dieses Wörtchens

hätten fragen wollen. Da würde sich gezeigt haben, daß der Nominativ que, entstanden aus dem lateinischen quod, vom Accusativ que, entstanden aus quem, zu trennen sei, daß man die vom lateinischen quum abzuleitende Conjunction für ein anderes Wort halten müsse als das fragende que, das von quid herkommt, so wie endlich, daß das Adverbium que, da es aus dem lateinischen quam hervorgegangen ist, ein besonderes Wort sei.

Der Artikel le, la aber, welchen die Academie aus dem einfachen Grunde zu einer von den Wörtergattungen hätte rechnen sollen, weil ein einzelnes Wort nicht eine Wörtergattung ausmachen kann, soll derjenige Redetheil, also diejenige Wörtergattung sein, welche vor den Substantiven zu stehen pflege. Kann in dieser Erklärung etwas Anderes gefunden werden, als das Geständniß, man wisse nicht, was der Artikel eigentlich seiner Natur nach sei? Dann hat die Academie jene Zeitform, welche die Griechen deßwegen Aorist, die unbestimmte, benannt haben, weil sie eine geschehene Sache ohne Hindeutung auf einen bestimmten Punkt in der Zeit bezeichnet, nicht auch die unbestimmte, indéfini, wie sie hätte thun sollen, sondern nach altem Herkommen unpassend die bestimmte, défini, genannt und gelehrt, sie bezeichne eine Handlung als stattgefunden habend zu einer bestimmten Zeit, in einem Zeitabschnitte, der gänzlich vorüber sei im Augenblicke, wo man rede. Allein wenn man sagt: Nous fîmes tous nos efforts, so zeigt man bloß dieß eine an, daß die Sache in der vergangenen Zeit, die als solche keine bestimmte heißen kann, vorgekommen sei; der bestimmte Punkt der Zeit, wo sie eingetreten sei, wird nicht im Geringsten berücksichtigt, noch weniger aber bezeichnet.

Wir kommen zum Conjunctive, welchen die Academie für denjenigen Modus ausgiebt, der immer nach einem Zeitworte oder nach einer Conjunction stehe, und zwar in abhängigen Sätzen und Zwischensätzen. Wenn nun diese Definition richtig ist, so wird man nicht sagen dürfen: Passe pour cette fois-là, mais que cela n'arrive plus. Dieu le sache! Plût à Dieu que cela fût. Qui m'aime, me suive; denn in diesen Sätzen wird der Conjunctiv gebraucht, ohne daß ein Verbum oder eine Conjunction vorhergehe oder etwas ausgelassen sei, eine Annahme, mit der sich die Grammatiker aus der Verlegenheit zu ziehen suchen. Da aber die Academie die erwähnten Redeweisen selbst gegeben hat, so muß in jener

Definition etwas fehlen, und zwar die Hauptsache, von welcher der Grammatiker auszugehen hat.

Wie wichtig für den Theil der Grammatik, welchen wir Syntax nennen, der Umstand sei, ob man die eigenthümliche Beschaffenheit eines Wortes kenne oder nicht, das ist jedem Sachverständigen sehr wohl bekannt; und nach dem, was wir vorhin über die Unterscheidung der Wörtergattungen, wie sie in dem Wörterbuche der Academie in Anwendung gekommen ist, gesagt haben, kann es nicht auffällig erscheinen, wenn daraus besondere Versehen hervorgegangen sind. Und in der That finden sich auch dergleichen etliche, welche diejenigen kaum bemerken werden, welche die Auctorität der Academie in grammatischen Angelegenheiten über die Auctorität jedes andern französischen Geisteserzeugnisses stellen. So meint sie, man brauche ein bedingendes Bindewort, wenn man sagt: Vous avez beau reculer, si faudra-t-il que vous en passiez par là. Il est très savant, et si il est modeste. Si fait. Si ferai-je. Hier kann si schon deßhalb für kein Bindewort gehalten werden, weil ihm ein Bindewort vorangeht und es auch die Elision nicht zuläßt. Es ist aber ein von dem lateinischen sic herkommendes Adverbium, welches von Verben mit einem gewissen Nachdruck gebraucht wird und auch so bedeutet.

Glaubt ferner jemand, daß die Nachweisungen, welche die Academie über den Gebrauch des concessiven Bindeworts quand giebt, mit dem Sprachgebrauche genau zusammenstimmen, so befindet er sich im Irrthume. Es wird nämlich dieses Bindeworts in Concessivsätzen nicht bloß mit dem Conditionnel, mit dem allein es die Academie verbunden hat, sondern oft auch mit dem Indicative verbunden, z. B. Soyez courtois envers les dames, même quand vous ne les connaissez point. Eben so setzt die Academie jusqu'à ce que bloß mit dem Conjunctive, und erwähnt den oft vorkommenden Gebrauch dieses Bindewortes mit dem Indicative gar nicht.

Auch in den Vorschriften, welche die Academie über den Gebrauch der Verneinung ne gegeben hat, findet sich manches Unsichere und Halbwahre. Wenn sie nämlich sagt: Man kann pas und point zierlich (avec élégance) auslassen in folgender Art von Fragesätzen: Y a-t-il un homme dont elle ne médise? Avez-vous un ami qui ne soit des miens? und nach wenigen Worten so fortfährt: Man läßt pas und point nach allen diesen Sätzen (nämlich

nach: je ne vis personne hier; je ne dis mot) weg, wenn mit dem Bindeworte que oder mit dem Relativpronomen ein anderer negativer Satz angeknüpft wird: Je ne vois personne qui ne vous loue; vous ne dites mot qui ne soit applaudi: so bleibt es unbestimmt, ob man in diesem zweiten Falle auch bloß der Zierlichkeit wegen so sage. Es könnte jemand einfallen, beiderlei Redeweisen seien vielleicht verschieden. Allein das glaube man ja nicht. Die Academie hat allerdings die einen dieser Redeweisen, die fragenden, welche der äußern Wortfassung nach eine Verschiedenheit bieten, in der That aber ganz dasselbe grammatische Verhältniß bezeichnen, weil die Frageform auffordert, den ersten Theil negativ zu denken, von den andern getrennt, dadurch aber den Gebrauch der Negation nicht in ein helleres Licht gestellt, sondern eher verdunkelt. Auch anderes, was daselbst, als wäre es verschiedenes, von einander getrennt worden ist, hätte sie verbinden und bemerken sollen, daß im zweiten Gliede einer negativen Satzverbindung, welches an das erste so angeknüpft wird, daß beide in ihrer Verbindung einem einfachen bejahenden Satze gleich sind, pas und point nicht zu setzen seien, wiewohl dieß zuweilen gethan werde. Dann brauchte auch à moins que ne und si ne nicht besonders besprochen zu werden. Am allerwenigsten aber will uns Folgendes gefallen: „In den Sätzen: Je crains que mon ami ne meure; vous empêchez qu'on ne chante, und ähnlichen drückt das Wort ne nicht eine Negation aus; es ist das ne oder das quin der Lateiner, welches in unsere Sprache übergegangen ist.“ Wenn nämlich das Wörtchen ne die Fähigkeit zu verneinen verloren hat, so scheint es hier überhaupt gar nichts bedeuten zu können. Dergleichen leere Töne aber kommen in der menschlichen Sprache nicht vor. Uebrigens weichen die Franzosen beim Ausdrucke der Befürchtung nach dem Vorgange der Lateiner bloß ein wenig von der gewöhnlichen Vorstellungsweise ab und folgen einer andern, die man nur aufsuchen darf, um alles in der Ordnung zu finden.

Mancher wird auch in folgender Auslassung der Academie über tu, toi und te die nöthige Umsicht vermissen. „Sie sind, heißt es in ihrem Wörterbuche, Pronomen der zweiten Person und beiderlei Geschlechts, gehören aber bloß dem Singular an. Verschieden sind sie unter einander bloß durch den Platz, der ihnen in der Rede angewiesen ist.“ Es ist nämlich ein großer Unterschied zwischen il est à toi und il t'est . . .; und es kommt gar nicht auf die Stelle des

Pronomens an, wenn ich sage: Avant que je la demande à toi, il faut demander à lui. Denn es wird sich dafür niemand so ausdrücken können: Avant que je te la demande il faut la lui demander, selbst wenn er nun dem Pronom eine andere Stelle giebt. Auch haben sich die Academiker nicht als scharfsinnige Grammatiker gezeigt, als sie schrieben: Wenn das Adverbium tout unmittelbar vor ein weibliches Beiwort, das mit einem Consonanten oder lautem h anfängt, zu stehen kommt, so nimmt es das Genus und den Numerus des Nomens oder des Pronomens an, auf welches jenes Adjectiv sich bezieht. Es läuft nämlich ganz gegen die Natur des Adverbiums sich so zu verändern. Wenn das geschieht, wovon die Academie spricht, so tritt das Adjectivum tout an die Stelle des Adverbiums.

Doch wozu noch mehr über die Grammatik der Academiker, da sie ja keine Grammatik haben liefern wollen? Die grammatischen Bemerkungen, welche aufzunehmen sie für gut befunden haben, sollten freilich genauer und richtiger sein. So wie sie noch jetzt beschaffen sind, können sie dem Grammatiker nicht viel nützen. Ueberhaupt ist die grammatische Seite des academischen Wörterbuches die schwächste. Sollte das Werk für den Grammatiker größere Brauchbarkeit erhalten, so müßten auch diejenigen Redeformen, welche wenig oder auch gar nicht mehr gebräuchlich sind, mit angegeben werden, und zwar so, daß das minder gebräuchliche und das gänzlich veraltete und ungebräuchliche als solches durch den Druck kenntlich gemacht würde. Verstümmelte Wörter wie blette a. f. und missive veranlassen in der Grammatik, wenn ihre Grundformen nicht angeführt werden, leicht eine irrthümliche Auffassung. Ueberhaupt ist es auffällig, daß die Academie einmal die weniger gebräuchliche Form ausgelassen, ein anderes Mal, wie bei patronal, zodiacal, ruderal, sigillé, ventral, wieder angeführt hat. Wie wenig vorsichtig man verfährt, wenn man manchen Wörtern gewisse Formen abspricht, zeigt sich namentlich in dem, was der Academie widerfahren ist, als sie schrieb, das Adjectiv candi habe bloß die Masculinform, bald nachher aber anmerkte, das Participium candi, welches ganz dasselbe Wort ist, nur daß es hier einen andern Namen führt, habe auch das Femininum. Dem Beiworte serpentin giebt sie bloß die männliche Form; dessenungeachtet findet man bald nach diesem Worte serpentine adj. f. Unstreitig hatten die Academiker früher eine von

beiden Formen ausgelassen, und später wurde diese am unrechten Orte eingerückt; denn daß man die eine Form für ein besonderes, von der andern verschiedenes Wort gehalten habe, ist doch schwer zu glauben. Der Marmor heißt nämlich serpentin von der gefleckten Farbe, und die Zunge eines Pferdes serpentine von der eigenthümlichen Bewegung, wodurch beide eine Aehnlichkeit mit der Schlange erhalten. Daß der Stein deßwegen so genannt werde, weil in den Brüchen und Klüften desselben sich keine Schlangen zu finden pflegten, erinnert stark an das so oft verspottete lucus a non lucendo.

Es finden sich außerdem auch im academischen Wörterbuche Beiwörter, deren Hauptwörter, mochte das noch so nöthig zum Verständnisse sein, weggeblieben sind; so runique. Nun wird zwar bemerkt, daß man runique von Sprache und Poesie brauche; wer aber nicht weiß, was rune ist, kann auch nicht begreifen, was poésie runique und langage runique bedeuten sollen. Daß die Academiker der weiblichen Formen diable, diantre, drôle etc. nicht erwähnen, ist um so merkwürdiger, weil sie dieselben selbst gebraucht haben, indem sie schrieben: Voilà une diable d'affaire. Quelle diantre de cérémonie est-ce là? Avoir une drôle de tournure, und man muß vermuthen, daß ihnen diese Formen entfallen sind, ohne daß sie etwas davon bemerkten.

Die Academiker haben ferner zwar Recht, wenn sie dem Participe des Präsens nur dann den Namen Verbaladjectiv geben wollen, wenn es Adjectiv geworden ist und die Veränderungen des Adjectives annimmt. Deßhalb jedoch, weil manche dieses Adjectivum mit dem Participe verwechseln, darf man in den juristischen Ausdrücken les ayants cause, les ayants droit noch kein Adjectivum finden, da ein Adjectiv nun einmal keinen Accusativ regieren kann; vielmehr ist die Ursache des veränderten Participes in der alten Redeweise zu suchen. Mit der Aufnahme folgender Ausdrücke aber: chat angora, manche à balai, fleuriste artificiel, welches mit unserm: lederner Handschuhmacher oder französischer Sprachlehrer, auf einer Stufe steht, sans parlant des lettres royaux, séve, in denen dem Priscianus arg mitgespielt wird, hat die Academie, da sie nichts zur Rechtfertigung oder Entschuldigung dieser Unrichtigkeiten beigefügt hat, schlecht für ihren grammatischen Ruhm gesorgt. Sie scheint nämlich damit Dinge zu billigen, welche nie ein denkender Grammatiker gut heißen wird. Eine gleiche Billigung spricht sie unter

dem Zeitworte avoir bei den Redensarten: Dès que j'ai eu fini. Sans lui j'aurais eu dîné de meilleure heure mit den Worten aus: „Diese und ähnliche Redensarten sind weit weniger gebräuchlich," als die mit einfachem Hilfsverbum; allein sie hätte bemerken sollen, daß alle, welche gut und richtig reden und schreiben, sich dieser sogenannten surcomposés enthalten. Daß die Academie fleur d'orange und nicht fleur d'oranger geschrieben hat, finden wir keinesweges tadelnswerth; denn es verhält sich hier mit orange eben so, wie mit dem Substantive vanille, das sowohl die Pflanze als die Frucht bezeichnet.

Unter solchen Umständen nun ist und bleibt es eine mißliche Sache, die grammatischen Lehren der Academie so ohne weiteres gut zu heißen und in die französischen Sprachlehren als unumstößliche Wahrheiten einzuführen. Die Verfasser des academischen Wörterbuches scheinen überhaupt auf grammatische Genauigkeit nicht sehr bedacht gewesen zu sein. Das ergiebt sich namentlich auch aus dem, was sie über das Supinum der Lateiner und das Paulopostfuturum der Griechen gelehrt haben. Jenes halten sie für denjenigen Theil des lateinischen Verbums, welcher dazu dient mehrere Zeiten zu bilden, und welcher eine Art Verbalsubstantivum sei. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, daß sie das Participium der Vergangenheit mit der Verbalform, welche die Stelle des Infinitives vertritt, verwechseln. Es haben allerdings die lateinischen Grammatiker dieses Participium supinum genannt, wie folgende Stelle aus dem achten Buche des Priscian beweist: Verbi formae, quae in u terminantur, supina nominantur, quia a passivis participiis, quae quidam supina nominarunt, nascuntur. Die Academie spricht aber nicht von zwei Formen des Verbums, sondern nur von einer, die ein Verbalsubstantiv sei und doch auch Zeiten bilden helfe. Ueber das Paulopostfuturum äußert sie sich so: Es ist das ein grammatischer Kunstausdruck und bezeichnet eine sehr nahe Zukunft. Nun ist allen, die sich nur einige Kenntniß der griechischen Sprache erworben haben, sattsam bekannt, daß das Paulopostfuturum nicht eine sehr nahe Zukunft, sondern das bezeichne, welches wir als solches auffassen, das vollendet sein werde, ohne Rücksicht darauf ob es sogleich eintrete oder nicht.

Als Ergebniß unserer Besprechung des academischen Wörterbuches glauben wir nur noch folgendes hinzufügen zu dürfen. Die

Academie ist gar nicht darauf ausgegangen in ihrem Wörterbuche die Grammatik der französischen Sprache weiter zu führen. Die grammatischen Bestimmungen, welche sie aufgenommen hat, sind theils unvollständig, theils veraltet und unvollkommen. Die Versicherung eines Grammatikers, er habe sich überall nach den grammatischen Vorschriften der Academie gerichtet, enthält für den Sachkenner keine Empfehlung. Es ist jedem, der sich bei der Abfassung einer französischen Grammatik des academischen Wörterbuches bedient, die größte Vorsicht anzurathen. Das grammatische Ansehen der Academiker ist durchaus nicht größer, als das Ansehen der als classisch anerkannten Schriftsteller des französischen Volkes überhaupt. Die Academie hat dafür gesorgt, daß uns der reiche, mannigfaltige und schöne Wörterschatz der Sprache zugänglich würde, grammatische Forschungen waren nicht ihr Zweck. Daß aber ihr Buch weit nützlicher werden müßte, wenn es vor einer neuen Ausgabe gänzlich umgearbeitet und namentlich dabei nach den Vorschriften der vervollkommneten Grammatik verfahren würde, davon sind wir auf das lebendigste überzeugt. Und da diejenigen, welche es zuletzt herausgegeben haben, am Ende der Vorrede äußern, man müsse das Studium der französischen Sprache erneuern und dabei nicht bloß untersuchen, welches der Ursprung der Sprachbestandtheile und ihre allmälige Fortbildung und Entwickelung sei, sondern auch nachweisen, welche Formen und Bedeutungen sie nach und nach angenommen haben, zugleich aber auch dafür sorgen, daß dieses alles seine Bestätigung und Bewährung aus den Zeugnissen der besten Schriftsteller aller Zeiten erhalte: so ist Hoffnung vorhanden, daß endlich einmal dieses Geisteswerk zu derjenigen Vollendung gelange, welche man von der Gelehrsamkeit einer geistreichen Nation erwarten kann. Bei seiner jetzigen Beschaffenheit eignet es sich wenig zur Grundlage der französischen Grammatik.

Bautzen. **Dr. Dreßler.**

Chriemhild und Brunhild.

(Nibel. 757 — 786.)

In der viel gelesenen und mit Recht gepriesenen Literaturgeschichte von Vilmar wird das Nibelungenlied mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Der Verfasser spricht nicht bloß, wie bei den übrigen Denkmälern der Literatur, über den allgemeinen Inhalt, den Ursprung, den historischen und ästhetischen Werth, und was sonst noch in einem Handbuche vorzukommen pflegt; sondern er giebt auf fünfzig Seiten (I. S. 82—132) eine vollständige, zusammenhängende Erzählung des Inhaltes, und zwar in der Weise, daß er die vorhandenen Lücken ausfüllt, Dunkelheiten aufhellt, das nach Zeit und Sitte Entfernte und Fremdartige vermitteln nahe bringt, die Charaktere hervorhebt, mit einem Worte, das Ganze in einem mit Liebe und großer Kunst ausgeführten Bilde den Lesern vorstellt, um sie zum eigenen Studium dieses einzigen Werkes zu reizen und ihnen zugleich das Verständniß desselben zu erleichtern. Hätte die Vilmarsche Darstellung überhaupt keinen andern Zweck, als zum Selbststudium aufzumuntern, so würde es kleinliche Splitterrichterei sein, wenn man Einzelnes herausgreifen und mit kritischer Schärfe prüfen wollte; da aber der Verfasser selbst nicht bloß ein Liebhaber ist, sondern ein wissenschaftlicher Forscher und Kenner; da die Behandlung der Nibelungen, so wie das ganze Buch, zugleich als ein Leitfaden angesehen werden will und muß, und da der Abschnitt, den wir zunächst im Auge haben, nicht bloß unbedeutende Nebendinge, sondern den Charakter zweier Hauptpersonen des Gedichtes angeht: so halten wir uns sowohl vor dem Verfasser als um der Sache willen berechtigt, seine Darstellung mit derselben Genauigkeit zu prüfen, welche sich ein rein wissenschaftliches Werk gefallen lassen muß.

Wir beschränken uns hiebei zunächst auf den bekannten Zank der beiden Königinnen, welcher so verderblich endet und den ersten Anlaß giebt zu dem fort und fort weiter wüthenden Unheil, das zuletzt das ganze Burgundische Königsgeschlecht, sammt den Edelsten der übrigen Völker, in den Abgrund des Verderbens reißt. Wie diese Zankscene um ihres Verhältnisses zum Ganzen willen von

höchster Bedeutung ist, so ist sie außerdem auch an sich von außerordentlichem Interesse, weil hier zum ersten Male jene Meisterschaft der Darstellung von rasch entwickelten und gesteigerten Handlungen erscheint, welche den zweiten Theil der Nibelungen zu einem in seiner Art einzigen und unerreichbaren Epos stempelt. Wir lassen den betreffenden Abschnitt aus Vilmar wörtlich folgen, und begleiten denselben fortlaufend mit unseren eigenen Bemerkungen, in der Voraussetzung, daß wir auf diese Weise am leichtesten und deutlichsten das Richtige finden und ans Licht stellen werden.

> Vilmar, S. 95: „Die beiden Königinnen, Chriemhild und Brunhild, sitzen zusammen, wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren, und denken dieser Tage. — Chriemhild in voller Befriedigung, im reichsten Genusse des damals nur gehofften Glückes: „Ich habe einen Mann, der es verdiente, daß alle diese Königreiche sein wären;“ so wallt ihr treues, liebendes, argloses Herz über. Das war der Funke, welcher einschlug.“

Soll mit diesem einschlagenden Funken nur gesagt werden, daß die von Chriemhild in voller überwallender Herzensfreude gethane Aeußerung Veranlassung gegeben habe zu einem Wortwechsel, der demnächst einen völligen Bruch zur Folge hatte, so haben wir nichts dagegen; soll aber, wie es nach dem starken Ausdruck und der weiteren Darstellung scheinen muß, damit angedeutet werden, daß Chriemhildens argloser Ausruf gleich zu Anfang bei Brunhild die Flamme des Hasses und Zorns angefacht habe, so müssen wir entschieden widersprechen und werden diesen Einspruch später begründen. Außerdem glauben wir nicht, daß die beiden Königinnen, indem sie vom Balkone aus dem Ritterspiel zusahen, der alten schönen Zeiten gedachten. Im Original steht zwar etwas von Gedenken: si gedâhten zweier recken, die wâren lobelîch (758, 2.); allein dieses Gedenken ist offenbar das gegenwärtige Anschauen ihrer Männer, die unten auf dem Platze vor ihren Augen da stehen und unter den übrigen Rittern an Herrlichkeit hervorragen, wie denn auch eine andere Lesart geradezu sagt: si reiten von zweien recken. In solch Anschauen versunken entfahren Chriemhilden jene Worte, die, wie Vilmar richtig sagt, nur das tiefste Gefühl reichsten Glücksgenusses aussprechen, und eben so gut vor sich hin als gegen Brunhild gesprochen sein könnten.

> „Wie wäre das möglich? entgegnet finster Brunhild; diese Reiche gehören Günther, und werden ihm unterthan bleiben.“ Chriemhild,

gleichsam versunken in das liebende Wohlgefallen an dem herrlichen Gatten, überhört die Worte des aufsteigenden Grolls, und fährt noch unbefangener, wo möglich, als vorher fort: „Siehst du wohl, wie er dort steht? wie er so herrlich vor den Helden hergeht, wie der Mond vor den Sternen? Darum ist mein Gemüth so fröhlich."

Chriemhilds Worte sind allerdings auch an dieser Stelle nur eine reine Offenbarung ihrer inneren Gefühle, ohne alle Rücksicht auf die Umgebung, und ohne Beziehung auf das was Brunhild gesagt hat. Entweder hat sie deren Aeußerung ganz überhört, oder sie gleitet spurlos ab. Brunhilds Rede verräth aber keineswegs einen aufsteigenden Groll, noch sind sie finster gesprochen. Es liegt keine Andeutung der Art weder in den Worten selbst, noch in dem was vorangegangen ist. Wir erfahren noch kurz vorher aus dem Gedichte selbst, daß Brunhild ihren Gästen, zu denen doch vor allen die Schwägerin gehörte, hold gewesen sei*); und was sie Chriemhilden sagt, ist nichts als eine in aller Freundschaft gegebene Correctur, wodurch sie ihre schwärmende Freundin erinnert, nicht zu vergessen, daß auch noch andere Leute auf der Welt seien. Dies wird durch das Folgende bestätigt, wie denn auch so schon anzunehmen ist, daß Chriemhild, wenn jene wirklich ihre Worte übel genommen, dies würde gemerkt und das Weitere bei sich behalten haben.

„Brunhild entgegnet, Günther gebühre der Vorrang vor allen Königen, und Chriemhild antwortet, Siegfried komme ihrem Bruder Günther doch wohl gleich. Da bricht endlich Brunhild zornig aus: Als dein Bruder mich zum Weibe gewann, hat Siegfried selbst gesagt, daß er Günthers Dienstmann sei, und dafür halte ich ihn seitdem."

Hier hat Vilmar zuerst nicht bloß die an sich einer verschiedenen Beziehung und Deutung fähigen Ausdrücke des Gedichts seiner Grundansicht gemäß ausgelegt, sondern seine Auffassung steht geradezu im Widerspruch mit den Worten des Textes. Es ist nämlich von einem Zornausbruche gar nicht die Rede; im Gegentheile zeigen die Worte: janc solt du mirz, Kriemhilt, ze arge niht verstân (763), deutlich genug, daß Brunhild ihre Schwägerin, die mit vollen Segeln fährt, sehr rücksichtsvoll behandelt, in dem Gefühle, daß Chriemhild anfängt in Hitze zu gerathen, sie aber, als Wirthin gegen den Gast, schuldig ist, allen Anstoß zu vermeiden. Daß aber Chriemhild wirklich die schuldigen Rücksichten aus den Augen setzt,

*) Prünhilt ir gesten dannoch waege was. 755, 2.

ist nicht zu leugnen, indem sie schon vorher, obgleich Brunhild ihrem Siegfried alle mögliche Mannheit, Schönheit und Herrlichkeit zugesteht*), doch nicht einlenkt, sondern ohne Weiteres wie triumphirend fortfährt:

762. So tiwer ist min man,
daz ich in âne schulde niht gelobet hân.

„Freundlich bittet Chriemhild, diese Rede zu lassen; ihre Brüder hätten sie keinem Dienstmanne verlobt. „Ich lasse die Rede nicht, entgegnet Brunhild trotzig: dein Mann ist und bleibt uns unterthan.“ Da bricht auch Chriemhilden gerechter Zorn aus u. s. w.“

Das Weitere führen wir nicht an, weil es nur in aller Kürze den Inhalt der ferneren Wechselrede angiebt, ohne nähere Bezeichnung des Ausdrucks und der Persönlichkeiten. Vilmar nennt Brunhildens Entgegnung trotzig; allein das Gedicht sagt davon nichts, und wir können in den Worten selbst eben so wenig Trotz, als in den früheren Groll und Zorn erkennen. Dagegen steht von Chriemhilden ausdrücklich geschrieben, daß sie in Zorn ausgebrochen sei**), woraus wir einen Schluß für unsere Ansicht ziehen, indem der Dichter doch bei Brunhild auch etwas würde angedeutet haben, wenn sie wirklich zornig gewesen wäre. Dieser Schluß würde zwar für sich allein nichts bedeuten; in Verbindung aber mit dem Uebrigen, was wir angeführt, mag er doch einiges Gewicht haben. Genug, Chriemhild zürnt, und zwar sehr; daß sie aber mit Recht zürne, leugnen wir durchaus. Hatte sie Ursache zu zürnen, so konnte ihr Zorn gerechter Weise nimmermehr Brunhild treffen, die kein einziges beleidigendes oder leidenschaftliches Wort geäußert, sondern völlig arglos und in fester Ueberzeugung nur gesagt hatte, was sie selbst nicht anders wußte, und bei Chriemhild auch als bekannt voraussetzen konnte.

Wer überhaupt die ganze Scene, so weit wir sie bisher stückweise betrachtet haben, im Zusammenhange aufmerksam liest, dem wird es nicht entgehen, daß sowohl nach dem Umfang, als nach dem Charakter der Reden und Gegenreden, Chriemhild als die Leidenschaftliche und Zürnende auftritt, in der sich schon hier auf einem beschränkten Raume gleichsam vorbildlich jene verzehrende Flamme

---

*) Do sprach diu vrowe Prünhilt: swie waetlich sî dîn man, swi biderbe und swi schoene etc. 761.

**) Kriemhilt diu vil schoene daz sêre zürnen began. 766, 4.

zeigt, welche sie später zur Furie macht. Brunhildens Worte sind überlegt, gemessen, kurz, abwehrend, und immer so gestellt, daß man sieht, sie will mit Vermeidung alles Verletzenden nur das factische Recht behaupten und ihrer eigenen Hoheit, so wie der Ehre ihres Gemahls, nichts vergeben. Ja, auch noch zuletzt, wo sie wirklich gereizt ist, und es im Gedichte von beiden heißt, sie seien sehr zornig geworden (769), erwiedert sie nicht Schelten mit Schelten, sondern sucht dem Wortwechsel damit ein Ende zu machen, daß sie zu einer thatsächlichen Probe auffordert. Dieser gemessenen Haltung gegenüber erscheint Chriemhild von Anfang an aufgeregt, zuerst vor Freude, nachher, wie es bei starkem Gefühlsleben natürlich ist, vor Zorn. Ihre Worte sind hoch gespannt, ergießen sich, für den durchgehenden Lakonismus des Gedichts, in ungewöhnlicher Fülle; statt ruhig zu hören und auf das Gehörte zu antworten, fährt sie in dem angeschlagenen Tone immer steigend fort; an der einen Stelle, wo sie Brunhild bittet, still zu schweigen, sind ihre Worte nicht ohne verhaltene Leidenschaft, wie aus dem vorangehenden heftigen Ausruf hervorgeht *). Darauf bricht auch gleich der Zorn los; und nun ist sie die erste, die wirkliche Schmähungen und ironische Bitterkeiten ausstößt **), wie sie denn auch, nachdem Brunhild die Sache auf eine Probe will ankommen lassen, noch drei ganze Strophen hindurch im eigentlichen Sinne t o b t ***).

*) 764, 4. Dô sprach diu schoene Kriemhilt: sô waer mir übele geschehen.
Wie heten sô geworben die edelen bruoder mîn,
daz ich eigenmannes wine solde sîn?
des wil ich dich, Prünhilt, vil fruintlîchen biten,
daz du lâst die rede durch mich mit guetlîchen siten.

**) 768. Unde nimet mich imer wunder, sît er dîn eigen ist,
und du über uns beidiu sô gewaltic bist,
daz er dir sô lange den zins versezzen hat.
dîner übermüete sold ich von rechte haben rât.

***) 770. Do sprâch diu vrowe Kriemhilt: daz muoz et nu geschehen
sît du mînes mannes für eigen hast gejehen,
so müezen hiute kiesen des beider künige man,
ob ich vor küneges wibe ze kirche türre gegân.
Du muost daz hiute schouwen, daz ich bin adelfrî;
und daz min man ist tiwere danne der dîn sî,
dâ mite wil ich selbe niht bescholden sîn.
Du solt noch hiute kiesen, wie diu eigene diu dîn.

Der ganze Auftritt erinnert, sowohl in dem Verlauf der Handlung, als in den Charakteren der Personen, an das berühmte Zusammentreffen von Tasso und Antonio bei Goethe in der dritten Scene des zweiten Actes; nur daß Antonio von vorn herein mit einem gewissen Vorurtheile dem Dichter gegenüber tritt, wie wir es bei Brunhild nicht finden. Wie Tasso nur in der Prinzessin lebt, und noch trunken von der vertraulichen Unterhaltung mit ihr alles Andere in der Welt vergißt oder zu seinen Füßen sieht; so hat auch Chriemhild kein anderes Leben als in Siegfried. All ihr Sinnen, Denken und Handeln ist auf ihn gerichtet, so lange er da ist: all ihr Leben ist Trauer, und was sie noch lebt, lebt sie ihrem Schmerze, als Siegfried ihr genommen worden; und als sie endlich aus dem Abgrund des Jammers, in den sie sich versenkt, wieder in die Welt und unter Menschen tritt, ist ihr einziger Gedanke Rache. Eine ganz andere Natur ist Brunhild. Vilmar sieht in ihr noch immer die Walkyre der nordischen Mythologie, ohne gehörig zu bedenken, daß in den Nibelungen mit dem grausenhaften Stoffe der nordischen Götterlehre eine eben solche Verwandlung vorgegangen ist, wie im Homerischen Zeitalter mit den uralten hellenischen Ueberlieferungen von Kronos und den erdgebornen Giganten, daß die dunkeln Naturgewalten zu sittlichen Gestalten und Personen geworden sind, und daß in den Nibelungen, gleich wie in der Ilias, nur noch einzelne Trümmer jener alten Vorwelt zerstreut liegen, geheimnißvolle, gestaltlose Massen, mit denen die Phantasie sich gern beschäftigt, die aber von keinem Einflusse auf die Entwickelung der vorliegenden Begebenheiten sind. Mag nun auch in den Nibelungen die Verbindung mit jener untergegangenen Welt nicht so völlig abgebrochen sein, wie in der Homerischen Poesie; so ist doch namentlich in Brunhild nicht zu ver-

---

Ze hove gê vor recken in Burgondenlant.
ich wil wesen tiwer danne ieman hebe bekant
deheine küniginne, diu krôn her ie getruoc.
dô huop sich under den vrouwen grôzes nîdes genuoc.

Die beiden letzten Strophen hat Lachmann angefochten; allein das Hinüberspringen des Sinnes von einer Strophe in die andere ist kein triftiger Grund, da sonst auch 763 und 764 sammt vielen anderen zu verwerfen wären; auch daß einmal ze kirche und das andere mal ze hove steht, kann in einer so leidenschaftlichen Rede nicht als Grund einer Interpolation angeführt werden. Wie dem auch sei; so sind jedenfalls die beiden Strophen alt genug, um ein Zeugniß für die Auffassung des Charakters der Personen abzugeben.

kennen, daß schon vom Anfang an der Walkyrencharakter in ihr poetisch vernichtet, und nach ihrer Vermählung, wo sie nicht stärker ist als ein anderes Weib, auch in der Wirklichkeit bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Unter der poetischen Vernichtung verstehen wir die ganze Art der Darstellung, die hinlänglich zeigt, daß die Zeit, in welcher das Nibelungenlied entstand, nicht nur allen Glauben an die Realität der nordischen Göttersage, sondern auch jede Empfänglichkeit für den innern Gehalt derselben völlig verloren hatte, und die Gestalten derselben nur noch in mährchenhafter, humoristischer Form sich aneignen konnte. Es wird schwerlich jemand zu finden sein, auf den die Erzählung von Günthers Brautfahrt, von dem Kampfe mit Brunhild, vor der Hochzeitsnacht, einen unheimlichen, furchtbaren Eindruck machte; denn alles ist in die heiteren Regionen der spielenden Phantasie entrückt, wie bei Ariost sich alle Sage alter Zeiten in die Phantasie als ihre letzte Zufluchtsstätte gerettet hat. Bei alle dem ist Brunhild ein bestimmter Charakter, der sich treu bleibt, auch nachdem alle phantastischen Umhüllungen gefallen sind. Sie ist ein Weib, das nicht, wie Chriemhild, ihre Hand dem Manne giebt, zu welchem sie der sehnenden Minne Noth zwingt; sie ergiebt sich dem, der ihr an Heldenkraft gewachsen ist. Wie sie schon früher in ihrem Inselreiche allein das Scepter führte, so will sie später in Worms nicht bloß das Herz ihres Gemahls, sondern auch seine Krone theilen; sie ist keine zärtliche Hausfrau, sondern eine Herrscherin, die den Umfang ihrer Macht kennt, die diese Macht auch festhalten, und vor allen Dingen das stolze Bewußtsein nicht hingeben will, den ersten Helden der Welt, der sich selbst öffentlich ihres Mannes Vasallen genannt hatte, als solchen ihr huldigen zu sehen. Sie ist in ihrem Auftreten gegen Chriemhild, welche das Lehensband leugnet, völlig im Rechte; und wenn sie auch, was wir zugeben, eine dunkle Ahnung hat, daß bei ihrer Verlobung und Vermählung nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei; wenn sie auch den Gedanken mag gehabt haben, es möchte während der Anwesenheit ihrer Gäste sich dies und jenes aufklären: so deutet doch nichts darauf hin, daß sie von Anfang an mit verderbenschwangeren Plänen umgegangen sei, und am wenigsten konnte sie gegen die unschuldige Chriemhild etwas haben, sondern durfte nur, wie sie es später wirklich thut, Siegfried zürnen, der sich zum Werkzeug ihrer Schmach hatte brauchen lassen. Kurz, wir finden von allen

22*

Seiten nur Grund, bei dem Beginn des fraglichen Wortwechsels Brunhild für eben so unbefangen zu halten als Chriemhild, und es ist dem Charakter beider gemäß, daß die letztere von überwallender Freude zu eben so sprudelndem Zorn übergeht, während die erstere in ihrer gemessenen, zuversichtlichen Haltung beharrt.

Diese Zuversicht verschwindet aber, und an die Stelle derselben tritt zuerst entsetzlicher Schreck und in der Folge grimmiger Haß gegen Siegfried, als sie vor der Kirchenthür aus Chriemhildens Munde die ungeheure Beschuldigung vernimmt. Wir nehmen hier Vilmars Darstellung wieder auf, um zu zeigen, wie sehr der Verfasser selbst die klaren Textesworte übersieht und mißdeutet, um seine vorgefaßte Meinung durchzuführen.

> Vilmar, S. 96: „Die Königinnen gehen zur Kirche, nicht in freundlicher Gesellschaft, wie bisher, vielmehr jede abgesondert mit ihrem Gefolge edler Frauen. Brunhild steht vor dem Münster, und wartet auf Chriemhild; als diese anlangt, gebietet ihr Brunhild laut vor allem Gefolge, still zu stehen, und spricht: „Eine Eigenmagd soll nicht vor der Königin hergehen." Da flammt zum ersten Male der bittre Zorn des bis dahin arglosen, liebenden Weibes auf: „Du hättest sollen stillschweigen; du bist von Siegfried geminnet und schmählich verlassen, auch hat er dich bezwungen und gewonnen, und nicht Günther. Du selbst also hast dich einem Eigenmann ergeben."

Dies ist allerdings der Hergang der Sache; allein es geht gegen die dreimal ausdrücklich wiederholte Versicherung des Gedichtes selbst (766, 769, 772), zu behaupten, daß hier zum erstenmale der bittere Zorn des arglosen liebenden Weibes aufflamme. Wir geben gern zu, daß Chriemhild, nachdem es so weit gekommen war, nicht wieder zurück konnte; denn auch ihre königliche Ehre war gekränkt, wenn sie eines Dienstmannes Frau sein sollte; allein dasselbe Recht war auf Brunhildens Seite, und wir finden eben darin das Tragische dieser ganzen Geschichte, daß das Ungeheure sich entwickelt aus einer unglückseligen Verkettung der Verhältnisse, welche auch große und edle Naturen in unversöhnlichen Kampf einander gegenüber stellt. Macht man die Entwickelung abhängig von dem durchdachten Plan einer dämonischen Persönlichkeit, wie Vilmar sie in Brunhild sieht, oder von finsteren Mächten, deren Walten einer ganz anderen Zeit und Welt angehört als worin die handelnden Personen leben; so verliert einmal jene Persönlichkeit ihre menschliche Berechtigung, und außerdem hört das ganze Gedicht

auf, ein Bild des menschlichen Lebens auf dem großen Schauplatze der Geschichte zu sein, während es nach unserer Ansicht die echte Weihe der Kunst behält, von der Schiller wahr und tief sagt:

„Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang,
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu."

So hat auch hier des Lebens Drang die handelnden Personen erfaßt, und sie können nicht anders als den entzündeten Streit auskämpfen, mögen die Folgen sein, wie sie wollen. Die eine wie die andere würde sich selbst verleugnen und vernichten, wenn sie wieder zurückgehen wollte; und es ist ganz unbegreiflich, wie Vilmar, in dem Augenblicke, wo Chriemhild der Königin den härtesten Schimpf ins Gesicht schleudert, dieselbe noch kann einen Versuch machen lassen, wieder in Güte beizulenken. Vilmar fährt nämlich fort:

„Doch begütigend, und das kaum ausgesprochene schlimme Wort bereuend, setzt sie alsbald hinzu: „Du bist selbst schuld, daß wir in diesen Streit gerathen sind; mir ist es immer leid, glaube mir das auf meine Treue; zu treuer Herzensfreundschaft bin ich immer wieder bereit."

Wäre überhaupt bei Menschen, wie sie das Gedicht hinstellt, noch eine Versöhnung denkbar, so hätte dieselbe höchstens in der Zwischenzeit in Folge einer ruhigen Ueberlegung zwischen vier Wänden stattfinden können; vor der Kirchenthür, im Momente der Entscheidung, war es zu spät. Chriemhild selbst würde zur Fratze werden, von der man sich mit Widerwillen abwendete, wenn sie wirklich, wie Vilmar behauptet, zu Brunhild hätte sagen können: „Hör mal, Brunhild, Siegfried hat dir deine jungfräuliche Ehre geraubt; aber nimm es nicht übel, ich bin darüber nicht böse." — Es ist aber auch nicht so; Chriemhild sagt gerade das Gegentheil von dem, was Vilmar angiebt, und wir haben uns vergebens unter den verschiedenen Lesarten umgesehen, auch nur eine Spur von jenem mehr als kindischen Trotze zu finden, der erst tödtlich beleidigt, und dann vor seinem eigenen Werke erschreckend Pardon ruft. Als Brunhild entsetzt und im höchsten Zorne ruft: Wen hâstu hie verkebset? erwiedert Chriemhild in gleicher Erregung: das hân ich dich! und schenkt ihr dann auch nicht ein Tittelchen ihrer ganzen Schmach. Ihre Worte haben die Kürze, die Schärfe, die Deutlichkeit einer festen Ueberzeugung, die stolze Sicherheit eines triumphirenden Siegers; sie sind so schlagend und so gewaltig, daß Brunhild wie ver-

nichtet dasteht und der ungeheuren Anklage gegenüber nichts zu sagen weiß, als: triwen, daz wil ich Gunthere sagen, ein Beweis, daß sie selbst sich völlig ohnmächtig fühlt. Die andere aber fährt, ihres Sieges voll genießend, fort: Waz mac mir daz gewerren? Mag es Günther wissen und die ganze Welt; es kümmert sie nicht. Sie ist einmal von Brunhild übermüthig behandelt und zur Dienstmagd herabgewürdigt; das wird sie ihr nie vergessen (ez ist mir immer leit); nimmer wird sie wieder vertraulichen Umgang mit ihr pflegen, ihr niemals wieder ein gütiges Wort gönnen*). — Es ist dieselbe Chriemhild hier, wie im zweiten Theile, wo sie ihre Rache sättigt: nicht die zimperliche Heldin eines modernen Romans, sondern ein Heroenweib, wie sie außer dem Alterthum nur noch Shakspeare's Genius hat wieder schaffen können.

*) 785, 4. getriwer heinlîche sol ich dir wesen umbereit.

Oldenburg. Fr. Breier.

Lippesche Sprichwörter und Redensarten.

(Fürstenthum Lippe-Detmold.)

Für den deutschen Sprach- und Alterthumsforscher ist keine Provinz Deutschlands interessanter als Westfalen, weil gerade diese sehr viel vom Urcharakter beibehalten hat. Besonders hat das Fürstenthum **Lippe-Detmold** in Sprache und Sitte viel Eigenthümliches. Davon hier eine Probe in Wörtern und Sprichwörtern.

In 'ner Stadt gift et leckere Bieten un hauge Sprünge.
Man mot kener fetten Sue den Ers smeren. (Auch im Oldenburgischen).
Spitz kumm herut, dat Stacheln geit laus (bei Stichelreden).
De wisen Hönner legget auk mal in de Neddeln.
Man mot sin Geld nich up de Braken hangen (wegwerfen).
Nügge (neue) Lüe, nügge Werke.
Je arger Schelm, je groter Glück.
Wer ett, wann he nich ett, de kann nich etten, wenn he ett. (Wer zur Unzeit, vor der Mahlzeit ißt, hat zur rechten Zeit des Essens keinen Appetit).
Gott de Heer wehret den Böumen, dat se nich in de Heben (Himmel) wasset.
Et es keen Blot so dünne, et rinnt nau (noch). (Auch entfernte Verwandte haben Anhänglichkeit an einander).
Da na de Mann, da na de Wost (Wurst).
Wat de Eene nich mag, dat ward de Anner nich satt, un so kummt et olle up.
De Vöggel de an Morgen so froh (früh) finget, de frett up den Dag de Katte.
Lewer lütt un kriegel, osse graut un en Fliegel. (Auch im Oldenburgischen).
Ollens wat 'n Anfang het, dat mot auk'n Enne hebben. (Bei Neckereien).
Betken to late is vel to late.
Wat schrift, dat klift (klebt).
Wer kann für, dat Krüz, wenn dat Hus vuller Haspels is. (Der Haspel bildet viele Kreuze; es scheint aber unter Haspel, dem mittelalterlichen Haubel, das Weib zu verstehen zu sein).
Wer et inrödert het, de mag et utfreten.
Friske Egger, goe Egger.
De Papen Gierigkeit (oder Griddigkeit) un Gottes Barmherzigkeit, de duert bet in Ewigkeit.
Steefmoer is det Düwels Unnerfoer (Unterfutter).
Geduld överwinnet 'n Swinebroen.
Salt is dat halwe Fett.
Wer allerwärts sine Nese (Snuten) twisken steckt, de klemmt sick.
Hullala! had jene Junge segt: Van dag ett min Vaer Wost, da sug' ick an de Hut!
Hedde, hedde (hätt' ich!) scheit in't Bedde.
Gissen (wünschen) is in'n Ungewissen.
Wenn de Botter oll is, dann het dat Smeren en Enne.
Batet et nich, so scha'dt et nich!
Wer got sitt, de lote dat Rücken.
Na den Heger kumt de Feger. (Den Sparsamen beerbt der Verschwender).
En Geldsack un 'n Bettelsack hangt keene hundert Jahr vöer enen Huse.
Olle Bate helpt, hadde de Mügge segt, do hadde se in 'n Rhin miegen.
Kiek, sä de Katte, do keik se in den Pott, un kreig enen mit den Sleef up'n Kopp.
Je mehr man den Dreck trampt, desto dünner ward he.
Man draf sinen Vaer nich Herm heten, wenn he auk so het (d. h. man muß ehrerbietig gegen ihn sein, darf ihn nicht bei Vornamen nennen).
Man söcht nemmes achtern Tune, man is sülves darachter wesen.
Et is keen Narr de 't segt — et is en Narr de 't löft (glaubt).

Et is better 'ne Lius (Laus) in'n Kaule, osse gar keen Fett.

Wat better is ass 'ne Lius, dat mot man hegen in't Hius.

Wann ut 'n Schietpott 'n Bratpott ward, so stinkt he.

Lütke Müse hebbet auk Steerte.

Niks is goot in 'n Doge, öwwer 'ne Quood (Quad, Oldenburg) in 'n Magen. (Nichts (als Substantiv) ist gut im Auge (wo man nichts vertragen kann) aber ein Uebel im Magen).

Kann man sick mal verbühren, so kann man sick auk verküren (verkehrt wählen oder versprechen).

Et is better, dat de Buk bestet, as dat de Kost verderwet.

Better 'n Dullkopp, ass 'n Heien (Heede)-Topp.

Man mot sick nich wier strecken, osse man sick kann decken.

Wer sick unner de Drawe (Schweinefutter, Träber) menget, den fretet de Swine.

En Ackersmann segget (säet) sick wol gries, öwwer nich wies.

Friggen is keen Peerekoup.

Je mehr man de Katte straakt, desto högger beert se den Steert.

Keen Scheermest schärper scheert, osse wann de Buer en Junker werd.

Wann de Katte muset, da maut se nich.

He lutt mit der Swineklocken (Zoten reißen).

Up eenen Hofe mötet twee Leddiggänger syn: de Buer un de Rüe.

Et word mi warm vor der Blessen (warm im Kopfe).

He is nau nich wöer wesen; osse achter Mömen Kaulpott.

Ick kenne den Mann so good, osse wenn ick enne in der Kiepen drogen hedde.

Dor geit et to, osse upp Matzens Hochtiet.

Ene Frage is frigg, hadde jener segt: Frugge, sin ju 'n Deew?

He het den Hoot up Vivat sitten, osse wenn de Buer'n Föer Weeten verkoft het.

En leeren Sack steit nich an der Wand.

Lippesche Wörter und Ausdrücke.

Substantive.

Sibb, nicht großer, vorzüglich Stubenhund. Sibben, junge Hunde.

Pöbbe im westlichen Lippeschen } Frosch.
Höpper im östlichen Lippeschen }

Miek, Regenwurm.

Flidderk, Schmetterling.

Ungeseim, Ungeziefer.

Nestekudderik, Nestküchlein.

Uterbock, Zwitterbock.

Miegeimerk, Ameise (Miegänker Oldenb.).

Kitten, junge Katze.

Hintken, Küchlein weibl. Geschlechts.

Mieskeu, Lockname der Katze.

Kussel, weibl. Schaaf.

Fickel, Saugschwein.

Ferkel, 1—1½jähriges Schwein.

Ragge und Ratze, dasselbe.

Stotte, Stote, Pferd von 1—3 Jahren, ohne Unterschied des Geschlechts.

Emmele, Milben und Blattläuse.

Elken, Iltiß.

Seikatze, weibl. Katze (Siekatze).

Beutling, junger, verschnittener Ochs.

Parwemmel, Mistkäfer.

Eckernscherink, Maikäfer.

Reersteeker, Hirschkäfer.

Erdasse, Eidechs.

Stein-Rühe, Wiesel.

Kord, Koerken, Beiname des Hasen.

Börchel, das männliche Schwein, so lange es nicht belegt.

Muttschwein, das weibliche Schwein, so lange es keine Jungen hat.

Hittlamm, weibl. Ziegenlamm.

Gaete, Gässel, Gänserich und junge Gans.

Aendel, die kleine Ente.

Wenneworm, Maulwurf.

Ennebudding, Mastdarm.

Kerchel, kleiner Brotschnittwürfel.

Kinkel, Speckwürfel.

Ohtke, wilde Pflaume.

Käsper, süße } Kirsche.
Wisper, saure }

Höltke, saurer Holzapfel.

Sötke, Süßapfel.

Ungel, Talg.

Mümselken, kleiner Bissen.

Knurren, unregelm. Stück Brot, Fleisch.

Knust, ein rundes Stück, Endstück, Brot.

Ent, Theil einer Sache von geringer Länge: Ent von 'n Jungen.

Knurwell, ein harter, rundlicher Baumauswuchs.
Gnausten, Knorpel.
Stiek, frische Schnitte vom Speck.
Sniell, Schnitte Fleisch.
Kniepfust, geballte Faust.
Strotte, Luftröhre.
Sluke, Speiseröhre.
Geigel, Zahnfleisch.
Slippe, Schooß, besonders die zusammengenommene Schürze, insofern sie zum Tragen dient: In der Slippen drägen.
Brohe, Wade.
Brehme, Bregen, Gehirn.
Stapeltahn, Backenzahn.
Hast, ein ansehnlich Stück Fleisch oder Speck, z. B. Rugghast (vom Rücken), Potthast, ein Stück für den Topf.
Snüssel, Rüssel des Schweins, Nase des Hundes.
Ranzen, ein Essen aus zerschnittenem Panzen.
Quabbel, Fettwulst.
Blick, das Schwanzende der Ziegen, Hasen, Rehe.
Dünge, die Dünnung des Kopfes, Schläfe.
Robe, frische Narbenhülle einer Wunde.
Floske (Flaske), ein Stück abgelös'ter Haut.
Sepp, ein sumpfiger, morastiger Ort, wo man leicht einsinkt.
Sink, eine feuchte, sumpfige Vertiefung.
Lau, Loh, abgesondertes Gehölz von geringem Umfange, wie sich mehre in der Senne finden, z. B. Eckeloh, Königsloh.
Brink, } vorspringende Hügel.
Knapp, }
Twiete, Tweete, Gang zwischen zwei Hecken.
Slieg, mit einem Stricke befestigte Thür vor einem Hofe, Acker.
Worbaus, das gesammte Wurzelwerk eines Baums.
Tweele, die Theilung eines Baums in zwei Hauptäste. Auch die Tweele am Rechen oder der Harke, der zweigespaltene Stiel.
Telge, Ast.
Rangel, dasselbe (Prügel).
Rummel, unbehauenes Blockholz.
Schacht, Ast, besonders schlanker Art.
Heller, trockener Ast; bildlich ein magerer Mensch.
Braken, Ast nebst Zweigen.
Wiep, ein Bündel Stroh.
Poll, die Krone.
Proll, dicht an und um den Stengel sitzende Früchte, Beeren, Blumen.
Plümer, belaubter Zweig.
Piek (im Oldenburg. Peddik), das Mark in Pflanzen, der steife Eiterinhalt eines Geschwürs.
Potte (im Oldenburg. Pate), Pflänzling, Setzling von Bäumen (Pote).
Knuf, alter Wurzelstock.
Klanke, eine gedrehte Ruthe von Weiden zum Einbinden.)
Splette, gespaltene Stücke Holz.
Galster, eine schlanke Ruthe.
Olm, vermorschtes Holz.
Hunkelbein, das Kerngehäuse im Apfel.
Büngel, }
Bälter, } Aeste, Stöcke zum Schlagen.
Beister, }
Breuel, der Bindebaum am Holzwagen.
Ohst, Astloch.
Pietk, unvollkommene Frucht — kleiner verwachsener Mensch.
Piegel, eiserne oder doch harte Spitze.
Triele, runde Scheibe als Querschnitt eines Baumes.
Helf, das Heft an Axt, Barte, Beil.
Heientreiber, ein tüchtiger Stock.
Hucht, Complex von Schößlingen aus einer Wurzel. — Roet (rothe) Haar un Ellernhüchte, de dreget sellen goe Früchte.
Imt, Inbiet, das Früheſſen (Imbiß).
Greipe, Mistgabel mit drei Zinken.
Forke, Heugabel mit zwei Zinken.
Gaffel, hölzerne Gabel mit zwei Zinken.
Sucke, Saugpumpe.
Sull, Thürschwelle.
Tredde, Walze beim Ackerbau.
Grüppsel, zerknicktes, zerkleinertes Stroh.
Grott, Gruß — in Gruß un Grott slaen.
Ohse, ein Raum über dem Heerde zum Räuchern.
Wiemen, Sitz der Hühner, auch der Ort am Balken, wo Schinken und Würste hangen.
Liekstrieker, Lineal.
Supen, das aus Milch und Mehl bestehende Morgenessen, zu unterscheiden von Soppe, Suppe.
Kumst, weißer Kohl.
Klute, Klooß.
Unrast, Perpendikel der Uhr.
Anschragen, Strebepfeiler.
Anrichte, Tisch, Schrank zum Anrichten der Speisen.
Stiepel, Stütze.
Bauten, Bund grünen Flachses.

Waterbauten, ein dergleichen nach abgestreisten Knoten, um es ins Wasser zu legen.
Knotten, die Knoten des Flachses.
Rissen, eine Handvoll gereinigten Flachses.
Kloben, gereinigter Flachs in Knäuel.
Dieße, Kloben Flachs für den Rocken.
Herl, die Flachsstengel.
Schewe, Abfall des Flachses.
Duw, ein Haufen Halme, wie sie beim Abnehmen des Getreides mit der Harke entstehen.
Schüssel, Werkzeug zum Einschieben des Brots in den Ofen.
Lobben, ein fauler, langsamer Mensch.
Led, Fensterlade.
Knauphosen, Gamaschen.
Ströfen, dieselben.
Rücheln, die Weste.
Mowe (im Oldenburg. Maue), der Aermel.
Riegel, ein leinener Rock.
Reip, 24 Ellen Leinewand.
Mool, 12 Ellen ditto.
Pappe, Teite, Baah u. Baer, } Vater.
Bawwe (in Oerlinghausen auf einigen Höfen), Mutter.
Mamme, Mömme, Möhme, Moer, } Mutter.
Wase, Weeske, Base.
Backs, Backhaus.
Aum, Aeumken, Plural. Aumer, hülfloses kleines Kind.
Blache, Blage, Bracken, Schimpfname der Kinder.
Kreidömmel, possirliches Kind.
Spiet, Spott, Hohn. (Adj. spietsch.)
Strünzer, hochtrabender Mensch.
Upkolhauper, Verschwender.
Ahnewende, was beim Pflügen eines Ackers liegen bleibt, und quer gepflügt werden muß.
Mischeid, Mitscheid — Rain, Scheidung der Ackerstücke, gewöhnlich ein Rasenstreif.
Snaat, die Gränze, die der Snaatstein bildet. Zeitwort: sich sneien, an einander gränzen; absneien, abgränzen.
Runge, aufrecht stehendes Holz am Wagenkorbe.
Lünze, Pflock vor dem Rade.
Slump, Zufall, Glück.
Knief, Taschenmesser.
Stahlen, die Füße unter Tischen, Töpfen.
Schanne, das Joch zum Wassertragen.
Reff, die Tragvorrichtung, um Töpfe, Bienenstöcke 2c. auf dem Rücken fortzubringen.
Kiepe, Köze, Tragkorb auf dem Rücken.
Döhnken, lächerliche Erzählung.
Uprückung, Erholung, scheinbare Besserung eines Kranken.
Butze, Alkoven (besonders Schlafstätte unter der Treppe).
Lemmel, Messerklinge (auch im Oldenb.).
Spier, dünnes Ding, Stroh 2c.
Prehn, der Pfriem mit gerader Spitze (daher prünen = flicken).
Sebbel, der Pfriem mit krummer Spitze.
Meddel, dünnhalmiges Gras.
Lütke, neugeborene Thiere.
Eimern, kleine glühende Kohlen in der Asche.
Bulster, die Hülse am Getreide.
Kaff, Spreu beim Dreschen.
Mücksel, allerlei Pflanzenreste.
Binse (Bindken im Oldenburg.), Binde an der Kopfbedeckung der Frauen.
Mucken, moorige Rasenstücke.
Flieren, Einfälle (Flirren im Oldenb.).
Glöppe, muthwillige Streiche.
Spälke, ungefähr dasselbe.
Knipps, Kanipps, ein pfiffiges, schlaues Mädchen.
Seltenschreit, Sonderling.
Reppe, große Flachshechel.
Upsaat, das Vornehmen, Absehen.
Tente, Tänte, Narrenspossen.
Näpsen, ungefähr dasselbe.
Stuß, gefährlicher Streich.
Plätt, ein leinenes Läppchen zum Vorbinden.
Hiele (Hülle im Oldenb.), Bühne auf der Diele, um etwas hinaufzulegen.
Swahe, Getreidesense.
Seese, Sense zum Mähen des Rauhfutters.
Druffel, eine Menge eng zusammensitzender Beeren.
Stümpel, Stumpf, z. B. Licht (Stummel Oldenb.).
Luit, Mädchen.
Ramm, Krampf (Oldenb.).
Prill, Graupenhagel.
Ruddik, verkommenes Thier, auch die Abmagerung.
Leten, mit Abmagerung verbundener Grind.

Wietsch, Rothlauf, Ausschlag.
Filler, Abdecker.
Bate, Nutzen — to Bate kamen.
Tröte, ein Klopfgeräth bei der Flachsarbeit.
Heben (Heem), Himmel.
Hebe, gläsernes Milchgefäß.
Schute, Grabscheit.
Böddel (im Oldenb. Bötel), ein kleiner Junge.
Plieben, Schaden, Schabernack.
Sleef, großer hölzerner Löffel.
Stücke, Schlinge.
Scheer, Schatten, Nachtscheer, Nachtschatten, solan. nigrum.
Mülm, feiner Staub.
Holster, Ranzen, in welchem die Weber Garn und Leinen tragen.
Müke, kleines Brot, besonders für die Dienstboten auf den Meiereien.
Fulert, Gesimse über dem Ofen.
Klüngel, Schmutzanhängsel an Kleidern, Schaafwolle rc.
Klatern, zerrissene Kleidung.
Rietenspliet, der seine Kleidung nicht schont, zerreißt.
Döhnte, eine mit Schmauserei verbundene Lustbarkeit.
Spökeding, Gespenst.
Slodderk, Bastard von braunem und weißem Kohl.
Punter (im Oldenburg. Prunker), bunte türkische Bohne.
Stapel, das Gerüste zum Hause.
Pielhacke, Spitzhacke.
Rotthacke, breite Querhacke.
Pümpel, Stampfer im Mörser.
Sweppe (wie im Oldenburg.), Peitsche.
Theerlaupen, Theerbüchse der Fuhrleute.
Uchte, frühe Morgenzeit — in der Ucht, (so im Angelsächsischen).
None, Mittagsruhe. Zeitw. nonen.
Biverstand, Gatte oder Gattin.
Slom, Slömer, Schlemmer.
Lork (wie in ganz Niedersachsen), Kröte.
Slopps, alberner Mensch.
Awelhaas, dasselbe.
Futtchen, feistes Weib, Mädchen.
Suelohnke, schmutziges Weib.
Rickel, schlechtes, liederliches Weib.
Sluren, alte Pantoffeln.
Wittkawel, ein junger Naseweis.
Gnopertahn, ein einfältiger Mensch, der die Zähne weist.
Räker, Rademacher.
Reester, Stück Leder zum Ausbessern der Schuhe.
Wehme, das Pfarrhaus.
Resterbrett, Streichbrett am Pfluge.
Hoppheh, Fehltritt.
Stuben, ein Rest Leinen.
Vermaak, Zeitvertreib.
Owwerlast, zu schwere Last.
Kuhle, Grube.
Vörsprang, das schwere Korn, das beim Worfeln am weitesten fliegt.
Achterkorn, das leichte Korn, das zunächst der Spreu liegt.
Muhk, Vermögen, Reichthum.
Talben, gestutzte Aeste, deren Stumpf am Baume steht.
Tackeln, spitze Dornen am Busche.
Towwe, Webstuhl.
Stell, Webstuhl für feines Leinen.
Strömer, Vagabund.

Bei- und Umstandswörter.

Leige, mager, schlecht.
Quack, fett.
Eißig, sehr reizbar. Dat Kind is eißig.
Sleepe, schräg ablaufend.
Stur, stier, starr, schwer, kräftig.
Sömmig, in ziemlicher Anzahl vorhanden.
Niever, niedlich, liebenswürdig.
Niepe, genau, niepe tosehen.
Glemm, feurig glimmend.
Nüggelik, neu, befremdend.
Laapsch, läppisch.
Haal, trocken, ausdörrend (vom Winde).
Drahe, bald.
Donne (dunne), fest, nahe, hartan.
Etterig, eiterig, auch wunderlich.
Widerborstig, widerströmig — widerspenstig.
Swimelig, schwindlich.
Dosselig (duselig im Oldenb.), betäubt, ohne klares Bewußtsein.
Dewisch, dasselbe.
Swewisch, sehr reizbar, leicht in kränkende Worte ausbrechend.
Künsch, mit Engbrüstigkeit und Husten behaftet.
Eisk, häßlich, garstig (Oldenburg.).
Strack, gesetzt, ernst, gerade aus, kurz ab.
Brohn, sehr auffätzig.
Slümplich, durch Zufall.
Slehn, stumpf — von Zähnen, die durch Säure angegriffen sind.
Aweisig, albern.
Griddig, gierig.
Vermeinig, von Wunden und Geschwüren feurig, schmerzhaft, reizbar.

Güste, nicht trächtig (Oldenb.).
Gnitterig, mit kleinen Geschwüren bedeckt.
Sünnerik, zum Aussondern geneigt, wählerisch.
Sudchen, leise, langsam; sudchen angaan laten, sacht angehen lassen (Oldenb.).
Leesig, freundlich, einschmeichelnd.
Plotterig, zerrissen, abgerissen.
Togriepsch, der gern zugreift.
Mull, weich, der Fäulniß nahe — von Obst.
Up'n Stunz, up'n Tick — sogleich (Oldenb. upper Stunz), für jetzt.
Ohdreutig, faul, verdrossen.
Ballsteurig (balsturig, Oldenb.), aufsätzig.
Nietsk, empfindlich — nietsk kold, empfindlich kalt.
Hille, emsig, eifrig.
Hidder, eilig mit Unruhe und Beweglichkeit.
Ebenmote, ebenmäßig.
Kribbelig, empfindlich.
Herrnhüllig, dem Herrn mit Scheinheiligkeit ergeben (von heilig).
Mustrig, durch Fäulniß, Schimmel übelriechend (mulstrig).
Ebensöksch, etwas sehr genau nehmend.
Stillken (Deminut. von still), stillchen, heimlich.
Kürisch, redselig.
Körsch, wählerisch.
Richt, gerade in der Richtung.
Risk, steil, gerade.
Hadde, stark, eindringlich auf's Gefühl, Gehör.
Wisse, gewiß.
Hegetham, sparsam.
Lütdrüftig, bekannt. De Sake is lütdrüftig.
Slettsam, nachlässig.
Logge, erschöpft, abgemattet.
Malatt (franz. malade), krank.
Kühme, gedrückt, betrübt. Et geit em kühme.
Schamper, streng und hart in Beaufsichtigung und Bestrafung.
Jichtens, einigermaßen.
Schier, rein.
Klistern, sehr eigen auf Speisen, Sauberkeit.
Dunig, eigensinnig und dabei verschlossen.
Diger (Oldenb. deger), ganz und gar.
Gästrik, gelstrig von Speck.
Prick, im Anzuge sorgfältig, nett.
Snide (Oldenb. snidig), knapp, fest anliegend (von Kleidern).
Dahl, hinunter.
Bastrig, abstoßend, widerstrebend.
Wohne, wüthend.
Schremm, schräg.
Strümpelig, betrübt, traurig.
Klöftig, klug.
Hippelig, hibbelig (Oldenb. hesebesig), flatterhaft, unstät.
Lieblichkern, neugierig.
Krappsch, trotzig und entschlossen.
Schrell, herbe, zusammenziehend.
Ihle, allein, pur — ihle Brot (eitel?).
Drosserig, ausgedörrt, von eßbaren Sachen.
Faken, oft — mennigfaken, manchmal (Oldenb.).
Riewe, verschwenderisch — die Frau ist riewe.
Bedruckt, niedergeschlagen.
Wälsk, undeutsch, unverständlich.
Dickdräwisch, hartnäckig (im Oldenburg. übermüthig).
Klaterig, zerlumpt, jämmerlich.
Krojölsk, trotzig herausfordernd.
Ut der Moten, über die Maßen.
Hennig, rasch, flink, zur Hand (händig).
Dürnagget, schlau, verschlagen (durchnäht).
Benaut, engbrüstig, ängstlich.
Verquackelt, besonders von Heirathen, sich unbedachtsam versprechen.
Verkerwet, verdorben.
Verbruddelt, verirrt.
Nohdenkend, erkenntlich, dankbar.
Luxens, unversehends, hinterlistig. De Hund bit luxens.
Latferig, lässig, nicht ausdauernd.

Zeitwörter.

Sengeln, sich an Nesseln brennen.
Vertiggen, verursachen, daß ein Vogel sich nicht mehr um Nest und Eier bekümmert. De Junge het dat Nest vertigget.
Slüchtern, überflüssige Aeste vom Baume hauen.
Snöen, Zweige und Aeste von einem Baume wegnehmen. Uneigentlich von einem Menschen: He snöet sick, er wächst in die Länge und wird schmaler.
Langen, holen: lange mi dat Book.
Munkeln, mit Wolken bedeckt sein.
Schaamen, fein regnen.
Stippern, in kleinen Tropfen regnen. (Oldenburg.)
Plöstern, in dicken Tropfen regnen.
Rispeln, mit dünnem Eise belegen.

Blustern, heftig wehen, so daß Schnee und Staub umherfliegt.
Gneesen, die Zähne zeigen. Der Weißdorn gneeset, er zeigt die Blüthe im Munde der Knospe.
Flennern (wie im Oldenburg.), laxiren, und zwar den Unrath spreizend und mit Geräusch von sich geben.
Lohstern, in Lohe aufschlagen.
Perken, Kleinigkeiten stehlen.
Gampfen, stehlen mit schnellem Zusammenraffen.
Ütern, einem hart und anhaltend zusetzen.
Extern, dasselbe, oft mit dem Nebenbegriff des Foppens.
Tergen, zum Zorn reizen.
Gransen (vom Vieh), Gras bis auf den Boden wegfressen. Uneigentlich von der Habsucht: to haupe gransen.
Börnen, das Vieh am Born tränken; auch von Menschen, ihnen reichlich zu trinken geben.
Swögen, schwatzen, albern reden.
Versneken, in Abrede stellen, leugnen; auch verheimlichen.
Lötkern, zögern, sich aufhalten.
Sämmeln, lässig, langsam sein im Arbeiten.
Quinen, kränkeln.
Mümmeln, mit zahnlosem Munde kauen.
Prünen, oberflächlich, schlecht nähen.
Dameln, kälbern, scherzen.
Upkohlhaupen, prassen, verschwenden. Davon Subst. Upkohlhauper, Verschwender.
Töben, warten. Hest Du töben leert? Hast du warten gelernt?
Tielen, erzielen, erzeugen.
Günseln, einen Jammerlaut von sich geben, meist von Hunden gebräuchlich.
Juveln (Oldenb. jaulen), winseln, jammern.
Doddeln, unverständig, ungeschickt, albern handeln.
Daaskern, ohne Zweck über etwas hin und her reden, schwatzen. Daaskersatt, eine Schwätzerin.
Slaren, aus einem Hause in das andere tragen.
Lustern, horchen, lauschen. Verstärkt: tolustern.
Küren, in gewöhnlichem Tone sprechen.
Drawweln (im Oldenb. draueln), albern reden. Subst. Drawweler.
Lieken, zielen, die gerade Richtung suchen, z. B. den Mittelpunkt der Scheibe.
Schäkern, durch Lärm und Geräusch von einem Orte vertreiben, z. B. Vögel, Wild, verschieden von scheuchen, welches absichtlich, z. B. durch Schreckbilder vertreiben, bedeutet.
Slüren, sich mit Geräusch den Boden streifend fortbewegen, z. B. von Kleidern, Pantoffeln, daher Slurren genannt.
Fliemern, durch Geberden schmeicheln, von Hunden und Menschen.
Verstücken, klar und umständlich vor- oder darstellen, Stück vor Stück auseinandersetzen.
Hegen, sparen, schonen; hegetsam, sparsam.
Huddern, umhüllen, einhüllen, wie die Henne ihre Küchlein.
Sluppern, über etwas leicht hingehen, etwas vernachlässigen; versluppern, in Vergessenheit gerathen lassen.
Gäucheln, vergnügt lächeln — (für das Hochdeutsche dringend zu empfehlen).
Stölkern, stolpern.
Sich rippeln, sich mit Rührigkeit bewegen, beeilen.
Gnastern, an härtlichen Sachen beißen, nagen.
Gnawweln (gnabbeln), an weicheren Sachen nagen, z. B. das Fleisch von einem Knochen.
Schrimpeln, durch abgestoßene weinerliche Laute Schmerz zu erkennen geben, z. B. wie ein Kind, das gezüchtigt ist.
Rüggern, abgebrochene Klagelaute ausstoßen.
Öben, einen necken, vexiren, hintergehen.
Haujahnen, hochaufgähnen.
Upjahnen, den Mund oder Schnabel langsam öffnen.
Klabbern, in Koth waten, samthieren. sick toklabbern, sich beschmutzen.
Sabbeln, benetzen, beschmieren. Dat Kind besabbelt sick (beim Essen, Oldenb.).
Juchsen, Jölkern, Jolen, } seine Freude durch Rufen und Schwatzen kundgeben.
Graunen, einen grausenvollen Ton von sich geben: Ein wüthender Mensch, ein Hirsch in der Brunst, der Donner graunt.
Spratzen, sich spreizen, sich groß und breit machen.
Straddern, unordentlich, ohne Anstand und Haltung, gehen.
Sich stengeln, aus Hochmuth steif und gerade gehen.

Pramen, im westlichen Theile des Landes für pressen, z. B. Birnsaft.
Krawaken, unruhig schlafen, abwechselnd schlafen und wachen.
Loddern, von Kleidern, die unordentlich am Körper hangen.
Fitzen, mit dünner Ruthe
Gallern, mit der Galster (Oldenb.)
Beistern, mit einem Beister } schlagen.
Knüffeln, mit geballten Fäusten stoßen und schlagen (Oldenb. knuffeln).
Wamsen, Jemandes Wams ausklopfen, ihn schlagen (Oldenb.).
Wupsen, dasselbe.
Schöffeln, die Füsse an der Erde fortschleppen, so daß Staub 2c. erregt wird (Oldenb. schüffeln).
Japen, gaffen, gähnen (Oldenb.).
Roddern, einen Haufen von Gegenständen in seine Einzelheiten auflösen, auseinander bringen, z. B. Kartoffeln 2c., auch in einem Wespenneste roddern.
Kölpern, aufstoßen aus dem Magen (Oldenburg.).
Blistern,
Blinkern,
Blänkern, } glänzen, blinken.
Luken, upluken, eine Pflanze oder Aehnliches ausziehen, so daß im Boden ein Loch entsteht. Rüben luken = aufziehen.
Böten, inböten, anböten — Feuer anmachen im Ofen, auf dem Heerde (Oldenburg.).
Luxen, in lauten Zügen saugen.
Quilstern, Schößlinge treiben, z. B. der Rocken, der Rosenstock quilstert.
Raken, zusammenraffen, z. B. Laub, Reisig 2c. (Oldenb.).
Schrinnen, Schmerz an der Oberfläche der Haut erregen.
Spacheln, mit Händen und Füßen zappeln.
Schrimpeln, durch Geberden und weinerliche Laute einen empfindlichen Schmerz zu erkennen geben.
Toddern, von Fäden oder Fasern, die in einander verschlungen sind.
Tockern, das Gegentheil, ein Gewirre von Fäden auflösen.
Münnern, Jemand aus tiefem Schlaf erwecken und zum Bewußtsein bringen. Sich vermünnern, aus dem Schlafe zum Bewußtsein kommen.
Letten, sich aufhalten, verspäten von lat. spät).
Entmöten, sich begegnen — in de Möte gaan, Jemand entgegen gehen.
Drüßeln, transit. u. intransit., ersticken.
Wauldwerken, schwere Waldarbeiten verrichten.
Uchtwerken, Arbeiten früh Morgens verrichten.
Prahtken, reden zur Unterhaltung (Oldenb.).
Schradeln, mit einem Messer die Schale einer Frucht bandförmig lösen. Schradel, die so gelöste Schale.
Stravölen, sich mit Anstrengung durcharbeiten, mühsam arbeiten.
Glößen, gleußen, glühen, transitiv und intransitiv.
Bleten, bellen, vom Hunde.
Bölken, brüllen, von der Kuh.
Krantern, sich ohne Erfolg abmühen.
Pirken, etwas mit einem spitzen Werkzeuge herausbringen.
Tulken, pissen, bei kleinen Kindern.
Jachtern, jüchtern, sich spielend herumtummeln (Oldenb.).
Rallken, sich im Scherze balgen (Oldenb.).
Tienen, Jemand durch Neckereien reizen.
Meiern, meggern, ein Bauerngut bewirthschaften; trugmeggern (torüggmeggern), zurückmeiern, zurückkommen in der Wirthschaft.
Upfliggen, aufputzen, aufstutzen.
Gissen, Argwohn auf Jemand haben.
Puren (purren, Oldenb.), aufstochern, mit spitzen Dingen anrühren, reizen. He let sick nich puren.
Betämen laten, zufrieden, in Ruhe lassen.
Anrengeln, anregen, antreiben.
Siggen, seihen, z. B. Milch. Auch von der Kuh, wenn sie aufhört Milch zu geben.
Nüren, von der Kuh, Anzeichen zum baldigen Milchwerden geben.
Krächen, rauhe, heisere Töne ausstoßen.
Julsern, ejulare, wimmern.
Braskern, sich durch verschlungenes Gebüsch hindurch arbeiten.
Grosen, durch Zerreiben und Ausdrücken den Saft aus grünen Kräutern bringen. Gros, der ausgepreßte Saft.
Klütern, allerlei Kleinigkeiten vornehmen, besonders für das Bedürfniß des Hauses (Oldenb.).
Quängeln, nachlässig etwas betreiben, arbeiten; die Zeit hinbringen, ohne etwas auszurichten (Oldenb.).
Kunkauken, hin und herreden.

Tüstern, Jemand an den Haaren oder Kleidern zerren.
Reggen, wiehern.
Bräuskern, wiehern, dabei sich bäumen, mit den Füßen stampfen und scharren.
Ruskern, etwas durchstöbern.
Hechepechen (hachpachen im Oldenburg.), das kurze, abgestoßene Athmen nach anstrengendem Laufe. (Treffliches Wort!)
Rückeln, durch unbestimmte Worte seine Unzufriedenheit ausdrücken (Oldenb.).
Rauthaken, eine unangenehme Sache wieder aufrühren.
Baseln, ohne klares Bewußtsein handeln (Oldenb.).
Buseln, vom Schwein, das Laub oder den Rasen nach Nahrung durchwühlen.
Kungeln, trödeln, vertrödeln. Kungelweib (Oldenb.).
Peisen, gierig und übermäßig essen, sich den Magen verderben — den Magen verpeisen.
Gelmern, gellende Laute ausstoßen.
Moggen, gereuen,
Swiddern, sich zitternd bewegen, von der Luft.
Sweddern, kraftlos und schwankend gehen.
Gniestern, knistern — dat Brod gniestert, es knistert zwischen den Zähnen.
Plunnern, gerinnen, von der Milch; daher Plunnermilk, geronnene Milch.
Rabbeln, einen Faden rasch durch die Finger lassen; bildlich plaudern, schwatzen.
Sick smidten, sich durch die Schwärze eines eisernen Topfes beschmutzen.
Rüskern, leise rauschen oder rascheln — (ruscheln Oldenb.), z. B. eine Maus im Stroh.
Gnirken, einen schrillenden Laut geben, wie Thür, Rad &c.
Pälskern, pulskern, im Wasser plättschern.
Brüen, bräuen, necken: Dat Lüebrüen geit um.
Dümpen, ersticken, transit. und intransit.
Flotern, freundlich thun, um zu gefallen.
Slingfinsen, hinschlendern.
Flitzen, leicht und schnell fortfliegen (daher Flitzbogen).
Ballern, einen harten, hellen Laut von sich geben.
Bullern, einen dumpfen Laut geben.
Klöttern, einen Laut geben, der wie tönt, z. B. ein Beutel mit Nüssen.
Trullern, am Boden dumpf fortrollen.
Swatern, salbadern.
Snuddeln, snudern, beschmutzen.
Lunsken, maulen, schmollen, mürrisch sein.
Upsleepen, mit einer Arbeit aufhören.
Für fehl gebähren bei Thieren hat man folgende Ausdrücke:
verkalben, verfickeln (von Schweinen) verlammen, verjungen, verlätken (letztere von Hunden und Katzen); verfohlen.

Oldenburg.

Dr. Greverus.

Erinnerung
an
berühmte Schriftsteller und Gelehrte Darmstadts.

---

1. Helfrich Peter Sturz.

Helfrich Peter Sturz ist am 16. Febr. 1736 zu Darmstadt geboren. Seine Familie nannte sich früher und bis sie in der neuesten Zeit ausstarb: Stürz; es ist aber wahrscheinlich, daß er seinen Namen nie vertauschte, sondern weil er französisch Sturz schrieb, konnte leicht der Irrthum entstehen. Seine erste Erziehung und Bildung erhielt er in der Vaterstadt. Nachdem er drei Jahre lang zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und zugleich die schönen Wissenschaften studirte und nach Beendigung dieser Studienzeit unbedeutende Aemter bekleidet hatte, wurde er 1762 zu Kopenhagen mit dem damaligen Minister von Dänemark, dem berühmten Grafen von Bernstorf dem Aeltern, bekannt und erhielt, weil dieser große Staatsmann nicht jetzt schon eine seinen Fähigkeiten angemessene und seinen Wünschen entsprechende Stellung fand, in dessem Hause als Privatsekretär die freundlichste Aufnahme. Wenige Monate reichten hin, mit der dänischen Sprache ihn völlig vertraut zu machen. Im nächsten Jahre folgte seine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Sturz verlebte nunmehr einige, von ihm selbst hochgepriesene Jahre im Umgange mit Bernstorf und Klopstock, welchen bekanntlich der dänische Minister in seine Nähe berufen hatte. Der Graf verstand es, durch zweckmäßige Beschäftigung und Anregung leicht sein Talent noch mehr zu entfalten: Sturz ward von ihm in das Leben am Hofe und in der großen Welt eingeführt und zum Staatsmann und feinen Menschenbeobachter gebildet, ohne daß ihm dabei die Stimme der Musen und ihres unsterblichen Jüngers gleichgültig geworden wäre. Sein Umgang mit Klopstock war ein brüderlicher. Sturz erzählt von seinen poetischen Spaziergängen mit dem Dichter, der die Wälder fast schwärmerisch liebte. „Wir suchten oft unwegsame Oerter, finstere, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewan-

derte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend." Kaum daß der Reif sichtbar wurde, so spähte Klopstock schon nach einer Bahn zum Eislauf. Eine Mondnacht auf dem Eise war für ihn eine Festnacht der Götter, und treuherzig erzählt Sturz: „Auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentirt." — Als Freund achtete er sorgfältig auf Klopstocks dichterische Arbeiten; er folgte dem Genius Schritt um Schritt. „Ich hab' ihn," schrieb er, „als er die Hermannsschlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tages und der Nacht überfallen." — Im Jahre 1768 machte Sturz als Legationsrath im Gefolge des Königs Christians VII. eine Reise durch Frankreich und England, die höchst vortheilhaft für ihn wurde. Ueberall schloß er interessante Bekanntschaften; Johnson, Garrik, Helvetius, Mad. Geoffrin und andere, damals in Wissenschaft und Kunst ausgezeichnete Männer und Frauen knüpften einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm an. Die Briefe eines Reisenden im ersten Theil seiner Schriften geben von diesen Verbindungen Zeugniß. Noch ehe sein hoher Gönner und Freund, Graf Bernstorf, aus dem Ministerium trat, war Sturz in das Generalpostdirektorium versetzt worden. Ein glänzender Gehalt und noch bedeutendere Aussichten erfreuten ihn hierauf, als der plötzliche Fall des bekannten Struensee — zu Anfang des Jahres 1772 — einen Wendepunkt auch in Sturzens Schicksal herbeiführte und sein Loos für immer änderte. An demselben Tage, wo er sich vermählen wollte, wurde ihm die Verhaftung angekündigt. Er saß vier Monate gefangen, bis man von seiner Unschuld überzeugt, ihn auf freien Fuß setzte. Inzwischen hatten sich die Dinge so umgestaltet, daß alle Aussicht auf Versorgung, Wohlstand und Ruhe für ihn jetzt dahin war. Tiefer Kummer erschütterte seine, ohnedies nicht dauerhafte, Gesundheit. Wenn er später an diesen raschen Umschwung des Glückes erinnert wurde, äußerte er nur: „Es ruhe ewige Nacht auf der Geschichte dieser Zeit!" — Sturz lebte nun abwechselnd in Glückstadt und Altona, wurde dann nach zwei Jahren von dänischer Seite in oldenburgische Dienste versetzt und einigermaßen für frühere Verluste und Kränkungen entschädigt. Doch sollte er nicht lange mehr leben: im Spätjahr 1779 machte er, verstimmt und niedergeschlagen, eine Reise nach Bremen und hier raffte ihn, im Hause eines Freundes, ein schnellentwickeltes Faulfieber am 12. Nov. weg,

nachdem er wenige Tage zuvor neue Hoffnung geschöpft hatte, wieder in eine seiner vorigen ganz ähnliche Lage versetzt zu werden. Wie bitter sein sonst heiteres Herz in den letzten Tagen gestimmt war, zeigt unter Andern eine kurze Anmerkung zu dem Aufsatze: „Denkwürdigkeiten von J. J. Rousseau," in welcher er sagt: „Wer, in einer goldenen Mittelmäßigkeit, unbemerkt durch das Leben schleicht, begreift Rousseau's Menschenfeindschaft nicht, oder findet sie übertrieben; aber lernt euer brüderliches Geschlecht an Höfen, lernt eure Nebenbuhler im Amt, im Verstande, im Glücke kennen, erhebt euch durch irgend ein Verdienst, und glaubt in der Unschuld eures Herzens, daß man euch liebt und schätzt, weil man euch umlächelt und umarmt! Wenn endlich unter euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mörder untergraben, — dann seht, wie sich eure Freunde retten, als vergiftetet ihr die Luft; wie eure Klienten euch für genossene Wohlthaten anspeien; ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, erwürgendes Mitleid, und liebt die Menschen, wenn ihr könnt!"

In seiner Prosa zieht uns reiche Welt- und Menschenkenntniß, männlicher weiser Ernst, feine Beobachtung, frohe Laune und treffender Witz noch immer an. Gelehrte Bemerkungen, neue und befruchtende Ideen begegnen darin selten, allein überall zeigt sich der Weltmann, der im Umgange mit den Denkern Frankreichs und Englands seinen Blick geschärft und doch ein Deutscher blieb. Der Stellen, worin er nach Küttner um einen witzigen Zug buhlt, dürften gewiß nicht viele sein. Kenner unserer Literatur haben ihm auch Einmischung des Fremden vorgeworfen, doch betrifft dies wohl nur seine Briefe und kleineren Aufsätze, an denen man sonst noch Ausstellungen machen könnte. Seine „Erinnerungen aus Bernstorfs Leben," Schleswig 1777, gehören zu dem Bedeutendsten, was die deutsche Prosa des vorigen Jahrhunderts an Eleganz und Gewandtheit aufzuweisen vermag. Sturz hat nur zwei Theile seiner Schriften hinterlassen. Berufsarbeiten, Reisen, Zerstreuungen, sowie die Liebe zur Portraitmalerei, worauf er manche Stunde verwendete, mögen dies erklären, wir wollen auch Einiges auf Rechnung der Bequemlichkeit setzen. Allein ein Hauptgrund war oft die zu weit getriebene Aengstlichkeit, womit er alle seine Aufsätze immer von Neuem feilte. Er genügte sich fast nie und verbot noch auf dem Sterbebette, eine seiner unvollendeten Arbeiten nach seinem Tode drucken zu lassen.

---

3. Georg Gottfried Gervinus.

Er ist am 20. Mai 1805 zu Darmstadt geboren, wo sein Vater Gerber und zuletzt Weinwirth war. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals besonders in den untern Klassen überfüllt war und nur Weniges leistete. Als Schüler zeichnete er sich durch lebhafte Phantasie und Liebe zur Dichtkunst vortheilhaft aus, er hatte mit einer kleinen Zahl von Mitschülern Umgang und sogar eine geheime Verbindung gestiftet. Das Gymnasium verließ er schon 1819, anfangs um in Bonn die Buchhandlung zu erlernen. Nach kurzer Zeit trieb ihn das Heimweh wieder zurück. Jetzt trat er bei einem Kaufmann in einer sog. Ausschnitthandlung in die Lehre und 1825 in das Comptoir seines Prinzipals. Während dieser Jahre las er, freilich noch ziemlich planlos, viele Dichter, besuchte fleißig das Theater, dessen Ruf damals sehr groß war, und arbeitete für einige Zeitschriften, z. B. die Mannheimer Charis, 1825. Er war ganz im Zuge, ein Journalist oder Literat zu werden; selbst Theaterkritik verschmähte er nicht. Es hat daher was auf sich, wenn er später mit Geringschätzung von den „windigen Zeitungen" sprach. Seine Freunde wurden plötzlich durch die Kunde überrascht, Gervinus habe nach schwerem Kampf mit seiner Familie dem bisherigen Stande entsagt und werde in Kurzem die Universität Gießen beziehen, um sich der Philologie und Geschichte zu widmen. Er selbst erklärte es nachher für einen großen Vortheil, „in der Zeit der Jugend, in welcher Andere gewöhnlich beim Uebergang vom Gymnasium auf die Akademie in Büchern oder in Rohheit verkommen, eben in der Zeit, welche, wenn es recht angegriffen wird, die geeignetste zur Einführung in die vaterländische Literatur ist, ganz frei von jeder innern Beschränkung sich jahrelang ganz diesem Zweige hingegeben zu haben." In Heidelberg, welches er bald mit Gießen vertauschte, ward besonders Schlosser sein Lehrer, dem Gervinus seine ganze Richtung zu danken hat. Von da zog er 1826 ab und nahm eine Lehrerstelle an einer Anstalt zu Frankfurt am Main. Doch der Wunsch, als akademischer Lehrer zu wirken, führte ihn nach Heidelberg zurück, wo er mit einer „Geschichte der Angelsachsen," 1830 als Privatdocent auftrat.

Anfangs hielt er keine Vorlesungen. Im J. 1833 erschien der erste Band seiner „historischen Schriften." Seine Geschichte der

ältern florentinischen Historiographie, seine Charakteristik des Machiavelli, der zu seinen Lieblingen gehört, erregten die Aufmerksamkeit bedeutender Gelehrten vom Fach, und Dahlmann veranlaßte das Curatorium der Universität Göttingen, den jungen — 1835 zum außerordentlichen Professor in Heidelberg ernannten — Schriftsteller als ordentlichen Professor der Geschichte und Literatur zu berufen. Die „deutschen Jahrbücher," 1835 von Gervinus begründet und anonym geleitet, sollten dem deutschen Journalismus eine neue Richtung schaffen. Zu den wichtigsten Abhandlungen darin gehört die Charakteristik Schlossers und die Beurtheilung der Briefe Börne's aus Paris. Gegen letztern verfuhr er ohne alle Nachsicht, ohne alle Gerechtigkeit und warf ihm vor, er habe nicht das Heilige und Große, nein! selbst das Gemeine und Schlechte verpestet. Ostern 1836 begann Gervinus seine Vorlesungen in Göttingen vor einer großen Zuhörerschaft. Hier vollendete er den dritten Theil seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur," seines Hauptwerkes; die zwei frühern wurden in Heidelberg bearbeitet. Anonym gab er auch hier einen Probegesang der Gudrun, in Herametern, heraus. Die Vorgänge zu Göttingen — aus dem Jahre 1837 — berührten auch ihn, er war unter den sieben Professoren, die gegen des Königs Willen standen, und man nimmt an, daß die Protestation der Sieben durch ihn ins Publikum gekommen sei. Durch Kabinetsordre wurde er am 14. Dez. 1837 seines Amtes entsetzt und mußte binnen drei Tagen das Königreich räumen. Weil die Entsetzung nicht in den Formen des Rechts geschah, reichte er eine Klage gegen das Kabinet ein. Wie leicht er sich übrigens zu trösten wußte, zeigt die Stelle in der Vorrede zu seinen gesammelten kleinen Schriften: „In einem Lande, wo sich Immoralität und brutale Gewaltthat auf den Thron setzt, und selbst nur die Maske des Rechts vorzunehmen nicht für nöthig achtet, in einem solchen Lande ist weder für einen Mann von Gewissen, noch für einen Mann der Wissenschaft eine heimliche Stätte." — Am Neujahrstag 1838 schrieb er diese Vorrede zu Darmstadt. Nach kurzem Aufenthalt hier und zu Heidelberg besuchte er Italien zum zweitenmal *) — diesmal in Begleitung seiner jungen Gattin. Die „venetianischen Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei" — Bl. für literarische Unterhaltung, 1839,

*) Die erste Reise war 1832.

August bis Oktober, sind eine Merksäule dieses zweiten Aufenthalts; zwar hat er sich nicht als Verfasser genannt, auch die versprochene Fortsetzung unterlassen, aber es ist unschwer, ihn als Verf. zu erkennen. Der Freund, an welchen sie gerichtet sind, „als Praktikus im Lande und als einer der ersten Kupferstecher der Zeit bekannt," ist ohne Zweifel der Darmstädter Jakob Felsing, dessen Kupferstiche auch außerhalb deutscher Gränze einen guten Namen haben. Den nächsten Winter verbrachte Gervinus in Rom, wo ihn wieder historische Arbeiten beschäftigten. Dann gründete er sich einen Wohnsitz bei Heidelberg auf einer Anhöhe mit prachtvoller Aussicht auf Stadt und Neckar. Trotzdem, daß seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur," die er 1842 mit dem fünften Band in Heidelberg schloß und von welcher er selbst einen Auszug lieferte, ihn so anhaltend in Anspruch nahm, blieb ihm doch noch Zeit zu Aufsätzen für polit. Blätter. Wie viel ihm die „Deutsche Zeitung" verdankt, bedarf hier keiner besondern Erwähnung, sowie ich auch seine, aber nicht andauernde Theilnahme an der Neugestaltung Deutschlands — als Mitglied des Frankfurter Parlaments —, seine Freundschaft mit Heinrich Gagern und seinen Einfluß auf dessen spätere Richtung als bekannte Dinge nur im Vorbeigehen anführe. Nach der Ernennung Gagerns zum Präsidenten der Nationalversammlung glaubte man in Darmstadt, Gervinus werde in das hessische Ministerium eintreten. Verstimmt und kränklich trat er später aus dem Parlament, zog sich in ein Bad zurück und lebte nachher wieder zu Heidelberg, wo ihm die Entrüstung der Gegenpartei zu der Ehre einer Katzenmusik verhalf. Während der Besetzung Heidelbergs durch die Freischaaren verließ er flüchtig im Juni 1849 diese Stadt, suchte in einem hessischen Städtchen der Bergstraße einen ländlichen Aufenthalt und war kurze Zeit wieder in Darmstadt. Gervinus ist einer der ersten Geschichtschreiber der Gegenwart. Welches Ideal von seinem Beruf er im Herzen trägt, das sagen diese seine eigenen Worte: „Der Geschichtschreiber muß ein Meister des Wissens und ein Meister des Lebens sein. Er soll den ganzen Umfang der Dinge erfassen; nichts darf ihm fremd sein, was je menschlich war, der ganze Kreis der Handlungen, Künste und Wissenschaften fällt unter seine Aufgabe. Daher eben braucht er alle Richtungen des menschlichen Geistes, und wie der Dichter wirkt und was der Weltweise sucht, muß ihm klar sein und geläufig." — „Wenn der Geschichtschreiber in den historischen Begebenheiten auf

die Fingerzeige des Schicksals achtet, wie es jeder nicht gedankenlose Mensch in seinen Lebenserfahrungen thut, wenn er in dem verwirrten Gang der Dinge die Plane der Weltregierung ahnen lernt und auf sie zurück deutet, ohne die die Weltgeschichte nicht verstanden werden kann: so ordnet sich von selbst die chaotische Masse in gewisse Gruppen mit bestimmten Anfangs- und Endpunkten, die von historischen Ideen zusammengehalten werden, an denen sich die Vorsehung gleichsam offenbart. Diese Ideen begleiten unsichtbar die Begebenheiten und äußern Erscheinungen, durchdringen und gestalten innerlich die ganze Geschichte, und welcher Geschichtschreiber ihrem Wesen nachspürt, ihr Hervorgehen und erstes Erscheinen, ihre Bestrebungen, ihren Sieg und Herrschaft, ihr Verschwinden und Weichen vor andern neuern, die an ihre Stelle treten, uns darstellt, der übt sein eigentliches Geschäft mit Meisterhand, und läßt uns in die Geschichte ganz andere Blicke thun, als die fatalistischen und naturhistorischen, die teleologischen und pragmatischen Beobachter der menschlichen Dinge." — Diesem Ideal strebt er mit eben so viel Beharrlichkeit als Glück nach; nur wenige unter den jetzt lebenden Historikern dürfen wie er von sich sagen: „Ich habe in meiner schriftstellerischen Laufbahn ein Glück gemacht, dessen sich jetzt ein bescheidener Mann, der Schul- und Zeitungsfreundschaften verschmäht, in der wissenschaftlichen Literatur nur selten erfreuen kann." — Zu diesem Glücke trägt gewiß außer seiner Kenntniß, Umsicht und gewandten Darstellung — die leider mitunter zur geschwätzigen Breite zerfließt — auch sein männlicher Sinn und sein so warm für das Vaterland schlagendes Herz bei. Welch treffliche Worte schrieb er noch vor Kurzem über den letzten Waffenstillstand mit den Dänen! Gervinus ist schlank und groß von Wuchs, die vorwärts gebückte Haltung und der etwas schwankende Gang deuten nicht auf Festigkeit und Kraft; auch hat das längliche, bleiche Gesicht wenig männlichen Ausdruck, das braune Auge ist klar und geistvoll, sein Haar braun und weich*). Er spricht hastig und oft unverständlich, daher sein Kathedervortrag wenig befriedigt. Sein Styl hat ebenfalls mehr Hast als Klarheit. Sein jüngstes Werk „Shakespeare" ist eine Zierde unserer Literatur.

*) Ein bald nach seiner Vertreibung aus Göttingen herausgekommenes Bild — Lithographie — ist als sehr ähnlich und gelungen zu empfehlen.

Darmstadt. **Nodnagel.**

Die
Reinheit des hochdeutschen Reims
unter dem Einflusse der Mundarten.

Der Reim steht zu dem deutschen Versbau in so naher und naturgemäßer Beziehung, daß die mittel- und neuhochdeutsche Poesie, insbesondere die lyrische Poesie, der lebendigste und natürlichste Ausdruck poetischer Anschauungen, zu keiner Zeit des trochäischen und jambischen Reims entbehren konnte. Der Reim beruht in der deutschen Sprache auf der Betonung, konnte sich also vorzugsweise nur in Jamben und Trochäen ausbilden:

⏑ – ⏑ –
beraubt , geglaubt

– ⏑ – ⏑
rauben , erlauben.

Man hat allerdings im Deutschen auch daktylische, spondeische und andere Reime in Anwendung gebracht, wie

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
sonnige , wonnige

– – – –
Brodkorn , Schrotkorn

– – – –
oder gar: Steinbock , Weinstock,

doch kommen die daktylischen Reime bei den Dichtern nur selten und ausnahmsweise vor; und die spondeischen dienen fast nur zu poetischen Künsteleien: wir berücksichtigen in der folgenden Darstellung daher nur jambische und trochäische Reime.

Der jambische (männliche) Reim fordert Gleichheit des vokalischen Inlauts und des konsonantischen einfachen oder verstärkten Auslauts, jedoch Verschiedenheit des Anlauts,

Beispiel: Haus, Maus — schwer, quer — Hand, Band — Grund, gesund — Tags, wags.

Der trochäische (weibliche) Reim fordert in dem betonten Theile des gereimten Wortes dasselbe Lautverhältniß wie der jambische Reim, und außerdem vollständige Uebereinstimmung in der schwachtonig nachfolgenden Silbe. Der betonte Theil des trochäischen Reims ist

in der Regel ein Stamm, der nicht betonte eine Endung; es kommt aber nicht die etymologische Trennung der Silben, sondern die Trennung der Aussprache gemäß in Betracht,

Beispiel: ge-ben, schwe-ben — Hän-de, Bän-de — Hand-lung, Wand-lung — hei-lend, wei-lend

und zwei Wörter, die etymologisch verschiedene Endungen haben, können einen richtigen Reim bilden; z. B.

Geschich-te, Gedicht-e — weih-ten, schreit-en

lauten in der Aussprache und bilden die Reime:

Geschich-te, Gedich-te — weih-ten, schrei-ten.

Die Reinheit des Reims erfordert:

1) daß die gereimten Silben gleiches Tonverhältniß haben; hochtonige Stämme und tieftonige Endungen — z. B. Schmeichler und Herr oder schwer, Herrin und Sinn, Finsterniß und gewiß, schmeichelte und weh — geben keinen guten jambischen Reim; und betonte mit nicht betonten Stammsilben — z. B. aufgeben und streben, niederhalten und spalten — und nicht betonte Stammsilben unter einander — z. B. zwiefalter und Sachwalter, ausbleiben und aufschreiben — geben keinen guten trochäischen Reim;

2) daß die Vokale der gereimten Silben gleiches Tonverhältniß haben; — Thal und Fall, schwer und Herr, Spruch und Bruch (locus paluster) sind unreine Reime;

3) daß die gereimten Stammsilben ein und denselben Vokal haben; — frei und treu, Miethe und Güte, regen und mögen, Händen und wenden sind unreine Reime;

4) daß in jambischen Reimen der konsonantische Auslaut, und in trochäischen Reimen außerdem Anlaut und Auslaut der Endung übereinstimmen; — Tag und brach, Speck und weg, Ende und kennte, glaube und Raupe, saugen und rauchen sind unreine Reime. Da der Reim jedoch nicht für das Auge, sondern für das Ohr vorhanden ist, so wird durch zwei Laute, die in der Schrift verschieden dargestellt, aber übereinstimmend ausgesprochen werden, die Reinheit des Reims nicht beeinträchtigt; gilt und Schild, that und Bad, wand und gebrannt reimen auf einander; wogegen Laute, die mit gleichen Buchstaben dargestellt werden, unter Umständen nicht einen reinen Reim bilden, wie Stoß und Roß, Spruch und Gesuch.

Hier tritt uns nun der Einfluß der Mundarten auf das Hochdeutsche entgegen: während für den Oberdeutschen z. B. Frauchen und rauchen keineswegs, wol aber Gruß und Kuß ein reine Reim ist, verwirft das Ohr des Niederdeutschen den letztern und billigt den erstern Reim. Untersuchen wir, inwiefern die Eigenthümlichkeit jedweder Mundart — des Oberdeutschen und des Niederdeutschen — auf die reine Bildung hochdeutscher Reime Einfluß hat.

I. In Rücksicht des Tonverhältnisses zwischen Stamm und Endung stimmen die oberdeutschen und niederdeutschen Mundarten, wie auch das Hochdeutsche mit Ausnahme weniger Fälle (wie oberd. faule'nzen, Faule'nzer, ndd. und hochd. fa'ulenzen, Fa'ulenzer) durchaus überein, und Fehler gegen die Reinheit des Reims, wie

zitterten und Liebenden (Schiller.)

Ludewig und Krieg (Sch.)

Ließ euch eure Dam' im Stich
An der Farobank?
Ihr seht darein so feierlich:
Ist die Fürstin krank? (Rückert.)

Gegner, doppelt überlegen,
Ausgerüstet mit zwiefalter
Waff' als Dichter und Sachwalter. (Rückert.)

verletzen das rhythmische Gefühl des Oberdeutschen und des Niederdeutschen in gleichem Maße.

II. Die Quantität der vokalischen Inlaute stimmt in den unterschiedenen Mundarten nicht immer überein, und ein ungehöriger Einfluß der letztern auf das Hochdeutsche giebt sich besonders bei oberdeutschen Dichtern kund. Die niederd. Volkssprache hat viel mehr lange Vokale als die oberdeutsche; da aber gerade derjenige Theil des Volkes, bei welchem der Einfluß der Mundart am entschiedensten ist, das Hochdeutsche vorzugsweise in der Schriftsprache, nämlich lesend und schreibend kennen und anwenden lernt, so richtet er sich in der Aussprache nach der Schrift, die in Rücksicht der Dehnungen und Schärfungen ziemlich konsequent ist. In solchen Fällen freilich, wo, scheinbar dem Gesetze der Schärfung entgegen, einem zwiefachen Konsonanten ein langer Vokal vorhergeht — gewöhnlich ist vor dem starren Konsonanten ein Vokal ausgefallen — wird in niederdeutschen Gegenden nicht selten der Vokal kurz ausgesprochen,

namentlich in Arzt, Warze, Obst, Pferd, Schwert, Erde und werden, wiewol die drei letzten Wörter auch in der niederd. Volksmundart langen Vokal haben. Hochdeutsche Dichter in niederd. Gegenden reimen jedoch die Vokale in den angegebenen Wörtern nie mit kurzen Vokalen, und überhaupt kommt es selten und nur ausnahmsweise vor, daß sie, was die Quantität des Vokals betrifft, von dem feststehenden hochd. Sprachgebrauche abweichen.

So wird in niederd. Gegenden in den Wörtern Spaß, spaßen, Glas, Gras, Rad auch wol von Gebildeten der Vokal kurz ausgesprochen; doch findet man selten, daß Dichter sie mit Haß, hassen, satt reimen. Das Hülfsverb lassen wird im Niederd. nicht selten laßen gesprochen (niederd. lâten), und Claudius reimt:

Der Mogul ist ein großer Mann
Und gnädig über Maaßen,
Und klug: er war itzt eben dran
En Zahn ausziehn zu laßen.

Das Wort Jagd hat im Niederd. kurzen Vokal, doch reimen niederd. Dichter allgemein wie Bürger:

Willkommen zu der edlen Jagd . . .
Kein Spiel, das lieblicher behagt.

Uhland dagegen reimt:

Und nach dem Wald und der wilden Jagd
Und nach der deutschen Männer Schlacht.

Zweifelhaft sind die Wörter schwer, Beschwer, Beschwerde, Bret (Brett), Breter (Bretter) sowol bei oberd. als bei niederd. Dichtern, und eben so schwanken rücksichtlich der Quantität die Wörter an und nach. Schiller reimt: Bahn und an; Göthe: hervorgethan und an; Bürger: Fischerkahn und an; Göthe: Schmach und nach; J. Kerner: sprach und nach; Bürger: brach und nach. Dagegen Schiller: Gespann und voran; Göthe: an und kann; Bürger: an und Mann; Schiller: ach und nach, Bach und nach; Chamisso: fach und nach; W. Müller: nach und Ungemach.

Sehr häufig aber bringt die mundartisch kurze Aussprache des hochdeutsch langen Vokals bei oberdeutschen Dichtern unreine Reime zuwege; denn das Oberdeutsche hat aus dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen sehr viele Kürzen beibehalten, die im Hochdeutschen und im Niederdeutschen Dehnung erhalten haben.

Beisp.: Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. (Schiller.)

Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen, . . .
Nun, so sei's denn, sei's in Gottes Namen. (Sch.)

Wo der Mensch, der Gottes Rathschluß prüfte?
Heilig, heilig bist du Gott der Grüfte. (Sch.)

Zahme Donner untern Füßen
Schläft gewiegt von Ledas Küssen
Schläft der Riesentödter ein. (Sch.)

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum. (Uhland.)

Beim ersten Stoße
Der Jüngling sank vom Rosse. (Ders.)

Und mancher deutsche Rittersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan. (Ders.)

Der König Karl fuhr übers Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert er,
Und ward vom Sturm verstoßen. (Ders.)

Der einen oder der andern oberdeutschen Mundart gemäß ist es möglich, daß in folgenden Wörtern der Vokal, der im Niederdeutschen und im Hochdeutschen als Länge auftritt, von Dichtern aus oberdeutschen Gegenden mit kurzen Vokalen gereimt werde: aber, Abel, Adler, Art, artig, Blut, Bogen, Bote, Buch, Bruder, Geburt, dar, gediegen, dieser, dies, edel. Frieden, Fuß, gar, gegen, Gegend, Glied, haben, gehoben, erhoben, holen, Hose, jeder, klagen, Laden, liegen, loben, Made, mager, mahnen, Namen, Nase, nieder, nur, oben, Oberster, oder, Qual, Vater, viel, vor, reden, gerieben, Riegel, rufen, sagen, Schicksal, Drangsal u. s. w., schaden, geschieden, verschieden, schlagen, schon, geschrieben, sehen, Sieg, spielen, stehen, Stiefel, gestohlen, Stufe, Tag, Tages, Tugend, Urheber, Ursache u. s. w., Wade, wedeln, wider, Wiese, gezogen, zu.

Seltener kommen Fälle vor, daß oberd. lange Vokale in niederd. Gegenden kurz ausgesprochen werden, wie namentlich der Vokal o vor dem Schmelzlaute r, auch wenn er durch einen andern Konsonanten verstärkt ist, z. B. oberd. Zoorn, Hoorn, Doorf, Doorn, Woort, Oort, niederd. und hochd. Zorn, Horn, Dorf, Dorn, Wort, Ort.

III. Sehr häufig kommen, sowohl bei süddeutschen als bei norddeutschen Dichtern, unreine Reime durch die Darstellung der getrübten Vokale ü, ö und des Diphthongs eu, au (äu) durch i, e, und ai zum Vorschein. Die Ungehörigkeit ist von oberdeutschen, besonders von mitteldeutschen, und nur von wenigen niederdeutschen Mundarten ausgegangen, von den Dichtern in den andern niederd. Gegenden aber ihrem natürlichen Sprachgefühl zum Trotz angenommen, weil es ihnen bequem däuchte, die Anzahl der zu Gebote stehenden Reime auf diese Weise zu vermehren. Man hört in Obersachsen und auch in einigen niederd. Gegenden, namentlich in der Mark Brandenburg (niemals in Niedersachsen und Westphalen) für Töne, König, gewöhnen, Mörder, Mörtel, Hölle: Tene, Kenig, gewehnen, Merder, Mertel, Helle; für Lügen, Kühe, müde, künden, Mütter: liegen, Kihe, miede, kinden, Mitter; für Zeug, treu, träumen, Häuser: Zaig, trai, traimen, Haiser reimend mit Zweig, drei, keimen, Weiser. Der Laut e, welcher in solchen unreinen Reimen dem langen ö entspricht, ist das aus i hervorgegangene e, wie es in Thee, Beet, dehnen erscheint, nicht der aus a hervorgegangene Laut, der mit ä zusammenfällt und in Schwefel, kneten, Pferd, gewähren auftritt. Schwäbische Dichter werden nie reimen: erhöht und Gebet, erhört und Pferd, erhören und begehren, öder und Bäder, tödten und Städten, Höhle und wähle. Bei niederd. Dichtern aber kommen solche widrige Reime nicht selten vor, weil in niederd. Gegenden das Sprachgefühl für die Unterscheidung des spitzen und des stumpfen e oft schwankend, oft durchaus unrichtig ist. Der Laut ä trifft aber im Oberdeutschen mit dem e in Gebet, Pferd nur dann zusammen, wenn er als Umlaut von dem hellen a, nicht wenn er als Umlaut von â zu betrachten ist: Wägen reimt wol auf legen, nicht aber auf Degen. Daher konnte Schiller in der bekannten Rezension von Bürgers Gedichten den Reim blähn und schön so tadelnswerth finden, während er Matthison den Reim erhöht auf Majestät willig gelten ließ.

Das spitze e verwandelt sich in Schwaben vor einem Schmelzlaut mit folgendem Konsonanten fast in ein i; und da das ü dem i sehr nahe kommt oder gar mit ihm zusammenfällt, so können bei schwäbischen Dichtern nicht bloß die Reime Kern und Hirn, son-

dern sogar Kerze und Würze, Menschen und wünschen vorkommen.

Schiller reimte in seiner ersten Zeit:

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?

und:

Muthig sprang er im Gewühle der Menschen
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in schweifenden Wünschen,
Hoch wie ein Adler in schwindelnder Höh.

Unrein gereimte Vokale finden wir bei den meisten Dichtern.

Beisp.: Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken. (Wieland.)

Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen. (Bürger.)

Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch! (Göthe.)

Wo selten Stauden zierlich
Sich stellen als natürlich. (J. H. Voß.)

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm. (Schiller.)

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht. (Ferd. Schlegel.)

Ach! ach! wie sehnt sich für und für,
O fremdes Land, mein Herz nach dir! (L. Tieck.)

Ists, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ists, wo am Belt die Möve zieht? (E. M. Arndt.)

O Hamburg, reich und schön
Man wird in jungen Ehren
Dich Phönix wieder sehn. (M. v. Schenkendorf.)

Jene Burg auf steiler Höhe
. . . .
Meinen Augen thut sie wehe. (J. Kerner.)

Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie aus Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied. — (Uhland.)

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert: mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee. (H. Heine.)

Süß duftet dort das Rosengesträuch;
Da wird er schwindlich und todtenbleich. (A. Grün.)

Um seinen Mund spielt gräßlich Lächeln,
Dumpf durchs Gemach schallt beider Röcheln. (Freiligrath.)

Nur bei A. W. Schlegel, Graf Platen und einigen jüngern Dichtern finden wir keine unreinen Reime dieser Art.

IV. Am auffallendsten ist der Einfluß der mundartischen Aussprache auf den konsonantischen Auslaut hochdeutscher Stämme und den konsonantischen Anlaut und Auslaut hochdeutscher Endungen. Die oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart haben sich, sowol was die Aussprache als was das organische Auftreten der Schlaglaute und der Hauchlaute angeht, gewissermaßen in Gegensätzen zu einander entwickelt. Man unterscheidet gewöhnlich die Schlaglaute (mutae) in harte (p, t, k), weiche (b, d, g) und gehauchte (f, ß, ch): um den Gegensatz der Mundarten darzustellen, betrachten wir aber die gehauchten (aspirirten) Schlaglaute als harte Hauchlaute, im Gegensatz zu den weichen Hauchlauten, den eigentlichen Spiranten, so daß sich folgende Uebersicht ergiebt:

1) Schlaglaut
   a. harter Lippenlaut: p, Zungenlaut: t, Kehllaut: k,
   b. weicher „ b, „ d, „ g.

2) Hauchlaut
   a. harter Lippenlaut: f, Zungenlaut; ß, Kehllaut: ch,
   b. weicher „ w, „ s, „ j.

Der konsonantische Anlaut der Stämme kommt bei dem Reime nicht in Betracht, da dieser es mit den Auslauten der Stämme und den Anlauten der Endungen zu thun hat. Wir wollen jedoch, um die mundartischen Gegensätze nachzuweisen, auch den Anlaut der Stämme kurz in Erwägung ziehen.

Am wenigsten gehen die oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart bei den labialen Schlaglauten p und b auseinander. Alle mit p anlautenden Stämme stimmen in beiden Mundarten überein; aber die mit einem p geschriebenen Wörter werden in einigen oberdeutschen Gegenden hart, mit p, angelautet, wogegen in andern alle

p wie b gesprochen werden, so daß überall in Süddeutschland Pein und Bein, backen und packen gleich klingen, d. h. der Oberdeutsche macht keinen Unterschied zwischen dem anlautenden p und dem anlautenden b, er spricht alle pp wie bb, oder umgekehrt; doch ist in Süddeutschland b, in Mitteldeutschland p gewöhnlicher. Bei vielen Wörtern ist das ursprünglich, und niederdeutsch noch jetzt anlautende p oberd. und hochd. in f oder pf übergegangen: niederd. Perd, Plante, Pund, Plog; oberd. und hochd. Pferd, Pflanze, Pfund, Pflug, oberd. auch wol Ferd, Flanze, Fund, Flug. — Die anlautenden labialen Hauchlaute f und w stimmen in beiden Hauptmundarten überein; nur wechseln beide innerhalb der niederdeutschen Mundart vor einem r, indem der Niedersachse Wrampel, wred, wringen, der Westfale Frampel, fred, fringen spricht.

Nur wenige Wörter haben im Oberdeutschen und im Niederdeutschen den anlautenden Zungenlaut t gemein; es sind meist eingebürgerte Wörter wie Tafel, Tafft, Taback u. a. Sonst entspricht das niederdeutsche t dem oberdeutschen z, und dem oberdeutschen t entspricht das niederdeutsche d. Beispiel: Oberd.: Zange, Zahn, zehren, zu, Zaun — Tag, tief, Tod, thun, Traube; niederd.: Tange, Tan, teren, to, Tun — Dag, depe, Dod, doen, Druwe. Die Wörter, die den niederd. mit t anlautenden Stämmen entsprechen, werden im Hochd. bald mit einem niederd. d, bald mit einem oberd. t geschrieben: der in oberdeutschen Gegenden hochdeutsch Sprechende unterscheidet aber dieses t und d der hochdeutschen Schriftsprache so wenig, als p und b, und spricht immer ein anlautendes t oder ein anlautendes d, während man in allen niederdeutschen Gegenden das Hochdeutsche durchaus den Schriftunterschieden gemäß ausspricht.

Das anlautende s wird im Niederdeutschen durchgängig wie das scharfe s der romanischen Sprachen, als ß gesprochen, z. B. ßeggen (sagen), ßülwer (selber). Auch im Hochdeutschen wird diese harte Aussprache des s von den meisten Gebildeten beibehalten; man hört namentlich in Westfalen in der Regel: ßenden, ßehen, ßammeln u. s. w. Der hochd. Zischlaut sch ist durchaus oberdeutscher Herkunft — vielleicht gar slavischer Abkunft. — Er ist im Anlaute: 1) vor einer Liquida oder vor einem w, p und t Verdichtung des Spiranten s und im Niederd. nicht vorhanden (vergl. hochd. schlecht, schmal, Schnee, Schwalbe, und die zwar mit einem sp und

st geschriebenen aber mit schp und scht gesprochenen Wörter Speise, Stand u. a. mit niederd. slecht, smal, Snee, Swale, S-pise, S-tand, in welchen das s übrigens auch als ß gesprochen wird); — 2) vor einem Vokale und vor r Verstärkung des anlautenden k oder g; es entspricht in diesem Falle dem nordischen sk und wird im Niederd. s-ch gesprochen, z. B. hochd. Schuld, Schild, Schinken, Schrift, schreiben; niederd.: S-chuld, S-child, S-chinken, S-chrift, s-chriwen. Uebrigens wird das anlautende sch (st, sp) in niederdeutschen Gegenden von den meisten Gebildeten der oberdeutsch-hochdeutschen Weise gemäß ausgesprochen.

Am meisten weichen die Mundarten unter einander im Gebrauche und in der Aussprache der gutturalen Anlaute k g — ch j unter einander und vom Hochdeutschen ab. Der Süddeutsche spricht den Anlaut k selten rein; dieser Laut erscheint in der allemannischen Mundart als ch (Chind für Kind, Chilche für Kirche, Chrisbaum für Kirschbaum); die andern süddeutschen Mundarten haben zwar ein k als Anlaut vor Vokalen, aber es wird immer als eine Art von Hauchlaut hervorgebracht, und steht nicht mit f und p, sondern mit pf in gleicher Reihe der Artikulation. Rein erscheint dagegen in den süddeutschen Mundarten, mit Ausnahme der allemannischen, das k vor Schmelzlauten; in Kreide, Klaue, Knabe wird von den Süddeutschen das k eben so ausgesprochen, wie von den Niederdeutschen. Auch in fremden Wörtern spricht der Süddeutsche auch vor Vokalen sein k rein aus. — Die mitteldeutschen Mundarten, namentlich die obersächsische, haben das k ganz wie die niederdeutschen Mundarten, d. h. ohne allen Hauch. — Der Laut g wird in den südd. Mundarten härter als das französische g in garde, guerre, fast wie das niederdeutsche k gesprochen, so daß k und g vor Schmelzlauten zusammenfallen und Greis und Kreis, glauben und klauben gleich klingen. Auch die obersächsische Mundart hat diese Aussprache des g; daher kommt es, daß sowol der Süddeutsche als der Norddeutsche behaupten, der Obersachse unterscheide in der Aussprache nicht Garten und Karten, gern und Kern, Gunst und Kunst; jener, weil der Obersachse das k nicht haucht, dieser, weil er das g nicht haucht. In den niederdeutschen Mundarten wird nämlich das g überall mit einem Hauche hervorgebracht; in der Mark Brandenburg, einem Theile von Niedersachsen, Westfalen und dem Niederrhein wie j — juter Jott, jarstig,

Jeist, Jlaube, Jrab — in dem größten Theile von Westfalen und in einem Theile von Niedersachsen wie ch — chuter Chott, charstig, Cheist, Chlaube, Chrab. — Das Hochdeutsche steht auch in diesen Gegenden so sehr unter dem Einflusse der Mundart, daß ein Theil der Gebildeten in der eben bezeichneten Weise spricht; die richtige Aussprache dieses Lautes findet jedoch immer mehr Eingang. — Ch erscheint nie als Anlaut. J wird als Anlaut im Allgemeinen übereinstimmend ausgesprochen; nur in Franken neigt es sich zu g (Gagd für Jagd, Gahr für Jahr) und in Obersachsen kommt ein Tj vor (Tjagd, Tjahr).

Der verstärkte Anlaut wird im Hochdeutschen überall seinen Bestandtheilen gemäß ausgesprochen; also im Niederdeutschen der Schrift gemäß, wogegen in oberdeutschen Gegenden auch Gwelle oder Chwelle, Graft oder Chraft, dseren, Schdock, Schbeise für hochd. Quelle, Kraft, zehren, Stock, Speise gehört wird.

Wir können nunmehr auch die Faktoren des Reims, den konsonantischen Auslaut des Stammes, und den konsonantischen Anlaut und Auslaut der Endungen in der rechten Weise in Betrachtung ziehen.

1. Jambische Reime.

Als Auslaute der Stämme unterscheidet man die harten und weichen Lippenlaute (p und b, f und w) und die harten und weichen Zungenlaute (t und d, ß und s) in der Aussprache gar nicht, indem man jederzeit den harten Laut vernimmt; vergl. ob, brav, (braw), los, Rad, Bund, Schild, Mord und: hopp, traf, groß, bat, bunt, schilt, Ort. Dem auslautenden labialen Schlaglaute des Oberdeutschen und Hochdeutschen (Leib, grob, Dieb, Grab) entspricht zwar im Niederdeutschen der labiale Hauchlaut (Liw, grow, Low, Dew, Graw); doch wird dadurch in niederd. Gegenden kein Einfluß auf das Hochdeutsche ausgeübt. In den süddeutschen Mundarten wird das auslautende st ganz oder doch fast ganz wie scht ausgesprochen, so daß dort Geist, Gast, bist auf heischt, nascht, erlischt Reime bilden; sie sind für die Zunge eines Norddeutschen natürlich nicht vorhanden.

Entschieden treten die oberdeutschen und die niederdeutschen Mundarten in der Aussprache der auslautenden Kehllaute einander entgegen. Nur das auslautende k (nach einem langen Vokal und nach einem Konsonanten einfach k — buk, erschrak, Werk, Dank, Schalk — nach einem kurzen Vokal ck geschrieben — Druck,

Schreck, flück —) stimmt in den oberd. und in den niederd. Mundarten überein; doch findet im Oberdeutschen der oben bei dem anlautenden k erwähnte Unterschied auch auslautend statt, und das k in Werk, Dank, Schalk ist unterschieden von dem k in Schreck, Druck, Schmuck, flück, indem es dort gehaucht (gch), hier stumpf wie im Niederdeutschen gesprochen wird, was übrigens in Rücksicht des Reims nicht in Betracht kommt.

Das auslautende weiche g wird im Oberdeutschen eben so wie die andern weichen Schlaglaute als harter Laut, also als k gehört; also Krug, genug, Tag, weg, Burg, Balg wie Kruk, genuk, Tack, weck, Burk, Balk. Die niederd. Mundarten haben in denselben Wörtern ein ch, und auch bei der Aussprache des Hochd. hört man in den niederd. Gegenden auslautend ein ch; so daß jene Wörter hier klingen, als wären sie Kruch, genuch, Tach, wech, Burch, Balch geschrieben, und Dichter aus diesen Gegenden reimen durch und Burg, zog und hoch, Schlag und nach, weg und Pech.

Beisp.: Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach 2c. (Bürger.)

Denn mich traf des Rächers Fluch,
Als ich meinen Bruder schlug. (Stolberg.)

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Besuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe
Und Komplimente genug. (H. Heine.)

Sie ritten nach Vlissingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man sich leichtlich wach. (Freiligrath.)

Dagegen reimen oberdeutsche Dichter Tag und Sack, Sarg und stark, schlug und buk; z. B.

Des Lebens Aengsten er wirft sie weg,
Er reitet dem Schicksal entgegen keck. (Schiller.)

So holten sie mit Freuden ihren Schmuck,
Dem General war dies noch nicht genug. (Gellert.)

Reime wie Besuch und genug sind dem Niederd. nicht durchaus eigenthümlich; sie kommen schon im Althochdeutschen vor, und werden dann freilich auch der Aussprache gemäß geschrieben, z. B. zoch und hoch. Ein bekannter Grammatiker, dessen süddeutschem

Ohre Reime dieser Art entsetzlich anstößig sind, macht die Bemerkung, wenn niederd. Dichter durch und Burg reimten, so müßten sie auch Burch schreiben. Wir sind derselben Meinung; fordern aber konsequent von oberdeutschen Dichtern, die Schmuck und genug reimen, daß sie auch genuck schreiben; gleichfalls nach dem Vorgange der Alten, z. B.

— daz er (der undere mülen stein) stille lak
von einem kleinen wezzerlin der ober' grozer snelle pflak.
(Der künik Tirol.)

In der Endung ig wird das g nur in allemannischer Mundart als k gesprochen (artik, fleißik); in den andern oberd. Mundarten und von den hochdeutsch sprechenden Süddeutschen aber wie ch, also ig wie lich. Das stimmt durchaus mit der hochdeutschen Aussprache in niederd. Gegenden überein.

Sehr unterschieden dagegen ist in den Mundarten die Aussprache des auslautenden ng (Sang, Ding, Schwung). In der Volkssprache des nördlichen und mittleren Deutschlands hört man überall ein deutliches k in dem Laute, so daß Sang und Dank, flink und Ding, stunk und Schwung reine Reime bilden. Schon dem Mittelhochd. waren Reime dieser Art nicht fremd, man reimte und schrieb:

Ich mane di suezen, reinen noch ir triuwen,
die si mir gap, dest unmazen lank;
Käm ich wider, ich schiede uz allen riuwen:
geschiht des niht, so wirt min leben krank.
(Grave Otte von Bottenlouben.)

und bei neueren Dichtern aus norddeutschen Gegenden findet man häufig solche Reime. Z. B.

Die Feierstund' in sanftem Gang
Würzt unsern Trank
Mit holder Red' und Chorgesang. (Voß.)

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank;
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang. (Bürger.)

Die Bahr' sind zwei Gewehre
Mit Läufen rund und lang:
Darüber sind die Quere
Gelegt drei Schwerter blank. (Freiligrath.)

In vulgärer Aussprache des Hochdeutschen hört man in Westfalen das g in ng sogar als ch — Sanch, Dinch, Schwunch. Die Sprache der Gebildeten neigt sich aber immer mehr zu derjenigen Aussprache des ng-Lautes, die der französischen Aussprache des n in en, on, ainsi etc. nahe kommt.

Dem auslautenden ch des Oberdeutschen und Hochdeutschen entspricht ein niederdeutsches k, z. B. Buch — Book, Strauch — Strunk, Mönch — Münk. Das Niederd. hat jedoch keinen Einfluß auf die hochd. Darstellung dieses Auslautes; das auslautende ch wird überall im Hochdeutschen in gleicher Weise gesprochen.

3. Trochäische Reime.

Am entschiedensten tritt der Gegensatz der deutschen Hauptmundarten und der Einfluß der Mundarten auf das Hochdeutsche in der Erscheinung des Anlauts der Endungen, oder in dem trochäischen Reime hervor; die meisten unreinen Reime findet man unter den trochäischen Reimen.

Im Allgemeinen gilt der Satz: die oberdeutschen — sowol die mittel- als die süddeutschen — Mundarten haben vorzugsweise harte, die niederdeutschen Mundarten weiche Anlaute in den Endungen.

Die weichen Schlaglaute verdoppeln sich nicht in der oberdeutschen, wol aber in der niederdeutschen Mundart; man vergleiche oberd. und hochd.: flück, Rücken, Brücke, Krippe, Wecke, Blatter, Ritter, riffen und niederd.: flügge, Rüggen, Brügge, Kribbe, Wegge, Bladder, Bidder, Riwweln. Die hochdeutsche Sprache strebt die niederdeutschen Formen zu verdrängen und für die früher üblichen Formen flügge, Ribbe, Dodder wird jetzt allgemein flück, Rippe, Dotter gesprochen und geschrieben. Es sind aber mehrere Schärfungen mit weichem Schlaglaute aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche gekommen, wie: Ebbe, Krabbe, Dogge, Roggen, Egge, Flagge, Kladde, Widder, Troddel u. a. Der hochdeutsch Sprechende in Süddeutschland spricht diese Laute ihrem Ursprunge zum Trotz hart aus und reimt Doggen auf Wocken, Egge auf necke, Kladde auf hatte, Widder auf bitter.

Die Lippenlaute werden als Anlaute der Endung im südlichen Deutschland, auch wo der harte Laut geschrieben wird, allgemein weich ausgesprochen: kneipen wie kneiben, Knorpel wie Knorbel; ja, wo der Laut b geschrieben wird, tritt sogar ein w an die

Stelle, so daß Schwalbe als Schwalwe, Leben als Lewen gesprochen wird. In den niederdeutschen Mundarten entspricht dem hochdeutschen b ein w (hochd. leben, sterben, niederd. lewen, sterwen), dem f ein p (hochd. laufen, kaufen, niederd. lopen, kopen). In manchen Wörtern trifft hochd. p und f mit niederd. p und f zusammen, z. B. in Raupe, Rupe, Lippe, Lippe, stolpern, stolpern, strafen, strafen, Gaffel, Gaffel. Die Aussprache der hochdeutschen Lippenlaute findet in niederdeutschen Gegenden durchaus der Schrift gemäß statt: wogegen in oberdeutschen Gegenden der harte und der weiche Anlaut der Endung nicht scharf unterschieden wird. Daher reimen oberdeutsche Dichter schreiben und kneipen, Glauben und Raupen.

Die Aussprache der anlautenden Zungenlaute t, d — ß, s stimmt in Stamm und Endung überein. Im Norden Deutschlands wird t und d durchaus der Schrift gemäß ausgesprochen. Der Oberdeutsche unterscheidet diese Laute nicht scharf; daher findet man bei Dichtern aus oberdeutschen Gegenden häufig unreine Reime wie meiden und reiten, Maden und rathen, werden und zehrten, Kinder und Winter.

Was hilft es viel von Stimmung reden
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie. (Göthe.)

Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter
Mein Busenfreund, ach, meinen Bruder. (Schiller.)

Sehr entschieden tritt in dem anlautenden s und ß ein Gegensatz zwischen den oberdeutschen und den niederdeutschen Mundarten hervor. Der Oberdeutsche hat weiches s als Anlaut des Stammes, hartes ß als Anlaut der Endung; der Niederdeutsche hat hartes ß als Anlaut des Stammes, und weiches s als Anlaut der Endung: in Oberdeutschland spricht man hochdeutsch in der Regel saußen, in Niederdeutschland nicht selten ßausen.

Die oberdeutsche Aussprache des s im Anlaute der Endung hat viele unreine Reime zu Wege gebracht, die dem Ohr des Norddeutschen sehr anstößig sind.

Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreisen. (Göthe.)

Und wie ich stieg, zog an dem Fluß der Wiesen

Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen. (Göthe.)

Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen wie die heitern Loose. (Schiller.)

Stürmend von hinnen itzt wie sich vom Felsen
Rauschende schäumende Gießbäche wälzen. (Schiller.)

Eben so entschieden giebt sich ein Gegensatz der Mundarten in der Aussprache des die Endung anlautenden g kund. Im südlichen Deutschland wird der Laut durchaus unverändert gesprochen, gleichviel ob er den Stamm oder die Endung anlautet, so daß taugen auf pauken, balgen auf Balken, Berge auf Werke reimt.

Einen Jüngling trägt man hier hinaus,
Einen Jüngling noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt
Pochend mit der Jugend Nervenmarke ꝛc. (Schiller)

Ihm gab zur Antwort ein Junge
Frisch wie ein Funke ꝛc. (Rückert.)

In Mitteldeutschland, wo g als Anlaut des Stammes ganz wie k klingt, hat es als Anlaut der Endung ganz den Laut ch, so daß taugen auf rauchen, folge auf solche, Berge auf Lerche reimt. Die niederd. Mundart spricht denselben Laut als j (fräjen, Berje, sejjen) und in niederd. Gegenden wird auch hochdeutsch taujen, folje, Berje gesprochen.

Die hochdeutschen Dichter reimen sehr häufig der mittelhochdeutschen Aussprache gemäß:

Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßen Weihrauch auf. (Göthe.)

Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen! (Göthe.)

Für das hochd. ch haben die niederdeutschen Mundarten im Anlaute der Endung ein k; vergl.: rauchen und roken; sprechen und spreken, Männchen und Männeken. Wenn der Niederdeutsche aber hochdeutsch spricht, so gebraucht er in allen diesen Fällen ein ch; Reime wie Becher und Wecker, Sache und Hacke kommen niemals vor. In den ober- und mitteldeutschen Mundarten wird aber das ch in der Endung chen und nach Konsonanten als j gesprochen, so daß das Frauchen nicht auf rauchen, sondern

auf niederd. saugen (saujen), und Rehchen, Lerche, dem Storche auf niederd. Segen, Ferge, Sorge reimt.

In allen Gegenden werden die Zischlaute und die zusammengesetzten Laute im Auslaute eben so wie im Anlaute gesprochen; man hört in oberd. Gegenden Reidse, Würdse, berschden, Würschde, Weschbe, Haschbel für hochd. Reize, Würze, bersten, Würste, Wespe, Haspel; in niederd. Gegenden wird in diesen Wörtern kein Zischlaut und das p und t als harter Laut gehört. Dem hochd. und oberd. sch der Endung entspricht ein niederdeutsches sk: Mensken, tüsken, wisken für hochd. Menschen, zwischen, wischen, und Ungebildete sprechen demgemäß hochdeutsch: Mens-chen (wie Hänschen), täus-chen (wie Häuschen), wis-chen (wie Bischen); und umgekehrt hört man — wenn auch selten — von Gebildeten, die solche mundartischen Fehler vermeiden wollen, das sch wie sch aussprechen: Hänschen, Häuschen, bischen. Auf den hochdeutschen Reim hat die fehlerhafte Aussprache niemals Einfluß gehabt; kein niederdeutscher Dichter hat unseres Wissens jemals Menschen auf Hänschen, täuschen auf Mäuschen, wischen auf bischen, oder gar Hänschen auf Menschen, Häuschen auf täuschen, bischen auf wischen gereimt. Auch reimen Dichter in oberdeutschen Gegenden niemals Gaste und naschte, Geiste und heischte, listen und wischten.

Blicken wir nun auf das in Betrachtung Gezogene zurück, so ergiebt sich:

1) daß oberdeutsche Dichter die Reinheit des Reimes in der Quantität der Reime weit öfter verletzen, als niederdeutsche Dichter (Qual — überall, zusammen — Namen);

2) daß die oberd. Aussprache der getrübten Vokale eine Menge unreiner Reime zu Wege bringt (Füße — ließe, Götter — Vetter);

3) daß die Aussprache der Konsonanten in oberd. Gegenden weit mehr unter dem Einflusse der Volksmundart steht, als in niederdeutschen, so daß dort weit mehr unreine Reime als hier vorkommen (oberd. Schmuck — genug, schreiben — kneipen, Winter — Kinder, fließen — Wiesen, Junge — Funke, horchen — sorgen; niederd. nur sprach — lag, Gang — Trank).

Wenn nichtsdestoweniger ein bekannter Grammatiker sagt, den Niederdeutschen ermangele in Rücksicht der Aussprache hochdeutscher Laute durchaus alles Sprachgefühl, so können wir eine solche Aeuße-

rung nur aus der unrichtigen Ansicht erklären, daß das Oberdeutsche allein Basis und Norm des Hochdeutschen sei und in zweifelhaften Fällen allein zu entscheiden Berechtigung habe; eine Ansicht, die vor Sprachkennern nicht widerlegt zu werden braucht. Mag das Hochdeutsche auch in dem Oberdeutschen wurzeln; es hat seinen Wachsthum und seine Blüthen eben so sehr unter dem Einflusse der niederdeutschen Mundarten entwickelt und man darf nur eine hochdeutsche Sprachprobe mit ihrem oberdeutschen und ihrem niederdeutschen Gegenbilde vergleichen, um zu erkennen, daß das Hochdeutsche in den Lautverhältnissen dem Niederdeutschen wenigstens eben so ähnlich sieht, als dem Oberdeutschen.

Wo die oberdeutsche und die niederdeutsche Aussprache des Hochdeutschen nicht übereinstimmt, ist es in vielen Fällen zweifelhaft, ob der Oberdeutsche oder der Niederdeutsche Recht hat; jeder ist in diesen Fällen aber schuldig, auf des Andern Sprachgefühl Rücksicht zu nehmen und alles Anstößige so viel als möglich zu vermeiden. Es ist nicht schwer zu bestimmen, welche Reime im Hochdeutschen vermieden werden müssen.

1) Alle Reime, die dem richtigen Tonverhältnisse zwischen Stamm und Endung entgegen sind, dürfen überall nicht angewendet werden.

2) Die Quantität der vokalischen Inlaute hat sich im Hochdeutschen ziemlich allgemein festgestellt; oberdeutsche Dichter dürfen nicht reimen: Qual und Fall, prüfte und Grüfte, Stoße und Rosse rc.; niederdeutsche dürfen nicht Spaß und Haß, Rad und satt, lassen und saßen reimen.

3) Getrübte auf reine Vokale zu reimen, wie bünden und finden, schwören und lehren, Feuer und Eier, Bäder und Zeder ist überall unstatthaft.

4) Was die konsonantischen Auslaute der Stämme und die konsonantischen Anlaute und Auslaute der Endungen betrifft, sind die oberdeutschen Dichter dem niederdeutschen Sprachgefühl, und umgekehrt die niederdeutschen Dichter dem oberdeutschen Sprachgefühl alle Rücksicht schuldig. Die oberdeutschen Dichter sollen sich vor Reimen hüten wie: Tag und Sack, weg und keck, genug und Schmuck, Zwerg und Werk, Glauben und Raupen, reiten und meiden, sausen und draußen, neigen und Eichen, Widder und bitter, Krabben und Lappen, Doggen und Wocken, dagegen sind die niederdeutschen Dichter dem Ohr des Oberdeutschen schuldig nicht zu reimen: Tag und sprach, weg und Pech, Sang und Dank, und, wenn sie sehr viel Rücksicht nehmen wollen, auch nicht: Ei-chen und reichen, Frauchen und rauchen.

Büren. **F. C. Honcamp.**

Ueber die Sprache der piemontesischen Deutschen am Monte Rosa.

Ueber die Deutschen im nördlichen Theil des jezigen Fürstenthums Piemont oder die dort in 8 Gemeinden (Issime, die beiden Gressoney, Alagna, Rima, Rimella, Gabi und Macugnaga) mit angeblich 7000 Seelen noch nachgebliebenen Ueberreste eines germanischen Volks hat der verdienstvolle Albert Schott, Oberlehrer der deutschen Sprache am Gymnasium in Zürich, in zwei Schriften, betitelt: „Die Deutschen am Monte-Rosa," Zürich 1840, und „Die deutschen Colonien in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft," Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1842, eine nach seinen Kräften gründliche Untersuchung angestellt. Die Hauptschrift ist die leztgenannte. Der Verfasser hat mehrere frühere Geschichtsschreiber und Sprachforscher zu Rathe gezogen, doch dessen eigene Beobachtungen auf einer wenn auch flüchtigen Reise in jenen Gegenden machen nach meiner Ansicht den schäzbarsten Theil des Werkes aus. Viel Neues ist darin neben manchem Irrthum. Die Sprachforschungen sind häufig nicht die glücklichsten, denn dazu war seine Kunde von den neuern Sprachen nicht ausgebreitet genug, und Schade ist es, daß der wackere Schott nicht für nöthig hielt oder nicht veranlaßt ward, das Ewige in der Race scharf ins Auge zu fassen und das besonders zu erforschen, was in der Volks- und Menschenart der germanischen Welt nimmer untergeht.

Es herrscht noch bis auf diesen Tag eine große Begriffsverwirrung bei unsern ethnographischen Forschern deutschen Geschlechts, und wie viel mehr noch bei fremden, hinsichtlich der beiden großen Hälften, worin sich von jeher die germanischen Völker getheilt haben und zwar in Folge eines wesentlichen geistigen sowol als körperlichen Hauptunterschiedes der einen von der andern, welcher sich in der Körperbildung oder dem habitus corporum, ferner in der Mundart, Häuserbauart und Kleidertracht zeigt. Der Verfasser der Germania ahnte diesen großen Unterschied und theilte die germanischen Völker in Germanen, oder die eigentlichen Germanen, und in Swewen oder Schwaben. Was ihn zu dieser Eintheilung veranlaßt habe, läßt

sich aus Mangel an geschichtlichen Nachrichten nicht erweisen. Die Schwaben wohnten schon zu Anfange unsrer Zeitrechnung in dem alten Schwabenlande an den obersten Theilen der Donau, also in der nächsten Nachbarschaft der Römer, und daher mag es gekommen sein, daß alle östlich von den sogenannten Germani, die mehr seßhafte Völker waren, wohnenden und wandernden, germanischen Stammgenossen von den Römern den swewischen Namen erhalten haben. Ich nenne nach sorgfältiger Forschung die swewischen Völkerschaften des Verfassers der Germania, zu deren Unterscheidung von den westlich davon wohnenden triftige Gründe vorhanden waren und noch vorhanden sind, lieber Ostgermanen, da sie alle östlich von den eigentlichen Germanen wohnen sowol in der Osthälfte des jezigen Deutschlands als auf dem skandinavischen Festland, die Germani aber oder die eigentlichen Germanen Westgermanen. Diese Westgermanen, wozu die Frisen, Franken und Saxen (vielleicht auch die Angeln) der großen Völkerwanderung zu rechnen sind, deren Gründungen sowol innerhalb des römischen Weltreichs als überall auf Erden sich als bleibend, als die dauerhaftesten in der Geschichte der Menschheit bewährt haben, statt daß fast alles was die Ostgermanen in der Fremde geschaffen und gewirkt, untergegangen ist, liefern den Beweis dafür, daß die Werke einzelner Machthaber nicht bestehen, sondern daß nur das die Jahrtausenden überdauert, was demokratische Völker aus gemeinsamer, freier und eigner Machtvollkommenheit in der Geschichte gewirkt haben. Die Glanzperiode unserer Völker ist ihr gemeinschaftliches demokratisches Leben. Die Westgermanen vor dem Sturz des Römerreichs hatten keine Könige und keinen Adel und duldeten keine Steinburgen. Aber die Ostgermanen alle hatten Könige (reges), eine Art Adel und Steinburgen, und Skandinavien kannte selbst unumschränkte Herrschaft. Ich habe die Ostgermanen die aristokratischen Völker Germaniens genannt, im Gegensatz zu den Westgermanen oder den demokratischen Völkern Germaniens. Schon vor mehr als 1800 Jahren deuten die Anführer beider, der Volksführer Arminius und der König Marobodus, den großen Unterschied zwischen der westgermanischen und der ostgermanischen Art an. Der fränkische Theil Baierns und Würtembergs, Baden, die Rheinlande bis nach Basel, der fränkische Kern im Franzosenvolk, ganz Holland, England, mit Ausnahme des normannischen Wesens, und die ganze Westseite Deutschlands bis so weit als die Frisen gen

Norden reichen, alles diß gehört der westgermanischen Menschheit an. Solche große Unterschiede in der Geschichte können nie ganz verwischt werden. Es ist etwas Ewiges auch in dem einzelnen Volk, was keine Macht der Erde vertilgen kann. Die Römer hatten wenig Beobachtungsgeist. Darum gibt der Verfasser der Germania den Unterschied zwischen Germani und Suevi in einem einzigen äußeren Merkmal an. Und dennoch ist dieses Unterscheidungsmerkmal so wahr und richtig aufgefaßt, wenn auch die Hauptsachen übersehen sind, daß ich seine Wahrheit noch diesen Tag überall bestätigt finde, wie verheerend auch die Mode unsern Welttheil durchwandert ist. Der Verfasser der Germania sagt nämlich Cap. 38 von den Swewen: Insigne gentis obliquare crinem, nodoque substringere. Sic Suevi a ceteris Germanis separantur ... apud Suevos usque ad caniciem horrentem capillum retro sequuntur, ac saepe in ipso solo vertice religant. Das heißt: Das Kennzeichen des Volks ist, daß sie ihr Haar schief kämmen (aufkämmen) und in einen Knoten knüpfen. So werden die Swewen von den andern Germanen unterschieden ... bei den Swewen trägt man bis zum grauen Alter das struppige Haar rückwärts und befestigt es oft allein auf dem Scheitel. — Und von der weiblichen Tracht der Germanen kommt nur die einzige ärmliche Stelle Cap. 17 vor, wo es heißt: Die Weiber haben keine andere Tracht als die Männer, außer daß sie häufig leinene Tücher umschlagen, die sie mit einem (darüber gebundenen) rothen scheckig machen (eosque purpura variant — ich bin überzeugt, daß die Uebersetzung „die sie mit Roth flecken“ falsch ist; ein rothes oder vielfarbiges Tuch über dem weißen war frisische Sitte), und daß sie an einem Theil ihres Oberkleides keine Aermel haben (das ist der frisische Pei) und am Unter- und Oberarm nackt sind. Aber auch der nächste Theil der Brust ist offen.

Die frisische Frauentracht, eine der ältesten in Europa, ist durch die Franken und auch wol durch einzelne andere frisische Wanderungen nach den Rheinlanden, der Nordhälfte Frankreichs, der Schweiz, Piemont und Süddeutschland gekommen, durch spätere frisische Colonien aber nach der Propstei in Holstein, den Vierlanden bei Hamburg, Ostenfeld bei Husum und andern Orten. In steter Begleitung dieser uralten westgermanischen Tracht sind immer die hinten lang herabhangenden geflochtenen Haarzöpfe, eine nur westgermanische Sitte, keine ostgermanische. Die leztere ist das aufwärts gekämmte

und oben befestigte Haar und überdiß die Getrenntheit des Ober- und Untertheils des Kleides, statt daß es bei der weiblichen Tracht der Westgermanen aus einem einzigen ungetrennten Stück besteht und nur bis ungefähr zur Wade reicht.

Das allerlezte, was ein Landvolk von seiner hergebrachten Sitte aufgibt, ist seine Kleidertracht und sein Kopfpuz, und die Sitte der Tracht ist eine so hartnäckige und entschiedene, daß noch zu unsern Zeiten in ihr der charakteristische Unterschied des Westgermanischen und Ostgermanischen aufs deutlichste und unzweifelhafteste hervortritt. Die Entschiedenheit ist so groß, daß man überall da, wo das Landvolk aufgekämmtes Haar und das Oberkleid oder Wamms von dem Unterkleid oder Rock getrennt trägt, mit Sicherheit auf ostgermanische Art schließen kann, wo aber die herabhangenden Haarflechten oder Zöpfe oder das Kopftuch, sei es ein weißes oder ein vielfarbiges, oder das meistens nur bis ungefähr zu den Waden herabreichende Kleid aus Einem Stück, dessen Ober- und Untertheil nämlich ungetrennt sind, oder endlich die sogenannten Hosen oder Halbstrümpfe, die nur bis an die Knöchel reichen und deren gewöhnliche Farbe roth oder röthlich ist, getragen werden, da kann man überzeugt sein, daß das untrügliche Merkmale einer westgermanischen Bevölkerung sind. Ostgermanische weibliche Tracht herrscht noch jezt großentheils außerhalb der Städte nicht allein im germanischen Gebiet Skandinaviens, wozu auch das eigentliche Dänemark zu rechnen ist, sondern auch in der größeren Osthälfte des jezigen Deutschlands bei weitem vor und in manchen Gegenden auf der Südseite Europas, dahingegen die westgermanische in der Westhälfte der Schweiz, auf der Nordostseite Frankreichs, in den Rheinlanden, im nördlichen Theil von Würtemberg und Baiern und etwas weiter nordwärts, und endlich auf der ganzen Westseite Deutschlands bis soweit als die Frisen gen Norden reichen.

Die weibliche Tracht der Deutschen auf der Nordseite des jezigen Fürstenthums Piemont ist eine aus westgermanischer und ostgermanischer gemischte, wahrscheinlich die mit longobardischer oder gottischer vereinte fränkische. Das häufig vorkommende Kopftuch, sowol das weiße als das farbige, die Halbstrümpfe oder Hosen, die weiße Schürze und die einzeln vorkommenden hangenden Haarflechten gehören der westgermanischen Sitte an, aber der dort gewöhnlichere

Haarpuz, die eigenthümlichen Hauben und das aus zwei Hälften, Kittel und Rock, bestehende Kleid der ostgermanischen.

Die Häuser-Bauart der Deutschen am Monte Rosa ist die ostgermanische, die man auch in der östlichen Schweiz und in Schwaben, aber nicht in der Westhälfte der Schweiz, im Elsaß und den Rheinlanden, wo sie eine westgermanische ist, findet. Der Charakter, der sich in der Form dieses ostgermanischen Hauses ausspricht, deutet mit Sicherheit auf ein nomadisches Leben der Urheber. Das westgermanische Haus erinnert mehr an feste Siedelung.

Obgleich nun bei diesen südlichsten Deutschen Europas, welche Albert Schott nach einem Namen ihres Berges Monte Rosa (Silvius) Silvier nennt, die ostgermanische Nationalität in Tracht und Bauart vorwaltet, so ist dennoch ihre Mundart eine westgermanische, die mit vielen frisischen Bestandtheilen untermischt ist und auch einzelne ausschließlich ostgermanische Sprachüberreste enthält.

In der silvischen Sprache ist die herrschende Verkleinerungsform ji oder je, z. B. biechji (Büchlein), bliemji (Blümchen), mandji (Bursch, Männchen). Auch in Bünden und im deutschen Wallis hört man bergji, chalbji u. s. w. Diese Spracheigenheit ist in keiner germanischen Sprache so herrschend und immer herrschend gewesen, als in der frisischen, von welcher dieselbe in die holländische gleichfalls übergegangen. Die frisische Form ist ji, z. B. Kopji oder Köpke (Täßchen), Bukji (Bächlein), Höntj (Hündchen), Katji (Käzchen), Kalfji (Kälbchen), Smakji (Schmäckchen, kleiner Schmack), Latji (Lädchen), Börtji (Brettchen), Litji (Liedchen), Hüsji (Gehäuschen), Mantji und Wifji (Männchen und Weibchen) u. s. w. In den Mittel-Rhein-, Spessart- und Rhöngegenden finden sich auch noch die Formen Memji und Weibji, welche nur durch Franken dorthin gekommen sein können. Schmeller erklärt diese Diminutivform je fälschlich aus Veränderung eines l in j, und Albert Schott hält die silvische Diminutivendung ji eben so fälschlich für Einmischung romanischer Aussprache, oder auch für Verstümmlung des gemeinen oberdeutschen Buchstabs l.

Die häufige Aussprache des v und f wie w an der Brenta und Lys und am Mastalone ist ebenfalls ein ursprünglicher Hang der frisischen Sprache, den auch die holländische geerbt hat.

Der Sazbau im Silvischen ist häufig undeutsch, z. B. die Stellung des Zeitworts vor das Hauptwort und Nebenwort, was romanischer, aber auch skandinavischer Einfluß gewesen sein kann. Wäre

die Sprache der Longobarden, welche kein deutsches Volk waren, nicht völlig untergegangen, so ließe sich eine beßre Erklärung dieser Erscheinung geben.

Vor allem ist im Silvischen die Aussprache vorherrschend deutsch. Auch vom Lautgebiet kann man diß behaupten, denn die entschiedenen h und ch, die Consonantenhäufungen und die vielen consonantischen Wortauslaute, dem auf vocalischen Wortauslaut dringenden Italischen gegenüber, sind, wie Albert Schott richtig bemerkt, das entschiedene Kennzeichen der deutschen Sprachentwickelung.

Noch entschiedener deutsch ist das Silvische mit Rücksicht auf den Wortton. Der Ton der Rede, heißt es bei A. Sch., ist zwar im Ganzen durchaus romanisch, doch innerhalb des einzelnen Worts stellt sich die deutsche Aussprache der romanischen mit voller Bestimmtheit gegenüber. Bei dieser leiten die Geseze sinnlicher Schönheit den Ton, der gewöhnlich auf die vorlezte, selten auf die lezte und drittlezte fällt, dagegen hebt das Deutsche, welches den Accent als ein Mittel geistiger Schönheit aufgefaßt hat, ohne Rücksicht auf äußeren Wohlklang diejenige Silbe hervor, die dem Begriff nach wichtiger ist als die übrigen. In diesem Zwiespalt steht das Silvische durchaus auf deutscher Seite.

Mit den südgermanischen Mundarten hat es die Tilgung des Vocals in den Vorsilben ge und be gemein, mit den meisten mitteldeutschen Mundarten die Verstümmelung der Buchstaben ü und ö zu i und e, mit dem Alemannischen und Schwäbischen die Abstumpfung der Endsilbe en, wobei das n wegfällt, die aber nicht so durchgreifend ist wie im südwestlichen Deutschland, und mit dem Alemannischen die Abwerfung des auslautenden Buchstabs n auch in betonten Silben (g'sî, gewesen, mâ, Mann). — Auch das Frisische kennt das n am Ende der Infinitiven nicht, wenn ein Hülfszeitwort vorhergeht. Die unregelmäßigen und manche regelmäßige Zeitwörter im Frisischen endigen im Infinitiv nach einem Hülfszeitwort nie auf einen Vocal.

Mit Bezug auf das Verhältnis der silvischen Mundarten unter einander muß bemerkt werden, daß die acht deutschen Gemeinden im piemontesischen Gebiet keine allen gemeinsame deutsche Umgangssprache haben, sondern sich in ihrem gegenseitigen Verkehr mehr der wälschen Landesmundart bedienen, also jede Gemeinde das einst allen gleich gewesene deutsche Idiom auf ihre Weise entwickelt. Und den-

noch weichen die Gemeinden in ihren Mundarten lange nicht so stark von einander ab, als in Betreff des Volksschlags.

Die langen i und u im Silvischen und Frisischen, wo das Oberdeutsche und Englische ei und au haben, sind uralt.

Mit Rücksicht auf die irrigen Ansichten Albert Schotts von der Aussprache des Buchstabs s (ſ) füge ich hinzu: Der norddeutsche und frisische s-Laut (ein ſ braucht man nicht zu unterscheiden) ist der uralte und einzig naturgemäße Laut dieser Gattung. Die oberdeutsche, schweizerische und silvische Aussprache des s-Lauts, wie die Deutschen gegenwärtig, wiewol unrichtig, ihr sch aussprechen, ist bloß eine keltische und weder eine deutsche, noch eine urgermanische Aussprache. Dieser keltische s-Laut ist auch den romanischen Mundarten Oberitaliens eigen.

Der Buchstab d im Silvischen hat zuweilen unsern nordgermanischen s-Laut, was eine noch übrig gebliebene Spur des ursprünglichen germanischen th-Lautes ist, welcher sich noch im Frisischen und Englischen erhalten hat, aber sonst nirgends.

Das silvische diz, dez, wofür die Frisen dit, det und dat sagen und die Plattdeutschen dit und düt, und welche Form auf Althochdeutsch dizi lautete, ist viel richtiger und alterthümlicher als das verdorbene modernhochdeutsche dieses, welches man doch mindestens diß schreiben müßte. Der ursprüngliche t-Laut schliff sich zu z ab, und das z zu ß und zu s.

Was den Wörterschaz anlangt, sagt A. Sch., so haben die Silvier manches gerettet, was im Hochdeutschen verloren gegangen ist; ich vermuthe sogar, fährt er fort, daß hier noch einzelne Wörter leben, die sonst überall ausgestorben sind, andere wenigstens in einem Sinn gebraucht werden, den sie sonst aufgegeben haben. — Diese Bemerkung ist nicht in allen Theilen richtig, denn er rechnet z. B. zu den sonst überall aufgegebenen hoso, Strumpf, welches die Frisen noch jezt Hös (ö lang), d. i. Strumpf, nennen, lüton erklingen, das ebenfalls das noch lebende frisische lüten (ü kurz), mit derselben Bedeutung, ist, ferner minder, kleiner (dänisch mindre, d. i. kleiner), u. s. w., zu den sonst fast erstorbenen, was nicht der Fall ist, beran, erheben (plattdeutsch bören), b'fleidon, schmücken (frisisch bikleien, Imperf. bikleid), micch (ursprünglich skandinavisch), groß (engl. much, dänisch megen, d. i. viel, groß, skandinavisch mikil und breitschottisch mykil, groß), wang (ursprünglisch skandinavisch), Wiesenfläche (dänisch

Vang, d. i. Wiese, sprich Wang). Das genannte tupp (dunkel) ist kein germanisches Wort, sondern das keltische dubh, dunkel, und von dem unter denselben Ausdrücken aufgezählten andchedan, d. i. antworten, welches ursprünglich antkwethan geheißen haben muß, ist noch das frisische kwathin, das englische quoth, sage, sagte, und das dänische quäde, d. i. singen, dichten, übrig.

Ueber die Vorliebe der südlichen deutschen Mundarten fürs Neutrum heißt es bei Alb. Sch. also: Schon beim Alemannischen fällt uns die alterthümliche Vorliebe fürs Neutrum auf, wonach vom Kinde auch in längeren Reden immer das es gilt, ja auch von Erwachsenen, wo sie in untergeordnetem Verhältnis erscheinen, so daß die Mutter eine erwachsene Tochter, die ältere Schwester eine jüngere, der Mann seine Frau mit es benennen. — Dasselbe ist im Silvischen der Fall, und so ist es auch ganz und gar im Frisischen. Das ist echtgermanisch und urgermanisch.

Auf die Aehnlichkeit des silvischen atto (Vater) mit dem gottischen atta hat Alb. Sch. ohne tristigen Grund Gewicht gelegt, denn Vater lautet auch im Frisischen Atj und hieß im älteren Deutsch Aede. Ferner ist die aus J. Grimms Grammatik entlehnte Notiz, das Gottische bezeichne die bloße unentschiedene Näherung durch du (zu), die Näherung mit der Absicht des Bleibens durch at, und das Hochdeutsche habe nur jenes, der nordgermanische Sprachkreis nur dieses beibehalten, wenigstens was den lezten Theil betrifft, unrichtig. Denn die Engländer kennen beides to und at, weil die Frisen ebenfalls tu und eat hatten und noch haben.

Die silvische Sprache hat den lingualen Hang, der aber kein romanischer ist, hinter ihre l ein j einzuschieben. Wenn irgend ein bezeichnendes Merkmal der silvischen Sprache in die Urzeit hinaufreicht, so ist es, nach Alb. Sch., dieser linguale Charakter derselben, der auf einer angebornen Neigung des Volksstammes beruhen muß. In keiner andern Sprache ist der bezeichnete linguale Charakter so stark waltend als in der frisischen und besonders der nordfrisischen, wo sie am reinsten geblieben ist und nicht von der angrenzenden plattdeutschen oder dänischen gelitten hat. Sie schiebt nicht allein hinter l ein j ein sondern auch hinter viele andere Consonanten, und besitzt dieser Bildungen eine sehr große Menge. Diesen lingualen Charakter kannten und kennen die Ostgermanen nicht, und es ist kein anderer Weg zur Erklärung einer solchen sprachlichen Erscheinung übrig, als

anzunehmen, daß der linguale Charakter der silvisch-lepontischen Mundart und wo er sich sonst in Frankreich selbst finden mag, von den Gründern Frankreichs stammt, welche unstreitig von den Frisen ausgegangen sind, es sei denn etwa, daß wirklich frisische Siedelungen im nördlichen Theil des jezigen Fürstenthums Piemont geschehen sind, wie disseits des Monte Rosa in der Westhälfte der Schweiz. Denn die Annahme, daß die Schweiz frisische Siedelungen erfahren, wird schwerlich mit guten Gründen zu widerlegen sein.

Was nun aber die westgermanische Natur der silvischen Mundart betrifft, während Tracht und Bauart der Silvier einen vorherrschend ostgermanischen Charakter tragen, so ist das keineswegs ein Widerspruch, sondern diese Erscheinung beweist nur, daß die Völker im Allgemeinen eher ihre Sprache ändern als ihre Tracht und Bauart, und es erhellet überdiß daraus, ein wie großes Uebergewicht der fränkische und frisische Geist von jeher über alle Völker Deutschlands, auch die ostgermanischen Völker gehabt.

Aus dem von Albert Schott seinem Werk „Die deutschen Colonien in Piemont" angehängten Wörterbuch der piemontesisch-deutschen Mundart hebe ich die folgenden Ausdrücke heraus, versehe sie mit nöthigen und gründlichen Erklärungen, und gebe hiemit dem Sprach- und ethnographischen Forscher eine vollkommene Leuchte in die Hände. Sie hilft unser dunkles Alterthum aufhellen.

burno und brunno sind ursprünglich ein und derselbe Begriff wie das deutsche Born und Brunn, das holländische bron, das englische bourn und das westfrisische boarne. Von demselben Wort stammt das nordfrisische barnin und das westfrisische boarnjen, d. h. das Vieh tränken. Selbst das gewöhnliche Hochdeutsch kennt die Versezung des Buchstabs r, denn bern in Bernstein ist = Bren, also der Stein, der brennt, der Brennstein. Auf Nordfrisisch heißt Bernstein Reaf.

dutsh, deutsch, nordfrisisch thjiſk (i lang), englisch dutch, d. i. holländisch (und dutch seamen oder dutchmen, wenn von Seeleuten die Rede ist, sind die Seeleute an der Nordseeküste zwischen Belgien und Jütland).

barne, Krippe, alemannisch der Baren, bairisch der Barn, Barm, in Bünden Barmen, in Schw. Barnen, d. i. Krippe, Freßtrog. Albert Schott meint, die Wurzel sei vermuthlich beran (tragen), weil die Barne das Futter zu tragen habe. Doch diese etymologische Forschung ist nicht gründlich genug. Besser folgende: das englische barn heißt Scheune, Kornscheuer, weil man die Bar (Gärste, breitschottisch bar und ber, frisisch Berri, englisch barley), welche im Alterthum die Hauptkornart ausmachte, in der Scheune nach frisischer Weise aufbewahrte und ausdrosch. Das silvische

altatto, Großvater, alemannisch Großätte, heißt auf Nordfrisisch Oalatj.

asey, Eßig, ist nicht aus dem römischen acetum entstanden. Alb. Sch. meint fälschlich, das deutsche Wort müsse eigentlich Echiß heißen. Viel ältere echtgermanische Formen sind das frisische Etj (e lang), das plattdeutsche Etig und das holländische edik.

ieze, jezt oder izt, ist richtiger als die verdorbene deutsche Bildung, deren t ganz

überflüssig und falsch ist. Das frisische jit (noch) und das englische yet ist dieselbe Form.

brügomo, Bräutigam, ist abgeschliffen wie das plattdeutsche Brügam, und das silvische brülof (Hochzeit) wie das holländische bruiloft, das westfrisische brulloft und das dänische Bryllup (sprich Brüllup).

beiton, warten, kein westgermanisches, sondern ein ostgermanisches Wort, ist das dänische bie (eine sehr verstümmelte Form), d. i. warten, das englische bide und abide (ebenfalls von Skandinaviern entstammt) und das breitschottische to bide, warten.

chjemman, kommen, nordfrisisch kemman, hat auch den Sinn von werden wie das englische to become.

Dobbia, ein Ortsname, gilt Alb. Sch. als romanisch. Allein das westfrisische dobbe heißt Höhle, Grube, Grab, und das westfrisische bedobbjen und das nordfrisische bidobbin bedecken, begraben.

biljig, billig, nordfrisisch biljag (ein Beispiel des lingualen Charakters beider Sprachen).

bomm heißt Baum oder Balken, kein ostgermanisches Wort. Das frisische Bum, mit langem u, heißt Baum, und das englische beam Balken. Das westfrisische beam, d. i. Baum, hat im Plur. beammen und bemmen.

puntiro ist ein Ausdruck, zu dessen Erklärung A. Sch., wie er sagt, nichts, außer etwa ponte (Brücke) beibringen kann. Im Nordfrisischen ist ein Wort Ponter, das ist die lange runde hölzerne Stange, welche auf ein Fuder Heu oder Stroh oder Haide oder Korngarben der Länge des Wagens nach gelegt und, damit dasselbe beim Fahren fest liege, mit Seilen hinten und vorn am Wagen niedergepreßt und straff angebunden wird.

chue und chie, Kuh und Kühe (das h ist ganz überflüssig), nordfrisisch Kü und Ki.

wêtag, Schmerz, plattdeutsch Wedaag, d. i. Schmerz.

hed, hatte, nordfrisisch hed, plattdeutsch had, englisch had, holländisch had, westfrisisch hie (corrumpirt aus hied).

bancch, Bank, ist wie das frisische Benk (e lang) männlichen Geschlechts.

büel und biel ist eine Ortsnamensendung wie das nordfrisische bal, bül und büttel, und grade dieselbe denk ich.

besmo, entstanden aus Besem, was richtiger ist als Besen, heißt auf Englisch besom, auf nordfrisisch Besam, auf holländisch bessem. Dasselbe falsche n findet sich in den deutschen Wörtern Broden (für Brodem), Busen (für Busem), Faden (für Fadem), Brassen (für Brasem) u. s. w.

brüd und bruad, Brod, nordfrisisch Bruad, englisch bread, westfrisisch brea (corrumpirt aus bread).

ireg, erzürnt, unwillig, ist der Form und Bedeutung nach das frisische irg.

emmer, Eimer, lautet auf nordfrisisch Ammer, auf holländisch emmer und auf westfrisisch amir.

oug, frisisch Ug (u lang) ist viel älter als Aug, und us (aus uß und ut geworden) viel älter als aus.

acerbo, Morgendämmerung, Frühe, scheint mit dem frisischen eather (früh) zusammenzuhangen.

beggan, biegen, frisisch büggan, englisch to bow (entstanden aus bog).

ew, ewe, euer, holländisch uw, euer, nordfrisisch jau, euer.

Das uwen in dem g'gä uwen dsich der Issime-Mundart, welches in sich geschlagen, in sich gegangen heißt, und wovon A. Sch. sagt „das uwen ist mir unverständlich", ist vermuthlich die frisische Form un (u lang), d. i. in.

tusun, thausend, plattdeutsch dusen, nordfrisisch düsen.

tilje, Zitz, Mutterbrust, ist das frisische Tetj und das plattdeutsche Tit. Die Verstümmlung des l aus t ist häufig.

brut, Braut, plattdeutsch Brut (u lang), nordfrisisch Bridj, englisch bride, dänisch Brud.

bruggo, Brücke, westfrisisch bregge, nordfrisisch Brag, breitschottisch brig.

din, thun, nordfriſiſch du'n (entſtanden aus dnan — Imperf. ded, Partic. den, engl. done). Die Form din, mit einem andern Zeitwort verbunden für das einfache Zeitwort im Hochdeutſchen, z. B. did bringe, d. i. bringet, iſt beſonders im Plattdeutſchen ſehr herrſchend. Das iſt nicht friſiſch.

da und do heißen beide auf hochdeutſch da, und dieſes hochdeutſche da, eine verſtümmelte Form, iſt aus dar entſtanden, welches ſich noch im Hochdeutſchen im Zuſammenſezungen zeigt, z. B. darſtellen u. ſ. w. Das hochdeutſche dar in Zuſammenſezungen iſt das piemonteſiſch-deutſche der. Der Friſe hat für das hochdeutſche da thiar (engliſch there), wie der Silvier ſein da, vom Orte gebraucht, und do (o wie in doch), wie der Silvier ſein do, von der Zeit gebraucht. Alſo vom Orte braucht der Friſe thiar, der Silvier da, und von der Zeit braucht der Friſe do, der Silvier do. Dieſe Unterſcheidung iſt eine Sprachvollkommenheit, und es kann nicht zufällig ſein, daß das Silviſche auch hierin mit dem Friſiſchen übereinſtimmt.

fimfe iſt wie das deutſche fünf und das däniſche fem die oſtgermaniſche Form dieſes Worts. Die weſtgermaniſche hat weder m noch n, das friſiſche fiw (i lang), das plattdeutſche fif, das holländiſche vijf, das engliſche five und das weſtfriſiſche fijf.

fin (i lang), fein, friſiſch fin (i lang), plattdeutſch fin (i lang).

trum, Stück. Das ſchwäbiſche Trom Fade heißt Endchen Zwirn. Auf Nordfriſiſch heißen die Enden Flächſengarn, die von einem gewobenen Stück, das eben im Webſtuhl fertig geworden, abgeſchnitten werden, Trammen (Singul. Tram).

fummel, fümmel, d. i. Mädchen (natürlich ein Diminutiv, aus fum etwa — mit langem u — entſtanden) halte ich nicht für romaniſch, ſondern für echtgermaniſch. Das ſilviſche suache fümmele (im Gleichnis vom verlornen Sohn) heißt liederliche Dirnen. Auf Nordfriſiſch heißt Mädchen immer Faamen oder Fomen (Plur. Famnen oder Fomnen) und auf weſtfriſiſch faem (Plur. famnen). Dieſer Ausdruck ſtammt nimmermehr vom römiſchen femina (Frau).

far, fur, friſiſch för (ö lang), auch wol far. Beide Wörter bezeichnen in beiden Sprachen beides vor und für. Die ſilviſche Partikel fer (friſiſch fer) in Zuſammenſezungen iſt von allen genannten ganz verſchieden.

verr oder ferr, ferne (entſtanden aus feren mit dem Schlepp-e), friſiſch fir (i lang), engliſch far, holländiſch verre.

fanno, Pfanne, iſt nicht romaniſch, wie A. Sch. muthmaßt, ſondern urgermaniſch und kann durchaus nicht aus dem römiſchen patina entſtanden ſein. Nach welcher Sprachregel nämlich? Es iſt das engliſche pan, das plattdeutſche Pan, das friſiſche Pan und das holländiſche pan, und dieſe Form iſt viel älter als Pfanne und fanno.

wäkht und fecht, Flügel, iſt das nordfriſiſche Wjüg (jüg), das weſtfriſiſche wjueck, das engliſche wing und ſehr wahrſcheinlich auch das aus Swing gewordene hochdeutſche Schwinge.

twiljo (i lang), Tiſchtuch, das ſchwäbiſche Zwäle, das althochdeutſche dwahila und dwehila, das ſpaniſche oder ſpaniſch-germaniſche tohalla, das italieniſche oder italieniſch-germaniſche tovaglia, das franſche oder franſch-germaniſche touaille und das normaniſch-engliſche towel, d. i. Handtuch. Es iſt das friſiſche Dweil, das iſt das an einem Stock befeſtigte Wiſchtuch auf dem Schiffsdeck und überhaupt auf Fahrzeugen. Ich kann es nicht, wie A. Sch. thut, von dwahan, d. i. waſchen, ableiten, denn die friſiſche Form thauan, d. i. waſchen (Imperf. thwuch), iſt uralt und ſteht mit dem friſiſchen Dweil (twiljo) in keiner Verwandtſchaft.

ferst, ein weſtgermaniſches Wort, iſt das deutſche Firſt, das friſiſche Fraſt und das franſche faîte (corrumpirt aus farst).

flachsene tioch (fläch ſen Zeuch), Leinewand, friſiſch flachſen Tjüch.

fan, das deutſche von, das friſiſche fan, das holländiſche van und das plattdeutſche fan ſind die weſtgermaniſchen Bildungen dieſes Begriffs. Zu den oſtger-

manischen gehören das dänische fra, das breitschottische fra und frae und das englische fro und from.

triban, treiben, nordfrisisch driwan (Imperf. dreaw). Die silvischen Lautverhältnisse sind durchgängig nordgermanischer Art.

fleiden, schmücken, frisisch fleien, d. i. schmücken, puzen (Imperf. fleid). Das fleid (nicht für fläd, nach A. Schotts Ansicht) im Berner Oberland, in dem Sinn von gepuzt, ist ganz das frisische fleid, d. h. gepuzt. Das holländische vleyen heißt schmeicheln.

glas, Glas, frisisch Gleas. A. Sch. leitet dieses Wort „entweder von glacies oder vom keltischen glas (grün)" ab und behauptet: „Die Germanen bekamen ohne Zweifel durch Vermittlung der Kelten das Glas." Durch Vermittlung? Und von Kelten? die immer tief unter ihnen standen. Haben unsere Vorfahren denn alles durch Vermittlung gehabt, nichts durch sich selbst? hatten sie gar keinen Verstand und Erfindungsgeist? Die Kelten-Manie ist eine moderne Grille, die wie die Moden ihre Tage zählen kann. Die ältesten Aestyer an der Ostsee, die sich nur durch die Sprache von den Ostgermanen oder Swewen unterschieden, wie der Verfasser der Germania cap. 45 sagt, nannten Bernstein Glas (glesum), vermuthlich wegen seiner Aehnlichkeit mit Glas. Wer hat die vielen Glasperlen in unsern uralten Gräbern gemacht, wenn unser Volk kein Glas gekannt hat? Wenigstens schon im fünften Jahrhundert kannten die Nordseeanwohner Glas, denn sonst wäre auch der Name nicht mit den Gründern Englands nach Brittanien gekommen, welcher dort noch Glas heißt. Mich däucht, es ist kein Wort germanischer als Glas.

haupt, Kopf. Das leztere Wort fehlt den Silviern. Das erstere ist auch das ursprüngliche, hochdeutsch Haupt oder richtiger Haubt, frisisch Haad, englisch head, urenglisch heafod, frisisch-plattdeutsch Höft, an Ortsnamen.

hus und hüs, Haus, frisisch Hüs, plattdeutsch Hus (u lang).

laeren, d. i. lernen und lehren, ebenso im Allemannischen, im Frisischen auch, wo liaren lernen und lehren bezeichnet, im Englischen aber heißt umgekehrt to learn lernen und lehren, hingegen im Breitschottischen bedeutet to lere oder lare lehren und lernen. Das Schwäbische hat, wie das Englische sein learn, die Form lerne beides für lernen und lehren.

luegon, schauen, sehen, frisisch luk-in, welches im Frisischen das gewöhnliche Wort für sehen ist. Es ist kein ostgermanisches. In der Schweiz ist es auch das gewöhnliche, und bei den Wallonen zwischen Namur und Hui habe ich es auch gefunden. Sie haben es natürlich aus Frisland erhalten.

kailt in kailt hahn (Kapaun) ist weiter nichts als das englische gelt, verschnitten, und das westfrisische geld, verschnitten. Der a-Laut findet sich in dem nordfrisischen Galt (verschnittenes Schwein).

hukko oder hükko, Husten, hängt mit dem holländischen kuch, Husten, und dem englischen cough, Husten, zusammen, denn der kh-Laut im Silvischen hat sich manchmal zu h abgeschleift, z. B. in heis für kheis (kein). Die von A. Sch. bei diesem Wort vorgeschlagenen Etymologien sind mir nicht gründlich genug.

friend, Verwandter, frisisch Frinj, Verwandter, und schwäbisch Freund, d. i. Verwandter. Das frisische hi as fan min Frinjer heißt nicht er ist einer meiner Freunde, sondern nur: er ist mit mir verwandt. Auch das breitschottische frend oder friend heißt nur Verwandter. Im englischen friend sind beide Begriffe verbunden, doch der moderne (Freund) waltet vor.

gatt, hinreichend. In der östlichen Schweiz heißt gad: gerade so. In Franken hat gättlich den Sinn von passend, schicklich. In Frisland ist gadelk (entstanden aus gadlik — a lang) so viel als passend.

leid oder laid, d. i. wüst, häßlich, halte ich nicht für ein germanisches Wort, sondern für das französische laid, häßlich. Am allerwenigsten ist es das leid in bileidogon = erzürnen.

geissi, Zicklein, Geißchen, in Gressoney und in der Schweiz gizi. Die Schreib-

art mit z ist die ältere und richtigere. Geiß heißt auf Frisisch Geit, auf Englisch goat, auf Holländisch geijt.

riste, feiner Flachs, ist ursprünglich ein frisisches Wort. Auf Frisisch und Holländisch heißt Rist Büschel, Bund, z. B. Flachs, Zwiebeln u. s. w. In Bünden ist der Reist'n (zu Reiss'n und Reisch'n verstümmelt) ein Büschel gebrochenen Flachses, so viel man auf einmal mit beiden Händen durch die Hechel gezogen hat, dann auch Büschel überhaupt. Diese Bedeutungen sind also der ursprünglichen am nächsten geblieben. In Schwaben ist reistenes Tuch hanfenes.

smiddo, Schmide, frisisch Smeth (e kurz und th mit dem Urlaut), englisch smithy (i kurz), holländisch smisse und smidse (beide Formen verstümmelt in Folge des den plattdeutschen Holländern unbequemen und ungewohnten Urlauts th).

wang heißt am Monte Rosa eine Wiesenfläche an Bergwänden. In Deutschland habe sich das Wort nur in Ortsnamen erhalten, sagt A. Sch. Hierauf erwidre ich, daß dieses Wort kein westgermanisches, kein eigentlich deutsches Wort ist, sondern ein ostgermanisches. Das dänische Vang (sprich Wang) ist eine Wiese, das dänische Vänge (sprich Wänge) eine Koppel, ein eingefriedigtes Stück Land. A. Sch. bemerkt, im Berner Oberland und Entlebuch im Canton Luzern sei Wang und Wäng ein steiler Rain zwischen Gräben. Vielleicht ist das nur die Bedeutung von Wäng. Die alten Vangiones links vom Rhein, die von den swewischen Zeiten unter Ariovist und Marobodnus an jene Auen und Wiesengefilde bewohnt zu haben scheinen, können vielleicht von Wang so benannt worden sein. Wangen und Ellwangen im Würtembergischen haben unzweifelhaft davon ihren Namen.

zihan, ziehen, frisisch tji'n statt tjian (Imperf. taag). Jäch wiäll meäch abziähe (ich will mich auskleiden), nordfrisisch ik wal mi uftji, was eigentlich heißt ich will mich abziehen. Also in beiden Sprachen ganz gleich.

watte, Schwester (wetta). Hängt vielleicht das deutsche Vettel (natürlich ein Verkleinerungswort), welches die Frisen an oal Trut und daher auch die Engländer an old trot nennen, mit diesem sonderbaren Watte oder Wetta zusammen? Auf dem frisischen Eiland Wrangerug, welches der richtige frisische Name statt des gewöhnlichen verdorbenen Wangeroog ist, soll Schwester, höre ich, Dette heißen, und es möchte zu vermuthen sein, daß das D nicht richtig wäre. Oder ist Watte oder Wetta mit dem englischen to wed, heirathen, antrauen, oder mit dem frisischen weadin und dem breitschottischen to wad, to wed, wetten, verwandt?

wett (ein ostgermanisches Wort), Holz, besonders Brennholz, dänisch Ved (sprich Wed — denn die Dänen und überhaupt die Ostgermanen kennen das westgermanische w oder Doppel-u, das englische w nicht), d. i. Brennholz. Das Wort scheint das alte englische with oder withy, d. i. Weide zu sein, der Name des uralten Baums der nordgermanischen Ebne.

word (die echte westgermanische Form), Wort, nordfrisisch Wurd, englisch word, holländisch woord, westfrisisch wird.

wapp, Spinnwebe, Spinngeweb, nordfrisisch Weab, Spenweab, englisch web, cob-web, holländisch spinnewebbe.

winnan heißt auch erlangen und erreichen, welche Bedeutungen auch das nordfrisische tu wannan, oder richtiger wann-an (Imperf. ik waan), ganz so hat und das breitschottische to win, das heißt außer der gewöhnlichen Bedeutung von gewinnen.

windan (ein von dem vorigen radical verschiedenes Wort) in dem Sinn von gehen ist ganz das noch gebräuchliche nordenglische to wend für to go.

sterno ist ebenso wenig eine Urform als Stern. Viel älter ist das althochdeutsche sterro, welche Form keine assimilirte aus sterno ist, wie A. Sch. meint, sondern die ursprünglichere, die auf Nordfrisisch Stear heißt, auf Westfrisisch stear, auf Holländisch ster und star und auf Englisch star.

werchon, arbeiten, nordfrisisch werkin, englisch to work, nordenglisch to wark, breitschottisch to werk, holländisch werken. Das deutsche wirken ist ein ver-

schiedenes Wort. Das Wort arwen und arbeiten, welches durch Metathesis oder Buchstabversezung aus operat — oberat — orebat — entstanden zu sein scheint, kann ich nicht für ursprünglich deutsch halten.

swin (i lang), **snider** (i lang) und viele solche Bildungen, die im Plattdeutschen eben dieselben sind, haben ein viel höheres Alter als das hochdeutsche Schwein, Schneider, das englische swine (mit dem ei-Laut), das holländische zwijn, snijder (beide mit dem ei-Laut) u. s. w.

weljan, wollen, nordfrisisch wel-an (Imperf. ik wul), westfrisisch wollen (Imperf. ick woe oder woel), holländisch willen, englisch to will.

weljan, wellen, wallen machen, nordfrisisch wealen, d. h. in einer wirbelförmigen Bewegung sein, englisch to well, d. i. hervorquellen, holländisch wellen, in derselben Bedeutung, westfrisisch wâlljen, das ist wallen, wirbelförmig bewegt werden.

snuera, Schwiegertochter, Schnur, nordfrisisch Snar (a lang). Dieser Ausdruck ist westgermanisch und ursprünglich frisisch.

roggo, Roggen, frisisch Raag, englisch rye, holländisch rogge, dänisch Rug.

nuew, nun, nordfrisisch nü, englisch now, holländisch nu.

rawe, Rübe, frisisch Röw (ö lang), englisch rape, deutsch Rap in Rapsaat, fransch rave, holländisch raap.

senden, senden, nordfrisisch sen'an (Imperf. seand), englisch to send. Das Wort ist viel älter in diesem Sinn als schicken, welches auf Nordfrisisch stjüren heißt.

sturen, stören, nordfrisisch stiaren, englisch to stir, holländisch storen, westfrisisch stoaren. Im piemontesisch-deutschen sturen, im frisischen stiaren und im englischen to stir ist der Begriff der gewaltsamen Aufregung der Grundbegriff.

lettro, Leiter, frisisch Leader, englisch ladder, plattdeutsch Ledder, holländisch ladder und leer.

rugg, Rücken, frisisch Rag (mit kurzem a), englisch rig, holländisch rug.

siech, englisch sick, nordfrisisch sek und sük (süklin, d. i. kränkeln), holländisch ziek, westfrisisch sjeak, dänisch syg. Dieses Wort für krank ist das ursprüngliche.

matto, Wiese, nordfrisisch Miad, englisch mead und meadow, westfrisisch mad und mied.

sin (i lang), sein, englisch to be, nordfrisisch wesan, holländisch weezen und zijn, dänisch väre. Das piemontesisch-deutsche Imperf. Conjunct. heißt zu Macengnaga wier, nordfrisisch wiar, westfrisisch wier (das lezte von wezzen).

skala, Becken, Schüssel, Schale, frisisch Skeel.

sus, so, frisisch süs (ü kurz), d. i. so.

b'shendernus heißt Mitleid. Mit diesem Wort hat das schwäbische echt ostgermanische schünden, welches auf Dänisch skynde (sprich skünde) lautet, nichts gemein. Beide haben eine und dieselbe Bedeutung, nämlich antreiben.

ross, Pferd, ist eine Buchstabversezung von Hors, englisch horse (Pferd im Allgemeinen), frisisch Hors (Stute), und ist im Deutschen viel älter als das wunderliche Wort Pferd, welches kaum ein deutsches zu sein scheint, plattdeutsch Peert, holländisch peerd und paard.

zundlo (Zunder), entstanden aus zundel, schwäbisch Zundel, althochdeutsch zuntro und zundira, englisch tinder, frisisch Tenner, holländisch tintel. Die Verwechselung der Buchstaben l und r findet sich häufig in' den germanischen Mundarten. So hat z. B. das holländische Wort für dunkel, nämlich donker, ein r, u. s. w.

zit (i lang), Zeit, ist das plattdeutsche Tit (i lang) und das nordfrisische Tidj. Der Engländer hat für seine Zeit im Allgemeinen (time) den dänischen Ausdruck für Stunde (Time) angenommen, und benennt mit seinem ursprünglichen Wort für Zeit, welches tide lautet, die Wasserzeit, als die dem Engländer, der in der See und von der See lebt, wichtigste Zeit. Der Frise benennt die Zeit im Allgemeinen sowol als die Wasserzeit (Fluth und Ebbe) mit einem und demselben Namen.

welsh, wälsch, althochdeutsch **walahisk, walhisk.** Der **welsh ma** ist der Italiener und namentlich vorzugsweise Oberitaliens Bewohner, wo sich einst Galen niederließen. Die Galen und galischen Romanen wurden von den germanischen Völkern Walen (entstanden aus Gualen), Wallen, Walchen, Walisken, Walsken genannt. Die Nordwestküste Frankreichs heißt in der alten Angel-Chronik Weal-land und die alten Britten, die nachherigen Wälschen in Wales, wohin sie getrieben wurden, Weallas und Wealas. Auch Cornwall (d. i. Cornu Galliae, das Galen-Horn, die Landspize der englischen Galen, und so genannt ward auch nach diesem Horn die Westspize der Bretagne, nämlich Cornuailles) hat von diesem Wort Gal, was aber kein germanisches ist, seinen Namen. Eben so, denk ich, Galicia in Spanien, wol von Gotten so genannt, ferner unstreitig die sogenannten Wallonen, und vielleicht auch die Romanen an der Nieder-Donau, die Walachen in der Walachei, an welche der östlichste Theil des österreichischen Kaiserreichs stößt. Notker übersezt latine durch walahisk (wälsch). Noch Luther nennt Italien Welschland und noch viel später ward es so genannt. Schon im achten Jahrhundert nannten Deutsche das jezige Frankreich Walho-lant. Das romanische Rätien hieß Churwalchen. Die Galater stammten aus Gallien. Die Wallnuß oder wälsche Nuß hat auch einen wälschen Ursprung. Die schottischen Hochländer heißen noch Galen. Die ganze Westseite Europas war einst von Galen bewohnt.

Mit dem Ausdruck wälsch oder galisch ist kein Compliment zu machen. Das nordfrisische galsk (a lang) heißt toll, unsinnig, und das nordenglische welsh schlecht, gemein, albern, abgeschmackt. Brei ohne Salz heißt ein wälscher Brei, ein rohes, bleiches, ungesundes Aussehen ein wälsches (a welsh face), ein naß schneiender Tag, oder ein Tag, an dem es weder friert noch thaut, ein wälscher Tag (a welsh day).

waeber, Spinne, eigentlich Weber. Künstliche Erklärungen, wie A. Sch. beibringt, sind hier nicht anwendbar, wo der natürliche Sinn zu nahe liegt. Er sagt nämlich: „Der Grundbegriff von weben ist nicht „Zeuch wirken", sondern das gleichmäßige Hin- und Herbewegen, das dabei stattfindet, wie noch in Luthers Webopfer (Opfer das gegen die vier Enden der Welt hin- und herbewegt ward), in Wapp (niederſ. Quabbe, Quabbel, herabhangende schlotternde Halshaut des Ochsen), im holländischen Quab (sumpfiger, also schwankender Boden). So ist auch diese Spinne wol nicht vom spinnen (weben) benannt, sondern von der auffallenden Bewegung ihrer Beine."

Vom Spinnen hat sie ihren Namen nicht, sondern vom Weben. Der Begriff des Webens im Webstuhl schwebte den piemontesischen Deutschen vor, als sie der Spinne den Namen Weber gaben, den Engländern aber der Begriff des Spinnens, denn während die Kreuzspinne auf Englisch spider heißt, hat die gewöhnliche kleine Spinne, die ihr Nez webt um Fliegen zu fangen, den Namen spinner, Spinner. Das Hin- und Herbewegen liegt viel zu weit, und Luthers Webopfer nennen die Engländer wave-offering, von to wave, d. h. wellenweise sich bewegen, weben aber nennen sie to weave. Das angeführte Wapp, Ochsenwampe, hat mit weben die allermindeste Verwandtschaft, da es aus Wamp entstanden und durchaus nicht das silvische wapp, Spinnwebe, ist. Das angeführte Wapp, welches Wampe bezeichnet, wozu das frisische wompin gehört, ist ganz das holländische quabbe.

Bei dieser Gelegenheit füge ich hinzu, daß Weber auf Nordfrisisch Wewster und auf Nordenglisch und Breitschottisch webster oder wabster lautet, was eigentlich Weberin heißt, wie auch schon die Endung ster anzeigt, woraus zu ersehen ist, daß schon in den ältesten Zeiten, denn die Form ist wie der Umstand selbst durch die Gründer Englands aus Frisland nach den englischen und schottischen Küsten verpflanzt worden, die frisischen und englischen Frauenzimmer den Webstuhl besorgt haben. Noch jezt weben bei den Inselfrisen ausschließlich die Frauenzimmer. Bei dem ostgermanischen Geschlecht ist es anders gewesen. Sie kennen eine solche Sprachform ganz und gar nicht, weder die Skandinavier, noch

die eigentlichen Deutschen. Solche kleine Winke sind, denk' ich, kein todtes Wissen.

sprango, Thürangel, nach dem Ausland Eisenstange. So erklärt A. Sch. dieses Wort. Das nordfrisische Sprankel heißt ein liegendes eisernes Gitter z. B. an der Kirchhofspforte, wo man über hingeht, und auf Dänisch bezeichnet Sprinkel ein Gitter, Gatter. Dieselbe Form ist das deutsche Sprenkel.

chunchalo, Kunkel (Spinnrocken), von A. Sch. als deutsch aufgeführt, halte ich weder für ein ostgermanisches noch westgermanisches Wort, da es auf Irisch coigeal und auf Fransch quenouille heißt. Das altdeutsche oder eigentlich altundeutsche Wort dafür ist chuncla und kunchela; das alemannische chunechle und das schwäbische khonk'l und gunk'l. Also nur die in der unmittelbaren Nähe der keltischen Romanen wohnenden Deutschen kennen das Wort. Der Frise sagt Raak, der Engländer rock (gewöhnlich distaff), der Holländer spinrok, der Däne Rok. Die Schleppe en am deutschen Rocken ist ein langstiliger Nichtsnuz, der so häufig das hochdeutsche Idiom verunstaltet und gar verfälscht hat.

krebbje (Sieb), entstanden aus krebble, natürlich aus dem fransch=römischen crible, Kornsieb, welches das römische cribellum ist, das Diminutiv von cribrum, Sieb, und das normannisch=englische cribble, Kornsieb. Das eigentlich englisch=germanische und ursprüngliche Wort ist sieve, frisisch Sew (e kurz). Das krebbje ist kein germanisches Wort.

chruton, Gras mähen mit der Sichel, ist von A. Sch. zu den germanischen Ausdrücken gezählt worden. Ich kann das Wort nicht für ein solches halten, zumal da mähen auf irisch=galisch cruach heißt, und eine deutsche Abstammung des Worts durch kein einziges Zeugnis oder Beispiel zu erweisen ist.

chrazen, krazen, erklärt A. Sch. so: „Der Begriff des althochdeutschen chrazon ist reiben, zerreiben. Unser krazen ist schon früh in die romanischen Sprachen übergegangen, z. B. mittellat. gratare, in Varzo (Simplon=Straße) heißt das Reibeisen gratarola.“ Daß der Grundbegriff von krazen, reiben und sogar zerreiben sei, ist eine leere Muthmaßung, krazen in dieser Form ist gar nicht einmal ein urgermanisches Wort und in der Bedeutung des deutschen Ausdrucks auch nicht. Die deutsche Form krazen ist weder eine frisische, noch holländische, noch englische, noch breitschottische. Sie ist keine reine, sondern eine verstümmelte, und in dieser Gestalt ist sie ins Romanische übergegangen. So nennt der Franzos krazen gratter und Wollkraze grattoir. Aber er nennt die leztere auch carde, und das ist das uralte fränkische Wort dafür. Der Engländer nennt sie auch card, aber nicht nach normannisch=englischem Vorgang, sondern von den Zeiten der Gründung Englands her. Denn das ist der frisische Ausdruck für dieses Werkzeug der Wolle, der im Frisischen der allerälteste ist. Der Nordfrise nennt nämlich Wollkraze Kuard und Wolle krazen kuardin, der Holländer, nach frisischem Vorgang, braucht kaarde und kaarden, Wollkamm oder Wollkraze und Wolle kämmen oder krazen, und der Westfrise kaerdjen Wolle krazen. Die Kraze oder Karde ist eine urfrisische Erfindung. Von der Urzeit an arbeiteten die Frisen in Wolle und Flachs. Das deutsche Wort krazen (zufolge der Lautverschiebung) kann nur aus kraten entstanden sein, und dieses kraten ist aus dem ursprünglichen karten, karden geworden. Also der einzige Urbegriff des Wollkämmens ward in Deutschland der Allgemeinbegriff des Krazens. Der Frise unterscheidet auf eine sehr feine Weise — denn die frisische Sprache ist in ihrer Begriffsbezeichnung ungewöhnlich scharf und treffend — zwischen strobbin, klawen, klesin, kraapin, skrabin, rof=in, pül=in u. s. w., wofür der Deutsche nur das eine Wort krazen hat.

fiere, vier, plattdeutsch feer, holländischplatt vier, dänisch fire. Dies ist die neuere ostgermanische verstümmelte Form. Die vollere ältere westgermanische lautet westfrisisch fjouwer, nordfrisisch fjaur, englisch four.

forro (wenn ein solches Wort im Silvischen vorhanden ist), buchdeutsch Föhre oder Före (der weiße Tannenbaum) englisch fir (ebenfalls mit verkürztem Vocal wie in forro und im schweizerischen forre), dänisch fyr. Der Frise und Hollän=

der kennen natürlicherweise kein Wort in ihrer Sprache für Före, aber sie kennen das Adjectiv, z. B. holländisch vueren hout, fören Holz, nordfrisisch fjüren oder fjüren holt. Das schwäbische Forche und das althochdeutsche Foracha und Forcha sind nicht auf eigenthümlich deutsche Weise gebildet, sondern mit romanischem Munde.

frou, Frau, plattdeutsch Fru, holländisch vrouw, dänisch Frue. Das ist die ostgermanische Benennung für die Eheherrin aus den Zeiten des sogenannten Mittelalters. Der u-Laut, den das Wort in einigen Mundarten angenommen, ist falsch. Die Bildungen Fron (o lang), d. i. Büttel, Scherge, Frone, d. i. die mittelalterliche Sklavenarbeit (denn damals waren die meisten Menschen Knechte) und fronen nebst frönen, d. h. Knechtsdienste thun, einem oder einer Sache wie ein Sklav ergeben sein, gehören grade demselben Wort an. England kennt diese Sprachform nur im üblen Sinn, denn auf Breitenglisch und Breitschottisch heißt frow ein dickes starkes garstiges Weibsbild, eine unordentliche Schlumpe, eine rechte Schlampe. Holland hat seinen Frauennamen aus derselben Quelle, woher ihm alles andere Plattdeutsch gekommen. Der Deutsche opferte seinen althergebrachten westgermanischen Namen Weib, welcher auf piemontesisch-deutsch wib (i lang) lautet, dem servilen mittelalterlichen Fro, Frow, Frau, und nun hat das hochdeutsche Weib sogar eine verächtliche Nebenbedeutung, selbst das niederdeutsche Wif (i lang). Sie sind sächlich geworden, werden wie eine Sache behandelt, man sagt das für die. Auch dem Namen Frau oder Fru ist ein schimpfliches Schicksal in Deutschland widerfahren. Süddeutschland hält noch fest an der vermeinten Ehre dieses Namens, und überall dort ist die Anrede mit Frau eine Ehre, in Norddeutschland aber nur wenn ein Titel nachfolgt. Ohne Titel ist Frau den Norddeutschen in Anreden nicht vornehm genug. Und so überlassen sie den kahlen Namen der geringsten Klasse im Volk und nennen die vornehmeren Frauen Madamen und Damen. Die Nordfrisen haben sich bisher noch an den alten ehrenvolleren Benennungen des weiblichen Geschlechts gehalten und nennen die verheirathete Frau Wüf und das Mädchen Fomen oder Faamen. Auch die Westfrisen sagen wijv und faem für Frau und Mädchen, wie die Engländer ihr wife und woman für Frau und Frauenzimmer. Der Däne hat sich außer seiner Frue noch ein Kone und Quinde angeschafft, und Kone ist seine Ehefrau, Hausfrau geworden, Quinde aber sein Frauenzimmer überhaupt. Und doch sind Kone und Quinde ursprünglich ein und dasselbe Wort gewesen. Ja Quinde ist nur aus Quind entstanden und Quind aus Quin oder Kwin, Kuin, Kun. Der Däne sogar unterscheidet zwischen Quinde und Quind, und dieses Quind hat einen verächtlichen Nebensinn, wie das deutsche Weib. Der Westfrise hat diesen ostgermanischen Ausdruck auf sein Kuhgeschlecht angewandt und nennt eine hermaphroditische Kuh, d. i. eine Zwitterkuh, ein Quen oder Queen. Aber die Engländer haben über alle menschliche Erwartung fehlgegriffen, indem sie den ostgermanischen Namen für Weib im verächtlichen Sinn zu einem ausschließlichen Ehrennamen ihrer Königin (Queen) gemacht. Das alte sogenannte säxische oder angelsäxische cwen, Frauenzimmer, ist weder säxisch, noch angelsäxisch, sondern ein angeldänisches Wort, welches durch die in England besonders im neunten Jahrhundert dick angesiedelten Dänen in die englische Sprache eingeschlichen ist. Noch Shakespeare braucht das quean in einem üblen Sinn, z. B. in Merry Wives of Windsor:

A witch, a quean, an old cozening quean.

Dr. **K. J. Clement.**

Ueber die

Verbindung mehrerer Präpositionen mit einem Substantiv,

über die Stellung der Präpositionen unmittelbar vor einander, und über ihren adverbialen Gebrauch.

I.

Man läßt bekanntlich im Deutschen oft auf eine Präposition ihren Kasus nicht unmittelbar folgen, sondern setzt noch eine koordinirte Präposition oder mehrere, und dann erscheint erst das Substantiv. Es ist diese Art der Verbindung zu sehr bei uns eingebürgert und die deutsche Sprache schützt sie auch zu sehr durch sonstige Analogien, als daß man sie ganz verwerfen könnte. Wir können aber drei Arten dieser Fügung unterscheiden, von denen ich nur die beiden ersten in Schutz nehmen möchte. Es werden nämlich zwei oder mehr Präpositionen, die denselben Kasus regieren, koordinirt vor diesen gestellt, oder es sind zwar Präpositionen, die nicht mit demselben Kasus verbunden werden können, das substantivische Wort leidet aber keine Veränderung, oder endlich: die Präpositionen erfordern verschiedene Kasus, das Substantiv richtet sich aber nur nach der letzten.

a) Claudius läßt den Fenelon zu seinem Zöglinge sagen (Wandsbeck 1812, Thl. 8, S. 42): Sie glauben vielleicht, daß ich es für ein großes Glück halte, die Stelle, die ich bei Ihnen bekleide, erhalten zu haben. Sie sind auf Irrwegen; ich habe sie nur auf und über mich genommen, um dem Könige zu gehorchen 2c.; S. 50: Fenelon war bei und nach Empfang der Bannbulle 2c.; Lessing sagt (B. 24, S. 37. Berlin 1827): Es muß in dem Tone, mit dem Gestus der väterlichen Warnung an und gegen den Olint gesprochen werden; 7: Noch habe ich der Anreden an die Zuschauer vor und nach dem großen Stücke des ersten Abends nicht gedacht; Paul Flemming (Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrh. herausg. von Wilh. Müller B. 3, S. 14. Leipz. 1822): Held August, Du kühner Krieger, Du glückesvoller Sieger vor und in und nach dem

Fall; Jean Paul (Titan, Berlin 1800, Matzdorff B. 1, 72): Er verschwand hinter oder in der kleinen Fischerinsel; Rückert (Gesammelte Gedichte B. 2, S. 62): zu und von ihrem Grabe; J. v. Müller bei Schwab (die deutsche Prosa Thl. 1, S. 417): Selbst Religionskriege wurden für und wider das Tridentinische Concilium oder die Augsburgische Confession geführt; Lessing 31, 16: Die sie gleich deutlich vor oder neben sich haben; Iffland (Vaterhaus Aufz. 1, Auftr. 2): Vor und nach dem Essen will man doch auch ein Wort reden; Maler Müller (Werke B. 1, S. 7. Hamburg 1825): Darum eilte ich auch früher nach Hause, um ihn (den Abend) so ganz mit und unter euch zu genießen; Wachsmann (Erzählungen und Novellen. Leipzig, Brockh. 1834. B. 5, S. 338): neben oder unter der Thüre; Havemann (Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg B. 1, S. 118): Heinrich der Löwe vergaß, daß der deutsche Fürst nur in und mit dem deutschen Reiche groß sein könne; Hirscher (Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart S. 37, Thl. 1): Der Andere sagt: sie (die Tugend) ist Kampf wider und Sieg über die Natur; S. 38: Wenn der Vater dem Menschen in und mit der Vernunft Anwartschaft auf die Wahrheit gegeben hat, so hat er sie ihm auch gegeben auf den Sohn; S. 118: Der erste Nothstand ist jener, welcher vor und außer dem Christenthum auf der einen Hälfte der ganzen Menschheit, d. i. auf dem ganzen weiblichen Geschlechte liegt; S. 149: Der Odem Gottes athmete in der Menschenseele und in und mit ihm Licht, Liebe und Liebekraft; Gerstäcker (Wilde Scenen 2c. B. 2, S. 105): Der Wind begann ordentliche Melodien an und durch das Haus zu pfeifen; J. Paul bei Schwab 567: „an und für sich," eine Verbindung, die sehr häufig ist; das. S. 558: einige Zeit nach und und einige vor dem Schnäuzen; Herder bei Kehrein (Deutsches Lesebuch. Leipzig 1850, S. 179: Ich glaube nicht, daß Segen über oder in einem Menschen wohne, der, wie die Schrift sagt, den Geist Gottes in ihnen (den Kindern) lästert; Ketteler das. 176: Ich lebe mit und unter dem Volke; Hebel das. S. 39: auf- und nebeneinander. — Kehrein selbst sagt S. 394: daß man in und auf das Grab des Todten Blumen streut.

Es ist diese und allenfalls auch die zunächst folgende Fügung mit jener Zusammensetzung zu vergleichen, in der man zu zwei oder mehreren Bestimmungswörtern ein Grundwort folgen läßt, wie Ober-

Mittel- und Unter-Franken; Ober- und Unterhaus, Stadt- und Landleben, die Himmels- oder Erdenfreuden. Spee und andere Dichter lassen auch oft erst beim letzten Adjektiv die Geschlechts- und Kasusendung erscheinen. Spee (Trutznachtigall von Hüppe u. Junkmann Coesfeld 1841) S. 26: Der Wandersmann, ermattet auf stark- und steter Reis'; 48: mit sanft- und lindem Saus. Vergl. S. 2: an Händen, Füß- und Hüften; 3: von Bäum- zu'n Bäumen; 308: Laßt die Straß- und Gassen erfrischen; 34: spielen, scherz- und schimpfen; Christ. Günther (Bibl. d. D. des 17ten Jahrh. B. 10, S. 112): Welch süß- und holder Gnadenstrahl verwandelt mich von innen? Göthe (Tischlied): Gegen inn- und äußere Feinde; Kind: Woch- und Mondenlang.

b) Flemming sagt a. a. O., S. 22: „Ueber, unter, um und neben, vor und hinter uns ist Leben," wo „um" den Akkusativ verlangt: uns aber gilt für Dativ und Akkusativ; Göthe bei Schwab a. a. O., S. 361 (Wahlverwandtschaften): So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann; Wachsmann, a. a. O. B. 6, S. 265: Bloß aus und durch sich selbst sein Volk glücklich machen; Havemann (Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. — Lünebg 1837. B. 1, S. 23): Ihre Besitzungen in und um Duderstadt; Lessing, B. 15, S. 67: mit und ohne Licht.

Ich vergleiche diese Redewendung mit derjenigen, welche dasselbe unveränderte, einmal gesetzte Wort das erste mal als im Nominativ befindlich darstellt, das andere mal als im Akkusativ. Vorzüglich kommt dies beim Relativ vor, und ich habe im Programme unsers Gymnasiums vom J. 1841 nachgewiesen, daß sowol das deutsche „was, das, die, welche," als das griechische „ὅ, ἅ" und das lateinische „quod, quae" sich dieses gefallen lassen. Ich hatte Veranlassung in meiner Abhandlung über flämische Sprache in diesem Archiv darauf zurück zu kommen, sowie ich auch an andern Stellen dieselbe Konstruktion bei Relativen und anderen Wörtern berührt habe. Jetzt füge ich zur Vervollständigung noch hinzu: Lessing: 31, 81: Verse, die uns Isidorus aufbehalten hat und sich anfangen...; Hirscher a. a. O., S. 114: Alle sittliche Muthigkeit und Kraft der Menschheit, alle sittliche Opferfreudigkeit und Ausdauer derselben steht auf dem Glauben an ein ewiges Leben, wo ein gerechter Richter jedem giebt nach dem, was er in diesem irdischen Dasein war und that;

Gerstäcker: Was kaum zu erwarten steht und Gott verhüten möge; Chamisso 3, 336: Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und solcherlei, das müssen sie erdulden und steht den Schülern frei; das. S. 55: Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen; Tschirner bei Kehrein, a. a. O. S. 181: Die etwas sein und gelten wollen.

c) Bei Claudius a. a. O. (Thl. 8, S. 57) heißt es: Sein (Fenelons) Tod war in und außer Landes als ein großer Verlust angesehn. Nicht besser sagt Gerstäcker: wenn auch nicht vom, doch durch das hohe Consistorium untersagt; W. Humboldt, Briefwechsel mit Schiller, S. 56: durch und mit der Idee; J. Paul bei Schwab 566: was sonst hierüber noch gesagt werden kann, sowol von als gegen Kantner (Kantianer); J. v. Müller bei Schwab 422: mit oder wider den Willen ihrer Führer; Iffland (Die Jäger 1. Aufzug, 8. Auftritt): Ich möchte dann nicht um und neben ihm sein; Grimm (deutsche Gramm. 2, S. 327): neben oder für . . . ꝛc. —

Im Latein eben so als im Griechischen ist eine solche Konstruktion fast nimmer zulässig; etwa kann man anführen Caes. bell. civil. 3, 72: intra extraque munitiones. Daß diejenigen zweisilbigen Präpositionen, welche auch ohne Nomen adverbialisch gebraucht werden, ohne Kasus nachfolgen können, lehrt auch Zumpt §. 736 und führt an: quod aut secundum naturam esset aut contra; cis Padum ultraque. Doch muß man auch sine hierher rechnen, obgleich es sonst meines Wissens nie adverbial steht, wegen Cic. Att. 8, 3, 5: Age jam, cum fratre an sine?

II.

a) Präpositionen stehen mitunter vor andern, indem diese mit ihrem Kasus die nähere Bestimmung zu jenen mit ihrem Substantiv bilden. Da aber hierdurch unbezweifelbar eine gewisse Härte entsteht, indem gleichsam die eine Präposition vor der andern zurückprallt, so darf man diese Fügung nur dann billigen, wenn einmal die Kürze und Kraft des Ausdrucks viel dadurch gewinnt, andererseits die Schroffheit der Konstruktion durch die ganze Umgebung gemildert wird. So sagt Stollberg (Leben des h. Vincentius, Wien 1819, S. 152): Die Königin wollte, daß niemand, ohne über ihn angestellte Untersuchung . . . zu einem geistigen Amte sollte berufen werden; Gerstäcker (Wilde Scenen, B. 2, S. 191): Mit durch diese

freundlichen Bilder, wie durch das herrliche sie umgebende Klima beruhigtem Gemüthe; anderswo: durch aus ihrer eigenen Mitte gewählte Männer; Prätzel (Erzählungen B. 1, S. 11. Leipzig 1832): Mit vor Zorn und Aerger glühendem Gesicht; B. 2, 185: Nach mit ihr genommener Verabredung; Wachsmann, B. 6, S. 173): Mit zum Himmel gerichtetem Blicke; Lessing 15, 128: mit über einander geschlagenen Beinen; Eschenburg das. S. 134: mit über einander geschlagenen Beinen.

Daß von Verbindungen, wie: „ohne zu wissen, um mit ihm zu gehen" rc. hier nicht die Rede sein soll, sieht man leicht, wenn aber Iffland (Bewußtsein, 1. Aufzug, 2. Auftritt) sagt: „ich spreche von zu Bette gehen," so läßt sich das doppelt auffassen; es ist entweder: „von gehen zu Bette," oder von „Zubettegehen."

b) Die letzte Art zu sprechen ist im Deutschen in höchst wenigen Fügungen üblich, und fast nie betrachtet man die Verbindung von einer Präposition mit ihrem Kasus als neues Substantiv, vor welches man wieder eine Präposition setzte. Es scheint mir auch, als ob die Sache dadurch das Plastische und Faßbare zu sehr einbüßte, sich ins Haarspaltende verlierend. Wenn der Franzose sagt: de chez, d'entre, d'avec, de dessous, de devant, de dessus, de derrière, de par, so liegt darin allerdings eine feine sehr genaue Bezeichnung der jedesmaligen Verhältnisse, aber es sind schwebende, nicht greifbare Bezeichnungen. Wenn im Deutschen vorkommt: „er kam von zu Hause," so ist das französisirend. Bei Pischon 207 lesen wir auch: „von über rhin." Merkwürdiger Weise hat die hebräische Sprache einen Reichthum an solchen Verbindungen, aber einmal liegt in den hebr. Präpositionen die Substantivbedeutung nahe, dann aber enthält auch die genannte Sprache viel feinere Unterscheidungen als manche glauben. Man denke nur an die in der Verbalbildung gestalteten Begriffe der intensiven und extensiven Steigerung, des Faktitivs, der reflexiven und passiven Steigerung, an die vielfache Nuancirung des Begriffs Sünde rc.

III.

Von manchen Präpositionen ist es sicher, daß sie mit einem Verbum und ohne dasselbe adverbial stehen können. Götzinger rechnet in seiner deutschen Sprachlehre 3. Aufl. 1835, S. 134 hierher: ab, an, auf, unter, über, durch, um, vor, nach, zu, aus, bei, hinter, entgegen. Aber ohne, für, wider, zu, zuwider, gegenüber, jen-

seits, diesseits gehören sicher auch hierher. Vergleiche Hamann in der Wolffschen Encyclopädie S. 379, 2te Spaltenreihe: „Es ist nicht ohne;“ Klopstock (Gelehrtenrepublik, S. 54): Es ist nicht ohne; Lessing, B. 15, S. 142: Die Schriften, für und wider, in dieser Rechtssache sind zu Paris gedruckt. „Er ist mir zuwider; er steht mir gegenüber; gegenüber, diesseits, jenseits ist der Acker fruchtbarer,“ ist im Deutschen sprachgerecht. Uebrigens führen wir noch an: „Die Stadt ist über;“ Chamisso, 5, 185: Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen . . . Die Stadt ist über; 6, 189: Es freut mich unter den Zeichen der Zeit Dir aufzuzählen, daß Eure Stockfranzosen das Reisen nach und nach zu erfinden scheinen; Flemming a. a. O. S. 92: Freie, was vor nicht gefreiet, was vor hat gefreiet, freie. Das. S. 146: Was mir träumet für und für; Logau (Dichter des 17ten Jahrh. a. a. O. B. 6, S. 48): Sein' Eigenschaft und Art bekam ein jedes Thier, und wie sie einmal war, so bleibt sie für und für; Aßmann von Abschatz das. S. 136: wo Licht ist für und für. „Er ist mit der beste; er trat mit ein; er muß mit rathen,“ sind gebräuchliche Redewendungen. Lessing sagt irgendwo von einem Bilde, es habe einen Scheffel auf, wie wir sagen: eine Mütze, einen Hut aufhaben. Merkwürdig ergeht es der Präposition „zu.“ Man sagt nicht allein: „das Fenster ist zu, der Wagen ist zu,“ sondern auch oft: bei zuen Fenstern sitzen, im zuen Wagen fahren!? Ueber „ab“ bemerkt Kehrein a. a. O. richtig S. 249: „Die Präposition ab ist allmälig aus dem Gebrauch gekommen; manche Grammatiker gehen aber zu weit und stellen den präpositionalen Gebrauch geradezu in Abrede.“ Er führt dann an Fröhlich: Gehn wir ab den offnen Wegen; ders.: Was wirft dein wild Gestöhn Lawinen ab den Höhn; Haller: Messe er ab ihm selber ab, wie ruhmredige Bezeugungen aufgenommen werden; Schlegel: Daß erschrocken ab dem Rosse er gesunken; Rückert: Bevor die Sonn' ab ihrem (Tagewerk) ruht.

Coesfeld. Dr. Teipel.

Über den

deutschen sauselaut und seine verstärkung.

Ein beitrag zur richtigen deutschen rechtschreibung.

Unsere „rechtschreibung" ist ein babylonischer turmbau, und es hat den anschein, als ob wir mit unserm deutschen reiche noch früher in „ordnung" kommen sollten als mit dem kleide seiner sprache. Doch wir wollen das klagekapittel (tt ist richtiger als t, weil i geschärft ist) kurz abmachen und zur sache übergehen, obgleich wir befürchten müßen, daß viele leser des „Archivs" schon vor der überschrift einen schrecken bekommen haben. Allein der kleindienst muß auch versehen werden und wir sprachlehrer sollten uns doch einmal verständigen über solche fragen, ob z. b. Graff, Ph. Wackernagel u. a. recht haben „waßer" zu schreiben, oder ob mit rücksicht auf die schärfung „wasser" richtiger ist, oder gar — wie Vilmar will — wäszer; ob man schreiben soll „mußte" oder „muste," „kreiße" oder „kreise," „dieß" oder „dies," „deßhalb" oder „deshalb," emßig" oder „emsig" u. dergl.?

Man hat bei der rechtschreibung drei dinge geltend gemacht: abstammung, aussprache, gebrauch. Wer den gebrauch geltend macht, will den mißbrauch erhalten. Wenn man zudem bedenkt, daß die gewöhnliche schreibung meistens von der druckerei bestimmt wird, so kann also nur von zwen richtern die rede sein: von der abstammung oder geschichte und von der aussprache der gebildeten in der nazion.

Beide, abstammung und aussprache, sind wiederum sehr verschieden; darum muß eines durch das andere geregelt werden, die abstammung durch die jetzige aussprache und umgekehrt. Eines für sich allein kann nie maßgebend sein.

Die historischen sprachkundigen sind geneigt, bloß die abstammung als maßstab anzulegen; z. b. Hahn in seiner neuhochd. grammatik tadelt es, daß „unwissende grammatiker ß nach langem, ss nach kurzem vokal setzen," und er zählt die wörter auf, denen ß und solche denen ss zukommt. Er will (mit Graff) daß man „messing" aber „meßen" schreibe. Geschichtlich ist das allerdings richtig; wenn

wir aber an die schule und an die so notwendige herbeiführung einer möglichst einfachen und übereinstimmenden rechtschreibung denken, so ist nicht abzusehen, wie sich das durchführen laße. Es muß mit rücksicht auf die aussprache jedem ganz unnatürlich vorkommen, „haßen“ zu schreiben wie saßen (von sitzen). Wir haben nun einmal für die gedehnten vokale dieselben zeichen wie für die geschärften, und es scheint mir darum, wie auch der erleichterung wegen, ein vorteil, wenn man bei der eingeführten unterscheidung bleibt.

Grimm sagt: „der grundsatz, so zu schreiben wie gesprochen wird, ist zu natürlich als daß ihn nicht jedes volk bei anwendung der schrift auf seine sprache zuerst sollte befolgt haben.“ Es liegt in der natur unserer deutschen sprache, daß man denjenigen laut schreibt, welcher gehört wird, und dem allmählichen wandel der dehnung und schärfung muß die schreibung folgen. Im allgemeinen also muß sich die schrift nach dem laute richten; die abstammung oder die geschichte des wortes hat nur beratende stimme, sie ist das korrektiv.

Wollte man das ss verbannen aus den wörtern: essen, schlüssel ꝛc., so müste man auch das e aus dem worte „sieg“ weglassen, weil früher kein solches darin war. Wir schreiben aber alle jetzt gedehntes i mit ie. Wer dagegen „essig“ schreibt statt essich hat die geschichte nicht zu rate gezogen.

Das historische verfahren ist selbst da in seinem rechte, wo falsche schreibung eine falsche aussprache bewirkt hat, z. b. sollten wir nicht sprechen und schreiben „emsig“ sondern emßig, nicht „kreise“ sondern kreiße. Selbst wenn der historiker daß, waß, eß durchsetzen wollte, so hätte er auch die phoniker auf seiner seite, welche anerkennen, daß die abstammung ein wesentliches regulativ ist. Das alleinige kann sie aber nicht sein, sondern sie hat sich da unterzuordnen, wo die aussprache so folgerichtig durchgedrungen ist.

Der in frage stehende sauselaut s ist der stärkste jener grundlaute, die in verbindung mit den starrlauten (mutis) die spiranten bilden.

s ist der weiche
ß der harte oder scharfe
z der verstärkte zahnspirant.

Ganz vorn gegen die zähne hin entsteht s, durch druck ß, durch abschnellung z. Die stufen im französischen sind: maison, zêle = s; son, garçon = ß; compassion = ßß.

Daß die herkömmlichen darstellungen des konsonantismus falsch

sind, lernen wir namentlich aus dem gründlichen buche von Rudolph Raumer über die „aspirazion und lautverschiebung." Darin wird auch bewiesen, daß wir (wie auch die Römer) alle wirklichen aspiraten eingebüßt haben *).

s, ß und z geben der deutschen rechtschreibung viel zu tun. Wir wollen versuchen, ob ein festes gesetz zu erzielen ist.

s ist reiner, schwacher säuseler: sagen, weisen; durch druck und verschärfung entsteht ß: weißen, weiß; verbindet sich t mit s, so entsteht z: zagen, der weizen. ß entspricht ziemlich dem französischen ç (garçon) oder ce (ceci); es kann aber, wie eigentlich auch ch, nie im anlaute stehen. Die harten und verstärkten spiranten im anlaute (pf, ß und ch) sind besonders dem norddeutschen nicht gemäß. Die norddeutsche aussprache sträubt sich gegen pferd („ferd"), charakter („karakter") rc.

Das ß steht für goth. ts, z. b. hatis altd. haz, schweiz. noch die haz (hetzen), oder das niederdeutsche t, z. b. bloß = niedd. blout (daher nie „blos," aber los weil niedd. laus); muß = nied. mot; loß, westfries. und engl. lot (daher nie „loos"). Oder es steht für das alte z, z. b. haz nhd. haß, kreiz nhd. kreiß (daher besser als „kreis").

Das z (= ts) entspricht fast durchgehends dem goth. und niederd. t, z. b. zahm — tahm; zehn — goth. taihan, nd. tain; ziehen — g. tiuhan, nd. tein; zwei — nd. twei.

Den mangel an besonderen Zeichen für die gedehnten und die geschärften vokale ersetzen wir durch die verdoppelung nach dem geschärften vokale. s wird in diesem falle ss: vermissen; ß sollte eigentlich ßß werden, wird aber gewöhnlich ss geschrieben, z. b. der riß — die risse; z sollte eigentlich zz werden, wird aber tz geschrieben, z. b. nützen.

Wir wollen die fälle einzeln betrachten. Zuerst

über s, ß und ss.

Beim richtigen gebrauche dieser laute kommt alles darauf an, was stammlaut ist, und ob der vorhergehende vokal geschärft, gedehnt oder doppellaut ist. Darin liegt das ganze geheimniß.

Man schreibt haus — des hauses — die häuser, weil s stammlaut ist, in der mundart (niederd. hu's) und im ahd. (hûs, huses, hiuser). Das s schließt die silbe, mit s beginnt sie; daher häuschen,

*) Vergl. auch A. Lübben im Archive Nr. III, S. 50.

samstag, weisheit — weise. Man schreibt das mus (ahd. muos, niedd. mous), gemüse (nd. gemoise), aber: er muß, weil das niedd. t hat (mot) und das ahd. z (muoz), welches im oberdeut. gewöhnlich dem ß entspricht (schweiz. mueß). Wer die alte Sprache nicht kennt, dem kann häufig die mundart aus der not helfen, z. b. das nhd. eu ist schweiz. ü (aus ahd. iu) ꝛc.

Man schreibt reisen, aber reißen (niedd. ri'ten, ahd. rizan), der riß — die risse. Die historiker wollen „riße." Nach dem ahd. rizzi sollte man schreiben rißße, so auch gebißßen ꝛc. Es ist allerdings wahr: ss ist ein anderer laut als ßß; er wird nicht so scharf gesäuselt als ßß. Man hört den eigentlichen laut ss aber nur in der mundart, z. b. in der Schweiz lossen (lauschen), mosse (flecken), pfüssel (schnupfen), wörter, in denen das ss fast lautet wie in rassieren. Was ist nun besser: risse, rißße oder riße? Die schreibung rißße ist wohl noch niemandem eingefallen; von den übrigen beiden wollen die historiker riße, die phoniker risse. Graff (ahd. sprachschatz V. 526) sagt: „Die grammatiker haben, den verschiedenen ursprung des ß (stellvertreter des weicheren z) und des ss (geminiertes s) nicht kennend oder nicht berücksichtigend, die falsche regel aufgestellt, daß nach kurzen vokalen immer ss zu setzen sei. Dieses ss kommt aber nur folgenden wenigen wörtern zu: esse ahd. essa (ustrina), blesse ahd. blas (alba frons), hessen (hassi), küssen ahd. cussin (pulvinar), küssen ahd. cussan (osculari), kresse ahd. cressa, messing ahd. messinc, missen ahd. missan, rossen ahd. hrossen (equis), gewisser ahd. giwisser, misst ahd. missi, nisse ahd. nisse, den genitiven dessen ahd. des, wessen ahd. hwes und einigen entlehnten wörtern, wie asse (assi), casse, classe, masse, passen, possen, pressen, tasse. In allen übrigen wörtern muß nach kurzem vokal nicht ss sondern ß als stellvertreter des frühern z geschrieben werden, also z. b. nicht hassen sondern haßen (ahd. hazan), nicht messen sondern meßen (ahd. mezan) ꝛc."

So meinen Graff, Hahn, Ph. Wackernagel u. a. Wenn aber überall die geschichtliche rücksicht maßgebend sein soll, warum läßt man denn zu, daß z. b. die trübung oder umlautung von a (ä) in e übergeht, daß man gerben und nicht gärben (von gar, garaw) schreibt? Man schreibt allgemein schwer (ahd. suâri), edel (adel) ꝛc. und nicht schwär, ädel ꝛc. Auch nicht rise (ahd. riso) statt riese. Mithin hat das lautliche das übergewicht bekommen. Soll man

ferner, vom praktischen gesichtspunkte aus betrachtet, jene aufgezählten ausnahmen besonders merken lassen? Kann man nicht die allgemeine regel aufstellen: Nach der schärfung verdoppele den einfachen sauselaut, und schreibe: naß — die nässe, aß — ich esse, der riß — die risse rc. Zudem steht ß schon nach gedehntem vokale (weiße) und das ss dient somit zu unterscheidung. Ich halte also der allgemeinen, einfachen regel wegen dafür, man schreibe esse wie kresse. Die neigung zur verdoppelung war übrigens schon im ahd., wo es heißt: izzu, izzist, izzit rc. Will man nun nicht eßße rc. schreiben, so entspricht esse dem laute weit mehr als „eße." Es versteht sich übrigens von selbst, daß der sprachlehrer solche schreibungen, über welche die ansichten geteilt sind, nicht als fehler anrechnen wird. Die vorkommenden fälle sind also: 1. das reis (ahd. hris), 2. der reiß (lat. oryza), 3. reisen, 4. reißen, 5. gerissen.

Wie 1.: er blies (blasen), er blâst, er wies (weisen), die weisheit rc.

Wie 2.: der fleiß (ahd. flîz), er weiß, reißzeug, er riß, der biß rc.

Wie 3.: weise, blasen, reisesack rc.

Wie 4.: weißen (weiß machen), fleißig, beißen, weißagen (wîzagôn) rc.

Wie 5.: wisse, erblassen, bissig rc.

Also verwenden wir s und ß für den auslaut, ss nur für den inlaut. Das nähere im folgenden.

a) Über s und s.

Das schluß-s am ende der silben derjenigen wörter, die inlautend das einfache s haben: greis — die greise, reis — die reiser, haus — die häuser, das häuschen, los — lösen, gras — gräser (aber graß, gräßlich), er reiset oder reist — reisen (aber reißt, reißen), er lieset oder liest (ahd. lisit) wird gedehnt gesprochen, daher ie; er las, lies! — er hat genieset (aber er genießt) rc. Die unterscheidung zwischen geisel (ahd. gisal, leibbürge) und die geißel, (peitsche, geisla) ist eigentlich unbegründet.

Also dem s und s geht überall ein gedehnter vokal oder doppellaut vorher.

In einigen wörtern steht s fälschlich statt ß, nämlich im neutrum einiger pronomina und adjektive: es ahd. ez, das (als artikel) ahd. daz; nur als konjunkzion schreibt man richtig: daß. Ferner was ahd. hwaz. altes ahd. altez, aus ahd. ûz (in Uhlands Volksliedern richtig:

„auß gieng der arme mann"); auch in außer und außerhalb wird es richtig geschrieben. Bis ahd. biz, fries. bet, also wäre biß richtiger, wie auch Uhland schreibt: „biß an den andern tag". Das neutrum „dies" statt dieses wäre richtiger dieß (ahd. diz). Die zusammensetzungen mit dem genitiv: deshalb, deswegen, weshalb sind richtiger als deßhalb 2c.

Daß man in den genannten wörtern s statt ß einführte, erkläre ich mir so: das ß, tauglich befunden für den auslaut betonter wurzelsilben hinter gedehntem vokal, erschien zu gewichtig, um zugleich tonlose biegungssilben abzuschließen (wie altes, neues 2c.); daher schrieb man der neutralen adjektivform entsprechend auch: es, was 2c. Es ist vielleicht möglich für diese einsilbigen (daher betonten) wörtchen das ß wieder einzuführen und zu schreiben: waß, auß, biß 2c.

b) Über ß und ss.

ß steht in- und auslautend, nach doppellaut, gedehntem und geschärftem vokal; ss **nur inlautend nach der schärfung.** Man vergleiche:

Er aß (gedehnt) — iß (geschärft)*) — das aß (das eins auf den karten, plur. die asse) — das aß (ahd. âz, tierleichnam), bairisch äßig = was sich leicht essen läßt, die atzung = verköstigung. Er isset oder ißt — er ist (est). Der essich ahd. ezzih oder ezzich, also nicht „essig". Die esse ahd. essa, schmiedewerkstätte.

Vergesse, vergissest, vergisset oder vergißt — vergaß, vergeßlich. Ich messe, er misset oder mißt (aber der mist) — er maß (maz), gemäß. Das maß (daz mâz, mez), womit man mißt oder das zugemessene — plur. die maße; dagegen die maß ahd. diu mâza, schenkmaß, z. b. eine maß wein, wie man noch in der Schweiz und in Baiern richtig unterscheidet. Die masse (lat. massa), dagegen die mase oder der maser (flecken, auswuchs im holze), daher das schweiz. mossen.

Beißen, der biß, ein bißchen (schweiz. bigeli), bissig.

Die meisten Schriftsteller unterscheiden nicht gehörig die Formen des verbs müßen, das weniger gut „müssen" gesprochen und geschrieben wird. Ich muß (gedehnt), schweiz. mueß, ahd. môz oder muoz — du must, ahd. muost — er muß — wir müßen ahd.

*) Einige wollen hinter dem geschärften vokale das zeichen ſs (iſs, der biſs, naſs); die sache wird aber dadurch nur unnötiger weise verwickelter. Einfachheit und einheit tuen uns not; aber wir wollen dieß nicht durch einen unhistorischen schlendrian erreichen.

muozen — ihr müßet — sie müßen; prät. ich muste, ahd. muosa (also nicht „mußte") ꝛc., daß ich müste — ich habe müßen oder gemust. Die muße = eig. was einem frei steht, denn môz heißt: ich kann, es steht mir frei, dagegen die muse, die musen.

Dieselbe ungenauigkeit findet bei der schreibung von wissen statt. Dieß sollte historisch wißen geschrieben werden, allein das i ist nicht gedehnt, goth. vitan, niederd. witten, ahd. wizzon und wizan. Ich weiß, du weist ahd. weist, er weiß, wir wissen ꝛc. Prät. ich wuste alth. westa, daß ich nicht wüste — er hat gewust.

Meistens wird auch weißagen falsch geschrieben. Es heißt ahd. wîzagôn, er weißagte ahd. wizagota, die weißagung, ahd. wîzagunga. Wegen des doppellautes ei darf nicht ss geschrieben werden.

Wir setzen noch einigen übungsstoff her. Reißen ahd. rîzan, er reißt — reisen, er reiset oder reist. Der riß, die risse, das reißzeug — das reisezeug. — Fassen, er faßt — fast (beinahe). Heißen ahd. heizan, niederd. heiten, er heißt, hieß (hiaz), der schuldheiß oder schulz; heizen, die hitze, heißer — heiser. Laßen und lassen schwankt, ahd. lâzon, niederd. laten. Geschichtlicher wäre laße, läßest, läßet (läßt), ahd. lazu, lazist, lazit; wir laßen ahd. lazemes ꝛc., jedoch wird dieß verbum ziemlich allgemein geschärft, nur in zuverläßig ist die dehnung noch beibehalten.

Ein schwankender fall ist auch folgender. Einige schreiben: mistrauen, finsternis, andere mißtrauen, finsterniß. Ich halte letztere schreibweise der abstammung angemessener, denn die erste silbe heißt ahd. missi oder missa = fehlerhaft, abweichend, und ist noch erhalten in missetat und vermutlich auch in missen = entbehren; er vermisset oder vermißt ihn (zu unterscheiden von: er vermißt sich von vermessen); es steht mißlich (missilîh), der mißmut (missimôti), mißlingen ꝛc. Die endsilbe —niß ist ahd. nissi, nussi z. b. finsterniß (finstarnissi) — die finsternisse ꝛc.

Folgende wörter werden fälschlich mit s geschrieben, und es ist gewiß nicht zu spät (zum bessern ists nie zu spät) die richtigere schreibweise wieder einzuführen: emßig ahd. emazig; die ameiße ahd. ameiza, niederd. karmeize; die Geiß (Ziege) ahd. geiz; grieß (zermalmtes, grütze) ahd. griez — aber: griesgram und graus, grausen. Horniß ahd. horniz; kürbiß ahd. curbiz; der kreiß ahd. kreiz, plur. die kreiße; das loß, ahd. hlôz, plur. die loße, loßen, die loßung — aber: los, erlösen. Hieher gehört auch: das obß

(statt obst) ahd. opaz, in der Schweiz noch richtig obß gesprochen, das st kommt wohl aus dem niederd. obest.

Es gibt nun freilich einige Wörter, in denen s stammlaut ist, ist, z. b. roß ahd. hros, fuß ahd. cus, gewiß ahd. giwis; da aber der plur. ss annimmt (Rosse) und der vokal kein gedehnter ist, so unterstellen wir sie der allgemeinen regel, nach welcher s nur auf gedehnten vokal oder doppellaut folgt, und mit s (gras — gräser) eben so wechselt wie ß mit ss (roß — rosse wie fluß — flüsse).

c) Über z.

Das z bietet keine schwierigkeit dar. Es entsteht aus dentaler steigerung, und ß verhält sich zu z wie f zu pf. z wird im in- und auslaute oft mit t verbunden (= tts oder zz), allein dieß darf nur nach geschärftem vokale geschehen. Einfache regel ist also:

z steht nach doppellaut oder einem konsonanten,
tz nach geschärftem vokale.

Also: sitzen (sizzen), setzte, satz, hitze, klotz, lützel (gering, klein, daher Lützeburg, was wir „Luxemburg" nachwälschen); aber: schmerzen, scherzen, ganz, der arzt (arzat), und: kreuz (krûzi), schneuzen, geiz, reizte rc. Eigentlich auch nicht „jetzt" sondern jezt oder jezo aus ie—zuo, die jezige Zeit. Auch steht tz nicht in spazieren (lat. spatiari).

Von tz ist natürlich ts zu unterscheiden: auswärts (— wart), rückwärts u. s. w.

Da wir endlich einmal so weit gekommen sind, unsern wortvorrat auch dem kleide nach im lichte der historischen sprachkunde zu betrachten, und vielleicht die zeit nicht mehr ferne ist, auch die deutschen dialekte zur vergleichung herbeizuziehen, so wird man auch manchen formreichthum wieder in die schriftsprache einführen. Nur ein beispiel:

Es ist unverzeihlich, daß man die frühern und jetzt noch in oberdeutschland gebräuchlichen genusformen von „zwei" fahren läßt: masc. zwen, fem. zwo, neutr. zwei. Neuere dichter haben diese unterscheidung beibehalten. G. Schwab sagt z. b. „das kind geht auf seinen zwen füßen und seinen zwo händen." Gellert: „zwo schwalben;" Uhland: „zwen goldne ringe;" An. Grün: „zwen adlern gleich;" Voß: „zwo linden." Das niederdeutsche hat diese unterscheidung nicht; dagegen hört man gern in der Schweiz: zwen tische, zwo fraue, zwei chind. Die Schweiz bewahrt diesen geschlechtsunterschied auch noch bei dem zahlworte drei; masc. u. fem.

dri (ahd. drî), z. b. in Glaris: dri gärten, dri chirchen; neutr. drü (ahd. driu), z. b. drü bücher, drü chind, es ist drü (uhr), drümal.

Die alten grammatiker haben ihr ohr nur zu sehr vor den mundarten verschlossen, weil sie die schriftsprache dadurch zu „verunreinigen" glaubten. Ich bin nicht dafür, daß man alles aufnehmen solle, allein wenn wir den frischen quell ganz verstopfen, so wird die in der luft schwebende schriftsprache noch mehr abgeschwächt werden. Wie viele wörter könnten wir aus den mundarten aufnehmen, wofür man französische ausdrücke in umlauf gesetzt hat! Hat man aber einmal ein notwendiges fremdes wort eingebürgert, so sollte man es auch mundgerecht schreiben, wie das alle andern völker tun. Es ist einmal unserer sprache eigen, zu schreiben wie man richtig spricht, und doch sieht man noch die lächerliche schreibung „nation" statt nazion, „rationell" st. razionell u. dergl.

Über das anschmiegen unseres volkes an das fremde und andere „demütige" eigenschaften ließe sich ein langes kapittel schreiben. Die sprache ist auch hier ganz das volk.

Zürich. **Theodor Vernaleken.**

Ein Beitrag zu der Frage

über die

Prüfungen der Schulamts-Candidaten.

Als vor einigen Jahren in öffentlichen Lehrerversammlungen die Wünsche zusammengestellt wurden, welche die Mehrheit der Lehrer an den höheren Schulen lebhaft erfüllten, da sprach sich unter Anderem auch die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die Prüfungen der Schulamts-Candidaten eine durchgreifende Reform erfahren würden, und daß besonders für die Ausbildung der künftigen Lehrer der neueren Sprachen von den Regierungen etwas Ordentliches geschehen werde. Es ist bei uns seit dieser Zeit so ziemlich Alles beim Alten geblieben, während man dagegen in Frankreich zum Heile des Lehrstandes viele gute Neuerungen gemacht hat. Als eine solche bezeichnen wir die Einrichtung der Prüfungen für die Agrégation*) (unbedingte facultas docendi), welche mit unserem sogenannten Oberlehrer-Examen Einiges gemein hat und zu vielen Vergleichungen Veranlassung giebt. Die folgenden aphoristischen Betrachtungen sind bei dem letzten öffentlichen Concours für die Agrégation in Paris gesammelt, und geben vielleicht zu weiterer Besprechung Veranlassung.

Die öffentlichen Concours für die Agrégation (ex. pro loco sind während der Ferienzeit vom 20. bis 25. August bis gegen das Ende des Septembers. Die Prüfung besteht nach dem Gesetze aus drei Proben, nämlich: 1) les compositions écrites (unsere Clausur-Arbeiten), von denen die eine französisch geschrieben, die andere dagegen in derjenigen Sprache abgefaßt wird, für welche sich der Candidat die Qualification erwerben will; 2) les explications orales suivies d'observations présentées par les candidats; 3) une leçon également suivie d'observations. Rücksichtlich der beiden letztgenannten Proben ist zu bemerken, daß jedem Candidaten aus dem Kreise seiner Mitbewerber durch das Loos ein Kritiker gegeben wird (argumen-

*) Der Titel Agrégé berechtigt den Inhaber desselben zu einer Stelle als ordentlicher Professor an irgend einem Lycée; findet sich für den Augenblick keine Gelegenheit zu einer passenden Verwendung, so empfängt er ein Wartegeld von 600 Francs jährlich.

tant), welcher auf etwaige Auslassungen aufmerksam macht und Fragen stellt, gemachte Versehen berichtigt und eine eigentliche Disputation herbeiführt, deren Dauer natürlich nicht sehr weit ausgedehnt werden kann. Die Explications bestehen in der Erklärung resp. Uebertragung eines französischen Schriftstellers und eines Classikers derjenigen Literatur, für welche der Candidat concurrirt. Der Minister des Unterrichts macht die vorzulegenden Schriftsteller*), jedesmal 9 Monate vor dem Concours öffentlich bekannt, und das Loos bestimmt in der Prüfung jedem einzelnen Candidaten diejenigen Stellen, welche er sogleich und ohne alle Unterbrechung zu erklären hat. Die leçon — ein größerer freier Vortrag, eine Art von Vorlesung — verbreitet sich über eine grammatische Frage, und bei der Erörterung muß eine genaue Vergleichung mit dem Lateinischen, Griechischen und Französischen angestellt werden.

Der Minister ernennt eine Jury (großentheils aus den ausgezeichnetsten Gymnasiallehrern zusammengesetzt), welche die Aufgaben stellt, die Beantwortung derselben beurtheilt, eine Rangordnung der Candidaten definitiv festsetzt und dann in ihrem Berichte an den Minister diejenigen bezeichnet, welche sie des Titels eines agrégé für würdig hält. Beispielsweise sei hier bemerkt, daß in diesem Jahre die Jury für den Concours d'agrégation pour les classes de grammaire (alte Sprachen) folgendermaßen zusammengesetzt war:

---

*) In diesem Jahre kamen nach des Ministers Anordnung folgende Schriftsteller im Concours der neueren Sprachen zur mündlichen Uebersetzung und Erklärung:

Im Französischen: P. Corneille, Le Cid und Horace. Racine, Britannicus und Phèdre. Molière, Le Misanthrope. La Fontaine, Fables. Bossuet, Discours sur l'histoire universelle; III. Partie. Fénélon, Télémaque Liv. XII et XVIII. Voltaire, Charles XII. Montesquieu, Grandeur et décadence des Romains.

Im Deutschen: Klopstock, Messias Ges. VII. Die Oden. J. H. Voß, Uebers. der Ilias, Ges. VI. IX. XVIII u. XXIV. Lessing, Laocoon. Schiller, Maria Stuart. Wallensteins Tod. Goethe, Tarquato Tasso. Hermann und Dorothea. Briefe über Italien. W. v. Humboldt, Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus mit Vorrede. Versuch über Hermann und Dorothea von Goethe.

Im Englischen: Shakspeare, Hamlet und Julius Caesar. Milton, Paradise lost VI bis X. Dryden, Uebers. der Aeneis, B. VI. Pope, Uebers. der Ilias, Ges. XI. Essay on man. Bacon, Moral Essays. Addison u. Steele, Spectator. de Foe, Robinson Crusoë. L. Johnson, Lives of English Poets.

Präsid. Dutrey, inspecteur général de l'instruction publique; Beisitzer: 1) Gros, insp. de l'Acad. départ. de la Seine; 2) Barrot, prof. au Lycée Louis-le-Grand; 3) Vérien, prof. au L. Napoléon; 4) Bétolaud prof. au L. Charlemagne. Nach dem Ergebniß der schriftlichen Arbeiten bestimmt die Jury diejenigen Candidaten, welche zu der öffentlichen mündlichen Prüfung zugelassen werden sollen. Das Publicum nimmt an letzterer das lebhafteste Interesse und in den verschiedenen Concours v. J. fand Ref. stets eine sehr große Zahl von Zuhörern, welche auch nach der Beendigung der einzelnen Sitzungen in Gruppen auf dem weiten Hofraume der Sorbonne zusammen stehen blieben und über den Werth des eben Gehörten eifrig discutirten. Das meiste Interesse hatten natürlich für den Ref. die Concours in den neueren Sprachen, und es mögen hier als Beispiel einige Mittheilungen über die Prüfung im Deutschen folgen, an welche wir sodann eine kurze Vergleichung über die Art und Weise knüpfen wollen, auf welche man auf unseren deutschen Hochschulen die künftigen Lehrer der neueren Sprachen examinirt.

Für den Concours im Deutschen bestand die Jury aus den Herren Ch. Giraud, Präs., Lebas, Mitglied des Instituts und Lévy, Prof. an einem Pariser Lycée; 33 Lehrer hatten sich gemeldet, von denen sich indessen nur 24 zur Prüfung stellten. Als Clausur-Arbeit hatten die Candidaten eine Stelle aus La Bruyère's Caractères ins Deutsche, und eine Ode von Haller (Morgengedanken) ins Französische zu übersetzen. Als Thema zum deutschen Aufsatze ward ein Ausspruch des Horaz vorgelegt und als französischer Aufsatz war eine analyse litéraire et critique de la mort de Wallenstein p. Schiller zu geben, worin vorzüglich zu zeigen war, 1) en quoi la vaste composition à laquelle appartient cette tragédie se rapproche-t-elle de la forme du drame grec, et 2) en quoi s'en éloigne-t-elle? Nach dem Urtheile der Jury wurden nur 16 Candidaten zu der weiteren Prüfung zugelassen, die übrigen dagegen bis zum nächsten Jahre abgewiesen. Zu den Explicationen resp. Uebersetzungen aus dem Französischen ins Deutsche und umgekehrt wurden die oben in der Anmerkung angegebenen deutschen und französischen Schriftsteller benutzt und von den Aufgaben zu den leçons führen wir beispielsweise an: 1) Sur les mots grecs, latins et français introduits dans la langue allemande, et sur les mots allemands passés dans la langue française. 2) Sur

les noms de nombres et les diverses espèces de mots qui servent à compter, en allemand, en français et dans les langues anciennes. Die Aufgaben für diese leçons, wie auch die einzelnen argumentants wurden jedem Candidaten durch das Loos bestimmt und er erhielt 24 Stunden Zeit zur Vorbereitung auf seinen Vortrag. Bei den Discussionen über die explications und leçons mischte sich das bureau natürlicher Weise oft in die Debatte und berichtigte oder sprach Ansichten aus; einen schmerzlichen Eindruck machte es nur, daß die drei Herren des Deutschen mündlich nicht recht mächtig zu sein schienen, und es kamen dadurch einzelne Verstöße zum Vorschein, welche wahrhaft komisch waren. Hoffentlich wird in dieser Rücksicht der nächste Concours für das Deutsche besser bestellt sein, indem der Minister durch die neuerdings ernannten agrégés über bessere Kräfte zu verfügen hat. Offenbar legte die Jury auf den praktischen Gebrauch des Französischen zu ausschließlich großen Werth und übersah dabei zu sehr die Bedeutung des eigentlichen Deutschsprechens, — sonst hätte sie mehrere französische Candidaten zum Nachtheile einiger ganz ausgezeichneten Mitbewerber (wir rühmen als solchen den gelehrten Herrn Oppert aus Berlin, Prof. am Lycée de Laval) nicht so überraschend bevorzugen können. Unter den 5 Candidaten, welche nach der Prüfung den Rang eines agrégé für das Deutsche erhielten, befanden sich 3 Deutsche, die Herren Adler-Mesnard, Minssen und Schlesinger, welche in jeder Hinsicht trefflich befähigt sind, deutsche Sprache und Literatur in Frankreich mit Erfolg zu verbreiten. Hr. Minssen, gegenwärtig Prof. am Coll. in Nantes, hat sowohl mündlich als auch schriftlich sehr Befriedigendes geleistet; seine Proben zeugten von Geist und tüchtiger historischer Kenntniß der Sprache. In gleicher Weise erwarb sich auch Hr. Schlesinger (Prof. am Lycée Bonaparte) allgemeinen Beifall und nicht nur das bureau, sondern auch das Publicum lauschte mit großem Interesse seinen scharfsinnigen und gelehrten Deductionen. Vor Allem aber verdient Hr. Adler-Mesnard, maître de conférence à l'école normale, den Lesern dieser Zeitschrift als derjenige genannt zu werden, der uns sowohl durch seine bisherige erfolgreiche Wirksamkeit und seine früheren rühmlichen Leistungen als auch durch die wahrhaft glänzenden Proben, welche er im Concours abgelegt hat, zu der Ueberzeugung berechtigt, daß er schon in der nächsten Zeit für die Betreibung deutscher Studien in Frankreich von dem bedeutendsten Einflusse sein wird. Die Jury hat ihn

dem Minister als den ersten der Candidaten zur Agrégation und zwar „hors ligne" präsentirt, und man vermuthet allgemein, daß er schon beim nächsten Concours zum Examinator ernannt werden wird, wodurch die Jury vor manchen Irrthümern bewahrt werden dürfte.

Vergleicht man hiermit die Weise, in welcher auf unseren Hochschulen die Candidaten des höheren Schulamtes und besonders für die neueren Sprachen geprüft werden, so fallen viele Mängel unserer bisherigen Einrichtungen recht sehr in die Augen. Es ist freilich schon von vielen Seiten hierauf aufmerksam gemacht worden, und man hat namentlich mit aller Entschiedenheit verlangt, daß von Seiten der Regierungen etwas zur Förderung des Unterrichts in den neueren Sprachen geschehen müsse, aber es scheint, daß es noch lange beim Alten bleiben werde. Wir wollen hier nicht davon reden, daß z. B. in Preußen bei den verschiedenen Königl. Prüfungs-Commissionen ein sehr verschiedener Grad der Strenge zur Anwendung kommen soll, was bei einer Central-Behörde natürlich nicht der Fall sein kann; wir wollen für jetzt nicht weiter darauf eingehen, nachzuweisen, wie zweckmäßig, ja nothwendig es sei, einer solchen Commission für ein Schulexamen auch praktische Schulleute beizugeben, und zwar die vorzüglichsten in ihrem Fache, die in einer derartigen Berufung die beste Anerkennung ihrer Leistungen finden würden; wir wollen endlich nur beiläufig bemerken, daß in den sogenannten Probelectionen — deren Werth wir übrigens keineswegs verkennen — stets die ganze betr. Prüfungs-Commission anwesend sein sollte, nicht aber bloß ein einzelnes Mitglied derselben, wie dieses in den meisten Fällen geschieht*).

Es sind dieses einige von den vielen Ausstellungen, welche man über die jetzige Prüfungsweise im Allgemeinen machen könnte; wir reden hier aber nur von den Prüfungen für die neueren Sprachen. Die meisten Universitäten müssen sich in dieser Hinsicht mit einem Nothbehelf begnügen; da es fast überall an den nöthigen Kräften fehlt, so nimmt man zu den Lectoren seine Zuflucht, oder irgend ein Professor der Geschichte, des Sanskrit u. s. w., der einmal zufällig in England oder Frankreich gewesen ist und Einiges von der Litera-

*) Es kommt sogar vor, daß sich mehrere Candidaten in einer einzigen Stunde theilen müssen, weil der Herr Examinator zu wenig Zeit hat. Und nachdem jeder Candidat 20—22 Minuten unterrichtet hat, ist die Sache abgemacht!!

tur der beiden Völker kennen gelernt hat, übernimmt das Examen(!!) — und man darf sich nicht wundern, wenn in solcher Prüfung höchst seltsame Dinge zum Vorschein kommen. Ist diese beendet, bei welcher selten irgend ein anderes Mitglied der Commission zuhört*) (es ist gar zu langweilig, und man plaudert deshalb lieber mit einander oder lies't), so schreibt der Hr. Examinator eigenhändig ein Protocoll — gewiß sehr objectiv!! — Wie ganz anders in Frankreich!

Einen Beweis für die Wichtigkeit, welche man in Frankreich den neueren Sprachen zuerkennt, findet Ref. ferner in der Höhe der Anforderungen, welche man an die Candidaten wirklich stellt. Auf dem Papiere verlangt man freilich auch bei uns sehr viel; wenn man indessen die Kenntnisse mancher Lehrer bei Lichte betrachtet, wenn man sieht und hört, wie sie mündlich und schriftlich die Sprache verunstalten, von der Literatur nur höchst oberflächliche Kenntniß haben und von der historischen Entwickelung der Sprache vielleicht gar nichts wissen, so begreift man in der That nicht, wie es nur möglich ist, daß solche Leute in den oberen Classen die betr. Sprache lehren dürfen. Und leider sind derartige Beispiele nicht selten, wenngleich sie nicht immer ganz vollständig in die Erscheinung treten.

Es ist uns ein Fall bekannt, wo in dem Examen für das Französische die ganze Prüfung darin bestand, daß der Hr. Examinator nach langem Blättern in einem dickleibigen Hefte über drei höchst einfache Punkte der Grammatik die Bestimmungen der Academie wissen wollte; hierauf wurden noch einige Strophen von Lamartine franz. gelesen und — das war Alles, um dem Candidaten die Qualification für die oberen Classen zuzuerkennen. Der Examinand hatte freilich noch eine franz. Probelection zu halten, doch hierbei war nur ein Professor der Geschichte anwesend. Es will uns doch scheinen, daß man die Sache gar zu sehr cavalièrement nimmt; und wenn man nun bedenkt, daß eben dieselben Behörden über die von den Lehrern der höheren Schulen corrigirten Abiturienten-Prüfungs-Arbeiten eine Art von Controle halten und Kritiken auszusprechen haben, so darf man sich eben nicht wundern, daß die Urtheile über die franz. Arbeiten sich gewöhnlich nur in höchstallgemeinen

*) Hat man mehrere Candidaten für die neueren Sprachen, so examinirt man auch zuweilen an dem einen Ende des Tisches im Englischen, während am anderen französisch geprüft wird; später tauscht man sich die Leute gegenseitig aus und — die Sache geht so wenigstens recht schnell.

Redensarten ergehen und daß über das Englische und Italienische nie etwas gesagt wird. Es liegt in solchem Schweigen ein trauriges Bekenntniß.

Wie man in den theologischen, medicinischen u. a. Prüfungen noch bis jetzt die Clausur-Arbeiten beibehalten hat, so sollte man auch bei den philologischen wieder darauf zurückkommen, da man durch sie so recht erkennen lernt, was der Candidat aus sich selbst so ganz ohne jedwede Unterstützung zu leisten vermag. Es wäre dabei freilich nicht gerade nöthig, daß man die Anfertigung irgend einer größern häuslichen Arbeit völlig ausschlösse und den Clausur-Arbeiten so viele alleinige Wichtigkeit gäbe, als dies in Frankreich geschieht.

Als einen ganz bedeutenden Vorzug müssen wir ferner anführen, daß die französischen Concours öffentlich sind; es liegt hierin eine sichere Bürgschaft, daß sich die Behandlung der Prüfungen immer mehr vervollkommnen muß. Hier wird es einem Examinator völlig unmöglich, sich ungestraft in Quisquilien zu ergehen, und eine jede Parteilichkeit trifft ein strenges, unnachsichtiges Urtheil, welches das Verdienst nicht aus Laune schmälern, oder der Mittelmäßigkeit eine Palme reichen läßt. Jede ungerechtfertigte Begünstigung wird bitter gegeißelt, und wer sie zu gewähren wagt, vernichtet sich selbst.

Schließlich erwähnen wir noch, daß die Prüfungen in Frankreich sämmtlich gratis sind und daß die Staatscasse den Examinatoren per Tag 15 Frcs. Diäten zahlt.

Ref. schließt mit dem Wunsche, daß sich die Staatsregierungen des Studiums der neueren Sprachen (deren Wichtigkeit denn doch kein Verständiger verkennen dürfte!) endlich etwas mehr annehmen mögen, als dieses bisher geschehen ist und verweis't dabei auf die im IV. Bde. Pag. 225 dieser Zeitschrift ausführlich motivirten Ansichten.

Hg.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ploetz, Carl Dr., Lehrer der französischen Sprache am Catharineum zu Lübeck. Französisches Elementarbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache bearbeitet. 1ster Cursus. kl. 8. Berlin 1849. F. A. Herbig.

Der Verfasser hat sich schon durch sein Vocabulaire Systématique, so wie durch Herausgabe von zwei Bändchen „Lecture et Conversation" (Le Diplomate und La Camaraderie) als einen Lehrer gezeigt, der die Bedürfnisse der Jugend kennt und ihnen entgegen zu kommen versteht. Das obengenannte Elementarbuch ist in seiner Art eine ganz empfehlenswerthe Arbeit. Herr Dr. Ploetz hat die Erfahrung gemacht (welche wir leider nur bestätigen können), daß es viele Lehrer giebt, welche von den Regeln der französischen Sprache kaum das Nothdürftigste kennen und diesem Mangel auch nicht durch eine auf Uebung gestützte Kenntniß derselben abzuhelfen vermögen; solchen wird mit einem Lehrbuche gedient sein, welches die Schwierigkeiten, die besonders in der Aussprache liegen, stufenweise überwinden hilft.

Die Methode, wonach Herr Dr. Plötz sein Elementarbuch geschrieben hat, ist demnach keine neue, sondern die beim Elementarunterrichte in neuern Sprachen ziemlich allgemein angewandte; sie fordert ein Fortschreiten nur nach vollständiger Erlernung und Verarbeitung des Vorangegangenen und namentlich eine genaue Einübung der Vokabeln. Erlernung und feste Einübung der regelmäßigen Verbalformen ist Hauptzweck dieses ersten Cursus, der indessen schwerlich, wie der Verfasser meint, für zwei Klassen (bei 4 wöchentlichen Stunden) ausreichen möchte. Ein zweiter Cursus, welcher jetzt wahrscheinlich schon erschienen sein wird, soll die unregelmäßigen Verbalformen und die Vervollständigung der übrigen grammatischen Elemente enthalten.

Wenn Herr Dr. Plötz meint, daß sein Buch sich von ähnlichen dadurch unterscheiden solle, daß es der Aussprache eine besondere Rücksicht widme, so fürchten wir, daß diese Rücksicht doch nicht genug hervortritt. Die zerstreuten Bemerkungen über Aussprache einzelner Wörter, die nur hin und wieder mit allgemeiner geltenden Regeln wechseln, werden doch solche unerfahrne Lehrer, denen er eben zu Hülfe kommen möchte, häufig im Stiche lassen und sie nöthigen, zu umfassenderen Anweisungen ihre Zuflucht zu nehmen. Wir vermissen z. B. alle und jede Angabe über den Ton, wogegen bekanntlich in Deutschland so viel gefehlt wird. — Außerdem dünkt uns, hätte Dr. Ploetz sich die Grenzen des in einen ersten Cursus aufzunehmenden Stoffs nicht ganz so eng stecken sollen.

Sehr unangenehm ist uns aufgefallen, daß die grammatische Terminologie hier keinen Schritt weiter gekommen ist. Hier finden sich noch immer die Benennungen Présent, Imparfait, Passé défini, Passé indéfini, Plusqueparfait, die nicht allein an sich abgeschmackt sind, sondern auch den Schüler verhindern, von vorn herein und durch den Namen schon einen richtigen Begriff von der Anwendung jener Zeitformen zu gewinnen. Mögen die Franzosen bei jenen alten Benennungen bleiben, die deutschen Lehrer sollten sich endlich einmal davon losmachen.

Da wir hoffen, daß dieses Elementarbuch in niederen Bürgerschulen, Mädchenschulen und beim Privatunterrichte Eingang finden werde, so erlauben wir uns, den Verfasser auf einige Dinge aufmerksam zu machen, um sie für eine 2te Auflage einer nähern Prüfung zu unterziehen. Im ersten Abschnitte heißt es, p. 1: a und o kurz und scharf wie a in Affe und o in offen; damit wär ja gesagt, daß a und o nie lang sein können. Ferner: au und eau wie lang o in ohne; aber gerade der Artikel au wird kurz gelesen. — p. 2. elle wie ähl; die französischen Orthoepisten bezeichnen die Aussprache von elle durch èle, womit aber keineswegs

eine solche Länge des Vokals angedeutet wird, daß er dem ai in aile gleichlautend würde. — p. 4. è ouvert offenes e wie äh in Mähne; danach müßten ja près und modèle gleich gesprochen werden. — p. 10. J'aurais wird nur übersetzt: ich würde haben!; warum nicht lieber oder wenigstens nebenbei: ich hätte? — p. 15. Je fus ich war: warum nicht auch: ich wurde? 2ter Abschnitt. p. 36. tous, toutes (jederzeit mit dem Artikel) heißt: alle. Meint der Herr Verfasser wirklich, daß tous nicht ohne Artikel vorkomme, analog dem tout im Sing. in der Bedeutung jeder? — 5ter Abschnitt. p. 82. Pronom réciproque ou réfléchi; es müßte doch wohl ein Unterschied gemacht und der Name réciproque auf die Form se tuer l'un l'autre beschränkt werden.

Die Beispiele sind mit vielem Fleiß und Geschick gewählt und die Uebungsstücke im 6. Abschnitte recht zweckmäßig, obwohl unsrer Meinung nach zu wenig zahlreich. Der Druck ist deutlich und der Preis sehr mäßig.

Hannover. **Callin.**

Über den Unterricht in der deutschen Sprache.

1. Deutsches Lesebuch für Bürger- und Töchterschulen, sowie für untere Gymnasialklassen. Herausgegeben von B. Bank, Waisenhaus- und Seminarinspektor, zweitem Lehrer an der Realschule und ersten Töchterklasse zu Wolfenbüttel. Wolfenbüttel bei Holle. 1851. (6 Sgr.)
2. Musterstücke. Aufgaben und Stoff zu schriftlichen Arbeiten. Von Th. Colshorn, Lehrer an der Stadttöchterschule zu Hannover. Dritte Stufe. Hannover bei Hahn. 1849.
3. Methodische Anleitung zu einem naturgemäßen und geistbildenden Unterrichte im schriftlichen Gedankenausdrucke und zur Verabfassung (!) aller Arten schriftlicher Aufsätze für deutsche Schulen, Schullehrlinge, Schulseminaristen, Gewerbsschüler und deren Lehrer von J. Pflug, Mädchen-Ober-, und Vorbereitungs-Lehrer der Schullehrlinge in Culmbach. Zwei Theile. Bayreuth 1848 bei Buchner.
4. Der Vordenker für Nachdenker. — Eine Sammlung von mehr als 300 Dispositionen, Skizzen und Predigt-Auszügen. Zum Gebrauch für Realschüler, Gymnasiasten, Lehrer und sonstige Denkfreunde. Von W. Schütz, Lehrer der Regler Knaben-Oberklasse in Erfurt. (Subscript.-Preis 20 Sgr., Partiepreis 25 Expl. 13 Rthlr.) Erfurt und Leipzig bei Körner. 1850.
5. Theoretisch-praktische Anleitung zum Disponiren. Eine Vorschule für logisch-richtiges Denken, für geordnete schriftliche Darstellung und für den freien mündlichen Vortrag.— Zum Gebrauch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung von A. A. Heinze, Oberlehrer an der höheren Bürgerschule zu Görlitz, Predigtamts-Candidat und Mitglied der oberl. Gesellschaft der Wissenschaften. Görlitz bei Remer. 1850.

Auf die Wichtigkeit des Unterrichts im Deutschen für Schulen jeder Art, von der niedrigsten bis zu der höchsten, ist in den letzten Jahrzehenden, insbesondere bei jedem neuen Aufflammen des Nationalgefühls so oft und so nachdrücklich hingewie-

sen, daß wir uns nicht gedrungen fühlen, hier von Neuem das Wort darüber zu nehmen. Und wir dürfen hoffen, daß, welche Hoffnungen des Jahres 1848 auch zu Grabe getragen sind, eine der dauerndsten Errungenschaften desselben die größere Aufmerksamkeit aller Betheiligten auf den Unterricht in der Muttersprache sein werde, vor Allem aber, daß sich zu der Theorie immer mehr die Praxis, zu der Kenntniß die Uebung, und zwar nicht bloß im Schreiben, sondern zumal im Reden geselle. Denn gerade das Letztere hat sich ja auch durch mehre Institutionen, die in vielen deutschen Ländern in das Leben getreten sind und uns auf die Dauer nicht wieder entrissen werden können, als unabweisbares Bedürfniß geltend gemacht. Aber um so verschiedener sind noch immer die Ansichten über die richtige Methode in diesem so einfachen und doch so vielseitigen Unterrichtszweige, und gerade der Eifer nach dem letzten Ziele verführt unsre Jugend wie viele Lehrer derselben, in blinder Hast mit dem Ende zu beginnen, schon den Schüler auf den unteren Stufen nur reden, ja gar aus dem Stegreif reden zu lassen, und den gediegenen Ausspruch des Quintilian zu vergessen:

l. X. c. 7. **Maximus vero studiorum fructus est et velut** praemium quoddam amplissimum longi laboris, ex tempore dicendi facultas.

Ref. ist weit davon entfernt, eine allein heilbringende Methode zu predigen; vielmehr steht er auf dem Standpunkte, für die Individualität des Lehrenden und der Lernenden so viel freien Raum in Anspruch zu nehmen, als sich mit der Erreichung des Unterrichtszweckes irgend verträgt. Doch auch hier sind certi denique fines, die aus der Natur des Menschen selbst wie des zu behandelnden Gegenstandes hervorgehen; und hinsichtlich des Unterrichts in der Muttersprache hat bereits der einfache, klare und unbeirrte Sinn der Alten den rechten Weg gefunden, von dem wir nicht ungestraft abweichen dürfen. Es giebt keine andere natürliche Stufenfolge des Unterrichts in der Redekunst — dem letzten Ziel aller theoretischen und praktischen Unterweisung in der Muttersprache, — als die von dem erwähnten alten Lehrer der Rhetorik aufgestellte:

legere — scribere — dicere!

Wenn aber dabei auch mit Quintilian anerkannt wird, daß neben diesen zunächst die Fertigkeit im Gebrauch der Muttersprache bezweckenden Uebungen eine theoretische Anweisung zur Redekunst Statt finden müsse, so wird doch vor allen Dingen immer noch darüber gestritten, ob und in welchem Maße man bei dem Unterrichte vom Beispiele zur Regel oder von der Regel zum Beispiele fortschreiten soll?

Wir durchmustern hier mehre neuere (meist unter dem Einflusse des J. 1848 entstandene) Hülfsmittel für den Unterricht in der Muttersprache in verschiedenen Arten von Lehranstalten, die jedoch meistens zunächst die praktische Tendenz in das Auge fassen, und beabsichtigen bei Besprechung derselben unsere Ansichten über eine zweckmäßige Stufenfolge und Einrichtung dieses Unterrichtszweiges in Andeutungen auszusprechen.

1. Bank's deutsches Lesebuch reiht sich an die vielen vorhandenen Hülfsmittel, schon den Schüler der unteren Stufen mit reichem Sprach- und Gedankenstoff zu versehen, ihn in das weite Gebiet unsrer Literatur einzuführen und damit zugleich Muster für Anordnung und Ausdruck der Gedanken zu geben. Doch gewahren wir hier sogleich mehr Methode als in vielen ähnlichen Büchern. Die sehr verständige Vorrede (S. III—VIII) nimmt von Anfang her Bezug auf Luthers Ausspruch: „Sage mir aber, wo ist jemals eine Sprache gewesen, die man aus der Grammatik recht und wohl habe reden lernen? Ist es nicht wahr, daß auch die Sprachen, so die allergewissesten Regeln haben, als die lateinische und griechische, vielmehr aus Uebung und Gewohnheit, denn aus den Regeln gelernt werden?" Die ganze hier gegebene Sammlung von Musterstücken beruht zunächst auf der Absicht, den Unterricht in der Muttersprache an dieselbe zu knüpfen und stützt sich auf den richtigen Grundsatz, daß (S. III) „die Muttersprache vornämlich aus den besten Schriftstellern der Nation gelernt werden muß." Wir verkennen die Verdienste keineswegs, die sich Becker durch die neue Behandlungsweise der deutschen Grammatik und nach ihm Wurst um die Methodik des grammatischen Unter-

richts in der Muttersprache erworben hat, wobei es das Hauptziel ist und bleiben sollte, das Sprachgefühl nach und nach zu klarem Bewußtsein zu erheben. Wir können es aber nur mit Bedauern bemerken, wenn der Fleiß trefflicher Lehrer, die sich mit Ernst in die Becker-Wurst'sche Methode hineingearbeitet haben, sie dazu verleitet, die gesammte zum deutschen Unterrichte bestimmte Zeit nur auf die von Wurst vorgezeichneten Uebungen zur Verdeutlichung der gegebenen Regeln zu verwenden. Auch wir verlangen schon von der ersten Lehrstufe an eine Verbindung der Theorie mit der Praxis; soll aber das Eine von Beiden fehlen, so kann sicher bei einem gut ausgewählten Lesestoffe — selbst im späteren Unterrichte — eher die theoretische Grammatik entbehrt werden, als umgekehrt neben der Grammatik die Lesung. Denn durch diese wird, noch abgesehen von allem andern davon zu erwartenden Nutzen, das Sprachgefühl gebildet und damit ist die zureichende Grundlage gewährt, aus der sich nach und nach bei einer zweckmäßig weiter geleiteten Verstandesbildung auch die Erkenntniß der Regeln entwickeln läßt. Alle vereinzelten Beispiele und Uebungen, welche die Regeln erläutern sollen, nehmen unmittelbar die Reflexion des Kindes in Anspruch, und geschieht dieses, ehe das Sprachgefühl durch eine Menge von angemessenem Lesestoff gehörig entwickelt ist, so ist mit dieser verfrüheten naturwidrigen Verstandesanstrengung außer anderm großen Nachtheile jedenfalls ein unverhältnißmäßiger Zeitaufwand (in der Schule und bei den häuslichen Arbeiten) verbunden. Durch die bloße Lesung von Musterstücken wird aber eine Menge höchst bedeutender Bildungszwecke (Mittheilung von Sachkenntnissen, Veredlung des Gefühls u. s. w.) erreicht, und wo der Lehrer die Erklärung derselben am passenden Orte, namentlich da, wo es für das Verständniß selbst zum Bedürfniß wird, zur Erläuterung der Sprachregeln benutzt, da wird auch das von Becker zuerst klar aufgestellte Ziel, das Sprachgefühl zu deutlichem Bewußtsein zu erheben, erreicht werden. Das hier vorliegende „deutsche Lesebuch" für den letzterwähnten Zweck nutzbar zu machen, lag aber in der bewußten Absicht des Vf. Er empfiehlt deßhalb Otto's vielgepriesene Schrift: „Das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache," bemerkt aber richtig (S. IV, Anm.): „Es ist daraus Viel zu lernen; doch glaube ich nicht, daß es wohlgethan ist, so streng systematisch bei jedem einzelnen Lesestück zu verfahren. Man würde vor Grammatisiren und Erklären sonst kaum zum Lesen und zum ästhetischen gemüthlichen Genusse durchdringen." Was der Verf. mit Recht vor Allem fordert, ist: „daß man auf dasselbe Stück zu verschiedenen Zeiten zurückgeht und jedes Mal bei der Erklärung nur das hervorhebt, was der jedesmaligen Bildungsstufe des Schülers angemessen ist." Hiermit ist dann zugleich die von den gediegensten neueren Pädagogen anerkannte Richtschnur für die Auswahl gerechtfertigt, „daß für die Jugend das Beste eben gut genug ist." Es werden deßhalb auch für die unterste Stufe die „rührenden Erzählungen von (oftmals leider!) beliebten Kinderschriftstellern und Kinderschriftstellerinnen, wobei die lieben Kleinen allerdings sich gar nicht anzustrengen brauchen," zurückgewiesen (S. VI). Wir sind oder sollten doch über die von Kästner verspottete Manier der „pädagogischen Männlein" hinaus sein, die „sich niederkauern zum Kindlein;" es soll vielmehr der Mann dem Kinde die Hand bieten, „damit es sich zu ihm emporstrecke und auch ein Mann werde." Wir sollen nicht in alberner (sog. rationaler) Scheu vor dem, was das Kind nicht (vollkommen) versteht, ihm das Beste, zu dem es von früh auf emporgeleitet werden soll, vorenthalten. Ein volles Verständniß des Höchsten (das Schauen) ist ja dem Menschen auf Erden überhaupt nicht gewährt; soll, wie eine pädagogische Verirrung verlangt, der Name Gottes dem Kinde gar nicht genannt werden, dann darf ihn auch der Philosoph nicht auszusprechen wagen. Denn, wie Faust sagt: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen: Ich glaub' ihn?" Wer aber „aus eigener Erfahrung weiß, wie oft gehaltvolle Darstellungen gelesen werden müssen, ehe das rechte Licht dafür aufgeht, und wie nicht selten dann ein einziges tüchtiges Buch die Gesammtbildung fördert," der wird auch das Kind Manches in Hoffnung künftigen bessern Verständnisses lernen lassen. Freilich ist nun immer cum grano salis bei der Auswahl dessen zu verfahren, was dem Kinde auf jeder Bildungsstufe geboten werden darf; wir glau-

ben aber, daß unser Vf. im Ganzen den richtigen Takt gezeigt hat; nur ist hier vielleicht doch für die unterste Lehrstufe, die freilich nur Weniges bedarf, zu wenig gegeben, was bei einer neuen Auflage leicht ergänzt werden könnte. Und dabei würden wir, da für Phantasie und Gemüth reichlich gesorgt ist, noch mehr Stoff für die Anschauung aufzunehmen rathen, damit des Vf. Absicht, „ein für mehre Bildungsstufen passendes Lesebuch zusammenzustellen," noch vollständiger erreicht werde. Für 10—12jährige Knaben und Mädchen aber wird das Meiste der hier aus unsern Besten (Göthe, Schiller, Rückert, Uhland, Arndt u. s. w.) getroffenen Auswahl nicht unpassend erscheinen. Die Anordnung des Ganzen ist, ohne daß die 118 einzelnen Stücke rubricirt wären, leicht herauszufinden, und schreitet im Ganzen zweckmäßig von Naturliedern zu Mährchen und Sagen, und weiterhin von eigentlich naturhistorischen Schilderungen zu geschichtlichen Darstellungen (in historischer Folge, Prosa und Poesie untermischt) fort, um mit höheren Betrachtungen über das Menschenleben zu schließen. (Ohne hier genauer auf das Einzelne eingehen zu können, bemerken wir beiläufig, daß Hebel's (berühmte) Darstellung des Verhältnisses der Erde zur Sonne doch nicht in allen Punkten die klarste ist, daß der sehr zweideutige Mansfeld lieber nicht als Vorkämpfer des Protestantismus aufgestellt sein sollte, daß das in neuerer Zeit berichtigte Urtheil über Tilly (zu S. 266) wohl klarer ausgesprochen werden könnte, und daß wir neben Hebel's Habermus noch Andersen's Mährchen vom Flachs aufgenommen zu sehen wünschten.) Indem wir dem Buche die Einführung in recht vielen Anstalten wünschen, weisen wir noch darauf hin, daß dasselbe nur 6 Sgr. kostet, was für 308 S. 8. bei gutem klaren Druck sehr billig erscheint; denn, wie der Vf. selbst sagt: „der Preis eines Schulbuches ist keine unwesentliche Sache."

2. Nr. 2 nennt sich „Musterstücke" von Th. Colshorn. Dritte Stufe*). Der Vf. beginnt mit der naiven Erklärung, er glaube nicht besorgen zu dürfen, daß ihm der Titel als Anmaßung gedeutet werde. „Denn," sagt er, „so reich auch die Literatur unsers Volkes an geeignetem Stoff sein möge, welcher der Jugend als Muster geboten zu werden verdient, so glaubt er doch zu den vielen jener Sammlungen, welche in neuerer Zeit zu solchem Zwecke erschienen sind, nicht noch eine neue fügen, sondern vielmehr — eigne Versuche (!) mittheilen zu dürfen." Wir könnten hier kurz fragen: ob der Vf. sich auch zu dem oben gepriesenen Satze bekennt, „daß das Beste für die Jugend eben gut genug sei?" Doch scheint er dem mit der Bemerkung entgegen zu treten: „Was diesen (Versuchen) an Gehalt in Vergleich zu jenen aus unseren besten Schriftstellern geschöpften Musterstücken abgeht, ersetzt für den pädagogischen Zweck vielleicht eine jugendliche Frische und Lebhaftigkeit (!)"; diese findet aber der Vf. offenbar darin, daß er vorzugsweise „die Phantasie" — (vielleicht zu sehr, wie er selbst meint) in Anspruch nimmt, und er glaubt, unsere besten Schriftsteller der Jugend schon dadurch zu ersetzen, wenn er in seine Compositionen (einzelne) „Aussprüche unserer bedeutendsten Dichter" einreihet, zwar keineswegs immer wörtlich, sondern „in einer durch den Gegenstand und Zweck modifizirten Fassung"!. In solcher Weise sind hier denn nicht nur „Göthe und Schiller," sondern auch „Gervinus, — Shakespeare und Byron" u. s. w. behandelt. Und Dasjenige, was der Vf. so dem Alter von 14—15 J. für seine Phantasie, die sich „hier oder niemals regt," bieten zu müssen glaubt, weil diese Kraft „gerade hier geregelt und geläutert werden muß," sind in der That Ausgeburten der aufgeregtesten Phantasie, zum Theil in Folge eines sehr ungeregelten politischen Aufschwungs, — wie namentlich „der goldne Traum. Zu Frankfurt war's am 21. Sept. 1848." Mag hieraus des Vf. pädagogischer Takt beurtheilt werden! Wie es mit seiner Geschmacksbildung steht, kann z. B. durch einen Blick auf den Aufsatz: „Welchen Gewinn bringt ein vertraulicher Umgang mit der Natur dem menschlichen Geiste?" ersehen

*) Diese allein liegt uns vor; sie ist zuerst erschienen, doch hat der Vf. verheißen, auch noch eine erste und zweite, wie eine vierte Stufe erscheinen zu lassen.

werden (S. 93—107), wo (S. 105. 6) ein Erdbeben in den Cordilleren in folgender Weise geschildert wird: „Es wälzt und wühlt und wogt und wirbelt und biegt und reißt und knickt und bricht und birst und platzt und springt und spaltet und splittert und quetscht und streift und stürzt und bebt und rüttelt und schüttelt und sperrt und gähnt und zerschellt und zerscheitert und zertrümmert und wackelt und wankt und weicht und hebt und schwankt und kippt und steigt und fällt, und“ — eheu! jam satis! — so aber geht es — das Vorstehende sind in dem Buche etwa 6 Zeilen — noch 12 Zeilen nur mit einzelnen Verben, die durch „und“ verbunden sind, fort, so daß man den Vf. allerdings bewundern möchte, wenn ihm alle diese Ausdrücke ohne Mühe in den Sinn kamen, ihm dann aber um so gewisser eine alles gesunde Maß überfliegende Aufregung der Phantasie, die doch „geregelt und geläutert werden“ soll, vorwerfen muß*). Doch „merkt man Absicht“ u. s. w. Wir sehen hier ein trauriges Beispiel, wohin den nicht wissenschaftlich Durchgebildeten eine oberflächliche Bekanntschaft mit unsern Klassikern — ein Viellesen statt des gründlichen Lesens — führt! Wir möchten dem Vf., der wirklich Talent und zugleich einen glühenden Eifer für seinen Beruf zu haben scheint, nicht gern zu nahe treten; aber gewiß muß er daran erinnert werden, daß er, um so viel Gutes in der Schule zu wirken, wie er aufrichtig will, wohl thun wird, statt eigne „Musterstücke“ zu schreiben, die wahren Muster unserer Literatur nach ihrer ganzen Bedeutung und Richtung unter Anleitung tüchtiger Führer zu studiren! — Der Vf. scheint seine Aufsätze zur Lesung in der Schule oder wohl gar nur zu einmaligem Vorlesen vor den Schülern bestimmt zu haben, damit diese sich ohne Weiteres (namentlich ohne daß ihnen eine Disposition zum Bewußtsein kommt) in Nachbildungen des Wortgeklingels und phantastischer Gedankenbilder versuchen. Bei einigen der größten Aufsätze sind allerdings nicht bloß, wie bei allen, Themate zur Nachahmung vorgeschlagen, sondern auch Theile für dieselben angegeben, jedoch ohne daß dabei auf logische Ordnung Werth gelegt wäre (z. B. S. 107: „Des Menschen Erziehung von Seiten Gottes“ (zur Nachahmung des oben erwähnten Stückes über den Umgang mit der Natur!) „a) durch die Natur, b) durch die Vernunft, c) durch das Gewissen, d) durch die Schicksale dieses Lebens, e) durch die Religion“). — Wie der Vf. das „Lesen“ als Anleitung zum Schreiben zu benutzen gedenkt, hat er uns wenigstens nicht gesagt. Dagegen heißt die folgende Schrift:

3. „Methodische Anleitung zu einem naturgemäßen und geistbildenden Unterrichte im schriftlichen Gedankenausdruck u. s. w.“ von J. Pflug. Und hier ist wenigstens unzweifelhaft eine durchdachte Methode, die sich an den im Königreich Bayern am Weitesten verbreiteten Pestalozzi-Graser'schen Lehrweg anschließt. Das Vorwort knüpft sich an Jean Paul's Ausspruch in der Levana (sogleich Z. 2 ist dafür der Druckfehler (?): „Levante!“): „Das Schreiben ist ein noch engerer und besserer Lichtsammler und Bildner der Gedanken als das Reden;“ auf das Letztere aber nimmt der Vf., wie auch der Titel zeigt, gar keine (directe) Rücksicht. Doch ist die von ihm befolgte Methode vor Allem darauf gerichtet, eine Anleitung zum Denken, und zwar zunächst zum „Anschauen, richtigen Auffassen und Beurtheilen“ zu geben. Und dieses ist unzweifelhaft der naturgemäße Weg, das Schreiben wie das Reden zu lernen. Der erste Theil (154 S.) führt die (zu weit gefaßte) Ueberschrift: „Anleitung zu einem naturgemäßen Unterrichte im schriftlichen Ausdruck,“ und soll die allgemeinen „Vorbereitungen“ für schriftliche Ausarbeitungen enthalten; der zweite aber giebt

*) Eine andere lächerliche Geschmacklosigkeit findet sich S. 27, wo unter der Ueberschrift „die Liebe ist blind“ Beweise gegeben werden sollen, daß dieses Sprichwort „drauf los lügt.“ — „Deine Schwester ist von Blattern schrecklich entstellt; der Fremdling flieht u. s. w., so häßlich ist sie. Du aber hältst sie für das schönste Bild auf Erden, denn die Liebe schärfte deine Sehkraft, daß du aus jeder Pockengrube einen Strahl ihres herrlichen Geistes hervorblitzen siehst“!! u. s. w.

die spezielle „Anleitung zu Verabfassung (ein bayerischer, selbst offizieller (?) Provinzialismus) aller Arten schriftlicher Aufsätze.“ Nach Graser's im nördlichen Deutschland zu wenig gewürdigter Methode nimmt Th. I. den Ausgangspunkt von der Beobachtung und Benennung der Dinge (Gegenstände) in der Umgebung des Schülers, zuerst im Lesezimmer, dann im Hause, im Freien, im Dorfe, in der Stadt, wobei nur die Sonderbarkeit in dem hier fast ausschließlich gebrauchten Ausdruck: „Dinge“ auffällt: denn es kommt wörtlich vor (S. 6): „Dinge im Wohnzimmer: die Bürste, der Vater“ u. s. w.; (S. 23) Zahl der Dinge im Lehrzimmer: ein Stock, ein Lehrer; (S. 11) Dinge, deren Namen mit M anfangen: die Magd, der Mund, der Mensch u. s. w. Es folgen dann Angaben über die Zahl und Theile der Dinge, ihre Eigenschaften, Thätigkeiten u. s. w.; mit Abschn. 8 aber eine Anleitung zum Urtheilen, zur Bildung und Zergliederung des einfachen und erweiterten Satzes, einschließlich der Periode, von der es S. 54 heißt: „Eine Periode enthält zwei wesentliche Stücke, den Vordersatz und den Nachsatz“! (dazu aber u. A. das Beispiel: „Nicht in den Zirkeln der sog. großen Welt, wo . . . . . ., sondern im Schoße der Natur“ u. s. w.). Abschn. 9 handelt vom „Schließen,“ giebt aber nur eine dürftige Besprechung des einfachen Schlusses. Die nun noch folgenden Abschnitte enthalten die Anleitung zu weiterem Nachdenken, zum Urtheilen, Schließen über die vor die Anschauung geführten Gegenstände; Abschn. 10 „über Wesen der Dinge und Verhältniß derselben unter sich und zum Menschen“ (zu weit! vgl. 11—14); 11. „Betrachtung und Beurtheilung der Dinge nach den drei Reichen der Natur; 12. nach den Gattungen u. s. w.; 13. über ihre Entstehung; 14. ihren Gebrauch;“ wobei nach und nach die so gesammelten Gedanken zu Beschreibungen zusammengestellt werden. Daß auf diese Weise den Kindern allmählich eine Menge von anregendem Denkstoff zugeführt, ihre Beobachtung wie ihr Nachdenken geschärft und zugleich ihre Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke gefördert wird, ist unverkennbar; und wir glauben hier nochmals von einem andern Gesichtspunkte aus vor einem zu tiefen Eingehen in das rein Sprachliche (nach Wurst u. s. w.) warnen zu müssen, weil dabei über dem Reflectiren die nicht genug zu übende sinnliche Beobachtung vernachlässigt wird. [Im Einzelnen kommen bei unserm Vf. wieder mehre Sonderbarkeiten im Ausdruck vor, z. B. (S. 125): „das Produkt, welches ich durch Beschreibung aller seiner Theile und Eigenschaften kenntlich machen will, ist — die Nachtigall“ (!).] Sodann handelt Abschn. 15 „von der religiösen Betrachtung der natürlichen und künstlichen Dinge,“ wobei es heißt: „daß der Schüler über jeden zu beschreibenden Gegenstand religiöse Betrachtungen anstellen solle, wird wohl Niemand in Abrede stellen.“ Wir besorgen nur, daß die auf diese Art vorgeschriebenen religiösen Betrachtungen sehr bald zu einem Mechanismus werden, und haben bei unserm Unterrichte den Ausdruck religiöser Betrachtungen stets dem freien Gefühlsergusse überlassen zu müssen geglaubt, wobei natürlich, unter Anerkennung solcher Aufsätze, in denen sich ein inniges religiöses Gefühl ausspricht, zur Nachahmung aufzufordern ist.

Im Theil II. unseres Buches wird nun Nr. I—VI. Anleitung zu den besondern Arten von Aufsätzen gegeben. No. I bespricht die auf genaue Belehrung Andrer abzweckende „Lehrbeschreibung,“ wobei die Nothwendigkeit einer bestimmten Gedankenanordnung (Disposition) zu bestimmtem Bewußtsein gebracht wird; Nr. II. die Schilderung. — Die Beispiele sind hier zuweilen phantastisch, wie (S. 53) die „eines Bauernhauses,“ wo es unter Anderm heißt: „Gleich vor dem Eingange murmelt zwischen zwei jungen Lauben eine immer lebendige Quelle, die, in ein Marmorbecken, von Liebesgöttern (!) gehalten, herabfallend“ u. s. w. Das Stück schließt: „ein unermeßlich reicher Schauplatz des Vergnügens für die Sinne und für die Einbildungskraft!“ Hier ist eben so wenig von der Prosa der Wirthschaft, als von einer bei der Schilderung mehr als bei der Beschreibung passenden religiösen Betrachtung die Rede. Nr. III. Die Erzählung; dabei wird zur Uebung im Erzählungston die Uebertragung aus der gebundenen in die ungebundene Rede empfohlen, und als Beispiel ein Lied aus dem Gesangbuche (!) benutzt. Sonst ist die hier angewandte Stufenfolge des Stoffs der

Erzählungen im Ganzen zweckmäßig. Auch Erzählungen nach gegebenen Wörtern sind empfohlen; nur sind die hier gegebenen Wörter zu absichtlich auf ein bestimmtes Thema berechnet; — wir wissen dagegen aus Erfahrung, daß eine der Phantasie freieren Spielraum gewährende Auswahl zur Abwechselung — selten gebraucht! — viel Anregendes hat. IV. Die Abhandlung — mit ausführlicher Besprechung von Eingang — Ausführung — Schluß. Die dabei für „deutsche Schüler," doch mit Recht nur für die fortgeschritteneren, als allgemeine Richtschnur gegebene Skizze („Vorentwurf" S. 125) ist zu einseitig, weist z. B. nur auf „gute und schlimme Folgen"(warum nicht auch auch auf die Ursachen?) hin. V. Der Brief. Die hier gegebenen „Eingangs- und Schluß-Formeln" — in großer Zahl für verschiedene Arten von Briefen — können nur einen Mechanismus befördern. Eingang und Schluß sind aus der Natur der Verhältnisse bei jedem einzelnen Fall herzunehmen, und nur Beispiele ganzer Briefe, die freilich hier auch nicht fehlen, können dazu eine zweckmäßige Anleitung geben. VI. Geschäftsaufsätze. Hier sind die für die Bürgerschulen passenden Beispiele — Schemate — gegeben.

Wir glauben dem Vf. gern, daß „die (hier nach einem geordneten Plan mitgetheilte) Art und Weise, wie derselbe seit vielen Jahren den Unterricht betreibt, zur Beförderung des schriftlichen Gedankenausdruckes in seiner Schule mit segensreichem Erfolge" gekrönt ist. Doch wird auch seine Methode nicht auf Alleingültigkeit Anspruch machen dürfen, und wenn der Vf. die „Vollständigkeit (!) in der Lehre von den Abhandlungen" damit entschuldigt, daß dieses Buch auch „für höhere Lehranstalten" bestimmt ist, so darf man dabei noch nicht an Anstalten für höhere wissenschaftliche Bildung (Gymnasien, Lyceen), sondern vorzugsweise an Seminarien für Volksschullehrer denken. Endlich wird der Vf. sich wohl durch unsere jüngste politische Entwickelung veranlaßt sehen, auch in seiner Schule neben dem schriftlichen Gedankenausdruck zugleich den mündlichen zu einem unmittelbaren Unterrichtszwecke zu erheben.

4. „Der Vordenker für Nachdenker" von W. Schütz in Erfurt ist auf eine höhere Bildungsstufe berechnet, als No. 3, und enthält eine nicht ohne Geist, selbst mit Humor, veranstaltete „Sammlung von Dispositionen für Schüler und Lehrer höherer wissenschaftlicher Lehr-Anstalten, auch sonstige Denkfreunde." Originell ist schon das kurze Vorwort mit der Ueberschrift: „Willkommen!" — „Die Tafel ist gedeckt, und zwar mit den ausgesuchtesten Gerichten von — Ideen. — — Möge diese Geisteskost den ideenhungrigen großen und kleinen Geistern auf's beste bekommen: dieß wünscht von Herzen der freundlichst und ehrerbietigst willkommen heißende Her- (!) und Herausgeber." Das „alphabetische Register" hinter dieser Einladung zeigt uns sogleich, daß die Tafel mit mancherlei Gerichten besetzt ist, nur läßt man sich an der Tafel ein buntes Gemisch — obgleich doch auch mit Gefahr, den Magen zu verderben — eher gefallen, als in einem auf wissenschaftliche Belehrung berechneten Werke, bei welchem auch das „Ausgesuchteste" doch in eine wissenschaftliche Ordnung gebracht sein sollte. Es würde aber selbst nicht leicht sein, die hier gegebenen 337 Skizzen wissenschaftlich zu rubriciren. Es ist vorzugsweise für Manchfaltigkeit und, wie wir gern anerkennen, im Ganzen auch für einen an und für sich anregenden Gedankenstoff gesorgt; dabei aber scheint nicht einmal — bis auf einige leicht erkennbare Ausnahmen — der Versuch gemacht zu sein, das Gleichartige neben einander zu stellen; wenigstens ist dem Ref. der Faden, wenn er ihn eben ergriffen zu haben glaubte, immer bald wieder entschlüpft. Wenn das Ganze z. B. vom „Denken" (No. 1) und einigen sittlichen Wahrheiten auf Gott und durch diesen auf die Betrachtung der Schöpfung (besonders von No. 9 an, vgl. jedoch No. 16) übergeht, so wird man doch (abgesehen von einzelnen Gedankensprüngen) wieder völlig irre, wenn auf No. 57 „die Spiele" unmittelbar „frommer Blick in Gottes Schöpfung," und No. 60 „die Selbstprüfung," hierauf aber „das Schlittschuhlaufen" folgt. Das Schlußstück (No. 337) hat die völlig überraschende Ueberschrift: „Transparente von Hügel, Berghöhle, Graben u. s. w. in den Rahmen von Namen", führt das Motto: „Auf den Bergen ist Freiheit" und enthält: Etymologien der gängigsten Bezeichnungen für einige

vertikale Erdformen in verschiedenen Sprachen; — auf der daran geknüpften Schlußseite (S. 252) aber, „macht der Vf. die ergebenste Anzeige, daß er mit unglaublichem Zeit-, Kraft- und Geldaufwande einen etliche Tausend Personen- und Ortsnamen umfassenden Namenschatz ausgearbeitet hat, für dessen glückliche Hebung außer ihm noch zwei unbekannte Größen erforderlich sind, nämlich 1) Sicherheit des Absatzes durch subscribirende Betheiligung, und 2) ein Verleger." — In ähnlicher pikanter Weise sind auch mehre Themate ausgewählt oder eingeleitet, z. B. No. 334 „Forderungen des Vereins freier Diebe in Berlin," — wie sich denn bei dem preußischen Vf. eine Vorliebe für Berliner Witze nicht verläugnet. So No. 185: „Wie vielerlei Mannschaften kommen zum Vorschein vom Standpunkte des Berliner Witzes aus gesehen?" mit dem „stadtgeschichtlichen Vorwort: die Herren Straßenfeger wollen künftig Schmutzmannschaften heißen." „1) Schutzmannschaften, 2) Schmutzmannschaften, 3) Trutzmannschaften, 4) Nutzmannschaften, — die aber noch immer auf sich warten lassen." No. 87 „Ueber Friedrichs II. wohlthätige Regierung" führt das Motto: „De olle Fritz — pots Schlag in't Huus! Dát was en König as en Duus! Groot von Gestalt woar he just nich Dat Groote satt äm innerlich." Doch darf man nach diesen auffälligen Proben nicht das Ganze beurtheilen; dieses trägt vielmehr einen ernsten und würdigen Charakter, und die humoristischen Beispiele finden sich nur hie und da eingestreut. Ja an Zahl möchten wohl die Predigtdispositionen vorwiegen, und darüber ist, trotz aller Manchfaltigkeit (auch aus dem Gebiete der Politik, wobei der Einfluß des J. 1848 oft allzu sichtbar ist) das Feld des Aesthetischen nicht reich genug bestellt. Skizzen wie No. 325. 26: „Commentar zu Schillers Balladen „die Bürgschaft" und „der Kampf mit dem Drachen" (warum nicht auch: „die Kraniche des Ibycus?") und No. 327 „zu Schillers Lied von der Glocke," sämmtlich nach K. Hoffmeister, wären mehre zu wünschen gewesen, besonders aber auch Anleitungen zu richtiger Auffassung und Beurtheilung größerer Dichtungen, namentlich unserer klassischen Dramen, worauf wir unten (bei No. 5) zurückkommen werden. Immer aber dürfen wir hier dem Schüler und Lehrer, der um ein Aufsatzthema verlegen ist, einen reichen Fundort und zugleich viele Anregung verheißen, nur können wir das Buch durchaus nicht als eine methodische Anleitung betrachten. Dieses gilt auch insbesondere von den Dispositionen, die ohne Weiteres, namentlich ohne hinzugefügte logische Kritik, von den verschiedensten Verfassern entlehnt und zwar oft vortrefflich, oft aber auch höchst mangelhaft sind. Wir finden hier Predigtskizzen von Dräseke und Harms, deren Dispositionen oft mehr anziehend als richtig sind, aus Dinter's, Schatter's und Bayer's populären Kanzelreden u. s. w.*); als Muster der Anordnung erscheinen uns hier neben dem strengeren Falkmann auch Heinsius (in dem etwas flüchtig zusammengetragenen „Teut") und Herzog (dessen Dispositionen dem Schüler öfters zur Berichtigung empfohlen werden können) u. s. w. Auch das Krebsbüchlein fehlt nicht und nach Analogie desselben (No. 201), „das Non plus ultra buchstäblicher Genauigkeit im Disponiren: die zwei nach Emmaus gehenden Jünger: 1) wie viel deren waren, 2) wohin sie gingen." Häufig finden sich hier Dispositionen mit 4 bis 6, ja 8, 9 Theilen, welche sich doch logisch fast immer auf wenigere reduciren lassen, was, beiläufig gesagt, dem Schüler nicht genug zur Pflicht gemacht werden kann (vgl. unten No. 5). Bei No. 200 ist in acht Theilen der „Gebrauch der Hunde", in 7 bei deren Leben (durch Thätigkeit bei 1) Bewachung des Hauses, 5) zum Milchkarrenziehen bei Berlin und zum Schlittenziehen im Norden! u. s. w.) besprochen, im 8ten folgt: „sogar ihr Fett als Heilmittel der Abzehrung." Soll das vielleicht auch Humor sein? Die (No. 107) von Falkmann entlehnten „Hauptgesichtspunkte bei der Beurtheilung eines Aufsatzes" hätten auch bei diesen Skizzen strenger ins Auge gefaßt sein sollen (ja bei dieser Falkmann'schen Disposition selbst).

*) Auch die moralischen Autoritäten sind nicht immer vollgültig, z. B. Heinsius über die Nothlüge (No. 193) neben dem tieferen Stichert über den Selbstmord (No. 155. 156).

Wir können Dispositionssammlungen wie die vorliegende in Bezug auf die Schüler doch nur Nothbrücken nennen, und halten es überhaupt für viel geistbildender, selbst hinsichtlich der Dispositionsfertigkeit, dem Lernenden vollständige Muster von Abhandlungen u. s. w. zugänglich zu machen, wie z. B. in Hiecke's Sammlung, aus denen er dann selbst die Disposition ausziehen mag, als ihm die nackten Dispositionen zu geben, aus welchen er doch nur ein Ganzes zu bilden im Stande ist, wenn ihm der in denselben skizzirte Gedankenstoff schon anderweit zugeführt war.

5. Einen bedeutenden Schritt weiter als No. 4 geht die „theoretisch-praktische Anleitung zum Disponiren von Heinze;" denn wir haben hier, wie der Titel andeutet, neben einer Sammlung von Thematen und Dispositionen (Abth. II) zuerst eine „streng logische Anweisung zum Disponiren (Abth. I), Beides zunächst für die oberen Klassen einer höheren Bürgerschule" (der Vf. ist Oberlehrer an einer solchen in Görlitz). Das Buch hält sich indessen immer auch nur an ein Capitel der gesammten Rhetorik, über die Anordnung der Gedanken, wobei jedoch nicht nur das scribere, sondern auch das dicere als bewußtes Ziel aufgestellt ist. I. Theoretische Abtheilung. Der Vf. gesteht in dem Vorwort (S. III. IV), daß er in der ersten Abth. „auf die Gefahr hin, der Breite in der Darstellung bezüchtigt zu werden, die wenigen aber abstrakten Grundbegriffe und Grundsätze des rationellen Disponirens ausführlich zu erläutern versucht habe." Und von einer solchen Breite ist die Darstellung aldings nicht freizusprechen, doch ist dabei die Schärfe und Klarheit der Begriffsbestimmungen so vorherrschend, daß wenigstens Ref. dem Vf. für seine Ausführlichkeit zu großem Danke verpflichtet ist und eine sehr vortheilhafte Meinung von der Lehrgabe desselben gewonnen hat. Denn nicht leicht möchte — auch in unsern Handbüchern der Rhetorik, selbst Falkmann's praktische Rhetorik kaum ausgenommen — die Lehre von der Anordnung der Gedanken so vortrefflich für die Anwendung beim Unterrichte zubereitet sein. Dennoch ist diese „theoretische Anleitung" offenbar mehr zur „Selbstbelehrung" insbesondere für den Lehrer, als zum (stetigen) Leitfaden bei dem Schulunterricht brauchbar; in den Händen der Schüler möchten wir sie nur sehen, damit der Lehrer bei vorkommender Gelegenheit, z. B. bei Besprechung eines Aufsatzes, ihn auf die Lesung dieses oder jenes Abschnittes verweisen könne, was allerdings sehr zweckmäßig sein würde. So sehr wir nämlich der Ansicht sind, daß namentlich auf höheren Lehranstalten bloße Beispiele die Grundsätze und Regeln nicht zu ersetzen vermögen (was auch der Vf. einige Male, doch zu sehr bloß beiläufig ausspricht [S. 24. 53. 74]), so glauben wir doch, daß es bei gehöriger praktischer Vorbereitung in den unteren Klassen, insbesondere durch die nach Falkmann vorzunehmenden unerläßlichen Uebungen im Klassifiziren und Disponiren, für die obern Klassen am Zweckmäßigsten ist, das rein Theoretische auf eine kurze Zusammenfassung der psychologisch-logischen Grundlehren, auf denen alle Regeln des Disponirens beruhen, sogleich in den ersten Stunden des Cursus (3—4 Stunden) zu beschränken, und späterhin nur bei den praktischen Uebungen, bei der Erklärung von Musterschriftstellern wie bei der Kritik der schriftlichen Ausarbeitungen und der mündlichen Vorträge, je nachdem es die Gelegenheit giebt, auf einzelne Capitel, nicht bloß der Dispositionstheorie, sondern der gesammten Rhetorik näher einzugehen. Denn überall (und nicht bloß in Bezug auf die „Einleitung" eines Aufsatzes, wo [S. 53] der Vf. darauf hinweist) „muß die rationelle Theorie mit dem Fleiße der Meditation und mit praktischer Uebung Hand in Hand gehen, wie es sehr belehrend ist, den jungen Stylisten auf recht viele manchfaltige, gelungene Einleitungen" (vielmehr: Beispiele überhaupt) „aus der älteren und neueren Literatur hinzuweisen." (Aehnlich heißt es allerdings auch wieder bei Besprechung der Anforderungen an „den Schluß" der Aufsätze S. 75: „Wohl mögen immerhin" [vielmehr: müssen] „recht viele und manchfaltige Beispiele zur Anwendung gebracht werden, nur möge man damit nicht Grundsätze ersetzen wollen!")

A. Der Vf. giebt in Abth. I. in der Einleitung (A) Cap. 1. eine „Be-

stimmung des Begriffs: disponiren;" redet dann aber mit einer für den Schüler überflüssigen Ausführlichkeit Cap. 2. „von der Wichtigkeit des Disponirens," wobei er unter den nicht sehr präcis (objektiv st. subjektiv) bezeichneten Ueberschriften: 1) in der Vergangenheit (a. im Alterthum, b. im Mittelalter), 2) in der Gegenwart (a. für das öffentliche Leben, b. für das Privatleben), besonders die aus den verschiedenen Zeiten bekannten Ansichten über die Wichtigkeit des Disponirens mittheilt. Dabei kommt er bereits (S. 11) auf die später (S. 21 ff., vgl. S. 17) ausführlicher besprochene „Meinung," ein vorangehendes genaues Disponiren sei überflüssig. Er läßt dabei allerdings (S. 22) der Individualität ein gewisses Recht, erkennt aber doch nicht vollkommen an, daß es in der That nur von dieser Individualität abhängen kann, ob Jemand sich schon vor der schriftlichen Ausarbeitung eine schriftliche Disposition entwerfe oder ob es ihm mehr zusagt, diese bei oder nach dem Niederschreiben sich allmählich klar zu machen und dann nachträglich das Ganze gehörig zu ordnen. Wem das Erstere nicht gegeben ist, darf sich doch immer selbst auf Schillers Beispiel und Ausspruch berufen: „Meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe." Auf die Anforderung des Vf. (S. 11), „die Dispositionsthätigkeit in höheren Lehranstalten als logische Denkübung förmlich in den Lehrplan aufzunehmen," dürfte durch die obigen Andeutungen hinsichtlich der Verbindung der Theorie mit der Praxis hinreichend geantwortet sein; dagegen möchten wir weit mehr Nachdruck auf die vom Vf. S. 20 ausgesprochene Forderung gelegt wissen: „Anfänger im Disponiren" (vielmehr: zur Vorbereitung auf das Disponiren) „hat man, wenn man planmäßig unterrichten will, zuerst einige Zeit" (vielmehr bis zur völligen Fertigkeit!) „im Klassifiziren der Begriffe zu üben" (vgl. oben n. Falkmann).

B. In der eigentlichen Abhandlung (B) „Theorie des Disponirens" handelt Hauptabschn. I. „von der Meditation," und zwar Cap. 1. „von der Definition des Thema's" d. i. Bestimmung des oder der im Thema enthaltenen Begriffe; Cap. 2. „von der Invention" einer Lehre, von welcher gewöhnlich der Anfänger die größte Hülfe erwartet. Auch der Vf. aber verweist uns hier nur, wie gewöhnlich die sog. Topik auf den leidigen Trost, das „durch die Definition des Thema's genau abgegränzte Bereich im Besonderen und Einzelnen zu erforschen," also: aus dem allgemeinen Begriffe die Kenntniß des Einzelnen herzuleiten? Dieß ist jedoch gerade der verkehrte Weg, denn nur Demjenigen, der das Einzelne schon kennt, wird es bei dem Allgemeinen (dem Begriff) „einfallen," was auch hier als das wünschenswerthe Ziel bezeichnet wird, so daß hier vor Allem nur auf die Distinktion zwischen dem, was an „brauchbarem und unbrauchbarem Stoffe" uns einfällt, gedrungen wird. Die Klage aber (S. 18): „ich dachte wohl nach, aber es fiel mir Nichts ein," ist nur dadurch gründlich zu beseitigen, daß wir der Natur des menschlichen Erkennens gemäß den Schüler von reicher Erkenntniß des Einzelnen zu der Bildung allgemeiner Begriffe und Sätze (Themate!) hinführen. Der Vf. selbst sieht sich doch am Ende auch zu dem freilich nur dunkel ausgedrückten Bekenntniß gedrängt, welches die Hauptlehre von der Invention (hier nur in einer Anmerkung S. 24) enthält: „Regeln giebt es hierbei nur wenige; und — — ein recht verständiges Denken vertritt hier geradezu alle Regeln." Wir fügen hinzu: nur tüchtiges und geordnetes Lernen ist die wahre Topik, und die Invention ist eben deßhalb das Resultat der jedesmaligen Gesammtbildung! —

Im Hauptabschn. II. folgt nun die Lehre „von der Disposition" selbst und diese wird mit großer Ausführlichkeit besprochen (S. 26—107). Ueber die „constanten Hauptmomente jeder schriftlichen oder mündlichen Darstellung" wird zuerst eine historische Zusammenstellung der Anforderungen der Rhetoriker gegeben, von Cicero und Quintilian bis auf die Ars rhetor. P. Dominic. de Colonia, (aus der manches Treffende herausgehoben ist); und dieß führt zu dem Resultat, daß sich jedes rhetoretische Kunstwerk auf A. Exordium, Einleitung, B. Tractatio, Abhandlung, C. Conclusio, Schluß, reduzire (S. 26—34), was dann noch aus der Natur der Sache bewiesen wird (S. 34—42). Es ist nun zunächst, wieder sehr ausführlich, von A und C, Einleitung und Schluß, die Rede, die

hier zusammengefaßt werden, sofern dieselben den „unselbstständigen, durch die Abhandlung (B) bedingten Grundbestandtheil" des gesammten Redewerks bilden. Diese Zusammenfassung von A und C im Gegensatz zu B ist ganz richtig; eben deßhalb aber sind Einleitung und Schluß nur Anhänge der eigentlichen Abhandlung, und es hat Rf. nie zusagen wollen, daß man — so auch Falkmann und der Vf. — die Einleitung und den Schluß, als Haupttheile, der Abhandlung im engern Sinne beiordnet (A. B. C.), besonders da dieses den Schüler sehr leicht verführt, die Einleitung und den Schluß, die doch nur verhältnißmäßig geringen Umfang haben sollen, in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, wie die mit ihnen auf gleiche Linie gestellte Tractatio.

Wenn nun sehr weitläufig zuerst (§. 10. S. 42—107) von der Einleitung und in etwas minderem Umfang von dem Schluß gehandelt wird, so ist dieses hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß hier Manches in Bezug auf die Einleitung gesagt wird, was die Invention (Topik) und die Darstellung (den Styl) im Allgemeinen angeht und deßhalb auch zum Theil bei dem Schlusse wiederholt ist (nur, sonderbarer Weise, nicht bei der tractatio). Denn bei Einleitung und Schluß ist 1. der Inhalt und 2. die Form besprochen, bei dieser aber nicht nur a. die grammatische (!) Richtigkeit (mit der Wendung S. 55: „wer mit grammatischer Unwissenheit anfängt" — d. h. dieselbe in der Einleitung zeigt, — „der wird wohl die Kritik gegen sich herausfordern"), und b. die logische Richtigkeit, sondern auch die Schönheit der Darstellung! — Die Hauptsache reduzirt sich bei der Theorie der Einleitung und des Schlusses doch immer auf die richtige Auffassung des Zweckes jedes dieser Bestandtheile, d. h. bei der Einleitung auf die Gewinnung des Interesses durch die nöthige Hinweisung auf die Bedeutung des Themas, bei dem Schlusse aber („Finis coronat opus") auf die Zusammenfassung des Gesammteindruckes von dem ganzen Redewerke, oder wie es der Vf. — wieder in einer Anmerkung (S. 71) — sagt: „der Inhalt der Einleitung hat mittelbar durch den Verstand auf das Gemüth einzuwirken, der Inhalt des Schlusses hat sich auch geflissentlich, geradezu an das Gemüth zu wenden." (Von dem Schlusse sagt auch P. Domin. de Col. treffend: Quot partibus constat peroratio? Duabus, enumeratione et motu seu affectuum commotione.)

Der eigentliche Kern des Ganzen folgt nunmehr S. 75—107: die Anleitung, die tractatio (B) in Haupt- und Untertheile zu gliedern. Der Vf. geht mit Recht von dem Satze aus, daß es sich hier um die Eintheilung von Begriffen handle, spricht jedoch unverhältnißmäßig kurz (S. 76; vgl. noch S. 91 Anm. 1) von dem Eintheilungsgrunde, der doch in jeder Beziehung die Grundlage der gesammten Eintheilung, das wahre fundamentum divisionis ist. Ref. hat immer bestätigt gefunden, was schon in der Natur der Sache liegt, daß die meisten Fehler in der Disposition eben daraus hervorgingen, weil das fundamentum divisionis nicht zu deutlichem Bewußtsein gebracht war. Es ist dieses aber auch in vielen Fällen gar nicht so leicht (sehr leicht in der That bei dem oft von dem Ref. wie hier von dem Vf. gebrauchten Beispiel einer Eintheilung der Menschen nach Farbe, Geschlecht, Religion u. s. w.); und es gilt uns für eine Hauptaufgabe bei Besprechung der Aufsätze, über den jedesmaligen Eintheilungsgrund zur Klarheit zu verhelfen (insbesondere auch die jedesmalige Angemessenheit desselben zu beleuchten).

Sehr richtig werden dann sämmtliche Eintheilungen eines Begriffs (Thema's) auf zwei Klassen zurückgeführt, indem sie

1) entweder auf dem Begriffs-Inhalte (intensive Beschaffenheit),
2) oder auf dem Begriffs-Umfange (extensive Beschaffenheit)

beruhen und danach in ad 1) Partition oder ad 2) Division zerfallen.

Beides sucht der Vf. durch geometrische und arithmetische Veranschaulichung zur Klarheit zu bringen, worauf er jedoch zu viel Werth zu legen scheint. Die Klarmachung jener verschiedenen Eintheilungen ist indessen allerdings die Hauptsache, und so mag jeder Lehrer sich eigenthümliche Mittel der Verdeutlichung aufzusuchen bemüht sein. Es geht hier wie bei der Methode überhaupt; Jeder wird diejenigen Mittel am Besten benutzen, die völlig aus seiner Eigenthümlichkeit hervorgegan-

gen sind. Beispiele der beiden Eintheilungsweisen in möglichst großer Zahl sind indeß jedenfalls die Hauptsache!

Von manchen sehr wichtigen allgemeinen Regeln für die Disposition spricht der Vf. wieder nur beiläufig und allzukurz, z. B. über die Forderung, daß die Theile auch in „sachgemäßer natürlicher, den jedesmaligen Umständen angemessener Reihefolge" (nicht bloß in logisch-richtiger Ordnung) zu behandeln sind (S. 84. 92). Von der Reduzirung der Trichotomieen auf Dichotomieen ist nur bei den „Unterabtheilungen" (in einer Anm. S. 98. 4) die Rede, und ohne daß man darüber zur Klarheit kommt, wie weit der Vf. überhaupt Trichotomieen statuire. Ja es scheint fast, als ob derselbe gar keine aus mehr als 2 Gliedern bestehende Eintheilungen für Aufsatz-Dispositionen gelten lassen wolle. Man wird wenigstens sehr natürlich auf diese Ansicht geführt, da der Vf. in Abth. II. unter 111 Dispositionen keine einzige Trichotomie u. s. w. weder in den Haupt-, noch in den Unterabtheilungen benutzt hat und dann S. 180 zum Schluß die Anmerkung hinzufügt: „Historisch (empirisch) gegebene Beispiele von drei-, vier- und mehrgliedrigen Eintheilungen (Trichotomieen, Tetrachotomieen, Polytomieen), die sich leicht herbeischaffen ließen, finden sich in jeder empirischen Wissenschaft, so z. B. in den geographischen Eintheilungen des alten und des jetzigen Griechenlands, Italiens, Spaniens, Galliens — der Staaten des jetzigen Deutschlands, in der Aufzählung der Schweizer Cantone, der europäischen Staaten nach Rangklassen; in der üblichen Eintheilung des Gesammtgebiets der Geschichte und der einzelnen Perioden. — Trichotomieen u. s. w., wie sie sich häufig in Predigten und anderen sprachlichen Darstellungen finden, haben meist nicht einmal das für sich: daß es drei- oder mehrgliedrige, historisch gegebene Eintheilungen sind — es sind nur Scheineintheilungen, willkürlich gemachte Scheindispositionen." Dieß klingt doch wohl, als ob der Vf. glaube, jede Trichotomie u. s. w. beruhe auf menschlicher Willkür, niemals auf der Natur der Sache; und so hat ihn seine Scheu vor Trichotomieen verleitet, da wo er selbst in seinen Dispositionen z. B. von der Zeiteintheilung ausgeht, Alles auf zwei Theile derselben zu reduziren (Vergangenheit, Gegenwart); es läßt sich nun aber einmal die Wahrheit des Spruches des Confucius nicht hinwegläugnen: „Dreifach ist der Schritt der Zeit." Auch sind gerade in dem Gebiete des Geistigen sehr häufig Trichotomieen die zweckmäßigste Art der Eintheilung, sofern sich hier so Vieles an die drei Seelenkräfte knüpft; auch die Eintheilung: Entstehung (Quelle), Wesen, Folgen ist bei vielen, namentlich moralischen Abhandlungen durchaus nicht zurückzuweisen *). Was der Vf. Scheindispositionen nennt (S. 99), sind Trichotomieen, die sich logisch auf Dichotomieen zurückführen lassen, z. B. Männer, Weiber, Kinder; doch lassen sich auch diese oft wegen praktischer Zwecke rechtfertigen, wie bei Predigten z. B. zur Beleuchtung des Werthes einer Tugend in 1. Handeln, 2. Leiden, 3. Freuden.

Sehr mit Recht warnt der Vf. übrigens vor einer allzuweit in das Kleinliche gehenden Dispositionsgliederung und fügt darüber die treffende Bemerkung hinzu (S. 97): „Je mehr der Redner für sich selbst den zu behandelnden Gegenstand zergliedert hat, um so klarer wird er ihn behandeln; er würde aber seinen Zuhörern keineswegs eine bequeme rasche Uebersicht verschaffen, sie vielmehr verwirren, wenn er mit der Aufstellung des Dispositionsplans zu weit hinabsteigen wollte." Auf ähnliche Weise sieht man oft bei Aufstellung von Schematen oder Tabellen, namentlich in der Geschichte, den Hauptzweck, eine klare Uebersicht zu gewähren, durch jenes Extrem (les extrêmes se touchent) aus dem Auge gerückt. Schon Seneca aber bemerkt: „Idem enim vitii habet nimia quod nulla divisio. Simile confuso est, quicquid usque in pulverem sectum est."

C. Es folgt nun noch der Schluß (C) S. 109—119, indem der Vf. bei Eintheilung seiner ganzen Abhandlung der von ihm anerkannten Gliederung nach den drei konstanten Hauptmomenten folgt (merkwürdiger Weise seiner einzigen Tricho-

---

*) Gerade unserm Vf. entgegengesetzt zeigt Alex. Kapp in seiner Anl. z. deutschen Redekunst (Berlin 1848) eine einseitige Vorliebe für Trichotomieen.

tomie, die er jedoch (s. oben) mit Glück auf 2 Glieder reduzirt hat!). Hier ist Einiges über die Anwendung der Dispositionslehre auf schriftliche und mündliche Redewerke zusammengestellt. Hinsichtlich der schriftlichen Darstellung wird hier kurz genug die Bemerkung eingeschärft, daß „die Anwendung der allgemeinen theoretischen Grundsätze des Disponirens auf alle schriftlichen Darstellungen ohne Ausnahme eine unabweisbare Nothwendigkeit ist," und daß auch bei den verschiedenen Gattungen schriftlicher Darstellungen (bei Geschäftsaufsätzen, Briefen, Erzählungen wie bei Abhandlungen u. s. w.) die Dispositionsthätigkeit den allgemeinen Grundsätzen nach eine und dieselbe ist. So wahr dieses nun im Allgemeinen ist, so vermißt man dabei doch die in der Natur der Sache begründete Unterscheidung des genus historicum von dem genus rationale und des Vf. ganze Dispositionstheorie ist in der That nur auf das Letztere (die eigentliche Abhandlung) anzuwenden. Es bedurfte aber wenigstens einer Warnung vor Mißverständnissen, damit nicht die vom Vf. vorgeschriebene begriffsmäßige Disposition auf alle Aufsätze ohne Unterschied angewandt werde, während sie doch weder für die Erzählung noch für den Geschäftsaufsatz und den Brief schlechthin passend ist.

Ausführlicher und zugleich praktischer ist der Vf., mit Anerkennung des Bedürfnisses der Gegenwart, welche „Disputations-" (Discussions-) „und Redefertigkeit" verlangt, über die Nothwendigkeit der „Uebung im Disponiren" für den mündlichen Vortrag. Wenn jedoch hier über „das Reden ex tempore" (S. 116) bemerkt wird: „Bei Beurtheilung dieser Art von Reden handelt es sich gar nicht mehr um die Frage, ob sie überhaupt zu billigen, zu statuiren sind oder nicht; das praktische Leben fordert sie," — so sollte doch dieses Bedürfniß des praktischen Lebens nicht ohne Weiteres in eine Anforderung an die Schule verwandelt werden, denn eben hier kann unsere Zeit den schon im Eingang empfohlenen Ausspruch Quintilians nicht genug beherzigen:

Velut praemium quoddam **longi laboris** ex tempore dicendi facultas! so wie Alles, was der alte Lehrmeister der Redekunst darüber Cap. 7 des bekannten zehnten Buches sagt!

Gewiß hat man in unseren Tagen, wo auch Schüler es gewagt haben, in „Volksvereinen" und „Volksversammlungen" zu schwatzen, auf das Nachdrücklichste davor zu warnen, das Schwatzen nicht mit dem Reden zu verwechseln. So wünschenswerth, ja unerläßlich es uns aber erscheint, die Redefertigkeit von dem frühesten Unterrichte an bei dem Schüler zu befördern, namentlich durch Nacherzählen des Gehörten, selbst in der Elementarklasse, so wenig legen wir einen Werth darauf, daß jeder Primaner selbst bei dem Abgange zu der Universität gewöhnt worden sei, ex tempore in der Klasse zu reden. Die hier empfohlene Aufforderung: „Wer zuerst fertig ist, tritt vor!" ist jedenfalls mit großer Vorsicht zu gebrauchen, und man kann nicht lange genug die auch von dem Vf. als nothwendig erkannten Vorübungen fortsetzen, bei denen der einzelne Schüler für längere Reden seinen Gegenstand zu Hause dispositionsmäßig gehörig vorbereitet. Als natürlichste Stufenfolge möge hier nur kurz angedeutet werden: Nacherzählen nebst dem Vortrage auswendig gelernter fremder Schriftwerke (Gedichte — Prosa) — Vortrag einer wörtlich auswendig gelernten eigenen Produktion (Abhandlung, Rede) — Vortrag vollständig ausgearbeiteter eigener Produktionen, die nicht wörtlich memorirt sind (zuerst lieber Erzählungen, erst später Abhandlungen u. s. w.) — die von dem Vf. besonders empfohlenen nach einer Dispositionsskizze zu haltenden Vorträge — endlich Versuche wirklicher Extemporisationen, bei denen aber doch der Gegenstand dem Schüler schon völlig geläufig sein muß, so daß es hier vor Allem zweckmäßig ist, „den Schüler selbst wählen, sich seinen Gegenstand bestimmen zu lassen," wobei freilich Vertrauen zu der Redlichkeit des Schülers vorausgesetzt werden muß. — Immer aber ist, auch bei den Disputationsübungen*), die

---

*) Als Vorübung für diese möchten wir Rede und Gegenrede nach Art der Anklage und Vertheidigung bei den Geschwornengerichten (wobei ältere Criminalfälle z. B. aus Pitaval den Stoff bilden) empfehlen.

jedoch nur ein sehr gewandter Lehrer zweckmäßig zu leiten vermag und auf die wir auch bei manchen Schülergenerationen lieber verzichten, der Grundsatz streng im Auge zu behalten (S. 117): „daß sich der Redner nicht eher zum Worte melde, als bis er klar, bestimmt und gewandt weiß, was er sagen will!“

Endlich aber ist bei der gesammten Dispositionslehre für den praktischen Gebrauch des Vf. Schlußwort zu beherzigen (S. 119): „Der Fleiß, der selbstthätige Geist des Lehrenden und Lernenden ist auch hier in aller Weise das lebendigmachende Prinzip; was seiner Natur nach durch und durch geistig ist, das kann nicht mechanisch, das kann nur geistig erlernt und gehandhabt werden unter denkender Benutzung allgemeiner Grundsätze und Regeln;“ so wie die hier voranstehende nicht genug herausgehobene Bemerkung (S. 118), die uns für die Praxis noch wichtiger erscheint: „Bei der speziellen praktischen Einübung der Dispositionstheorie durch die Schule für's Leben“ (die vor Allem bei Besprechung der eignen Arbeiten des Schülers geschehen muß!) „kommt viel auf den lebendigen Unterricht eines jeden Lehrers in seiner besonderen Weise an; auf die Benutzung guter Beispiele“ (zusammenhangender Musterstücke! u. s. w.), „auf die Behandlung möglichst vieler und manchfaltiger Themate unter Anleitung des in der Klasse mit den Schülern gemeinschaftlich arbeitenden Lehrers, der suchen und ordnen läßt, jeden Fehler berichtigt, jedes Abschweifen von der Sache verhütet und so das Ganze leitet.“

Für die Zusammenstellung eines empfehlenswerthen Themaschatzes hat nun der Vf. in dem zweiten Theile seines Buches,

II. „Praktische Abtheilung,“ gesorgt. Die 111 Themata und Dispositionen scheinen alle von ihm selbst herzurühren und er äußert sich in dem kurzen „Vorwort“ bescheiden genug: „Sofern diese Dispositionen als Musterbeispiele gelten sollen, kann von ihnen in Wirklichkeit nur angenommen werden, daß sie zunächst nichts mehr als versuchte Anbahnung der streng logischen Denkoperationen sind.“ Gewiß aber hat sich der Vf. durch Herbeischaffung manchfaltiger und praktischer Themata und strenger (nur zu einseitig dichotomischer) Dispositionen derselben ein großes Verdienst erworben. Nur können wir es nicht billigen, daß hier auch nicht einmal der Versuch gemacht ist, sämmtliche zur Behandlung für den Schüler empfohlene Themate nach gewissen Kategorien zu klassifiziren, was theils schon deßhalb empfehlenswerth ist, damit sich Lehrer und Schüler deutlich bewußt werden, aus welchen verschiedenen Kreisen (mit denen sie nun zweckmäßig abwechseln können) die Aufgaben zu entlehnen sind, und auf welche Art (durch sinnliche Beobachtung, Lektüre u. s. w.) für jeden dieser Kreise der Stoff aufzufinden ist, theils aber den denkenden Vf. wohl unzweifelhaft dahin geführt hätte, einige Kategorien noch reicher zu bedenken, ja auch ganz neue Kategorien hinzuzufügen. So vermissen wir namentlich völlig eine Anleitung zur richtigen Auffassung, Zergliederung, Beurtheilung größerer Dichtungen und insbesondere dramatischer Kunstwerke; und doch bietet sich hier nicht nur ein reicher, sondern auch höchst praktischer Stoff dar, der noch dazu von der frühesten Stufe selbstständiger schriftlicher Arbeiten (zuerst als Nacherzählung der Fabel des Stücks, wie sie selbst das Kind im häuslichen Kreise versucht) bis zu der höchsten nach den verschiedenen Bildungsstufen des Lernenden (ästhetische Kritik, Zergliederung der Charaktere u. s. w.) immer neu und angemessen modifizirt werden kann.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nur noch einen Wink über die Wahl der Themate in Schulen hinzufügen, über den wir vielleicht demnächst ausführlicher das Wort nehmen. Es ist der in der Schulpraxis wenig übliche, vom Ref. aber seit etwa 15 Jahren — er darf wohl sagen, mit Erfolg — eingeschlagene Weg, den Schülern (namentlich der oberen Klassen) möglichst freie Wahl der Themate, zumal innerhalb gewisser dem Schüler zum Bewußtsein gebrachter Kategorien, natürlich unter steter Controle des Lehrers, zu gestatten. Daß es das Natürlichste ist, Jeden über den Gegenstand schreiben zu lassen, über den er selbst am Meisten und mit Vorliebe gedacht und für den er vielleicht längere Zeit gearbeitet hat, ohne daß der Lehrer darum wußte und darauf Rücksicht nehmen konnte, — daß die individuelle Entwickelung des Schülers durch diese Methode am Meisten ge-

fördert wird und am Genauesten zur Kenntniß des Lehrers kommt, — daß die ganze Klasse eben hierdurch am Vielseitigsten beschäftigt und auch für den Lehrer (der sich freilich in manchen Gegenstand hinein denken und arbeiten muß, nur weil ein Schüler über denselben schreibt) die Correkturen mit immer neuer Geistesanregung verbunden sind, mag hier nur angedeutet werden*).

Wir scheiden von dem Vf., dessen Buch uns bei der Besprechung immer lieber geworden ist, mit dem Wunsche, seine Verheißung in dem Vorworte auch an dem Ref. zu erfüllen, d. i. „diese wohlgemeinte Kritik im Interesse der Schule und des Lebens" (selbstständig) „zu benutzen." Ref. ist sich bewußt, daß es ihm bei der Methodik des gesammten Unterrichts vor Allem darauf ankommt, innerhalb der durch die gemeinsame Natur des Menschen gezogenen Gränzen der Individualität bei Lehrenden und Lernenden möglichst freien Raum zu lassen, und er glaubt eben hiermit dem ächt deutschen Geiste (vgl. Göthe, besonders in den Gesprächen mit Eckermann, so wie in mehren Schriften: Zu Göthe's Jubelfeier 1849), der vor Allem freie Entwickelung der Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen will, und so zugleich dem besseren Elemente der Bewegung des Jahres 1848, dessen gute Früchte uns auf die Dauer nicht wieder entrissen werden können, „Rechnung zu tragen."

Bemerkung. Die Besprechung einiger Werke für den Unterricht im Deutschen auf der höchsten Stufe, welche uns vorliegen, wie
H. Richters Rhetorik. Dritte Aufl. 1850.
Alex. Kapp's Anl. zur deutschen Redekunst. 1848.
Lehrbuch des deutschen Styls n. K. F. Becker, herausgeg. von Th. Becker. 1850.
und endlich Webers Geschichte der deutschen Literatur (im Grundriß). Zweite Aufl. 1850
behalten wir uns für eine spätere Zeit vor.

Braunschweig. **Dr. W. Aßmann.**

Alexander, Gedicht des zwölften Jahrhunderts, vom Pfaffen Lamprecht. Urtext und Uebersetzung nebst geschichtlichen und sprachlichen Erläuterungen, so wie der vollständigen Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes und umfassenden Auszügen aus den lateinischen, französischen, englischen, persischen und türkischen Alexanderliedern, von Dr. Heinrich Weismann.

Auf dieses umfassende Werk hier näher einzugehen war für jetzt nicht möglich; die Freunde unserer Vorzeit vorläufig zur Lesung desselben anzuregen wird es

*) Hinsichtlich der Correkturen glaubt Ref. hier auch noch auf eine von ihm seit Jahren befolgte Einrichtung hinweisen zu dürfen, die, so viel er weiß, wenig in Gebrauch ist; er meint die Zurückgabe des corrigirten Aufsatzes einen oder mehre Tage vor der Durchnahme in der Schule, mit der Verpflichtung für den Schüler, nun über den Aufsatz nach den am Rande beigefügten kurzen Bemerkungen bei der Besprechung mit der Klasse klare Rechenschaft zu geben. Wer es weiß, wie selten der Schüler die Correkturen des Lehrers auch nur gehörig durchzusehen pflegt, wird vielleicht schon deßhalb diese Einrichtung nachzuahmen versuchen.

genügen, den bedeutenden Inhalt hier mitzutheilen. — Eine umfassende Behandlung der Alexandersage anzuschließen sah sich der Herausgeber durch Mangel an Muße gehindert; diese haben wir in der Bearbeitung des Pseudo-Kallisthenes von Zacher zu erwarten. Die Einleitung bespricht daher nur kurz Ursprung und Gang der Alexandersage. Der Verf. entscheidet sich für die jetzt allgemeine Annahme, Aegypten als Mutterland der Sage anzunehmen, die Flucht nämlich des Nectarebus nach Macedonien als ihren Quell. Die ausführlichen Schilderungen von Alexanders Geburt, Triumphzug durch Aegypten u. A. entsprangen schon zur Zeit der Ptolomäer. Dann wird die Sage ausgebildet von jüdischen Schriftstellern, und der Zug nach dem Paradiese von ihnen und den Talmudisten hinzugefügt. Byzantinische Schriftsteller setzten den Zug nach Rom hinzu, ebenso den Zug nach Iran und Indien. Der griechische Roman wurde zur Zeit des Chalifats in die einheimischen persischen Dichtungen aufgenommen, und zur Zeit der Kreuzzüge erhielt die Sage die Zusätze, die in 1001 Nacht und in den mittelalterlichen Gedichten vorkommen. Dies geschah zuerst in Italien, in zwei Recensionen, in Julius Valerius oder gesta Alexandri Magni und in liber Alexandri de proeliis. Jene Recension verbreitete sich mehr nach Frankreich, diese mehr nach Deutschland. Modificirt wurde die Sage durch die Zugrundelegung des Curtius, durch die lateinische Bearbeitung von Walther von Castiglione in Frankreich im 12. Jahrhundert. Ihm folgte Ulrich von Eschenbach im 14. Jahrh. in der ungedruckten deutschen Alexandreis, so wie die nordische Alexanders Saga. Norske Bearbeidelse fra 13. Aarhundrede af Philip Gautiers latinske Digt Alexandreis (Med en Ordsamling udgiven af C. R. Unger. Christiania 1848).

Hierauf referirt der Herausgeber über die Handschriften, über die früher einzige Straßburger aus dem Jahre 1180, der V. 508—804 fehlen. Als Verf. gilt ziemlich allgemein der Pfaff Lamprecht, wofür sich auch der Herausgeber entscheiden zu müssen glaubt. Die zweite Handschrift ist von Diemer im Stifte Vorau in Steiermark, gefunden und 1849 edirt, sie enthält nur 1500 Verse und am Ende lautet sie anders; der Herausgeber hält diese Gestalt nicht mit Diemer für die ursprüngliche des Gedichts, sondern für die willkürliche Veränderung eines ungeschickten Schreibers; die Vorauer Handschrift, die kurz nach der Straßburger gesetzt wird, füllt die Lücke der sonst vom Herausgeber zu Grunde gelegten Straßburger aus. Ueber den poetischen Werth unsers Gedichts theilt der Herausgeber das Urtheil von Gervinus. Zur Literatur ist noch zu nennen: H. Schreiber Commentatio de Germanorum vetustissima quam Lambertus Clericus scripsit Alexandreide. Freiburg 1828. Die späteren deutschen Alexanderlieder hat der Herausgeber unberücksichtigt gelassen, s. darüber Ettmüller Lit. Ges. S. 226. Hierauf folgen die historischen Untersuchungen: I. der Roman des Pseudo-Kallisthenes und die Uebersetzung des Julius Valerius. Der Roman des Pseudo-Kallisthenes hat zuerst alle Sagen in ein Ganzes verschmolzen. Ein einzelner Verfasser ist wohl nicht anzunehmen. Die Elemente sind Briefe, Ortssagen, Gedichte, rhetorische und philosophische Auslassungen; ägyptische Sagen liegen zum Grunde und führen auf die Zeiten der ersten Ptolomäer zurück. Im 4. Jahrhundert war das Werk schon bekannt und verbreitet, so wie es unter den von C. Müller verglichenen Handschriften in Handschrift A vorliegt. Aus dem 4. Jahrh. stammt auch wahrscheinlich der Valerius. In den Anfang des 5. Jahrh. fällt auch die armenische Uebersetzung, die Moses v. Chorene zugeschrieben wird. Es sind 14 Handschriften des griechischen Werkes beschrieben, 3 Pariser von Müller verglichen, die sehr von einander abweichen; die zweite vom J. 1469 ist von Müller in seiner Ausgabe (hinter dem Arrian von Dübner) zu Grunde gelegt und hier in der Uebersetzung. Lateinische Handschriften giebt es in Paris 11. Für die geschichtliche Wahrheit bietet der Pseudo-Kallisthenes wenig, für den Culturhistoriker ist er interessant genug. Valerius ist unbekannt, er war ein vornehmer Mann. — Neugriechische Bearbeitungen in Prosa und Versen giebt es mehrere. — Lateinische Bearbeitungen des griechischen Werkes in Deutschland sind 1) die Historia Alexandri Magni regis Macedoniae de proeliis, gewöhnlich liber Alexandri de proeliis genannt, zuerst 1473 in Utrecht erschienen, wahrscheinlich eine neue Bearbeitung einer lateinischen Recension

des Pseudo-Kallisthenes; 2) Excerptum de vita Alexandri Magni in Ekkehardi chronicon universale ed. Waitz in Pertz. Monum. German. histor. VIII. 60—75, welches die ursprüngliche Gestalt des in den Drucken veränderten liber de proeliis zu sein scheint; Ekkehard († 1129 in Bamberg) excerpirte eine lat. Recension in Bamberg, und diese Recension oder Ekkehard hatte der noch unbekannte Alberich von Bisenzun vor Augen, den als sein Vorbild Lamprecht nennt. Der Herausgeber vergleicht dies Excerpt mit Valerius und Lamprecht.

II. Li Romans d'Alexandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay, herausgegeben 1846 von Michelant. Der Verf. nennt sich Lambert li Tors (der Krumme), un clerc de casteldun (Châteaudun an der Loire nordwestlich von Orleans); es ist eine freie Bearbeitung des lateinischen Alexander de proeliis, zuerst 1493 zu Utrecht gedruckt; Alexandre de Bernay (einer Stadt der Normandie) ist der spätere Bearbeiter und führte wahrscheinlich zuerst den Alexandrinischen Vers ein, ebenso auch das Beiwerk von Turnieren u. s. w.; das französische Gedicht hat 18000 Alexandriner mit oft 70—80, ja sogar 111 Reimen. Das zusammengesetzte Werk stammt aus dem 12. Jahrh. Trotz einzelner lyrischer Schönheiten steht das französische Gedicht dem deutschen an poetischem Werthe nach. III. Kyng Alisaunder, herausgegeben von Henry Weber 1810, das einzige englische Gedicht außer einem in Schottland erschienenen. Es ist nach einem französischen Original frei gedichtet. Der Dichter war ein Geistlicher, ist sonst aber unbekannt. Es ist das einzige neben dem deutschen wahrhafte genießbare Alexanderlied. Christliches Bewußtsein und englische Sitte leuchten überall hervor, der Dichter hält sich nicht so objectiv als Lamprecht. Das Gedicht, von dem es zwei Handschriften giebt, enthält zahlreiche Wörter, die jetzt verschwunden ihren deutschen Ursprung noch deutlich zeigen (S. LXXXI aufgezählt). — IV. The romaunce of Alexander, containing the Forray of Gadderis, 1483 in Schottland verfaßt, Uebersetzung eines französischen Werkes. — Hierauf läßt der Herausgeber S. LXXXIII—CVII eine Zusammenstellung dessen folgen, was nach dem Texte der Straßburger Handschrift des Lamprecht aus dem Kreise des Mittelhochdeutschen heraustritt, CVIII—CCIV Inhalt und Gang des Gedichts. Hierauf folgt S. 1—400 links der Text, rechts die Uebersetzung, S. 401—422 die Lesart der Vorauer und, wo der Herausgeber Conjecturen aufgenommen, der Straßburger, so wie die Abweichungen der Maßmannschen Ausgabe, dann S. 423—551 sprachliche und sachliche Anmerkungen (wobei S. 473—483 ausführliche Inhaltsangabe des Apollonius von Tyrus von Heinrich von Neuenstadt), und zum Schluß ein Druckfehlerverzeichniß.

Der zweite Band enthält die Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes nach der Ausgabe von Müller S. 1—224, den Julius Valerius nach der Ausgabe von A. Mai in den Classici Auctores T. VII in Inhaltsangabe und lateinischen Auszügen S. 225—284, Nachrichten über das Itinerarium Alexandri aus dem J. 349 und zwei Auszüge daraus S. 285—290, Lambert li Tors et Alexandre de Bernay nach der Ausgabe von Michelant mit ausführlicher Inhaltsangabe und französischen Auszügen, woraus die große Abweichung von Lamprecht erhellt, S. 291—360, die Proben aus zwei französischen Prosaromanen, welche von Berger de Xivrey in Tom. XIII der Notices et Extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du roi mitgetheilt sind, in Uebersetzung und zum Theil im Original S. 361—376, den Wiederabdruck des Auszuges des alten französischen Prosaromans, den Dr. Philippi in diesem Archiv I, 284—303 veröffentlicht hat, S. 377—403, den Kyng Alisaunder in Inhaltsangabe und deutschen und englichen Auszügen S. 405—482, einen Auszug aus dem schottischen Alexanderlied The romaunce of Alexander, gedruckt 1580 zu Edinburg, S. 483—490, die hebräischen Darstellungen der Alexandergeschichte, nämlich die Erwähnungen Alexanders im Alten Testament, bei Josephus, die Geschichte des Königs in der hebräisch geschriebenen jüdischen Geschichte des Pseudo-Josephus Gorionides wahrscheinlich aus dem 11. Jahrh., die Erwähnungen im Talmud, in d'Herbelots bibliothèque orientale und vereinzelte orientalische Sagen (S. 491—522), ferner nach neueren Arbeiten die Alexandersage bei den Persern, nämlich bei Firdusi (hauptsächlich nach Görres und v. Hammer) und Nisami (nach v. Hammer und F. Erdmann de expeditione Rus-

sorum Berdaam versus auctore imprimis Nisamio. Casan 1826) S. 323—387, schließlich die Alexandersage bei den Türken nach v. Hammers Geschichte der türkischen Poesie, nämlich im episch-allegorisch-didaktischen Iskandername des Ahmedi († 1412), mit einer Nachricht über die wahrscheinlich von Moses von Chorene herrührende armenische Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes.

Herford. **Hölscher.**

Das Gedicht vom Cid.

In der Versweise des altspanischen Originals zum ersten Mal in das Deutsche übertragen und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von O. L. B. Wolff. Jena. Verlag von C. Hochhausen. 1850.

Das „Poema del Cid" ist nicht nur in chronologischem Wortsinne das erste poetische Denkmal der spanischen Literatur: wie der griechische Homer, so steht auch dieser spanische, der Sänger des Lieblingshelden seines Volkes, an der Schwelle einer höheren Ausbildung und sprachlichen Gestaltung, zugleich als Anfang und als Muster ursprünglicher und genialer epischer Dichtkunst da, und nur die Ungunst der Zeiten hat den vollkommen ebenbürtigen spanischen Dichter um den bei seinem Volke fortlebenden Einfluß und Ruhm gebracht, dessen sich der Grieche erfreuen durfte. Während Homer's Gesänge in keiner Epoche des Hellenischen Lebens aufhörten, der in seinem Werthe erkannte und gehegte Schatz der Nation zu sein, mußte das epische Gedicht, das in der kaum ausgebildeten spanischen Sprache zuerst die Blüthe der Ritterschaft, den Cid Ruy Diaz el Campeador so homerisch feierte, der später üppig wuchernden Romanzenpoesie das Gedächtniß seines Helden überlassen. Es fiel einer seines Volkes wie seiner selbst unwürdigen Vergessenheit anheim, aus der es erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, 1779, heraustrat, leider jetzt nur noch zu antiquarischer und literarhistorischer Bedeutung. Die Sprache schien veraltet, der Vers rauh, der Styl unklar, als D. T. A. Sanchez aus der in Bivar, Cid's Heimath, aufbewahrten Handschrift das Gedicht herausgab.

Diese Ausstellungen, welche der Einbürgerung eines Gedichtes aus dem zwölften Jahrhundert im achtzehnten und neunzehnten entgegenstanden, sind nur theilweise begründet. Am wenigsten kann man, wie Joh. v. Müller es that und wie der Uebersetzer ihm nachspricht, das Idiom, in dem das Poema del Cid geschrieben ist, eine sich kaum aus dem Latein loswindende Sprache nennen. Das Spanische erscheint in der Gestalt, in der es zuerst hier in unserm Gedicht sich zeigt, vielmehr nach jeder Seite hin ausgebildet und in Lautlehre, Flexion und Sprachschatz durchaus fertig; wenn es auch in jeder dieser drei Kategorien dem Latein näher steht, als die jetzige Sprache, doch dieser letzteren ungleich ähnlicher, als z. B. das Französische in seiner mittelalterlichen Form dem jetzigen Französisch. Die Licenzen, welche die Sprache des „Poema del Cid" vor der jetzigen voraus hat, sind nicht etwa Reminiscenzen des Latein, wie Müller annimmt, oder provenzalische Elemente, wie Wolff meint, sondern wesentlich spanische, deren sich die spätere Sprache sehr zu ihrem Nachtheil entäußert hat.

Wie die Sprache des „Cid", so folgt auch der Vers des Gedichtes bei aller scheinbaren Freiheit einem sehr bestimmten Gesetze, das nur deshalb so vielfach hat verkannt werden können, weil es auf einem anderen Prinzip beruht, als auf dem für die spätere spanischen Poesie gültigen. Der Vers des "Cid" zerfällt in zwei durch eine bestimmt und genau beobachtete Cäsur geschiedene Halbverse, deren jeder aus drei Hebungen besteht. Die Zahl der in thesi stehenden Silben des Verses ist so wenig festgesetzt, wie seine jambische oder trochäische Natur, obwohl erstere größtentheils vorherrscht. Zusammengehalten wird eine Reihe solcher Verse durch die Assonanz, die bald männlich bald weiblich mit großer Genauigkeit durchgeführt wird. Wo ein Vers dagegen verstößt und außer aller Assonanz in einer solchen Reihe zu stehen scheint, läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit auf eine Verderbniß

des Textes oder, was häufiger der Fall ist, auf eine falsche Abtheilung des Verses schließen. Eine scheinbare, keine wirkliche Aufhebung der Assonanz ist es in dem metrischen Systeme unseres Gedichtes, wenn ue mit o in derselben Assonanzreihe abwechselt, oder zwischen männliche Assonanzen, z. B. auf o, weibliche, deren letzte Silbe den Vokal e enthält, z. B. auf o-e, eingeschoben sind. Nach der Aussprache jener Zeit wurde in beiden genannten Fällen die Assonanz nicht gestört. Ohne Zweifel verstand der mündliche Vortrag, für den allein das „Gedicht vom Cid" gedichtet — vielleicht darf man nicht einmal sagen: niedergeschrieben — war, die Hebungen des Verses und die Assonanzen genügender hervorzuheben, als beide aus der später von einem dieser Metrik Unkundigen aufgezeichneten, noch dazu uns unvollständig überkommenen Handschrift erhellen.

Es ist zu beklagen, daß von den oben charakterisirten Vorzügen und Eigenthümlichkeiten des Originals so wenig in die erste Uebersetzung übergegangen, die dazu bestimmt ist, ein so bedeutendes Werk bei dem deutschen Leser einzuführen. Statt des einfachen, in epischer Majestät und genialer Ursprünglichkeit dahinfließenden Styles, den wir an dem spanischen Urtext zu bewundern haben, bietet uns das, laut der Vorrede, „so eng als möglich in Form und Ausdruck an das Original sich anschmiegende" deutsche Abbild, ein seltsames, zerrissenes, unverständliches Kauderwelsch, dessen eigentlicher Sinn ohne Zuziehung des spanischen Originals sich an unendlich vielen Stellen kaum errathen läßt. Schon da, wo der Uebersetzer den Dichter verstanden hat, wird der Leser nicht überall den Uebersetzer verstehen: so unklar und schief gewählt ist der deutsche Ausdruck, wo der spanische klar und treffend ist; so verzwickt und verdreht ist die Construction der Nachbildung, wo die Urschrift in freier und natürlicher Verbindung die Worte an einander knüpft. Und dabei kann nicht etwa die Rücksicht auf die, laut des Titels beibehaltene Versweise des Originals dem Uebersetzer irgend einen, solche Unklarheit und Verworrenheit entschuldigenden Zwang auferlegt haben, da die Uebersetzung überhaupt in gar keiner „Versweise", also auch nicht in der des altspanischen Originals abgefaßt ist.

Leider ist auch die Zahl der Stellen, die vom Uebersetzer selbst mißverstanden und daher unrichtig wiedergegeben sind, nicht gering. Wir wählen in dem folgenden Verzeichniß, das als unumgängliches Correctiv bei der Lektüre dienen mag, nur die gröbsten und grellsten Verstöße aus und lassen dabei auf die Uebersetzung des Herrn Wolff zunächst das Original, sodann unsere eigene wörtliche Uebersetzung folgen.

Vers 4. 5. Und Kleiderhalter leer an Pelzen und an Mänteln
Und ohne Falken, ohne Geier in der Mause.
Alcandaras vacias sin pielles e sin mantos
E sin falcones e sin adtores mudados
Leere Holzgestelle ohne Pelze und Mäntel und ohne gezähmte Falken und Habichte.

33. Aus Furcht vor König Alfonso, der es also ihm bereitet
Por miedo del Rey Alfonso que asi lo avie parado
Aus Furcht vor König Alfonso, der es so bestimmt hatte.

82. Das Gold habe ich gespendet und auch das Silber all
Espeso he el oro e toda la plata
Ausgegeben habe ich das Gold und alles Silber.

109. Für immer mache ich Euch reich, wenn Ihr nicht feige handelt
Por siempre vos faré ricos que non seades menguados
Für immer werde ich Euch reich machen, damit Ihr nicht verkürzt werdet.

112. Was ihm gebührte, das hat er davon behalten
Retobo dellos quanto que fue algo
Er behielt davon zurück, wie viel es irgend war.

117. Sie kann er nicht mitnehmen, wenn sie nicht entdeckt werden
Aquelas non las puede lebar, si non, serien ventados
Sie kann er nicht fortführen, sonst (wo nicht) so würden sie entdeckt werden.

143. Gehn wir zum Campeador, dem berühmten, alle Drei
Amos todos tred al Campeador contado

Zieht alle Beide zum berühmten Campeador.
158. Ihr sollt, da mir es paßt, von dem Meinen etwas haben,
A lo que ni semeia, de lo mio avredes
Nach dem, wie es mir scheint, werdet Ihr von dem Meinigen etwas gewinnen.
186. Es zählte Don Martino die und nahm sie ohne Reue.
Notó los Don Martino, sin peso los tomaba
Don Martin sah sie an und nahm sie ohne sie zu wiegen.
198. 199. Ihr habt sie wohl verdient, und es ist recht und billig;
Vermittelt habt Ihr uns das was wir hier erlangten,
Merecernos lo hedes, ca esto es aguisado;
Atorgar nos hedes esto que avemos parado,
Ihr werdet es um uns verdienen, weil es so ausgemacht ist;
Ihr werdet uns das, was wir festgesetzt haben, bewilligen.
229. Sprach Martin Antolinez: „Sehn werd' ich mein Gemahl nach Herzenslust
Dixo M. Antolinez: veré á la mugier a todo mio solaz
Es sagt M. Antolinez: sehn werde ich meine Frau, meine ganze Freude.
251. Doch da ich aus dem Lande zieh, schuld' ich Euch funfzig Mark,
Mas porque me vo de tierra, dovos cinquenta marchos
Doch weil ich aus dem Lande gehe, gebe ich Euch funfzig Mark..
339. Hirten lobsangen Dir, sie hörten Herr Dich preisen,
Pastores te glorificaron, ovieron de alaudare,
Hirten verherrlichten Dich, mußten Dich loben.
351. Sie haben Dich als Mensch ans Kreuz geschlagen zu Golgatha,
Pusieronte en cruz por nombre en Golgata,
Sie schlugen Dich ans Kreuz auf Golgatha mit Namen.
376. Jetzt scheiden wir, Gott weiß es wohl zu fügen,
Agora nos partimos, Dios sabe el aiuntar,
Jetzt scheiden wir, Gott kennt die Wiedervereinigung.
380. Und Allen voller Hoffnung wandt' er das Haupt nun zu
A todos esperando la cabeza tornando va
Allen, die ihn erwarteten, kehrt er das Haupt zu.
390. Es wußte wohl der Abt, daß reicher Lohn sein harre
Bien sepa el Abbat que buen galordon dello prendrá
Wohl möge der Abt wissen, welchen guten Lohn er dafür erhalten wird.
428. Denn wenn er hier uns suchte, so kann er uns finden,
Despues qui nos buscare fallarnos podra
Nachher wird wer uns sucht, uns finden können.
459. Von diesem Schutz wird ganz Spanien reden,
D' aqueste acorro fablará toda Espanna
Von diesem Streifzuge wird ganz Spanien reden.
466. Zu sehn ihre Arbeit und alle ihre Güter
Por ver sus labores e todas sus heredades
Um ihre Aecker zu sehen und alle ihre liegenden Gründe.
493. Die Veste blieb in seiner Macht; es reitet der Campeador
El castiello dexó en so poder, el Campeador cavalga
Er ließ das Castell sich selbst überlassen, der Campeador reitet.
499. Ich schulde das Fünftel Euch, wollt Ihr's Minaya?
Do vos la quinta, si la quisieredes, Minaya
Ich gebe Euch den fünften Antheil, wenn Ihr ihn wollt, Minaya.
535. Uns suchen ging König Alfonso
Buscar nos ye el Rey Alfonso
König Alfonso würde uns aufsuchen.
562. Daneben fließt Salon, das Wasser ist nicht zu vermeiden,
Acerca corre Salon, agua nol puedent vedar
Daneben fließt Salon, Wasser können sie ihm nicht abschneiden.
570. Und daß man wüßte, daß der Cid dort sein Lager habe
Que sopiesen etc.

Wenn sie wüßten ꝛc.
615. Und mit den blanken Schwertern zeigten sie sich am Thore
Las espadas desnudas a la puerta se paraban
Mit nackten Schwertern machten sie an den Thoren Halt.
645. Haltet sie mir nicht auf, zwei gehet gleich dahin
Non lo detardedes, los dos id pora allá
Schiebt es nicht auf, geht Beide dahin.
708. Nun löscht den Durst, Ihr Schaaren, allhier an diesem Ort
Quedas sed mesnadas, aqui in este lugar
Verhaltet Euch ruhig, Ihr Schaaren, hier an diesem Platz.
774. Wisset, der Andere wagte Euch nichts zu hoffen
Sabet el otro non gel osó esparar
Wißt der Andere wagte ihn nicht abzuwarten.
797. Die Seinen sah er, wie tapfer sie sich benahmen
Vio los sos comos van alegando
Er sah die Seinen, wie sie herankommen.
802. Den Mohren aber fehlten fünfhundert und zehn Rosse
De los Moriscos quando son legados
Fallaron quinientos e diez caballos
Von den Mohrischen fanden sie, als sie angekommen sind, 510 Rosse.
824. Einige Schwerter auch gehänget an die Bügel.
Sennas espadas de los arzones colgadas
Je ein Schwert am Sattelknopf hängend.
839. Wenn bei der Rückkehr Ihr uns hier nicht findet
A la tornada si nos fallaredes aqui
Bei der Rückkehr, so werdet Ihr uns hier finden.
841. Wir müssen uns von den Lanzen und von den Schwertern heil(
Por lanzas e por espadas avemos de guarir
Mit Lanzen und mit Schwertern haben wir uns zu schützen.
869. Es ging zu Rathe mit sich mein Cid, zog immer weiter fort
Aguijó mio Cid, ybas cabadelent
Es spornte mein Cid, ging gerade aus vorwärts.
904. Dies thut Ihr jetzt und werdet es künftig thun
Esto feches agora, al feredes adelant
Das thut Ihr jetzt, ein Anderes werdet Ihr künftig thun.
914. Nicht gefiel es den Mohren, daß er sie schwer bedrückte,
Non place á los Moros, firme mientre les pesaba
Nicht gefällt es den Mohren, schwer kränkte es sie.
917. Mit allen seinen Mannen macht' er eine nächtliche Wacht
Con todas sus yentes fizo una trasnochada
Mit allen seinen Leuten machte er einen nächtlichen Streifzug.
946. Am dritten Tage ist er von dort gegangen und gekehrt
El tercer dia don yxo y es tornado
Am dritten Tage seit er auszog, ist er dahin zurückgekehrt.
956. Hier in dem Mohrenorte kann immer Mangel kommen
Qui en un lugar mora siempré lo so puede menguar
Wer an einem Orte bleibt, der kann das Seinige immer verringern.
973. Ich fordert' ihn nicht heraus und feindlich ist er mir
Non lo desafié nil' torné enemistod (Sanchez liest mil')
Ich forderte ihn nicht heraus und wandte ihm keine Feindschaft zu.
998. Rücken sie uns entgegen, wird hier die Schlacht geliefert
Pues adellant yran tras nos, aqui sea la batalla
Wenn sie hinter uns her weiter rücken wollen, so sei hier die Schlacht.
1005. Für Einen, dem Ihr begegnet, müssen Drei die Sättel räumen
Por uno que firgades tres siellas yran vacias
Mit einem Schlage, den Ihr thut, sollen drei Sättel leer werden.
1011. Im tiefen Grund am Berge rund umher wo Alles eben

Al fondon de la cuesta cerca es lan
Am Fuße des Bergabhanges, ist sie der Ebene nahe.
1075. Bis zu der ersten Wohnung begleitet ihn der Castilier
Fata cabo del alvergada etc.
Bis ans Ende der Verschanzung ꝛc.
1080. Und wenn Ihr mich nicht suchet oder mir es lasset;
E si non mandedes buscar ó me dexaredes
Und wenn nicht, so schickt hin zu suchen da wo Ihr mich verlassen werdet.
1107. 1108. Sie faßten nun den Rath, alsbald ihn aufzusuchen.
Sie übernachteten bis zu des Tages Anbruch
Prisieron so conseio quel' vinieson cercar
Trasnocharon de noch al alba de la man
Sie faßten ihren Rathschluß, daß sie ihn belagern wollten,
Sie zogen bei Nacht vom Abend bis zum Morgenroth des nächsten Tags.
1130. Sind sie fest entschlossen, mit uns zu kämpfen
Firme mientre son estos a escarmentor
Müssen diese tüchtig eingeschüchtert werden.
1135. Da wird sich zeigen, was gilt die Kriegerschaft
Alli parz'ra el que merece la soldada
Da wird sich zeigen wer den Sold verdient.
1195. Es verweilte mein Cid im Lande von Mon Real
Amaneció á mio Cid en tierras de Mon Real
Es wurde Morgen meinem Cid im Lande von Mon Real.
1210. Als mein Cid die Leute kommen sah, schickt er sich an zu zahlen
Quando vió mio Cid las gentes cuntadas, conpezos de pagar
Als mein Cid die Schaaren beisammen sah, fing er an zufrieden zu sein.
1216. Aber sie kommen zu meinem Cid, wißt, und sie gehen nicht fort
Mas le vienen à mio Cid, sabet, que nos le van
Mehrere kommen zu meinem Cid, wißt, als von ihm fortgehen.
1250. 1251. Keiner finge mit jener Tigerin an und risse ihr ein Haar aus:
Was auch davon reden Mohren und Christen.
Nin entrarie en ela tigera ni un pelo non abrie taiado:
E que fablasen desto Moros e Christianos
Es solle weder ein Scheermesser in ihn (den Bart) kommen, noch würde er ein Haar davon abschneiden lassen; und davon würden Mohren und Christen reden.
1261—1263. Daß Jeder von den Seinen Urlaub erbitte, darum ihm die Hand küßt;
Wenn sie's ihm nehmen könnten oder er gefangen würde,
Sollten sie das Gut ihm nehmen, auf einen Pfahl ihn thun
Que ningun ome de los sos ques le non spidies ó nol' besas la mano
Si 'l pudiesen prender ó fuese alcanzado
Tomasen le el haber e pusiesen le en un palo
Daß man irgend Einem von den Seinigen, der sich bei ihm nicht beurlaubte oder ihm nicht die Hand geküßt hätte, wenn man ihn ergreifen könnte oder er eingeholt würde, die Habe nehmen und ihn an den Galgen hängen sollte.
1291. Da sie's besprochen haben, gedenken sie's auszuführen
Pues esto han fablado piensanse de adobar
Nachdem sie dies gesprochen, denken sie daran sich auszurüsten.
1296. Kam vom Orient her ein Gekrönter
De parte de Orient vino un Coronado
Von der Ostseite her kam ein tonsurirter Geistlicher.
1299. Von Fußvolk und von Rittern war er gar gut begleitet
De pie e de caballo mucho era areciado
Zu Fuß und zu Pferde war er sehr tüchtig.
1302. 1303. Daß wenn es käme zum Kampfe und auch zum Handgemenge

In Ewigkeit sich Christen nicht beklagten
Que sis fartas lidiando e firiendo con sus manos
A los dias del sieglo non le lorasen Christianos
Daß wenn er sich mit Streit und Handgemenge genug thäte,
Die Christen ihn in Ewigkeit beweinen möchten.

1314. Daß im Lande Valencia der Herr hatte einen Bischof
Que en tierras de Valencia Sennor abie Obispo
Daß es im Lande Valencia einen Herrn Bischof gäbe.

1360. Für seine Gattin Donna Ximena und seine lieben Töchter
Pro su mugier Donna Ximena e sus fijas amas a dos
Für seine Gattin Donna Ximena und seine beiden Töchter.

1385. Wir sagen es Niemandem, verschwiegen bleibe die Meinung
Non lo dicen á nadi, e fincó esta razon
Sie sagen es Niemandem, und diese Rede blieb dabei stehen.

1436. Zelter und Maulthiere, die nicht schlecht erschienen
Palafrés e mulas que non parescan mal
Zelter und Maulthiere, damit sie (d. h. die Frauen) nicht schlecht auftreten.

1441. 1442. Verlassen hat uns der Cid, wißt, wenn er uns nicht braucht,
So setzen wir die Beute um, die uns der Feldherr gab.
Desfechos nos ha el Cid, sabet, si no nos val;
Soltariemos la genancia que nos diese el cabdal
Vernichtet hat uns Cid, wißt, wenn er uns nicht hilft;
Wir würden die Beute hergeben, wenn er uns das ihm geliehene Capital gäbe.

1453. Alle Tage des Jahrhunderts von nun an weiter
Todos dios del sieglo en (richtiger é) lebarlo adelant
Alle Tage des Lebens und (scil. das Kloster) es weiter fördern.

1465. Wer guten Boten sendet, der soll hoffen
Qui buen mandadero embia tal debe esperar
Wer einen guten Boten sendet, muß Solches erwarten.

1474. Zieht nach Medina, wenn Ihr es thun könnt
Hyd pora Medina quanto la pudieredes fer
Zieht nach Medina, so rasch wie Ihr es werdet thun können.

1489. Es redete Munno Gustioz, er erwartete Nichts
Fabló Lunno Gustioz, non esperó á nadi
Munno Gustioz sprach, ohne auf Jemanden zu warten.

1496. Diese Nacht führe sie der große Gott
Esa noch conducha les dió grant
An diesem Abende gab er ihnen ein großes Gastmahl.

1546. Durch so große Begleitung, wie sie in Medina sie wählten
De tan gran conducho como en Medinal sacaban
Durch so große Beköstigung, wie man sie ihm in Medina vorsetzte.

1575. Denn er weiß, daß Alvar Fanez führet den ganzen Zug
Ca bien sabe que Alvar Fanez trae todo recabdo
Denn er weiß wohl, daß Alvar Fanez alle Sorgfalt anwendet.

1594. Mein Cid schwang sich auf ihn und nahm Waffen von Holz
Mio Cid salio sobr'ce e armas de fuste tomaba
Mein Cid ritt auf ihm (dem Pferd) heraus und ergriff die Lanze.

1597. Mit Ruhm läuft das Roß Babieca
Por nombre el cavallo Babieca cavalga
Er reitet das Roß Namens (mit Namen) Babieca.

1610. Sie hielten Waffen, zerbrachen Tische. (Anm. des Uebers.: Indem sie hinaufstiegen, um besser zu sehen.)
Armos teniendo e tablados quebrantando
Waffen handhabend, Wurfscheiben erschütternd.

1623. Sie sahen die Huerta, breit ist sie und groß
Miran la Huerta, espesa es e grant
Sie schauen die Huerta an, sie ist fruchtbar und groß.

1642. Alles Gute, das mein, habe ich von ihm (scil. Gott)
Todo el bien que yo he todo lo tengo delant
Alles Gute, das ich habe, Alles habe ich vor mir.
1650. In diesem fremden Lande werden sie sehen, wie man Hiebe austheilt
En estas tierras agenas verán las moradas como se facen
In diesen Landen werden sie sehen, wie man sich Niederlassungen bereitet.
1657. Weil Ihr kamet, wünschten sie Geschenke Euch zu machen
A poco que viniestes presend vos quieren dar
Obgleich Ihr eben erst kamet (kaum daß Ihr kamet) so wollen sie Euch beschenken.
1660. Frau, Ihr seid in diesem Palaste ꝛc.
Mugier sed in este palacio etc.
Frau, bleibt in diesem Palaste ꝛc.
1702. Da Ihr das wünschet, Cid, sendet mich dahin
Pues eso queredes, Cid, á mi mandedes al
Da Ihr jenes wollt, Cid, tragt mir ein Anderes auf.
1707. Der Tag ist angebrochen, es ist die Nacht vergangen
El dia salido é la noch entrada is
Der Tag ist vergangen und die Nacht ist gekommen.
1719. Bewaffnet zogen Alle nach den Thürmen von Valencia
Salidos son todos armados por las torres de Valencia
Hinausgezogen sind Alle durch die Thürme Valencia's.
1722. Gott, wie sprengte mein Cid auf Babieca, seinem Rosse
Dió salto mio Cid en Babieca el so cavallo
Es sprengte (machte einen Sprung) hinaus mein Cid auf Babieca seinem Rosse.
1724. Sie trugen die Banner aus Valencia und griffen an
La senna sacan fuera, de Valencia dieron salto
Die Fahnen tragen sie heraus, aus Valencia sprengten sie hervor.
1734. Er (scil. der Cid) griff ihn an mit dem Schwerte allein, denn rasch lief diesem das Pferd
Saliosle de sol' espada, ca mucho le andido el cavallo
Er kam ihm (scil. dem Cid) unter dem Schwerte weg, denn fort ging ihm (dem Mohren) das Pferd.
1739. Er war sehr froh, daß sie ihn haben gejagt
Mucho era alegre de lo que han cazado
Er war sehr froh über das, was sie erjagt haben.
1788. 1789. Trotzdem aber fielen dem Campeador gezählt
Von dem guten ihm bewilligten tausend und D Rosse zu
Mager de todo esto el Campeador contado
De los buenos e otorgados cayeronle mill é D cavallos
Bei dem Allen fielen dem berühmten Campeador
Tausend fünfhundert Rosse von den guten und anerkannten zu.
1795. 1796. Zwei Planen deckten es, sie sind mit Gold gestickt
Mein Cid Ruy Diaz befahl, daß ihm das Zelt man lasse
Dos tendales la sufren, con oro son labrados
Mandó mio Cid Ruy Diaz que fita soviese (s'oviese bei Sanchez) la tienda
Zwei Zeltstangen stützen es, sie sind mit Gold verziert;
Es befahl mein Cid R. D., daß das Zelt aufgespannt bleiben sollte.
1821. Denn ich sende sie hin, da wo sie sind bezahlt
Porque asi las embio dond ellas son pagadas
Weil ich sie sende, womit sie zufrieden sind.
1830. Mit X seiner Verwandten ließ er's bei Seite aus
Con X de sos parientes a parte daban salto
Mit zehn ihrer Verwandten sprengten sie bei Seite,
1884 Wenn das, wie mir scheint, der Wille ist, sagt es mir

Asi como semeia e la voluntad me lo diz
So wie es scheint und der Wunsch es mir sagt.
1930. Wie ist das Wohl Alfonso's meines Herrn?
Como son las saludes de Alfonso mio Sennor?
Wie lauten die Grüße Alfonso's meines Herrn?
1938. Denn er kenne und ehre sie und werd' er an Ehre wachsen
Quel conocie y ondra e crecie en onor
Daß er Ehre darin erkenne und an Ansehen zunehme.
1951. Möge Gott im Himmel das Beste uns in's Herz geben
Afe Dios del cielo nos acuerde en lo miior
Möge da Gott im Himmel uns im Besten eins werden lassen!
1981. Der König befahl ein groß Gefolge zu senden
Conduchos largos el Rey embiar mandaba
Reichlichen Speisevorrath hieß der König senden.
1993. Sie lösen die Zügel, entschwinden den Blicken
Sueltan las riendas, á las vistas se van van adelinadas
Sie lassen die Zügel schießen, sie eilen zu der Zusammenkunft.
2023. An einem Tage kam er zum König Alfonso
De un dia es legado antes el Rey Alfonso
Um einen Tag ist König Alfonso früher gekommen.
2040. Auf den Knieen richtete sich auf der Campeador
Hinoios fitos sedie el Campeador
Auf den Knieen blieb der Campeador liegen.
2070. Es wundern sich über meinen Cid, so viele zugegen sind
Maravillanse de mio Cid quantos que y son
Es freuen sich über meinen Cid &c.
2094. Von großem Reuem sind die Infanten von Carrion
De grandes nuevas son los Infantes de Carrion
Von großem Ruhm sind die Infanten von Carrion.
2123. Etwas Neues begann nun mein Cid Campeador
Aquis metió en nuevas mio Cid el Campeador
Hier brachte sich in's Gespräch (machte sich berühmt) mein Cid Campeador.
2127. Jedem, der ihn um Etwas bat, dem sagte er nicht Nein
Cada un lo que pide nadi nol' dice de no
Jedem (scil. giebt er) das, was er erbittet, Keiner sagt ihm (scil. dem Cid) Nein.
2163. So lange ich am Leben, macht Etwas Ihr aus mir
Aun vivo seyendo de mi hayades algo
Noch bei Lebzeiten mögt Ihr Etwas von mir erhalten.
2180. Welche wußten, was geziemet den Infanten von Carrion
Que sopiesen sos mannas de los Infantes de Carrion
Welche die Schliche der J. v. C. kannten.
2182. 2183. Seht da Asur Gonzalez, der ein Spaßmacher war,
Das heißt mit breiter Zunge, doch ist er nicht so gewandt
Evay Asur Gonzalez, que era Bulidor
Que is largo de lengua, mas en lo al non es tan pro
Da ist A. G., der ein Unruhestifter war,
Denn er ist dreist in Reden, doch im Uebrigen ist er nicht so tüchtig.
2233. Ihr wisset, daß der König es also hat befohlen
Sabedes que al Rey assi gelo he mandado
Ihr wisset, daß ich es dem Könige so überlassen habe.
2259. 2260. Am andern Tage ließ mein Cid aufschlagen sieben Tische,
Ehe sie kamen zu speisen, brachen alle zusammen. (Anmerk. des Uebers.: So reichlich hatte er nämlich auftischen lassen, daß die Tische unter der Last der Speisen zusammenbrachen.)
E al otro dia fizo mio Cid fincar siete tablados
Antes que entrasen á yantar todos los quebrantaron

Und am andern Tage ließ mein Cid sieben Wurfscheiben aufstellen;
Ehe sie hineingingen zum Essen, zertrümmerten sie sie alle.
2263. An Thieren ward bis zu der Zahl von Hundert gegeben
En bestias sines al C son mandados
An Thieren, ohne das Uebrige, werden hundert verschenkt.
2269. Jedem hatten für sich sie seine Geschenke gegeben
Cada uno por si sos dones avien dados
Jeder (d. h. Cid's Vasallen) für sich hatte seine Geschenke gegeben.
2295. Und suchen den Sitz und bleiben vor ihrem Herrn
E cercan el escanno e fincan sobre so sennor
Und umgeben die Bank und bleiben über ihrem Herrn stehen.
2299. Und sagend mit dem Munde: Nicht wird kommen Carrion
Diciendo de la boca: Non veré Carrion
Mit dem Munde sprechend: Ich werde Carrion nicht wiedersehen.
2337. In die Schlacht zu ziehen wünschen Carrion
Por entra en batalla desean Carrion
Weil es zum Kampfe geht, sehnen sie sich nach Carrion (d. h. nach Haus).
2385. Ich führ' ein Wimpelfähnlein und Waffen zum Signal
Pendon traio á corzas (i. e. crozas) e armas de sennal
Ich trage eine Fahne mit dem Bischofsstabe und Wappenschild.
2394. Und griff sie an an der Spitze des Heeres
E ybalos ferir cabo del alvergada
Und eilte sie zu treffen bis vor das Lager.
2433. 2434. Er zerhieb ihm den Helm und schlug ihn ganz ab,
Bis an den Gürtel drang sein Schwert hinein,
Cortól el yelmo e librado todo lo al
Fata la cintura el espada legado ha
Er hieb ihm den Helm durch, und, nachdem er alles Uebrige losgemacht,
Ist er mit dem Schwert bis an den Gürtel gekommen.
2453. Ich weiß, daß zu kämpfen Ihr wohl bezahlet seid
Sé que de lidiar bien sodes pagados
Ich weiß, daß Ihr mit dem Kampfe sehr zufrieden seid.
2461. Die welche sie (Lanzenstöße) ihm gaben, die hatten ihn nicht getroffen
Aquelos que gelos dieran non gelo avien logrado
Die welche sie ihm gegeben hatten, hatten keinen Vortheil davon gehabt.
2508. Da drinnen in Maruecos oder den Moscheen sind sie
Alá dentro en Maruecos ó las mesquitas son
Dort in Marokko, wo die Moscheen sind.
2513. Daß sie mir zahlen oder hier das würde mir gefallen
Que paguen á mi ó aqui yo oviere sabor
Bezahlen mögen sie mir, wo hier (d. h. diesseits) es mir belieben mag.
2548. Aus dem, was sie sprachen, machen wir kein Geheimniß
Desto que ellos fablaron nos parte non hayamus
An dem, was sie sprachen, wollen wir keinen Theil haben.
2590. Bewahret meine Töchter, die Eure Frauen sind
A mis fijas sirvades que vuestras mugieres son
Dienet meinen Töchtern, denn es sind Eure Frauen.
2665. Gute gesunde Pferde den Infanten von Carrion
Buenos senos caballos á los Infantes de Carrion
Je ein gutes Pferd den Infanten von C.
2684. Sagt mir, was Ihr thatet, Infanten von Carrion
Decid me que vos fiz, Infantes de Carrion
Sagt mir, was that ich Euch, Infanten von C.
2731. Sie halten sie fest in Leibchen, in Hemden und Ciclatonen
Paranlas en cuerpos, en camisas e ciclatones
Sie lassen sie stehen in Wamms, Hemd und Unterrock.
2779. Auf einen hohen Berg begab sich Felez Munoz

En un monte espeso Felez Munoz se metió
In einen dichten Wald legte sich F. M.
2789. Er ließ dem Roß den Zügel und eilte auf sie los
Arrendó el cavallo, á ellas adelinó
Er band das Pferd am Zügel fest, und ging zu ihnen.
2813. So lange bat er sie, bis er sie hinsetzte
Tanto las rogó, fata que las asentó
So lange redete er ihnen zu, bis er sie beruhigte.
2820. Zwischen Tag und Nacht stiegen sie von den Bergen
Entre noch é dia salieron de los montes
Bei Tagesanbruch kamen sie aus dem Walde hervor.
2843. 2844. So werden sie nicht genießen die Infanten von Carrion
Denn meinen Töchtern habe ich sie wohl vermählt,
Non la lograran los Infantes de Carrion
Que a mis fijas bien las casaré yo
Es sollen dessen nicht froh werden die Infanten von C.
Denn meine Töchter werde ich schon gut vermählen (d. h. anderweitig).
2863. Für diese Ehre, die Ihr erzeigtet dem, der uns erwählt
Por aquesta ondra que vos diestes á esto que nos cuntió
Für diese Ehre, die Ihr Euch gabt bei dem was uns zustieß.
2867. Alle dankten ihm und die Seinen sind zufrieden
Todos gelo gradecen é sos pagados son
Alle danken es ihm und sind seine Verpflichteten (sind ihm verpflichtet).
2902. Ich nahm die Heirath an und wagte nicht dem (König) zu sagen (Anm. d. Uebers.: Hier muß unbedingt rey supplirt werden).
Hyo tomé el casamiento, mas non osé dir al
Ich nahm die Heirath an, aber ich wagte nicht anders zu sagen (zu widersprechen).
2933. 2934. Der König redete ihn also an in Santfagunt
„Du bist König von Castilien und König von Leon
Al Rey en Santfagunt lo folló
Rey es de Castiella é Rey es de Leon
Den König, in Santfagunt fand er ihn,
Er ist König von Castilien und König ist er von Leon.
2971. Ihm beizustehen hat er Recht, so helfe der Schöpfer
Ayudarle ha derecho, sin' salve el Criador
Das Recht muß ihm helfen, so der Schöpfer uns selig mache.
3010. Dieses rieth er den Infanten von Carrion
Este conseió los Infantes de Carrion
Dieser berieth die Infanten von C.
3088. Unter den Mänteln die süßen, scharfen Schwerter
So los mantos las espadas dulces é taiadores
Ueber den Mänteln die geschmeidigen, scharfen Schwerter.
3128. Jetzt sag' ich großen Dank dem, der Valencia gewann
Esora dixo muchas mercedes el que Valencia ganó
Da sagte vielen Dank, derjenige, der Valencia gewann.
3161. Da Ihr sie vermähltet, König, so wißt Ihr was sie heute thun
Ca vos las casastes, Rey, sabredes que fer hoy
Denn Ihr vermähltet sie, König, Ihr werdet wissen, was heute zu thun ist.
3208. Wenn irgend etwas Euch mit ihm (dem Schwerte) geschieht
Se que si vos acaceiere con ella
Ich weiß, daß wenn es Euch mit ihm glücken sollte.
3233. Sehr verpflichtete uns, der Valencia gewann
Mucho nos afinca el que Valencia ganó
Sehr setzt uns zu derjenige, welcher Valencia gewann.
3326. Für den Campeador galtest Du weit mehr
Por el Campeador mucho valiestes mas
Durch den Campeador galtet Ihr viel mehr.

3334. Sage, das Roß, Du nahmst es im Geheimen
Did el caballo, tobaldo en porided
Ich gab Dir das Roß, ich verschaffte es Dir im Stillen.
3354. Er fragte nach seinen Schwiegersöhnen, Keiner redete
Demandó por sus yernos, ninguno non falló
Er fragte nach seinen Schwiegersöhnen, keinen fand er.
3364. Genugthuung verlang ich von den Beiden hier
De aquestos amos aqui quedó la razon
Hier hörte das Gespräch dieser Beiden auf.
3375. Das vom Löwen darfst Du nicht vergessen
Lo del leon non se te debe olvidar
Das mit dem Löwen soll Dir nicht vergessen werden.
3378. Den Mantel ließest Du fahren und den Brial
Mas non vestid el manto ni el brial
Ziehe Dir nie mehr den Mantel noch den Brial an.
3386. Mit Mantel von Hermelin und gestreiftem Brial
Manto armino é un brial rastraudo
Den Hermelinmantel und ein Brial nachschleppend.
3463. Ihr habt sie schlecht bedient, komme das auf Euch
Averlas edes á servir, mal que vos pese á vos
Ihr werdet sie zu bedienen haben, so schlecht Euch das auch ankomme.
3468. Ich bin Alvar Fanez für Alles der Bessere
Hyo so Alvar Fanoz pora tod' el meior
Ich bin Alvar Fanoz für jeden Besten (scil. bereit).
3490. Ich überliefere sie Euch, wie ein guter Vasall seinem Herrn
Hyo vos lo sobreliebo como buen vasallo face á Sennor
Ich nehme es (die Sorge) Euch ab, wie ein guter Vasall seinem Herrn.
3515. Daß er von ihm nehme wozu er nur Lust habe
De lo al tanto priso quant' ovo sabor
Von dem Uebrigen nahm er so viel, wie er Lust hatte.
3532. Wer es (das Roß) Euch zu nehmen wünschte, dem helfe nicht der Schöpfer
Quien vos lo toller quisiere nol' vala al Criador
Wer es Euch nehmen wollte, der sei dem nicht gewachsen, bei Gott!
3571. Ihr nahmet keins (d. h. Schwert) als den Hof wir hatten
Non sacaste ninguna quando oviemos la cort
Ihr zogt keins (Schwert) heraus, als wir den Gerichtshof hatten.
3588. Schützet uns nach Recht, doch nach Unrecht nicht
A derecho nos valed, á ningun tuerto nó
Verhelft uns zum Recht, zu keinem Unrecht.
3595. Sie heiligten die Sättel &c.
Sanctiguaron las sielas etc.
Sie machten das Zeichen des Kreuzes über die Sättel.
3607. Als nun im Felde sie sitzen, sprach der König Don Alfonso
Do sedien en el campo fabló el Rey D. Alfonso
Als sie in den Schranken waren, sprach der König D. A.
3663. Der Helm von oben fiel ihm entzwei herab
El casco de somo apart gelo echaba
Den Oberhelm schleuderte er ihm seitwärts.
3693. Bei Seite faßt' er ihn, daß er das Herz nicht träfe
A part le priso, que non cabel corazon
Seitwärts faßt' er ihn, denn ihm fehlt das Herz (d. h. ihn von vorn anzugreifen).
3726. Jetzt seien abgemacht die Erben von Carrion
Agora las ayan quitas heredades de Carrion
Jetzt mögen sie (Cid's Töchter) der erblichen Besitzthümer in Carrion verlustig sein!

Aus dieser Reihe von Mißverständnissen, die sich noch um ein Beträchtliches vermehren ließe, ergiebt sich wohl ohne weitere Beweisführung, daß die Industrie des Herrn O. L. B. Wolff leider eher das „Gedicht vom Cid“ als das Studium des Altspanischen in den Kreis seiner vielumfassenden Thätigkeit gezogen hat. Im Interesse des deutschen Lesepublikums können wir nur wünschen, daß für eine etwaige zweite Auflage der Uebersetzung dem Herrn Uebers. seine sonstigen zahlreichen literarischen Productionen einige Muße übrig lassen mögen zur Erlernung der Sprache, in welcher das „Poema del Cid“ geschrieben ist.

Bonn. **N. Delius.**

Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, nebst einer Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten. Von Ludwig Herrig. Zweite Auflage. Elberfeld bei J. Baedeker 1851. (Selbstanzeige.)

Bei den großen Schätzen, welche die englische Sprache darbietet, ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß die Vorliebe für dieselbe immer mehr zunimmt und daß sie in der neueren Zeit sogar in vielen Gymnasien gelehrt wird. Für die Behandlung des Unterrichts im Englischen bleibt nun freilich bei dem jetzigen Standpunkte der Dinge noch Manches zu thun übrig, und obiges Büchlein, welches hier bereits in einer zweiten Auflage erscheint, ist ein Versuch, die Klagen zu mindern, welche mit Recht so häufig über die sogenannten „Anleitungen“ ausgesprochen sind. Entweder bewegen sie sich nämlich nur in kleinen abgerissenen Sätzen, die wohl dazu geeignet sein mögen, eine einzelne grammatische Regel einzuprägen, aber den eigentlichen Styl wenig fördern; oder auch berücksichtigen sie nur eine oder die andere Gattung des Styls, enthalten entweder nur aus dem Englischen übersetzte Stücke, oder liefern ausschließlich deutsche Originalaufsätze.

Neben der Mannigfaltigkeit in den Mustern des Styls ist in vorliegendem Buche besonders darauf Rücksicht genommen, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und der Verfasser hat eine Menge von Facten geliefert, an denen die Jugend besonderes Interesse findet. Sie ist gewohnt, dieselben in ihren Ideenkreis herüberzuziehen und zu erweitern, und erreicht dadurch eine solche Vertrautheit mit denselben, daß es ihr nach einiger Uebung nicht schwer fallen kann, sich mit ziemlicher Leichtigkeit darüber auszusprechen. Bei dem vorherrschenden Streben nach Concentration der Lehrobjecte schien es mir besonders wichtig, die Geschichtsstudien zu berücksichtigen, und man wird es sehr natürlich finden, daß hierbei ausschließlich englische Zustände behandelt wurden.

Eine Vergleichung dieser neuen Ausgabe mit der früheren wird hoffentlich die Ueberzeugung gewähren, daß ich ernstlich bemüht gewesen, vielen Mängeln abzuhelfen; und da dem Buche schon in seiner ältern Gestalt eine recht freundliche Aufnahme zu Theil ward, so darf ich wohl hoffen, daß es gegenwärtig nicht nur die alten Freunde behalten, sondern auch vielleicht manche neue gewinnen werde.

Neben den äußeren Verbesserungen wird man auch eine zweckmäßigere Anordnung des ganzen Stoffes bemerken, und wie ich einerseits bemüht war, durch Hinzufügung des ganzen ersten Abschnittes und Erweiterung der Bemerkungen bei verschiedenen Stücken auch für weniger vorgerückte Schüler das Buch brauchbar zu machen, glaube ich andrerseits durch viele neue Stücke und die beigegebene Anleitung zu freien englischen Aufsätzen den Schulen einen Dienst erwiesen zu haben, in denen das Buch benutzt wird.

Dem Inhalte nach zerfällt das Werk in zwei Theile. I. Aufgaben zum Uebersetzen ins Englische (S. 1—275): 1. Fabeln und Parabeln; 2. Erzählungen; 3. Schilderungen; 4. Historisches; 5. Briefe; 6. Dialogisches; 7. Reden und Abhandlungen. II. Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten (S. 275—310): 1. Vorübungen; 2. Erzählungen; 3. Beschreibungen und Schilderungen (Historisches); 4. Briefe; 5. kleine Abhandlungen.

Der Anhang (S. 310—349) giebt die nöthigen lexicalischen und grammatischen Winke.

---

1. **Elementarbuch der französischen Sprache nach Seidenstücker-(Ahn')schen Grundsätzen. Von J. Seyerlen. Zweite Auflage. Stuttgart, 1850. Ebner und Seubert.**
2. **Deutsche Musterstücke zur stufenmäßigen Uebung in der französischen Composition. In drei Abtheilungen. Herausgegeben unter Mitwirkung des Oberstudienraths Kapff, von Gruner, Eisenmann und Dr. Wildermuth. Ebend. I. Abth. bearbeitet von Gruner. 1849. — II. Abtheil. bearbeitet von Prof. Eisenmann. 1850.**
3. **Morceaux choisis de littérature allemande. En trois parties. Traduits en français par Gérard, Borel et Peschier, Professeurs. Stuttgart chez Ebner et Seubert.**

Wir haben vorstehende drei Werke hier zusammengestellt, weil sie in einem innern Zusammenhang mit einander stehen. Nachdem nämlich seit etwa zwei Jahren durch Einführung der französischen Chrestomathie von Gruner und Wildermuth in den meisten Real- und Gelehrtenschulen Würtembergs der französische Sprachunterricht in den mittleren und oberen Klassen einen neuen glücklichen Aufschwung genommen, zeigte sich sogleich das Bedürfniß nach einem Elementarbuche, durch welches die unteren Klassen in angemessener Weise für jene mittlere Stufe vorbereitet werden könnten; und es mochte dabei wohl der Umstand, daß in den unteren Klassen die Stundenzahl für den Unterricht im Französischen gering ist, den Gedanken nahe legen, daß, um jene Vorbereitung zu ermöglichen, durch einen ausführlichen grammatischen Unterricht nicht zum erwünschten Ziele zu gelangen sei, daß vielmehr zu diesem Behufe zu einer praktischen Methode gegriffen werden müßte. Dazu bot sich der auch anderwärts mit Erfolg angewendete F. Seidenstücker'sche, seitdem durch Ahn erweiterte Lehrgang, als der angemessenste dar. Es bedurfte indessen für den vorliegenden Zweck — ganz abgesehen von der Unvollkommenheit des Ahn'schen „Lehrgangs" — eines etwas umfassendern Stoffes für das Elementarbuch, da zugleich neben der französischen Chrestomathie in den mittleren und oberen Klassen Compositionsübungen vorgenommen werden; es bedurfte also außer den praktischen grammatischen Uebungen noch leichterer französischer Lesestücke und ebenso leichterer deutscher Uebungen zum Uebersetzen vom Deutschen ins Französische. Dieses Alles, was sonst in Grammatik, Lesebuch und nicht selten auch noch in einem besondern Uebersetzungsbuch auseinander gehalten wird, in gehörigen Einklang und Zusammenhang, kurz in Ein Ganzes zu bringen, das aber durchgängig den elementaren Charakter an sich trage, dieser Plan ist in dem vorliegenden Seyerlen'schen französischen Elementarbuch in sehr gelungener Weise ausgeführt. Und so bildet es in der That eine treffliche „Vorschule" für den auf den mittleren und oberen Klassen zu ertheilenden mehr wissenschaftlichen Unterricht in der französischen Sprache. Wir glauben, daß dieses Buch geeignet ist, auch den Gegnern der Seidenstücker-Ahn'schen Lehrmethode einen günstigen Begriff von derselben beizubringen, indem es durch eine stufenmäßige Anordnung, durch die Auswahl eines etwas weniger trockenen und eintönigen Inhalts sowie auch durch eine consequentere Durchführung der zu Grunde liegenden Idee jene praktische Methode jedenfalls verbessert und gehoben hat. Auch dieses Buch hat natürlich noch seine Mängel und Unvollkommenheiten, die eine längere Erfahrung berichtigen wird. Dessenungeachtet sind wir überzeugt, daß manche Lehrer, die sich bisher mit dem Ahn'schen Mechanismus nicht befreunden konnten, bei dem Gebrauch des Seyerlen'schen Elementarbuchs eine größere Befriedigung finden werden.

Dasselbe enthält drei Abtheilungen: I. Leseübungen, II. Grammatische Uebun-

gen, III. Zusammenhängende Lesestücke, an die sich leichte deutsche Uebungsstücke anschließen, welche nach Art der Robertson'schen Methode aus dem Inhalt der französischen Lesestücke in paralleler Aufeinanderfolge gebildet sind. Ein Anhang enthält schließlich eine ausführliche Tabelle von Declinations- und Conjugationsformen sowie ein Register aller im Buche vorkommenden französischen Wörter mit Angabe der Nummer, wo sie sich vorfinden.

Der Raum gestattet hier eine ausführliche Besprechung des „Elementarbuchs" nicht, obschon eine solche im Interesse der Sache selbst sehr wünschenswerth ist, wenige Bemerkungen jedoch glauben wir hinsichtlich der Behandlung des Gegenstandes nicht übergehen zu dürfen.

1) Der Herr Verfasser hat schon gleich von vornherein bei den Leseübungen, welche wir in angemessener Kürze für einen wesentlichen Bestandtheil eines französischen Elementarbuchs halten, kurze deutsche Sätzchen beigefügt, wie bei Abschn. II, den grammatischen Uebungen, so daß nach seiner Absicht also schon hier, wo der Schüler erst einzelne ihm gegebene Wörter aussprechen und lesen lernt, schon Uebungen im Uebersetzen vom Deutschen ins Französische gemacht werden sollen. Wenn nun gleich in den deutschen Sätzchen keine andere Wörter vorkommen, als in den vorangehenden französischen, so halten wir doch dieses Verfahren für unrichtig, und glauben, daß diese Uebungen noch früh genug mit Abschnitt II. beginnen. Lasse man dem Schüler doch erst Zeit, sich mit dem fremden Gegenstand auf dem Wege der Anschauung einigermaßen bekannt zu machen, ehe man von ihm eine praktische Anwendung desselben verlangt. Mit dem Auffassen des rechten Lautes und dem Auswendiglernen der deutschen Bedeutung hat er in den ersten paar Wochen genug zu thun. Vielleicht liegt auch hierin mit ein Grund, daß das Beifügen dieses ersten Abschnitts überhaupt, wie in der Vorrede bemerkt ist, von einigen zu Rathe gezogenen Würtembergischen Lehrern ungern gesehen wurde. Wir halten, wie gesagt, die Leseübungen für zweckdienlich, möchten aber wünschen, daß die deutschen Anwendungssätze daraus wegblieben.

2) Die Behandlung der unregelmäßigen Zeitwörter hier auf der elementaren Stufe, wo die Schüler, wenn sie bis dahin vorgerückt sind, immerhin noch zu den Anfängern gehören, ist nicht vollständig und ausführlich genug. Die unregelmäßigen Verbes müssen fest eingeprägt werden; dazu bedarf es aber deutlicher und vollständiger Paradigmen, auf welchen der Schüler jede einzelne Form, Zeit, Person ꝛc. fertig vorfindet und davon ablernen kann. Die Selbstbildung der einzelnen Formen nach Analogien dem Schüler, der vielleicht kaum ein Jahr Französisch lernt, zuzumuthen, halte ich nicht für zweckmäßig. Das Buch wird deßwegen noch nicht zur Grammatik, wenn man die unregelmäßigen Zeitwörter in etwas vollständigerer Weise aufstellt, besonders da auch für die regelmäßigen eine so ausführliche Tabelle hinten angehängt ist. Zur Begründung des Gesagten wollen wir nur hervorheben, daß in den Nrn. 203 bis 212 incl., wo diejenigen unregelmäßigen Zeitwörter aufgeführt sind, welche nur in den Stammzeiten „abweichen", gerade diese conjugirbaren unregelmäßigen Theile, vor allen das Présent nicht durch die Personen hindurchgeführt sind. Soll z. B. in Nr. 203 der Schüler aus der 1. pers. prés. je fui-s die Mehrzahl selber errathen, so wird er im günstigsten Fall nous fui-ons ꝛc. bilden. Auffallender ist dieß noch bei je crois und je crois, je nais, je parais, je peins, je prends u. s. w. Wenn daher der Herr Verfasser bei einer neuen Auflage diese Bemerkung berücksichtigt und die Zeiten, welche irgend eine Unregelmäßigkeit enthalten, ausführlicher darstellt, so wird er gewiß der Sache und den Schulen einen wesentlichen Dienst leisten.

3) Endlich noch die Bemerkung, daß in den Conjugationstabellen das verbe réciproque se laver erst nach der ausführlichen Tabelle des regelmäßigen Zeitwortes (forme active) seine Stelle finden sollte, um so mehr als es blos in den ersten Personen der einzelnen Zeiten angedeutet ist, und daß das verbe recevoir, um so weniger in der Tabelle der verbes réguliers hätte aufgeführt werden sollen, als es ja S. 127 ausdrücklich unter die verbes irréguliers aufgenommen ist. Es wäre endlich Zeit, daß dieser altherkömmliche Mißbrauch aus den neuern französischen Lehrbüchern entfernt würde. Recevoir ist und bleibt, so gut wie devoir,

acquérir und andere ein unregelmäßiges Zeitwort, und es gibt nur drei regelmäßige Zeitwortformen, nämlich auf er, ir und re.

Das zweite anzuzeigende Buch, „Deutsche Musterstücke zur stufenmäßigen Uebung in der französischen Composition," soll drei Abtheilungen erhalten, wovon bis jetzt die I. und II. erschienen sind. Sie haben, gemäß der Vorrede, die Bestimmung, „zur Einübung der französischen Composition und zugleich zu einer natürlichen und innigen Verbindung des französischen und deutschen Sprachunterrichts eine neue Bahn zu brechen." Bisher war man nämlich gewohnt, die Uebertragungen vom Deutschen ins Französische meistens an einem Stoffe zu üben, der mit wenig Rücksicht auf Bildung des Geistes und des Herzens ausgewählt, der französischen Sprachweise vorher angepaßt und von welchem „sorgfältig jede andere Sprachform abgeschält war, so daß zuletzt nur noch ein Rumpf oder Glied unter dem Secirmesser übrig blieb, der wohl, wie das anatomische Präparat, zur Auffassung und Einübung der einzelnen Form dienen, aber noch kein haftbares Bild von dem lebendigen Organismus der Sprache gewähren konnte." Die Verfasser der Musterstücke sind aber der Ansicht, daß eine sichere Einübung sowohl, als eine sprachliche Fertigkeit überhaupt nur dadurch erzielt werden könne, „wenn parallel mit den grammatischen Exercitien, von einer bestimmten Stufe an, Uebungen stattfinden, in welchen die Sprachformen in freier mannigfaltiger Weise zur Anwendung kommen, und denen nicht an der Stirne geschrieben steht, welche Regeln darin insbesondere berücksichtigt werden sollen." Aus diesen haben sie sich die Aufgabe gestellt „zur französischen Composition einen Stoff zu liefern, der zur selbstständigen und mannigfaltigen Anwendung der Sprachformen nicht blos für das Ende, sondern für die größere Dauer des Sprachunterrichts diene, und der zugleich einen Inhalt habe, welcher die verschiedenen Seiten des geistigen Lebens in natürlicher und nachhaltiger Weise anregen, das Erkenntnißvermögen, den Willen und die Einbildungskraft in selbstthätige Bewegung versetzen, und dadurch auf den ganzen Menschen wirken soll."

Wenn nun gleich dieser Gedanke als solcher nicht neu ist, so erscheint doch seine praktische Durchführung als neu, und der Versuch ist jedenfalls höchst lobenswerth und verdienstvoll. Die Ausführung ist zwar, das dürfen wir nicht verhehlen, eine schwierige Aufgabe; um so schwieriger, wenn sie in der eigenthümlichen Weise gelöst wird, wie im vorliegenden Buche geschieht. Jener geistige und geistbildende Stoff ist nämlich hier lediglich aus dem Schatze der deutschen Literatur genommen und unverändert beibehalten, was nur dadurch geschehen konnte, daß anstatt im Texte selbst schwierige Wendungen zu ändern, solche nothwendig scheinende Aenderungen in ausführliche und zahlreiche Bemerkungen am Schlusse des Buches verwiesen wurden, indem dabei hauptsächlich der Gesichtspunkt festgehalten ist, daß durch ächtdeutsche Literaturstücke der Schüler zugleich ächtdeutschen Geist und Denkweise kennen lerne und in sich aufnehme, und so das Nationalgefühl in ihm geweckt und gestärkt werde.

Wenn man nun aber bedenkt, daß durch den französischen Unterricht auch nicht blos trockene französische Formen, sondern ebenfalls der Geist und die eigenthümliche Sprachweise erkannt und erfaßt werden soll, so erscheint die Aufgabe des Schülers beim Gebrauche dieser Musterstücke für französische Composition als eine vierfache: er soll nämlich damit 1) die verschiedenen französischen „Sprachformen" einüben, 2) er soll ein Bild vom ganzen „lebendigen Organismus der französischen Sprache" in sich aufnehmen, also französische Denkweise wenigstens kennen lernen, 3) er soll zugleich Deutsch lernen, indem er Französisch lernt, d. h. zugleich der deutschen Sprachformen mächtiger werden, 4) er soll dadurch von ächtdeutschem Geist und ächtdeutscher Denkweise durchdrungen werden. Diese Aufgabe war ohne Zweifel zu groß für den jungen Schüler, wenn sie lediglich für die französischen Unterrichtsstunden gestellt werden wollte. Sie kann also gewiß nur in dem Falle erreicht werden, wenn — was allerdings bei Abfassung des Buches bezweckt ist — der deutsche und französische Unterricht aufs engste ineinandergreifen, wenn also die vorliegenden „Musterstücke" zugleich als Lesebuch in den deutschen Unterrichtsstunden gebraucht werden, und womöglich der Unterricht in beiden

Sprachen in eine und dieselbe Hand gegeben ist. In diesem Falle werden sich die vorliegenden „Musterstücke" als ein vorzügliches Schulbuch bewähren. Wo dieß nicht der Fall ist, wo keine solche innige Verbindung der beiden genannten Lehrgegenstände stattfindet, muß der Gebrauch dieses Buches zum Behufe der Einübung der französischen Composition, der damit verbundenen Schwierigkeiten wegen, jedenfalls statt in die mittleren, erst in die oberen Klassen verwiesen werden.

Was nun das Buch selbst betrifft, so ist der Inhalt, d. i. die einzelnen Stücke vortrefflich gewählt. Die I. Abtheilung führt uns in 4 Abschnitten 1) Lebensbilder, 2) Züge aus der Geschichte, 3) Natur- und Volksbilder, 4) Gedichte vor. Die II. Abtheilung zerfällt in 1) Lebensbilder, 2) Geschichte, 3) Himmels- und Erdkunde, 4) Naturgeschichte und Naturerscheinungen, 5) Gedichte. In der I. Abtheilung sind die Stücke nach dem Maßstabe ihrer Schwierigkeit, in der II. Abtheilung dagegen nach sachlichen Gründen geordnet, wobei, wie es scheint, von dem in der Vorrede zur I. Abth. angegebenen Plane, die Stücke im Inhaltsverzeichniß, durch Buchstaben a—e als leichtere und schwerere zu bezeichnen, wieder abgegangen wurde, was gewiß manchem Lehrer willkommen gewesen wäre.

Die am Ende jeder Abtheilung beigefügten Bemerkungen oder Spracherläuterungen sind im Allgemeinen sehr gut gehalten. Zu wünschen wäre jedoch, daß sich dieselben nicht fast ausschließlich auf Worterklärungen beschränkten, sondern daß auch mehr sprachliche Bemerkungen über grammatische Formen und syntactische Regeln hinzugetreten wären, besonders da auf Regeln irgend einer Grammatik nicht hingewiesen worden ist. In der ersten Abtheilung hätten nach unserm Dafürhalten in Anbetracht der noch auf sehr niederer Stufe stehenden Schüler, für die es bestimmt ist, die Erklärungen wohl noch etwas reichlicher ausfallen dürfen, da immerhin noch genug andere Schwierigkeiten zu überwinden bleiben.

III. Die Uebersetzung dieser „deutschen Musterstücke" ins Französische unter dem Titel: Morceaux choisis de littérature allemande. En trois parties. Traduits en français par Gérard, Borel et Peschier, Professeurs, von welcher ebenfalls die beiden ersten Abtheilungen erschienen sind, ist sehr gelungen zu nennen. Wir halten sie bei dem Umstande, daß viele Lehrer, denen der französische Sprachunterricht anvertraut ist, auch noch andere Fächer zu lehren haben und die daher nicht so viele Zeit auf die Vorbereitung zu den französischen Stunden und auf die Correctur der schriftlichen Arbeiten verwenden können, für ein wirkliches Bedürfniß, wenngleich der Mißstand nicht zu vermeiden sein wird, daß die Uebersetzung auch in die Hände der Schüler kommt, was durch den höhern Preis wohl erschwert, aber nicht ganz verhindert werden kann. Wir glauben übrigens, daß der Nachtheil hiervon in der That nicht so groß ist, wie es den Anschein hat, wenn anders der Lehrer einen groben Mißbrauch der Uebersetzung zu verhindern wissen wird.

Die Verlagshandlung hat alle drei Werke sehr vortheilhaft ausgestattet und den Preis, wie es für Schulbücher gebührt, für die beiden ersten sehr billig gestellt.

C. Otto.

---

1. Französisches Lesebuch für einen methodischen Unterricht nebst einem kurzen Abriß der französischen Sprachlehre und einem vollständigen Wörterverzeichnisse zum Gebrauch in den untern Classen der Gymnasien und höhern Bürgerschulen. Herausgegeben von Dr. F. W. A. Eitze, Gymn.-L. in Stendal. Magdeb. 1850.

2. Französisches Lesebuch für untere und mittlere Classen. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von Dr. Lüdecking, Oberlehrer am Realgymnasium in Wiesbaden. Mainz. 1850.

Dem vorliegenden Buche Nr. 1 kann man einerseits das Lob großer Vollständigkeit, andererseits den Tadel ziemlich großer Unvollständigkeit machen. Vollständigkeit

herrscht nämlich in der reichen Anekdotenschaar, welche den größeren Theil des Lesebuches ausmacht, eine solche Vollständigkeit besonders in den drei- und vierreihigen Anekdoten, wie sie uns in keinem für Schulen bestimmten Lesebuche vorgekommen ist. Ob aber diese Fülle von Anekdoten, wenn sie so oft und so anhaltend genossen wird, ein gesundes, kräftigendes Nahrungsmittel der lesenden und lernenden Jugend bilden kann, bezweifeln wir sehr; zu fürchten ist, daß solch ein Futter die französische Leichtigkeit und Leichtfertigkeit noch mehr in Mißkredit bringt. Diese Anekdoten (gewiß über 250 an der Zahl) nebst kürzern-Erzählungen und etwa ein halbes Dutzend naturhistorischer Stücke, fast lauter längst bekannte, schon in unzähligen Lesebüchern und Chrestomathien cursirende Sachen, bilden den Inhalt des zweiten Cursus. Warum nicht lieber statt der Masse von Anekdoten etwas aus der Länderbeschreibung, aus Reisebeschreibungen oder Bruchstücke aus der mittleren und neueren Geschichte u. dgl.? Soll etwa der Jugend ein unermüdliches Haschen nach Anekdoten dadurch beigebracht werden, oder soll die Anekdotengier der Jugend dadurch bis zum Ueberdruß gestillt werden? — Gediegener und in jeder Hinsicht besser ist der Inhalt des Lesestoffes im ersten Cursus; er enthält lediglich Sätze zur Einübung der grammatischen Formenlehre. Diesem ersten Cursus vorangeschickt ist ein kurzer Abriß der Grammatik, welcher nur die drei ersten Bogen des Buches füllt. Eben dieser Abriß ist es, den der Tadel entweder der Unvollständigkeit, oder der Ueberflüssigkeit trifft. Da er nämlich in so fern unvollständig ist, als er für den Gebrauch des Lesebuchs gar nicht ausreicht, ja selbst das Allergewöhnlichste aus der Formenlehre ausgeschlossen hat, z. B. die Conjugation vieler bekannten unregelmäßigen Verba, so ist er auch überflüssig, weil der Lernende doch noch ein anderes grammatisches Buch zu Hülfe nehmen muß. Also ist der ganze Abriß, da er zu wenig gibt, selbst ein großes Zuviel.

Sollen wir nun das in diesem Abriß Gegebene in seinem Was und seinem Wie mit wenigen Worten besprechen, so ergibt sich uns als allgemeines Urtheil dieses, daß der Verf. in manchen Punkten Falsches, wenn auch früher dem Herrn Meidinger aufs Wort Geglaubtes lehrt, in anderen Abschnitten mit der Unvollständigkeit derselben eine gewisse Inconsequenz verbindet, und überall da, wo es auf die Aufstellung einer Definition oder einer präcisen, bündigen Regel ankam, bedeutenden Mangel an logischer Schärfe beweist. Alle drei Vorwürfe zu belegen, mögen folgende Beispiele dienen.

S. 1 wird der französische Buchstab j jod genannt, während alle anderen ihren richtigen Namen bekommen. Welcher Franzose kennt aber wohl einen französischen Buchstaben, der jod heißt? — S. 3. l'Europe soll „lührohp" ausgesprochen werden, statt löropp. — S. 4 wird gesagt, daß qu in solchen Wörtern, die aus fremden Sprachen, namentlich aus der lateinischen stammen, wie kw gelesen wird. Wahrscheinlich hat der Verfasser sagen wollen, wie ku; es hätte aber, wenn man diese Wörter nicht so vollständig als möglich aufzählen will, heißen müssen: entweder wie ku oder kü. — S. 7 ist die Aussprache soixante wie „ßoassang" wohl keine Unwissenheit, sondern nur ein Druckfehler, der also dem langen, durch manche andre noch zu bereichernden Verzeichnisse hinzugefügt werden müßte: auch ist es keineswegs zu billigen, daß ils ont wie „i song" ausgesprochen werden soll; man hört es häufig zwar so aussprechen, aber richtig ist es nicht. Und sollten in der Regel (S. 33) „dont mit nachfolgendem bestimmten Artikel des Subjects oder Objects wird von Personen oder Sachen gebraucht" die Worte „oder Objects" nicht wohl nur ein Flüchtigkeitsfehler des Herrn Fitze sein? Er wird doch recht gut wissen, daß auf dont niemals unmittelbar das Object des Satzes folgt.

Wie wenig sich der Verfasser bestrebt hat, es in diesem grammatischen Abrisse trotz der Kürze zu einer gewissen Vollständigkeit zu bringen und bei dieser Kürze eine gewisse Consequenz zu beobachten, geht aus folgenden Sätzen und Regeln hervor: (S. 4) „S im Anfang eines Wortes wie ß" ist zwar ganz richtig, aber wie leicht zu vervollständigen durch die Worte: und nach einem Consonanten. — S. 6 hätte in der allzu kurzen, in Anm. 2 enthaltenen Regel vom Binden oder Hinüberziehen beim Lesen auch das nasale n erwähnt werden sollen. — Nicht einzusehen ist es, warum in dem Participium der vier regelmäßigen Conjugationen

das Antérieur Déf. oder Plusqu. II. weggelassen ist, während es in die Conjugation der Hülfsverba mit aufgenommen war. Ist dieses Tempus von den Begriffsverben etwa weniger in Gebrauch, als von den Hülfsverben? — Besondere Regeln über die Motion der Substantiva finden sich in unserm grammatischen Abrisse nicht, obwohl sie so leicht mit denen über die Motion der Adjectiva hätten verbunden werden können; nur ein kurzes, aus den 5 Wörtern Dieu, duc, maître, prince, roi bestehendes Verzeichniß der das Femininum ganz unregelmäßig bildenden Substantive ist diesem §. 8 angehängt; wie viele andre oft vorkommende Substantive hier also fehlen, leuchtet Jedem ein. Inconsequent in ihrer Unvollständigkeit sind auch die Regeln von der Stellung der Adjectiva, wo die alte Theorie von der Länge derselben mit der neuern Lehre von der Wesentlichkeit oder Zufälligkeit eines Adjectivs im Verhältniß zu seinem Substantiv vermischt ist. — Unter den die Zahlwörter betreffenden Anmerkungen vermißt man die Regel über den Gebrauch des tiret, sowie des Wörtchens et zwischen Zehner und Einer. — Allzu dürftig ist auch der §. der Pronomina personalia behandelt, worin Nothwendiges übergangen und nicht Nothwendiges erwähnt ist. Die dort (S. 29) aufgestellte Regel von en und y ist nämlich für Anfänger noch unbrauchbar, dagegen fehlt alle Genauigkeit in der Regel über die Stellung der Pronomina. — Die Wörter quelque ...que, tout... que sind nach der Anmerkung S. 34 unmöglich richtig zu gebrauchen, statt dieser syntaktischen Regel wären Regeln über den Gebrauch einiger anderen vorhergehenden Pronomina viel erwünschter gewesen, z. B. quelconque seinem Substantiv stets nachzusetzen. Hier findet sich noch der veraltete Unsinn, le même unter die Pronomina indefinita zu setzen. Die verallgemeinernden Relativa qui que, quoi que, quel que sind von Hrn. Citze gar nicht erwähnt. — In dem §. über die reflexiven Verba war die Regel über die Veränderlichkeit oder Unveränderlichkeit des Part. passé, je nachdem das Pron. reflex. Accusativ oder Dativ ist, unerläßlich. — Wenn bei der Ableitung der Tempora gesagt wäre, daß die 1. und 2. Person des Präs. Conj. gleichlautet mit denselben Personen des Imperf. Ind., so hätte in der Tabelle der unregelmäßigen Verba das Präs. Conj. fast immer wegbleiben können; auch hätte sich diese Tabelle ganz füglich dadurch abkürzen lassen, daß die auf gleiche Weise zu conjugirenden Verba, z. B. ouvrir, couvrir, mentir, sentir, tenir, venir nur einmal hingesetzt wären; dagegen vermißt man in derselben manche gebräuchliche Verba, z. B. asseoir, pleuvoir und viele der Verba auf indre und uire, von denen nur craindre und conduire erwähnt sind. — Mit dem Ende des §. 13 hört das Verbum ganz auf, und wir haben Nichts erfahren über die mit avoir und être zu conjugirenden Intransitiva und werden auch Nichts darüber erfahren, lernen dagegen in diesem sonst so unvollständigen Abrisse das barbarische, ganz aus der Mode gekommene Adverbium véhémentement kennen. — In dem den Conjunctionen gewidmeten §. 16 war meiner Ansicht nach nothwendig anzugeben, welche Conjunctionen den Indicativ und welche den Conjunctiv erfordern, weil sich sonst keine der subordinirenden Conjunctionen gebrauchen läßt.

Endlich sind wir dem Verf. noch einige Belege zu unserer dritten Behauptung seines in Definitionen und Regeln bewiesenen Mangels an logischer Schärfe schuldig. Gleich auf der ersten Seite heißt es: Der Accent grave über a, e, u hat einen offenen oder kurzen Laut, wie ä oder e in senden. Die letzten Worte können sich doch nur auf das è beziehen, ob aber die Laute à und ù von a und u verschieden sein sollen, erfährt man nicht. Bekanntlich ist auch où das einzige Wort, worin u mit accent grave vorkommt; also wäre wenigstens das u besser ganz weggeblieben. Gleich darauf heißt es bei der Aussprache: „er in einsilbigen Wörtern und nach f, m, v wie är." Der letztere Zusatz hätte durchaus wegbleiben müssen, weil die so aufgestellte Regel total falsch ist, denn ihr zufolge würden, um nur eine Classe von Wörtern anzuführen, auch alle Verba auf mer, fer, ver am Ende wie är ausgesprochen. Auch gibt es nur zwei Wörter auf mer, in denen das r ausgesprochen wird. — Die zwei frappantesten Sätze dieser Art sind die S. 27 aufgestellten: „Die Zahlwörter sind entweder Eigenschaftswörter, oder Hauptwörter. Die ersteren werden eingetheilt in Hauptzahlen und Ordnungszahlen." Was man sich unter ersterem Satze zu denken hat, oder vielmehr was dem

Verf. dabei vorschwebte, läßt sich errathen. Die Sache klingt aber nicht allein paradox, sondern sie ist natürlich, buchstäblich genommen, falsch. Denn ein Eigenschaftswort ist doch ein Wort, welches eine Eigenschaft ausdrückt, kein Zahlwort drückt aber eine Eigenschaft aus. Eben so verkehrt ist der zweite der obigen Sätze, denn daraus würde folgen, daß die Cardinalzahlen zu denjenigen Zahlwörtern gehören, welche Eigenschaftswörter sind. Höchstens läßt sich in der Weise des Herrn Sitze sagen: Die Ordinalzahlen sind solche Zahlwörter, welche Eigenschaftswörter sind, d. h. die Ordinalzahlen haben adjectivische Form. — Eine fast eben so große Nachlässigkeit im Ausdruck und vielleicht auch im Nachdenken verräth der Satz unseres Verf.: „Cent und quatre-vingt erhalten im Plural nur dann ein s, wenn ein Hauptwort unmittelbar darauf folgt; sie bleiben aber unverändert, wenn ein Zahlwort mit ihnen verbunden ist.“ Unsinn in der Form und Halbheit im Inhalte. Was soll man sich nämlich unter „quatre-vingt im Plural“ wohl denken? Die Halbheit des Inhalts besteht darin, daß diese Regel für viele Fälle Nichts sagt und den Schreibenden im Stiche läßt. Was nämlich mit dem Plural von cent und mit quatre-vingt geschieht, wenn weder ein Substantiv unmittelbar folgt, noch ein Zahlwort mit ihnen verbunden ist, darüber schweigt die Regel. — Ebenso halbwahr, also falsch ist die aus dem Streben nach Kürze hervorgegangene kurze Regel S. 33: „Das was beim Zeitworte wird durch que übersetzt.“ — Auch ist es falsch, lequel für ein Pron. interrog., welches in der Mitte steht zwischen conjoint und disjoint,“ zu halten; es ist vielmehr rein disjoint.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, auf folgenden im ersten Cursus des Lesebuches (S. 60) stehenden Satz aufmerksam zu machen: Les plus hautes montagnes de l'Allemagne sont en Silésie et en Bohème, der Gott sei Dank! bei der jetzigen politischen Lage der Dinge noch einen geographischen Schnitzer enthält.

Im Inhalte ungleich gediegener, anziehender und belehrender ist das französische Lesebuch von Dr. H. Lüdecking, das in 8 Abtheilungen auf etwa 11 Bogen mit seiner Vielseitigkeit des Inhalts den Vorzug des Neuen und Lehrreichen verbindet. Die erste Abth. enthält kleine Erzählungen, Fabeln, Parabeln (auch etwas Naturgeschichtliches), die zweite Erzählungen, die dritte Parabeln, die vierte Geschichte, die fünfte Briefe, die sechste Naturgeschichte, die siebente Geschichte, die achte Gedichte. Ich wüßte nicht, daß mir in irgend einer dieser Abtheilungen ein unpassendes oder langweiliges Stück vorgekommen wäre, mit Ausnahme etwa der nicht sehr gegeschmackvollen „Geschichte des kleinen Buckligen“ (S. 42—50). Fast die ganze Auswahl verräth nicht nur einen gesunden Geschmack und einen richtigen Takt in dem der Jugend wirklich angemessenen Lehrstoffe, sondern auch eine große Belesenheit in den neueren Jugendschriftstellern Frankreichs, zu denen man auch die Uebersetzer deutscher Schriften dieser Art, z. B. der Krummacherschen Parabeln zu zählen hat.

Bremen. **Dr. H. A. Müller.**

Lehrbücher der englischen Sprache.

1. Schottky, Dr. H. Englische Schul-Grammatik. gr. 8. Breslau, Trewendt. 1848.

Wer dies Buch aufschlägt, ohne erst die Vorrede zu lesen, wird es für eine Inhaltsanzeige einer noch zu schreibenden engl. Grammatik oder für einen Auszug einer schon geschriebenen halten; denn auf 54 Seiten, bei sehr verschwenderischem Drucke, wird uns hier eine ganze Grammatik, nicht etwa bloß ein erstes Elementarbuch für Anfänger, geboten. Der Verfasser hat sich zum Motto genommen: „ein großes Buch, ein großes Uebel“, ein Grundsatz, der gewiß seine Richtigkeit hat, sobald das Buch größer ist, als es seiner Bestimmung nach sein sollte. Nun läßt sich aber bei einem Schulbuche schwerlich angeben, welches seine Bogenzahl sein muß, um nicht zu den Uebeln und zwar zu den großen, gezählt zu werden.

Herrn Schottky's Buch wäre auf jeden Fall nicht schlechter geworden, wenn er einige Bogen mit Uebungsstücken hinzugethan hätte. Jeder Lehrer wird diesen Mangel schmerzlich empfinden. Herr S. bekennt zwar offen, er habe es weder Schülern noch Lehrern „bequem" machen, sondern Anlaß zu lebendiger Thätigkeit geben wollen. Wir fürchten nur, daß das Dictiren von Beispielen zur Syntax sehr viel Zeit kosten wird, und daß gerade dies leidige Dictiren für manche Lehrer das Bequemste sein wird. — Sonst ist das Buch mit viel Verstand eingerichtet und wird in der Hand eines geschickten Lehrers wohl seinen Nutzen bringen. So kurz die Sachen alle gehalten sind, so scharf sind sie meistens ausgedrückt, was wir besonders von den §§. 68 bis 73, in der Lehre vom Tempus, so wie in den §§. 74 bis 94, die vom Modus handeln, rühmen müssen. Die Anordnung des Buchs ist übrigens die gewöhnliche; in manchen Stücken hat sich der Verf. an die neuere Grammatik gehalten. Ein Anhang giebt Einiges über Wortbildung, dann einige Synonyma der Geistesthätigkeiten, ein Verzeichniß von Verben mit transitiver und medialer Bedeutung und ein alphabetisches Register der unregelmäßigen Verben.

Beim Durchlesen sind uns einzelne Kleinigkeiten aufgefallen, die wir dem Herrn Verf. zur Erwägung vorlegen wollen: p. 9. heißt es, unter den unregelmäßigen Verben wären nur einige romanischen Ursprungs, z. B. to pay, von payer, to abide von habiter, to choose von choisir. To pay kann im strengsten Sinne nicht zu den unregelmäßigen Verben gezählt werden, da seine Contraction ohne alle Lautveränderung vorgeht; to abide wird wohl vom angelsächsischen bidan, abidan, und to choose kann ebensogut als von choisir vom angelsächsischen ceasan, cisanherkommen. Bei Wiclif, 1, Cor. 1. heißt es: God chees the feble thingis and dispisable thingis of the world to confounde the stronge thingis. — p. 11. he is no richer than you, sollte no wohl in diesem Falle richtig sein? — p. 16. as ist 1, Conjunction der Weise und als solche 2, Conj. der Einräumung. Das als solche ist uns unverständlich. — p. 21. A nation, who realy know what they want, sooner or later obtain it. In diesem Beispiele, wo nation als Collectiv steht, wird doch wohl weniger an die Theile des Ganzen als an das Ganze in seiner Einheit gedacht; es könnten die Verba daher ebensogut im Singular stehen. — p. 22. Angels. Genitiv: the children's education. Der angels. Genitiv ist nur possessive case, und wenn er in anderer Bedeutung zu stehen scheint, so wird man diese ungezwungen auf Besitz zurückführen können; die Erziehung eines Kindes kann aber nicht als sein Besitz gedeutet werden.

2. Schmitz, Dr. Bernh. Englisches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Aussprache. Ein Lehrbuch, mit welchem auch der Ungelehrte die englische Sprache leicht und richtig erlernen kann. 8. Berlin 1850. Dümmler. 132 Seiten.

Der Titel sagt deutlich genug, was für eine Art Buch hier vorliegt. Schülern, die gar keinen oder einen schlechten Lehrer haben, Auswanderern nach Amerika, die sich schnell mit der nothwendigsten Kenntniß des Englischen versehen möchten, Hauslehrern, die wenig oder gar kein Englisch verstehen, und doch (weil Hauslehrer nun einmal Alles und noch etwas verstehen müssen) Englisch lehren sollen — allen diesen kann man Herrn Schmitz's Elementarbuch empfehlen. Denn die Hauptschwierigkeit, welche das Englische mit sich bringt, die Aussprache, wird hier so viel als möglich beseitigt: kurzen Leseübungen wird allemal eine Vorbereitung, in welcher jedes Wort mit der Bezeichnung der Aussprache versehen ist, vorangeschickt. Diese Bezeichnung nun ist im Allgemeinen gelungen zu nennen: in einzelnen Fällen wird sie mangelhaft bleiben, wenn z. B. spur und money so bezeichnet werden: spör, mönni. — Die Anordnung des Buchs bindet sich nicht streng an ein grammatisches System, sondern berücksichtigt das Bedürfniß der Klasse von Lernenden, für die es nun einmal geschrieben ist. In 6 Kapiteln wird die

eigentliche Grammatik abgethan; das 7te giebt Lesestücke, die beliebten Gespräche „bei einem Besuche, von der Zeit, vom Wetter, beim Ankleiden" u. s. w., Sprüchwörter, einige Stücke aus der Bibel (was uns nicht ganz zweckmäßig dünkt, da die Sprache derselben für den Kreis von Lernenden, für welche Herr Schmitz geschrieben hat, veraltet ist), Stücke aus der englischen und schottischen Geschichte von W. Scott, und vier kurze Gedichte. — Von demselben Verfasser haben wir auch eine englische Grammatik und ein englisches Lesebuch.

Callin.

Van den Berg, G. Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache. Nach Ahn's Lehrgang des Französischen. 1. Curs. 2. Aufl. 8. Hamburg 1848. Niemeyer. 140 Seiten.

Den zahlreichen Freunden der Ahn'schen Lehrmethode wird es angenehm sein, auch für den englischen Unterricht ein nach denselben Grundsätzen gearbeitetes Lehrbuch zu haben, in welchem sogar fast dieselben Uebungen anzutreffen sind, wie in Ahn's franz. Werke. Wir sind weit entfernt, das fortwährende Erscheinen solcher Bücher zu tadeln, denn den mannigfaltigen Bedürfnissen muß auf mannigfaltige Weise abgeholfen werden; nur erlaube uns Herr van den Berg uns glücklich zu preisen, daß wir nicht genöthigt sind, die 154 Uebungen der ersten Abtheilung und die 72 Uebungen der zweiten durchzumachen; Holzsägen, Leimsieden scheinen uns dagegen sehr geistreiche Arbeiten zu sein. — Dieser erste Cursus giebt an eigentlichen Grammatikalien die Hülfszeitwörter to have und to be, das regelmäßige Zeitwort to love, das zurückzielende Zeitwort to wash one's self und die mangelhaften Zeitwörter; dann noch etwa zwanzig kleine Erzählungen für kleine Kinder. — Papier und Druck sind gut; der letztere correct.

Hannover. **Callin.**

Funck's Spanische Grammatik. Frankfurt a. M. 1851. Jügel.

Das Buch zerfällt, wie der vollständige Titel angiebt, in zwei durchaus verschiedene und kaum zusammenhängende Theile. Dem ersten Theil liegt folgendes Werk zu Grunde: Ollendorff's new method of learning to read, write and speak the Spanish language, with an Appendix, by M. Velasquez and T. Simonné. Zu diesem Theile, der eigentlich nichts ist als eine, sehr fleißige, genaue und correcte Uebersetzung des genannten englischen Werkes, gehört ein sogenannter, als selbstständiges Werk erschienener: Schlüssel (vollständig: Schlüssel zu den Aufgaben in der nach Velasquez de la Cadena bearbeiteten Anleitung zur Erlernung der spanischen Sprache, nach H. G. Ollendorff's Methode, von Friedrich Funck), der die spanische Uebersetzung der Aufgaben dieses ersten Theiles enthält.

Der zweite Theil ist eine selbstständige spanische, über 200 Seiten begreifende Grammatik.

Der Verfasser charakterisirt Ollendorff's Methode in der Vorrede also, sie verhalte sich zu der bisherigen (?) rein systematischen Lehrweise, wie die militairischen Einübungen auf dem Exercirplatze zu dem Durchgehen eines Handbuchs der Taktik.

Gewiß ist die Methode für schnelles Fortschreiten praktisch. Sie fängt von vorn herein damit an, an ganzen Sätzen die Sprachformen zu lehren; sie wird aber gerade in Ollendorff's Händen gemißbraucht, weil es ihm eben bloß auf die

Form, nicht auf irgend welchen geistigen Inhalt im Satze ankommt, so daß es wirklich Ueberwindung kostet, Monate lang über ungenießbaren Sätzen zu sitzen.

Ein anderer Fehler ist die gerade dieser Methode widersprechende Aufnahme von Einzelheiten, die im Buche selbst kaum zur praktischen Anwendung kommen und dem Lexikon überlassen werden sollten. Gleich in der zweiten Aufgabe bekommen wir folgende Specialitäten — zu lernen oder zu vergessen?

Das Leder, el cordoban.

Cordoban ist eigentlich in Cordoba gegerbtes Bockleder — Corduan — dann auch Oberleder überhaupt (daher das franz.: cordonnier statt corduanier, engl. cordwainer. Sohlleder ist suela, Rindsleder vaqueta (eigentlich: Kuhleder), Schafleder badana, Handschuhleder baldes, auch piel u. s. w.

Trotz dieser zwei Mängel ist das Buch von den in Deutschland über Span. Grammatik erschienenen gewiß dasjenige, welches am Sichersten und Schnellsten zu praktischer Sicherheit in der Anwendung des Spanischen führt.

Der zweite Theil, das eigentliche Lehrgebäude ist eine, namentlich im etymologischen Theile fleißige Arbeit. Namentlich interessante Kapitel sind: Seite 513—523, Umformung lateinischer (und sonstiger) Laute im Spanischen. Seite 524—534 Ableitungsformen der Substantiva. Seite 550—55 Ableitungsformen der Adjectiva. Von praktischer Wichtigkeit ist die fleißige erste Beilage: Verzeichniß derjenigen Zeitwörter, welche in bestimmter Bedeutung bestimmte Vorwürfe erheischen (Seite 650—675).

Der überaus weitschweifige Titel des Buchs hätte verkürzt werden können.

Von demselben Verfasser ist unter der Presse: Il nuevo lector espannol.

Dr. G. **Büchmann.**

Ueber Jugendschriften, von Dr. G. W. Hopf. Fürth bei Schmied.

Die kleine lesenswerthe Schrift enthält Mittheilungen an Aeltern und Lehrer; nachdem sie in der Einleitung die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der Jugendliteratur kurz geschildert hat, beweist sie, daß die Wahl der Lectüre eine eben so wichtige, vielleicht noch wichtigere sei, als die des Umgangs. Es folgt daraus die nothwendige Forderung, daß alle Betheiligten, Aeltern und Lehrer, einmüthig zusammenwirken, die Legion der werthlosen Erzeugnisse zurückzudrängen und unschädlich zu machen. Der Verfasser hat deshalb die Titel der wahrhaft guten Bücher namhaft gemacht, und den Lehrern des Deutschen, besonders denjenigen, welche den Schülerbibliotheken vorstehen und die Privatlectüre zu leiten haben, dürfte diese Musterung willkommen sein. Die einzelnen Winke über die Auswahl und die Benutzung der Bücher verdienen besondere Beachtung.

Hg.

Programmenschau.

1. Göthe's moralischer und politischer Standpunkt. Festrede am 28. August 1849 zugleich als Antrittsrede im Hörsaale der Domschule zu Güstrow gehalten von A. Draeger.
2. Ist Schiller oder Göthe der größere Dichter? Ein Aufsatz von C. J. Köhler, Rector der höhern Bürger- und Stadtschule zu Culm. 1850.

Wenn wir unsern Lesern noch nachträglich zwei Schriftchen empfehlen, welche durch das Jubiläum Göthe's mehr oder weniger veranlaßt wurden, so wollen wir über die Reichhaltigkeit der Götheliteratur weder unsre Freude, noch über die Ruhmredigkeit derselben unser Bedauern aussprechen, sondern nur dahin unser Urtheil abgeben, daß beide vorliegende Schriftchen gleichberechtigten Anspruch haben, in die Reihe ähnlicher Werke gestellt zu werden.

Nr. 1 ist eine in blühender Sprache geschriebene Rede, in welcher es nach einer -körnigen Einleitung heißt, daß der Versuch, Göthe's literarische Leistungen zu charakterisiren, als ein Unternehmen von unermeßlicher Ausdehnung von vornherein aufgegeben sei; der Redner sich dagegen nur die Aufgabe stelle, Göthe's sittlichen und politischen Charakter näher zu beleuchten, weil gerade darüber verschiedene und zum Theil sehr irrige Ansichten verbreitet wären. Hinsichtlich der moralischen Beurtheilung sagt der Redner, daß es im Grunde sehr gleichgültig sei, ob welthistorische Charaktere in ihrem Privatleben einzelne Flecke geduldet haben, die vor einer strengen, aber oft zu pedantischen Moral nicht bestehen können; daß überhaupt ohne Schwächen im Charakter ein Kampf, wie der, welcher zur sittlichen Reinigung führen muß, undenkbar ist, und die Fehltritte der Menschen nur ein Bruchtheil von der zahllosen Menge widerstrebender Erscheinungen in der kunstvollen Ordnung des Weltalls. Ueber Göthe's politische Stellung äußert der Redner, daß bei der Universalität des Strebens und der Fähigkeiten Göthe's die Ereignisse der Gegenwart ihn bloß als historische Begebnisse interessiren; daß er als echter Künstler, in irgend einen poetischen Stoff vertieft, alle Tagesereignisse aus gemächlicher Vogelperspective vorbei rollen sieht, und schließt mit der launigen Wendung, daß Göthe allerdings ein großer Politiker, namentlich ein großer Minister des Innern gewesen, weil Niemand die Verwaltung und Leitung des eignen Ich besser verstanden habe, als er.

Nr. 2. Der Titel muß die Vermuthung geben, als beschäftige sich der Verf. mit der Lösung einer der berüchtigten blauen Fragen: wo bei der Himmelsfahrt Christi die Gewänder geblieben seien? u. dgl.; denn in ihre Zahl würden wir förmlich eine Abmessung der Dichtergrößen und Bestimmung derselben nach Comparativ und Superlativ setzen. Aber gleich der erste Satz der Einleitung belehrt uns, daß der Verf. weit davon entfernt ist, uns in seiner Abhandlung eine Elle zu reichen, mit der wir messen sollen, denn er sagt: ein Denkender wird durch kein Argument überführt werden können, daß es nothwendig einer von Beiden ist, weil der Streit in höherer Instanz, der Natur der Sache nach, nicht entschieden werden kann; vielmehr will er durch seine Untersuchung über eine Streitfrage, deren Dasein und wiederholtes Auftauchen nicht geleugnet werden kann, dazu beitragen, daß sich die Jugend hüte und frei erhalte von einem entscheidenden und absprechenden Urtheile über wichtige Dinge und hervorragende Menschen. Der Verf. hat zu diesem Zweck

ein von großer Belesenheit zeugendes Material nach folgenden Gesichtspunkten geordnet und in Zusammenhang gebracht: 1) Ist der Streit zulässig, ob Schiller oder Göthe der größere Dichter sei? 2) Schiller's und Göthe's verschiedene Natur. 3) Schiller's Eigenthümlichkeit im Vergleich mit Göthe. 4) Bekanntschaft und Verbindung Göthe's und Schiller's und ihr gegenseitiges Verhältniß. 5) Schiller war ein großer Mensch. 6) Schiller's Ernst — Vielseitigkeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit. 7) Schiller als denkender Künstler. 8) Schillers Natur im Streit mit seinen ästhetischen Prinzipien. 9) Schiller kennt die Welt nur aus Büchern. Folge davon. 10) Schiller's und Göthe's Publikum und Grund der Vorliebe für den Einen oder den Andern. 11) Schiller der Dichter der Frauen und der Deutschen. 12) Charakter der Gedichte Schiller's. Lyrische Gedichte. 13) Schiller's dramatische Dichtungen. 14) Schiller und Göthe sind nicht politische Dichter und wollten nicht patriotische Dichter sein. 15) Schiller ist unbewußt patriotischer Dichter. 16) Würdigung beider Dichter. Wir müssen uns darauf beschränken, den Inhalt anzugeben, ohne ihn zu discutiren, da jeder Abschnitt eine eigne Abhandlung veranlassen müßte und doch den Gegenstand nicht erschöpfen könnte. Als Resultat aus der gelehrten und interessanten Untersuchung erscheint uns folgende Stelle: „Demnach sind die Wirkungen beider Dichter sehr auseinandergehend. Göthe ist für contemplative, Schiller für thätige Menschen; jener gehört einem in ruhigem Glücke sich pflegenden, dieser einem von sittlichen und politischen Ideen bewegten Zeitalter an. Bei Göthe prägt sich der freundliche Bestand der Dinge und ein freies menschliches Dasein ab; in Schiller's Dichtungen stellt sich uns ein Werden und rastloses Ringen dar. Göthe ist die Behaglichkeit, Schiller der Fortschritt." Daß übrigens der Verf. sich subjectiv mehr zu Schiller neigt, ist eben so unverkennbar, als daß seine Schrift eben so wohl zur Schiller-, als zur Götheliteratur gehört.

Kruse.

Beobachtungen über die deutsche Dichtersprache. Erster Theil. Von Fr. Ad. Wagler. Progr. des Gymn. zu Luckau. 1850.

Dieses werthvolle Progr. handelt hauptsächlich von der dichterischen Anwendung des Genitiv-Verhältnisses in Fällen, wo man nach den Regeln der Logik und des gewöhnlichen prosaischen Sprachgebrauches ganz andere grammatische Formen erwarten sollte. Der Dichter macht nämlich das, was in einer logischen Begriffsverbindung als Attribut, als untergeordnete Vorstellung erscheint, oft zum Hauptbegriff und führt den eigentlichen Hauptbegriff als untergeordnete Vorstellung hinzu, wodurch die ganze Begriffsreihe einen geistigeren Charakter erhält. Hier werden mehrere Fälle unterschieden: 1) Der Genitiv enthält den eigentlichen Hauptbegriff und das im Nominativ oder einem andern Casus hinzugefügte Substantiv steht für ein Adjectiv und zwar hat entweder keines der beiden Substantive einen adjectivischen Zusatz (z. B. Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold) oder die in ein Substantiv verwandelte Eigenschaft hat noch einen adjectivischen Zusatz erhalten („König Rudolfs heilige Macht") oder ein adjectivischer Zusatz ist zum Genitiv getreten („es wecket der dunkeln Gefühle Macht") oder die beiden letzten Fälle finden sich vereinigt („der glatten Pferde wohlgenährte Zucht ist von den Bergen glücklich heimgebracht"). 2) Der Genitiv ist wiederum Hauptbegriff, die beiden Substantive stehen zu einander in dem Verhältniß einer Opposition („den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen; ich gürte mir den blanken Schmuck der Waffen um"). 3) Der Genitiv enthält den Hauptbegriff, der ganze Ausdruck aber einen angedeuteten Vergleich („kehrt zu den heimischen Gestaden der Schiffe mastenreicher Wald"). 4) Der ganze Ausdruck steht für ein zusammengesetztes Hauptwort („in des Dammes tiefer Grube" = in der tiefen Erdgrube). 5) Der Genitiv vertritt die Stelle eines Verhältnißwortes

(„er selber vergnüget noch weiter des Jagens Begier“). Diese einzelnen Anwendungen der Genitivverbindung betrachtet der Verf. nicht bloß genauer, sondern sucht namentlich, und darin besteht der vorzügliche Werth der Schrift, dieselben durch eine außerordentlich reiche Anzahl von Beispielen ausschließlich aus Schillers lyrischen und dramatischen Gedichten klar zu machen. **Hölscher.**

Notices sur la vie et les ouvrages de Jean Froissart, le grand Chroniqueur du XIV. siècle. Von Dr. H. Lucas. Progr. des Friedr. Wilh. Gym. v. Köln. 1849.

Nach einer kurzen Schilderung der Entwickelung, welche die älteste Poesie und Prosa in Frankreich gehabt, deutet der Verf. den großen Werth der alten Chronisten an, der ihnen für die Geschichte rücksichtlich der Sprache sowohl, als auch des Inhalts mit Recht zuerkannt wird. Die Leistungen von Villehardouin und Joinville werden gewürdigt, und Hr. L. wendet sich dann zu dem berühmten Verf. der „Chroniques qui traitent des merveilles emprises, nobles aventures et faits d'armes, avenues en son temps, Angleterre, Brétaigne, Bourgogne, Escosse, Espaigne, Portingal et ès autres parties!“ Es wird hiernach sogleich die Bemerkung vorausgeschickt, daß die meisten Biographen Froissart's vergessen zu haben scheinen, daß er zugleich ein Dichter gewesen, woraus sich Vieles in seinem Charakter erklären und entschuldigen lasse. Die Lebensbeschreibung, welche freilich nichts Neues gerade enthält, ist sehr anschaulich dargestellt und mit zweckmäßigen Citaten begleitet; wir erfahren schließlich, daß Fr. eine entschiedene Vorliebe für das Feudalwesen hegte, welches er für die beste Staatsform hielt, und daß seine durch das Studium der Ritterromane erregte Phantasie sich vorzugsweise den Waffenthaten, Turnieren und großen Festlichkeiten zuwendete. Bei seiner Begeisterung für „li Mestiers Gens“ war er gleichsam eine schöne Reminiscenz aus der Zeit der Trouvères und man thut ihm Unrecht, wenn man, wie Villemain u. A., ihn als einen leichtsinnigen Bonvivant betrachtet. Bei dieser Gelegenheit unterstützt Hr. L. die schon von Nisard ausgesprochene Vermuthung, daß die liebende Espinette, die Dame seines Herzens, nur ein Gebilde seiner Phantasie gewesen und daß überhaupt das ganze Werk nur als eine Nachahmung des Roman de la Rose anzusehen sei. In überzeugender Weise schützt Hr. L. das Verdienst und besonders den sittlichen Werth des Chronisten gegen die mehrfach vorgebrachte Behauptung, er sei nur ein lustiger Pfaffe gewesen, ein lockerer und galanter Sänger und guter Trinker, der wegen seiner vortrefflichen Erzählungen an Höfen und bei Rittern gern gesehen. Zur Beweisführung läßt er den Leser aus den praktischen Schöpfungen des Dichters seine Anschauungsweise und Denkungsart kennen lernen, und man muß dem Verf. beistimmen, daß mehre der mitgetheilten Proben eines Petrarca nicht unwürdig sein würden. — In dem Folgenden entwickelt die Abhandlung die Entstehung, den Umfang und Werth der Chroniken, welcher letztere bekanntlich von Einigen sehr hoch angeschlagen wird, während Andere nur mit ziemlicher Geringschätzung davon denken. Hält man nun auch nicht mit Leo, Barante u. A. die Chroniken für reine historische Wahrheit, so läßt sich ihnen dennoch eine gewisse Bedeutsamkeit nicht absprechen. F. schrieb nicht als Historiker, durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Aufgabe, vorsichtig in Benutzung seiner Quellen, und es fehlt überhaupt seinem Buche an einem eigentlichen Plane; er erzählte vielmehr aus innerem Drange und ohne Zweifel in der Absicht, Alles wahrheitsgetreu darzustellen. Aber einestheils fehlte es ihm an der nöthigen Bildung, anderntheils veranlaßte ihn sein poetisches Talent häufig nur die Oberfläche in's Auge zu fassen und verhinderte ihn dadurch, mancher Sache recht auf den Grund zu kommen. Daraus erklären sich die vielen Einzelheiten und langweiligen Bagatellen, während man wahrhaft charakteristische Züge und eine Spur von Pragmatismus bei ihm nur vergebens sucht. **Hg.**

Miscellen.

Von unserem geehrten Mitarbeiter, Herrn W. Odell Elwell in Bristol erhalten wir eine kurze Mittheilung über zwei neue bedeutende Erscheinungen der englischen Literatur, welche gewiß vielen unserer Leser interessant sein wird.

Festus, a poem, by Philip James Bailey.

The Princess, a medly by Alfred Tennyson.

The appearance of two such remarkable books as the above seems to demand for the readers of the Archiv a special notice and a general consideration of the new school of English poetry to which their two authors belong. With the close of the last century there sprung up a new feeling in English poetry, which was studied as such by the principal authors who distinguished the commencement of this by Bowles, lately deceased, Coleridge and Southey, and greatest in many points of view Wordsworth. The latter died on the 23. April being the anniversary of Shakspeare's birthday.

The peculiar distinction of this new view of art may be summed in a very few words as follows. — The familiar is the truest sphere of poetry, because it is the most universal and therefore cannot be common. The real leaders of the movement were Cowper and Burns. Cowper, the most popular of all our bards, because he is the poet of the family circle, whose elegancies the father, if a scholar, delights in, while his Keen Satiric wit never oversteps the bounds of modesty and so fits him to sharpen the intellects of children for the active world, and while his strong poetical feeling warms and animates the most universal feelings of family life, the love of relatives, homelife, homescenery, religion and patriotism. Burns, singing to national airs and in a national dialect his rural loves, his drinking bouts, a haggis (a Scotch dish) a little mouse, a daisy, country superstitions and suddenly by the power with which he did it making Lowland Scotch into a literary language, an atchievement in this Kind like Luther's for German or Boccacio's for Italian. Bowles, Coleridge, Southey, Scott, Wordsworth, followed this up in many of its best senses but each with a peculiar characteristic of his own. Bowles restudied and refamiliarized the sonnet, Coleridge renewed and adapted to our age the old balladstyle (Ancient Mariner) and the minstrel versification (Christabel): Southey formed totally new combinations and loved an old legend especially if he found it in a book, so you find him versifying Rhine stories as that of Rats'tower Rattenthurm, but his peculiar work is in the mode of versification adopted in Thalaba and the Curse of Kehama. Scott republished old ballads and wrote tales in verse on old Scotch legends. But all these men united in one common piece of Egotism and setting themselves up against the past, the all scorned Pope; and indeed Bowles who published an edition of him, tries to place him in a second rank of poets, which made Byron write of him as one

„Who did for hate what Mallet did for hire."

Byron and Shelley were both under the influence of this new direction of thought, but Byron reluctantly and Shelley in pure Catholicism of poetic feeling, without either struggling for or against the past. But Wordsworth aspired to the greatest rank in the new school by the extravagant declaration on one hand that the language of poetry and prose was essentially one and the same, and by a studied neglect of the ordiniary resources and partly by attempting to give to his writings the authority of a moral force, as though he could judge of the true uses and aims of human existence.

This is the characteristic of the ‚Excursion‘. So Coleridge calls him a „Spectator ab extra“ and declares that if he quits this position, it is to his own and the world's loss. Few poets have written more that will be always quoted, and few so much that will be rarely read. The marking his carier, his residence in Germany, his desire to stand well with all parties, to be religious with the religious and philosophical with the philosophical threw Coleridge on Kant, Fichte and Schelling, and on an adaptation of their methaphysics to popular theology and when he died and indeed still, I believe, he was regarded as the Christian philosopher of England. This brings us round to Festus. Here is a poem philosophical in substance, dramatic in form, religious in aim, full of first rate love and drinking songs, based on the very largest poetical attainments we have met with since the days of the old dramatists, and with all greater than Coleridge because he enters the theological sphere as a poet, and more human than Wordsworth because he does not stand and judge ab extra, but works from within out of the most universal and individual passions.

Festus opens like Faust, with a chorus of angels before the throne of God and the appearance of the Evil one demanding liberty to tempt the mortal. But Bailey's Spirit of Evil is Lucifer the son of the morning, and consequently the temptation is through all the higher and nobler things of human life and intellect. According the man and the Spirit first meet in the hours of communing with nature, and drawing thence lessons for the future, Festus loq.:

The lakelet now, no longer vex'd with gusts
Replausen her breast the pictur'd moon
Pearl'd round with stars. Sweet imag'd scene of time
To come, perchance, when this vain life vérspent,
Earth may some purer being's presence bear; etc.

In this mood Lucifer offers to lead him into the interiors of truth, and there is to be his temptation. Consequently, every scene is only the occasion of a discourse on truth, in some shape or other where bright error and longing aspirations for the best clash confound and keep both heart and intellect in suspense. This effect is aided by the variety of the scenes E. G. A Mountain, Sunrise. — A Country-town, Market place, Noon. — Here, by the way, Lucifer preaches a long Sermon. Then Alcove and Garden — a love scene — in which Festus calls down the spirit of a star to satisfy the wishes of Clara.

When the Spirit departs Clara departs too and Festus speaks

'They are gone,
The heavenly and the earthly; Ialone
Like a cold column in the sunshine stand
Projecting darkness. Only love makes live.
Oh! why was woman made so fair? or man
So weak as to see that more than one has beauty?
It is impossible to love but one,
And yet I dare not love thee as I could;
For all that the heart most longs for and deserves,
Passes the soonest and most utterly.
The moral of the great world's fable, life.
All we enjoy seems given to deceive
Or may be undeceive us; who cares which?
And when the sum is done and we have prov'd it,
Why work it over and over still again?'

This is equal to anything of the kind in Byron, and in this mood Lucifer is again at his side. The next Scene is a ride through the air on a hip-

pogrif or winged steed — then A village Feast, Evening: In which there are two splendid songs, and the Parson Farmer, Student and the very boys join the talk with the pair. Indeed this Scene alone is a complete poem of about 20 well printed pages, and exhibits poetical learning and power never equalled since Shelley's death. Next Scene Centre. then A ruined temple, where Festus worships in all his intellectual power, then The Air; then, The Planet Venus, there Festus meets Angela his love taken away by death ere the poem commences, who makes him promise to return to her, in that heavenly world, at his death. They part, and she says,

Angela: Farewell! I love thee, and will oft be with thee
Lucifer: I like earth more than this: I rather love
A splendid failing than a petty good;
Even as the thunderbolt, whose course is downwards,
Is nobler far than any fire which soars.
Festus I am determin'd to be good again —
Again? When was I otherwise than ill?
Does not sin pour from my soul like dew from earth,
And, vapouring up before the face of God,
Congregate there in clouds between Heaven and me!

I wish that I could leap from off this star,
And dash my soul to atoms like a glass. —
The next Scene is Alorge Party and Entertainment,

Festus. Ladies and Others. This is passed in dancing, drinking and singing, with the conversation thence arising.

Helen sings:
Oh! love is like the rose,
And a month it may not see,
Ere it withers where it grows —
Rosalie! —
I lov'd thee from afar;
Oh! my heart was lift to thee,
Like a glass up to a star —
Rosalie!
Thine eye was glass'd in mine
As the moon is in the sea,
And its shine was on the brine, —
Rosalie!
The rose hath lost its red,
And the star is in the sea,
And the briny tear is shed, —
Rosalie!

Charles sings:
Friend of my heart! away with care,
And sing, and dance, and laugh;
To love, and to the favorite fair,
The wine-cup ever quaff.
Oh! drink to the lovely! whatever they are,
Though fair as snow — as light;
For whether or falling or fix'd the star,
They both are heavenly bright.
Out upon Care! he shall not stay
Within a heart like thine;
There's nought in heaven or earth can weigh
Down youth, and love, and wine.

Then drink with the merry! though we must die,
Like beauty's tear we'll fall;
We have liv'd in the light of a lov'd one's eye,
And to live, love, and die is all.

Thus far I have enumerated the Scenes to give an idea how general yea universal and genial is the trial Festus undergoes. To continue would be wearisome; for we are not half through the poem. In the latter part we find as Scene 1. The millenial Earth, — Hades. The Heaven of Heavens, and Festus is received into glory and Luciferis pardoned; for the author is what we call a Universalist. This Sketch will show that there is no imitation of Goethe here, and it remains only for me to say that all the Critics and Poets are agreed in considering the poem one of the very first works of our age. It is literally sown over with beauties.

Sketch of „the Princess.“ Sir Walter Vivian has thrown open his park and grounds to the Institute for instructing the lower classes, and at the same time, the poet reading some old book of chivalry is called out to the Abbey ruin standing in the grounds, where he meets his fellow collegians 6 in number, and there ensues a wild talk of chivalry, and college life, and of the rights of women to more equality with men and consequently a more scientific education. After some badinage it is agreed, that the Baronet's daughter, who says all the difference of the sexes is in education, shall personate a Princess, and then each of the 7 Collegiates in his turn shall relate her history as in the good old time; the poet of course finally gathers up all together. So they begin and between each speaker or canto a song is sung by the ladies "Like linnets in the pauses of the wind.“ The Story is that the Princess in the olden time was betrothed while still an infant to a neighbouring prince, but becoming a bas bleu, would not marry but persuaded her father to give up to her a country palace, to found a university in it. The prince's father is willing to declare war for the bride, but the prince with two friends prefers going in disguise as a woman and getting entrance in this way. They are discovered and ejected but not till he on a geological excursion had saved the Princess' life. This ejection produces a bloody battle in which he is left for nearly dead, but the woman's heart in the Princess ordains the nursing of the wounded in her College, and she takes charge of the Prince. This brings about the Dénouement. Festus is the most wonderful, 'the Pricess' the most charming poem of our day.

Während in vielen franz. Zeitungen die Charlotte Corday, eine neue Tragödie Ponsard's außerordentlich angefeindet wird und man sogar behauptet, daß der Ruhm des Verfassers der Lucrèce in der Badewanne Marat's ertrunken sei, wird das neue Werk von andrer Seite außerordentlich gelobt. Wir können es uns nicht versagen, an dieser Stelle das Urtheil eines geachteten und sonst unparteiischen Blattes anzuführen.

Le silence que le crayon a imposé à la plume la semaine dernière nous a empêché de parler de Charlotte Corday. M. Ponsard nous a montré sur la scène française les grandes figures de la révolution. La tâche était dangereuse pour le poëte par ces temps de réaction. Il l'a remplie avec conscience et impartialité. Son œuvre est estimable et honnête sous tous les rapports; son vers sage, peut-être un peu trop sage, a offert néanmoins quelques beautés, et nous ne concevons pas la sévérité de certains feuilletons à son endroit. Lui ferait on un crime de n'avoir pas rendu hideux les personnages historiques qu'il a représentés? Somme toute, et quoi qu'on en dise, Charlotte Corday est digne de l'auteur de Lucrèce.

Unter dem Titel Théâtre de Schiller ist von X. Marmier eine neue Uebersetzung der Schiller'schen Dramen ins Französische, in zwei Bänden erschienen.

Thomas Carlyle.

Die Anschauungsweise und besonders der Styl Carlyle's ist auch in Deutschland sehr bekannt, und man darf sich nicht wundern, daß der berühmte Schriftsteller in seinem Vaterlande mit einer bedeutenden Opposition zu kämpfen hat, welche besonders seit der Herausgabe seiner Latter-day Pamphlets äußerst bissig geworden ist. Kürzlich brachte der Punch einen humoristischen Aufsatz über C.s sogenannte Sprachverderbung, welchen wir unsern Lesern im Auszuge mittheilen. Mr. Punch wird als Friedensrichter dargestellt, und C. erscheint als Angeklagter.

Yesterday a gentleman of the name of Thomas Carlyle was brought before Mr. Punch, charged with being unable to take care of his own literary reputation — a very first-rate reputation until a few months past — but now, in consequence of the reckless and alarming conduct of the accused, in a most dangerous condition; indeed, in the opinion of very competent authorities, fast sinking.

The office was crowded by many distinguished persons, all of them manifesting the most tender anxiety towards the accused; who, however, did not seem to feel the seriousness of his situation; but, on the contrary, with folded arms and determined expression of visage, called the worthy magistrate (Mr. Punch) a "windbag," a "serf of flunkeydom," and "an ape of the Dead Sea."

John Nokes, a policeman with a literary turn, proved that he had long known the doings of the accused. Witness first became acquainted with him through his "Life of Schiller," a work done in the very best and decentest manner, in which no offence whatever was committed against the people's English; for he, John Nokes, had no idea, that English should be called either "king's" or "queen's," but emphatically "the people's English." Had since known the accused through "*Sartor Resartus*," "The French Revolution," "Past and Present," and "Oliver Cromwell." From time to time, as he went on, witness had marked with considerable anxiety, an increasing wildness, a daring eccentricity of manner in the doings of the accused, frequently observing that he delighted to crack and dislocate the joints of language, and to melt down and alloy sterling English into nothing better than German silver. Nevertheless, witness did not believe the reputation of the accused in any positive danger, until some three or four months back, when he detected him running wildly up and down the pages of "Fraser's Magazine," pelting all sorts of gibberish at the heads of Jamaica niggers — fantastically reproaching them for being "up to the ears, content in pumpkins, when they should work for sugar and spices" for their white masters—threatening them with the whip, and, in a word, dealing in language only dear to the heart—witness meant pockets—of Yankee slave-owners and Brazilian planters. Since then, witness had named his suspicions to several most respectable publishers, warning them to have an eye upon the offender.

Peter Williams, teacher at the Lamb-and-Flag Ragged School, deposed that he had purchased two numbers of a work by the accused, called "Latter-day Pamphlets." The first number appeared to him (witness) to develop rabid symptoms, — but in the second, in Model Prisons, there was nothing in it but barking and froth. (Here several passages were read that fully bore out the opinion of the witness; passages which created a melancholy sensation in court, many persons sighing deeply, and in more than one instance dropping "some natural tears.") — Witness did not believe it consistent with public safety that, in his present temper, the ac-

cused should be trusted with pen-and-ink. If permitted the use of such dangerous weapons he would—until recovered from his present indisposition—inevitably inflict upon his reputation a mischief from which it could not recover. As it was, witness considered it far from safe.

Mr. Punch asked the accused if he had anything to say; whereupon accused, with a withering smile, replied:

"Preternatural Eternal Oceans"—"Inhuman Humanitarians"—"Eider-down Philanthropy"—"Wide-reverberating Cant"—"Work Sans Holiday"—"Three Cheers more, and Eternal, Inimitable, and Antipodean Fraternity"—"Pumpkingdom, Flunkeydom, Foolscapdom, and Pen-and-Inkdom!"

Mr. Punch observed, this was a melancholy case. He could not release the accused unless upon good and sufficient surety. Whereupon two gentlemen—publishers of the first respectability—declared themselves willing to be bound, that the accused should not, until in a more healthful frame of mind, be allowed the use of paper and goosequills.

It is believed that if accused again offend, the whole body of publishers will insist upon his compulsory silence. Let us, however, hope better things.

Sonnet von Rückert.

"Sweet Spring is here!" I heard men say and sing;
Then I went forth to seek where he might be:
I found the birds on every bush and tree,
But nowhere could I find my darling, Spring.
Birds hummed, the bees they sang, but everything
They sang, they hummed, was sad as sad could be:
Rills gushed, but all their waves were tears to me,
Suns laughed, no joy to me their look could bring
Nor of my darling could I find a trace,
Till with my pilgrim-staff I took my way
To a well-known, but long-forgotten place;
And there I found him, Spring; near where she lay,
He sat a beauteous boy, with tearful face,
Like one who weeps above a mother's clay.

Die neueste amerikanische Literatur bringt uns von dem bekannten Talvi ein für Sprachforscher höchst beachtenswerthes Werk unter dem Titel: Historical view of the languages and literature of the Slavic nations; with a sketch of their popular poetry. New York. Putnam. Das Werk, welches von Dr. Robinson in einem sehr interessanten Vorworte eingeführt ist, zerfällt in folgende vier Theile: The History of the old or church Slavic Language and Literature; the Eastern Slavi; Western Slavi; Sketch of the popular poetry of the Slavic nations, und der letztere Theil erstreckt sich von der ältesten Mythologie dieser sich immer weiter ausdehnenden Völkermasse bis auf die Schriftsteller der Gegenwart. Zu den angenehmsten Eigenthümlichkeiten des Werkes verdienen die von dem Verfasser gegebenen Uebersetzungen gerechnet zu werden, welche sich durch Lieblichkeit, poetischen Schwung, dann wieder durch Einfachheit und Klarheit die Bewunderung der Leser erwerben müssen. Ref. kann es sich nicht versagen, eine Probe davon mitzutheilen.

Flying came a pair of coal-black ravens.
Far away from the broad field of Mishar,
Far from Shabatz, from the high white fortress;

Bloody were their beaks unto the eyelids,
Bloody were their talons to the ankles;
And they flew along the fertile Matschva
Waded quickly through the billowy Drina,
Journeyed onward through the honored Bosnia
Lighting down upon the hateful border,
'Midst within the accursed town of Vakup,
On the dwelling of the captain Kulin;
Lighting down and croaking as they lighted.

Ebenso anziehend ist folgende kleine rührende Ballade.

The orphan's lament.

"Far more unhappy in the world am I,
Than on the meadow the bird that doth fly.

"Little bird merrily flits to and fro,
Sings its sweet carol upon the green bough.

"I, alas, wander wherever I will
Every where I am desolate still!

"No one befriends me, wherever I go
But my own heart full of sorrow and woe!

"Cease thy grief, oh my heart, full of grief,
Soon will a time come that giveth the relief.

"Never misfortune has struck me so hard,
But I ere long again better have fared.

"God of all else in the world has enough;
Why not then widows and orphans enough."

Von Goethe's „Wahrheit und Dichtung" ist soeben unter dem Titel: "Truth and poetry from my own Life of Goethe. Edited by Parke Godwin. 2 vols" bei Putnam in New-York eine neue Ausgabe der trefflichen Uebersetzung erschienen. J. Oxenford in London, welcher sich bereits früher durch den unwürdigen literarischen Raub bekannt gemacht hat, den er an dem hochverdienten Lexikographen Flügel in Leipzig beging, hat sich nicht entblödet, in ganz gleicher Weise bei einer vor Kurzem unter seinem Namen herausgekommenen Uebersetzung von Goethe's „Wahrheit und Dichtung" die Arbeit des Herrn Godwin zu plündern und sich dabei das Ansehen zu geben, statt der amerikanischen Arbeit — die er nicht gut unerwähnt lassen konnte — eine treue und genießbare Uebersetzung dem englischen Leser zu bieten.

THE GRAVE.

[From the German of Stolberg.]

Life's day is hot and close: thy night,
O Grave! is balmy, cool, and light:
Like fading leaves, thy friendly breath
Wafts us to silent shades of death.

The moonlight falls — the night dew steals
O'er graves as well as flowery fields;

And there the tears of friendship gleam
In starry hope's celestial beam.

In her soft lap, both great and small,
Our Mother Earth receives us all;
O would we look her in the face,
We should not dread that last embrace.

C. T. B.

SPRING REST.

[From Uhland.]

LAY me not down in the gloomy ground,
Not underneath the green grave-mound!
But oh, if buried I must be,
Down in the deep grass bury me!

In grass and flowers I fain would lie,
With a low flute-tone wailing by,
And the bright spring-clouds overhead
Sailing along,—there make my bed.

C. T. B.

Nach dem soeben erschienenen Almanach der Pariser Universität besteht die Academie française gegenwärtig aus folgenden Mitgliedern:

Lacretelle. Baour-Lormian. Villemain. Droz. Brifaut. Filetz. Lebrun. Barante. Lamartine. Philippe de Ségur. Pongerville. Cousin. Viennet. Jay. Dupin. Tissot. Thiers. Eugène Scribe. Salvandy. Dupaty. Guizot. Mignet. Flourens. Molé. V. Hugo. Saint-Aulaire. Ancelot. Tocqueville. Pasquier. Patin. Saint-Marc-Girardin. Sainte-Beuve. P. Mérimée. Alfred de Vigny. Vitet. Rémusat. Empis. Ampère. Noailles. Saint-Priest. Secret. perpét. Villemain.

Warnung vor Pfuscherei.

Vor Unterzeichnetem liegt ein Büchelchen, welches zwar durch seine übersichtliche Darstellung des deütschen Schrift- und Bücherwesens, und durch den zweckmäßig eingerichteten Druck wohlthätig auf die Schuljugend wirkte, aber auch durch seine groben Irrthümer keinen geringen Schaden stiftete; es hat folgende Aufschrift: „Leitfaden zur Geschichte der deütschen Literatur von F. A. Pischon. 5. Auflage. Berlin, 1840. 8.“

Darin wird uns (auf der 16. u. 18. S.) ein Dichter des 13. Jh. vorgeführt, Namens „Meister Seppen von Eppishusen“, welcher das Eggenlied gedichtet haben soll. Diesen Missgriff verschuldete Wackernagel, bei welchem man liest: „Eggen-Liet d. Meister Seppen von Eppishusen“*). — Nun sollte man meinen, der Herausgeber eines deütschen Lesebuches**) besitze eine größere Quellenkenntniss (sowohl der alten Drucke, als auch der Handschrif-

*) Sieh: Altdeütsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel (Basel 1835. 4.), 825. Sp.

**) Denkmähler der deütschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt von

ten), daß er sich durch die Titelabkürzung eines Dritten nicht irreführen lasse. Dies war aber bei Hrn. Pischon leider nicht der Fall. — Mit dem vermeintlichen Dichter „Meister Seppen [d. h. Sepp] von Eppishusen" hat es übrigens folgende Bewandtniſs.

Der bekannte Freiherr Joseph von Laſsberg*) sandte im J. 1832 ein Büchelchen in die Welt, welchem er die Aufschrift gab:
„Heinrich von Linowe, Eggenliet. Durch Meister Seppen von Eppishusen. o. O. 8."

Der „Meister Sepp" ist Niemand anders, als er selbst: denn Joseph (italisch Giuseppe) heißt in ganz Süddeütschland Sepp oder Seppel. Es gibt auch in München einen aus Tölz gebürtigen Gelehrten, Namens Dr. Sepp. Damals hauste Laſsberg noch in dem Dorfe Eppishausen (bei Konstanz) †); jetzt wohnt er auf der alten Mersburg (am Bodensee). — Wenn endlich Wackernagel bei Anführung des Eggenliedes den vorgesetzten Heinrich von Linowe wegließ, und dadurch den Titel obigen Büchelchens zweideütig machte; so geschah es wohl deſshalb, weil ihm mit Andern dessen Verfasserschaft unbegründet schien. —

Obgleich sonst an Nachlässigkeiten und Irrthümern, besonders in Zahlen und Namen, in obigem Leitfaden kein Mangel ist (z. B. auf der 30. S. steht: „Grafen von Gehanegouve" st. Henegowe); so wollen wir sie doch nicht weiter rügen, in der sichern Voraussetzung, daß sie in den, unterdessen erfolgten 3 [oder 4?] neüen Auflagen sämmtlich getilgt sein werden.

F. A. Pischon, I.—IV. Th., Berlin 1838—1845. 8. (der IV. Th. geht bis zum J. 1770).

*) Am 10. April 1849 feierten 2 tübinger Professoren den 80. Geburtstag des genannten Freiherrn durch folgende Schrift: „Lieder Heinrich's Grafen von Wirtenberg, herausgegeben von W. Holland und A. Keller. Tübingen 1849. 8."

Ich besitze auch in Abschrift eine Urkunde v. J. 1371 (gegeben ze Wienn, an sand Margreten abent), worin der ersame Jans der Lasperger, die zeit hofmarschalh des hern Leuppolts, herzogen ze Österreich, auftritt; außen steht von gleichzeitiger Hand: „Litera Lazzperger." — Die Laſsberger stammen bekanntlich aus Östreich. Wo der Laßberg liege, und was das Wort bedeüte, konnt' ich biſs jetzt nicht sicher herausbringen; einen Markt d. N. besitzt das Stift Sankt-Florian.

†) Über die Bedeütung des Ortsnamens Eppishausen kann ich hier Nichts mittheilen, weil ich ihn noch niemals urkundlich fand. Aber Das kann ich behaubten, daß er mit Eppeshausen, wie das Volk sagt st. Etwashausen (Vorstadt von Kitzingen a. M.), Nichts zu schaffen hat, obgleich Maßmann an eine Verwandtschaft glaubte. Denn Etwashausen ist Verderbniſs aus urkundlichem Eptiſsinhuſen, wegen des dortigen Nonnenklosters.

München. Dr. K. Roth.

Eine kleine Broschüre, welche den Titel führt: Die Goethefeier des Auricher Gymnasiums (Aurich & Leer bei Praetorius & Seyde) gewährt ein anschauliches Bild von der Art und Weise, in welcher Hr. Direktor Rothert, der rüstige Kämpfer für das deutsche Gymnasium, Schulfeste anordnet, und verdient schon deshalb die Beachtung der Pädagogen überhaupt und der Lehrer des Deutschen insbesondere.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

G. W. Hopf, Ueber die Methode der deutschen Stylübungen in Mittelschulen. (Schmid. Fürth.) $^1/_4$ Thlr.

Lexicographie.

W. Taylor, English Synonymes discriminated. 4 s.

Grammatik.

Sandrini, Das Zeitwort der italien. Sprache. (Gerold. Wien.) $^2/_3$ Thlr.

Literatur.

H. Düntzer, Goethe's Faust 1. u. 2. Thl. vollständig erläutert. (Dyk, Leipzig.) $2^1/_3$ Thlr.

J. Diemer, Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrh. aufgefunden im Chorherrn-Stifte zu Vorau in der Steyermark. (K. K. Academ. d. Wissensch.) $3^1/_3$ Thlr.

Theroulde, La chanson de Roland. Texte critique accomp. d'une traduction, d'une introduction et de notes p. F. Génin. (Potier. Paris.)

A. Baron, Hist. abrégée de la lit. fr. depuis son origine jusqu'au XVII. siècle. II. éd. (Bruxelles.) 3 Thlr.

S. Deleuze, Etudes littéraires sur les écrivains français du XVII. et du XVIII. siècles. (Séguin. Montpellier.)

A. Geruzez, Cours de littérature rédigé d'après le programme pour le baccalauréat. 8. éd. (Delalain. Paris.) 4 fr.

Bazin, Vie de Molière, accompagnée de notes et précedée d'une notice p. Paulin Paris. (Treuttel & Würtz. Paris.)

Ph. Chasles, Etudes sur la littérature et les moeurs de l'Angleterre au XIX. siècle. (Treuttel & Würtz. Paris.) 3 fr. 50 c.

N. J. Halpin, The dramatic unities of Shakspeare; in a letter addressed to the Editor of Black's Edinburgh Magazine. 2 s. 6 d.

W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur. I. Abtheilung. (Schweighäuser. Basel.) $^5/_6$ Thlr.

Hilfsbücher.

Ph. Wackernagel, Edelsteine deutscher Dichtung u. Weisheit. Ein mittelhochdeutsches Lesebuch. (Heyder & Zimmer. Frankfurt.) $1^1/_3$ Thlr.

Th. Vernaleken, Deutsche Lesestücke als Grundlage für d. Unterr. in d. Sprache, Litteratur u. Stylistik. (Seidel. Wien.) 27 Ngr.

Morand, Nouvelle grammaire fr. composée sur le plan de celle de Lhomond et accompagnée d'un dictionn. des termes de grammaire. (Treuttel & Würtz. Paris.) 1 fr. 50 c.

J. B. Machat's franz. Sprachlehre. Herausgegeben v. G. Legat. (Lechner. Wien.) 2 Lfrgn. 1 Thlr.

Englische Conversations-Grammatik für Deutsche von Dr. Th. Gaspey. (Heidelberg bei Groos.) 1 Thlr.

